
DEUTSCHE
GEDENKHALLE


PREUSSEN
BAYERN
SACHSEN
WÜRTTEMBERG
BADEN
HESSEN
MECKLENBG·SCHWERIN
SACHSEN·WEIMAR
MECKLENBG·STRELITZ
OLDENBURG
BRAUNSCHWEIG
SACHSEN MEININGEN
SACHSEN·ALTENBURG


SACHSEN-KOBURG-GOTHA
ANHALT
SCHWARZBG: SOND.
SCHWARZBG: RUD.
WALDECK
REUSS ä.L.
REUSS j.L.
SCHAUMBURG-L.
LIPPE
LÜBECK
BREMEN
HAMBURG
ELSASS-L.

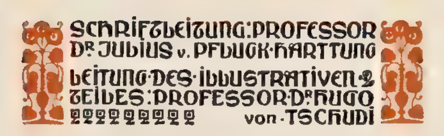



ALLERHÖCHSTER·PROTEKTOR:
SEINE·MAJESTÄT
WILHELM II.
DEUTSCHER·KAISER·UND
KÖNIG·VON·PREUSSEN

DEUTSCHE GEDENKHALLE

BILDER AUS DER VATERLAENDISCHEN GESCHICHTE





VERANSTALTET VON MAX HERZIG

BERLIN · LEIPZIG ·
VERLAGSANSTALT · VATERLAND
· G · M · B · H ·

BUCHSCHMUCK · VON:
HEINRICH · LEFLER ·
JOSEPH · URBAN ·
JOH · JOS · TAUTENHAYN ·
RUDOLF · VON · LARISCH
LUDWIG · HUJER ·

DRUCK · F · A · BROCKHAUS
· LEIPZIG ·





MAX KONER

WILHELM II., DEUTSCHER KAISER UND KÖNIG VON PREUSSEN

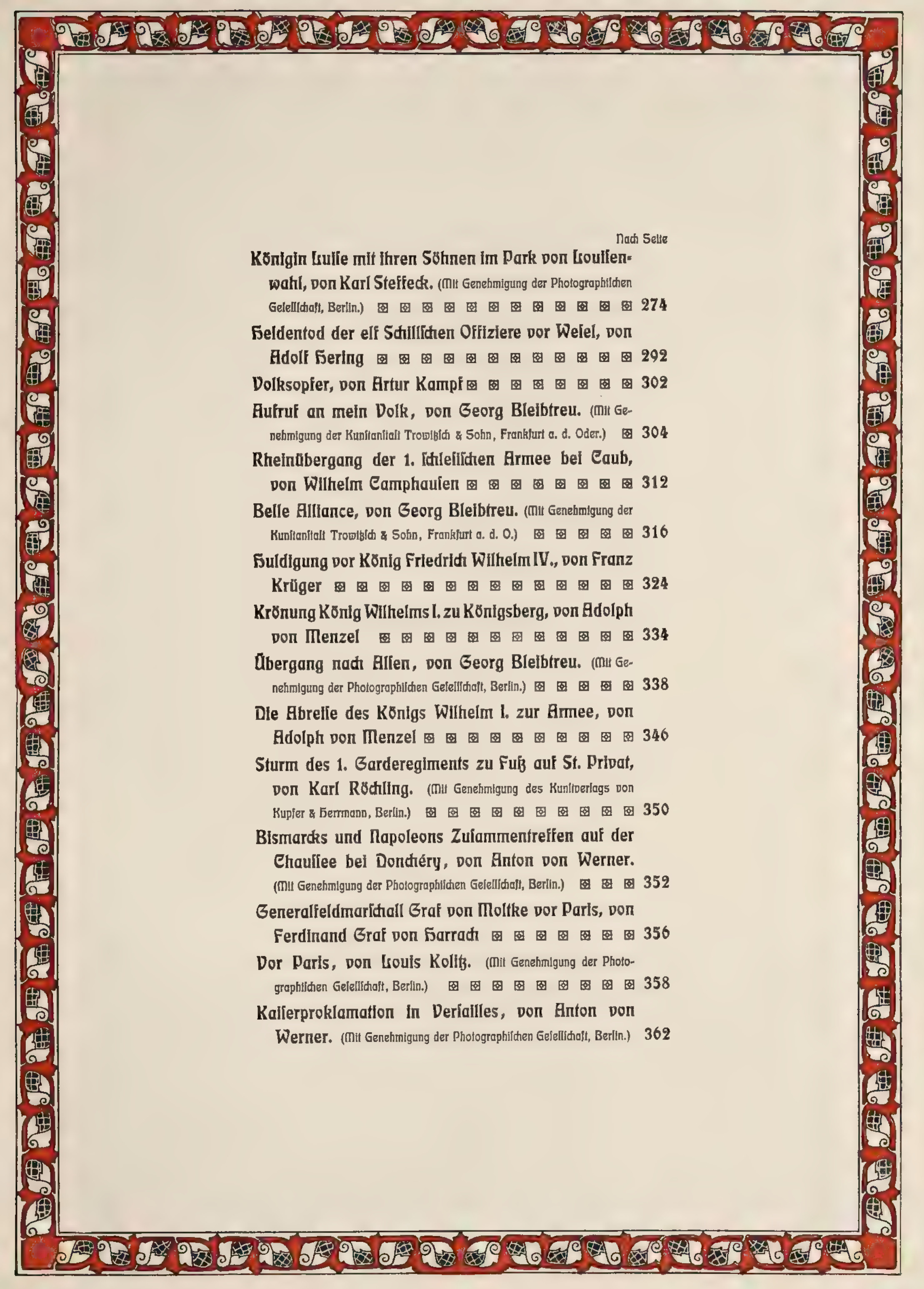

Deutsche Gedenkhalle

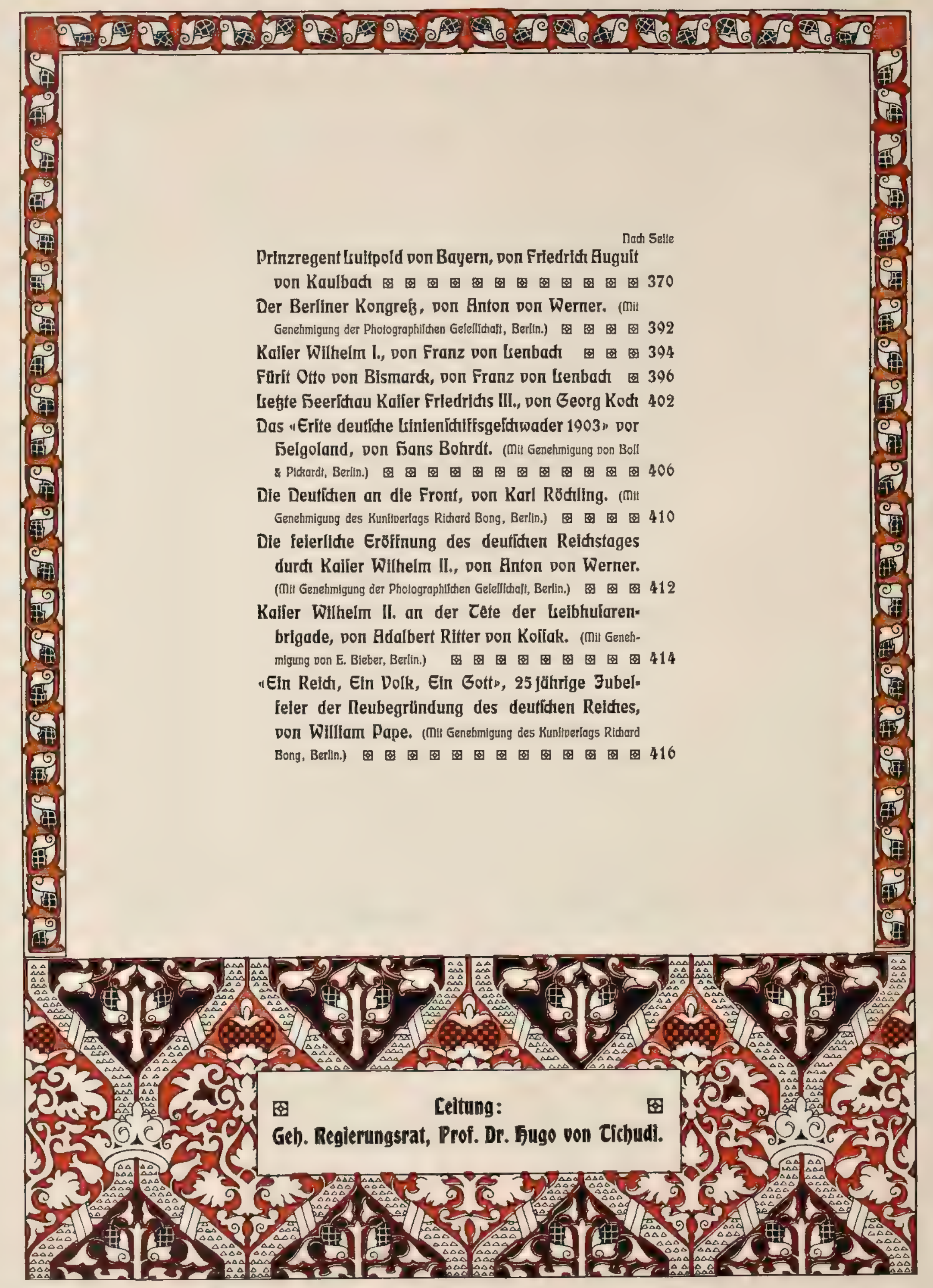
Inhaltsverzeichnis.



Schriftleitung:
Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung.

Kunstbeilagen.





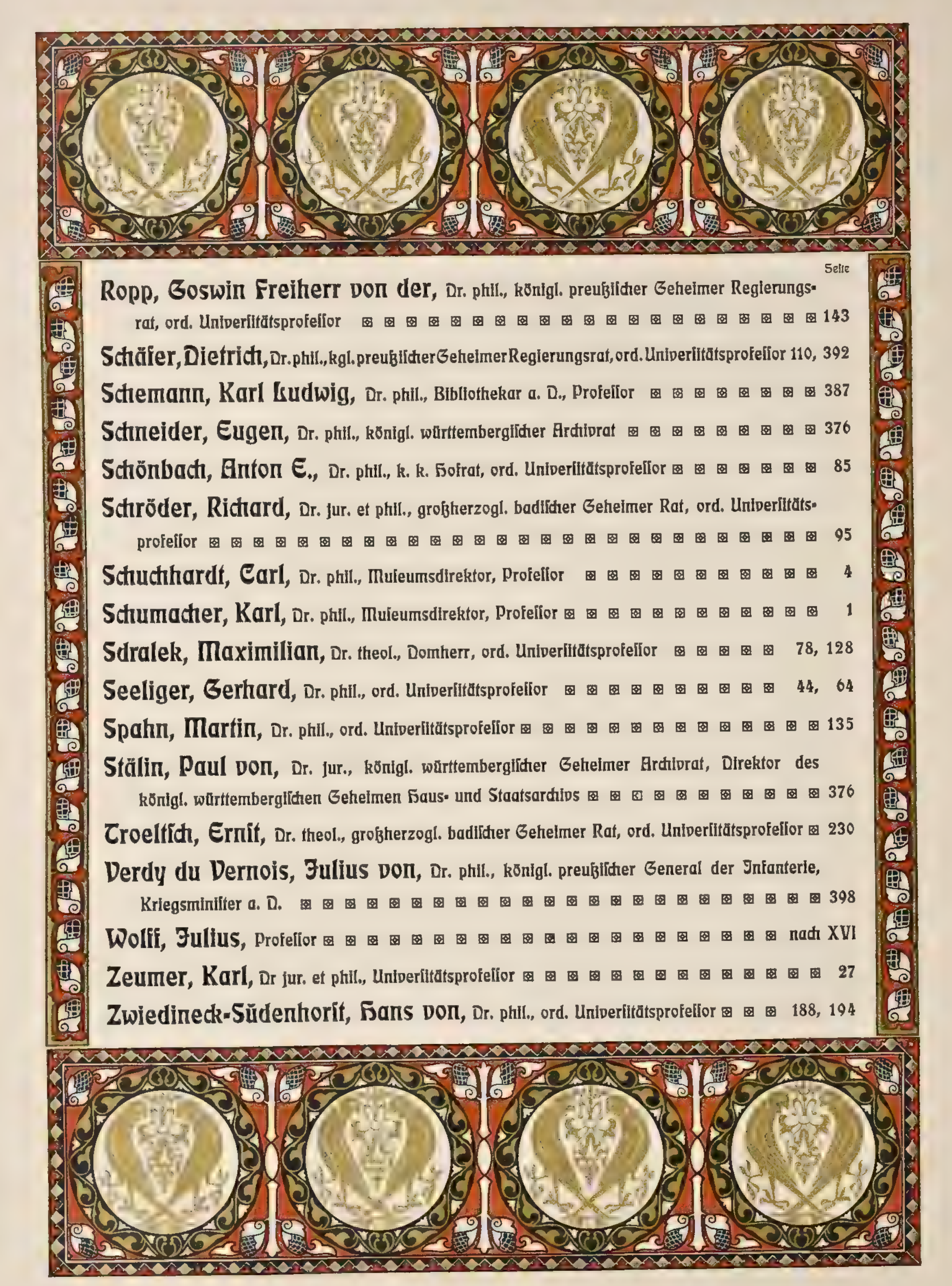
⊞ Leitung: ⊞

Geh. Regierungsrat, Prof. Dr. Hugo von Tschudi.



Literarische Mitarbeiter





GELEITSWORT

DER „DEUTSCHEN GEDENKHALLE“
GEWIDMET VON DES
KAISERS UND KÖNIGS MAJESTÄT
WILHELM II.


GOTT MIT UNS 18 70
GOTT MIT UNS 18 70
Was ist das Schwerste von allem?
Was dir das Leichteste dünket:
Mit den Augen zu sehen,
Was vor den Augen dir liegt.
Goethe.
Wilhelm I.R.
1. October. 1904



Deutsche Gedenkhalle.

Das deutsche Volk ist reich, fast überreich begabt, und doch voller Schwächen. Körperkräftig und geistesstark, gemütvoll und vielseitig, liebt es die Arbeit ohne die Waffen zu fürchten. Aber es fehlte ihm die Völkertreue, das feste staatliche Rückenmark, nur zu oft die Kraft und der Wille: das Ich, die Sippe, den Stamm der Gesamtheit, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen. Es erwies sich kleinlich und mißgünstig, übermütig und überschäumend im Glück, haltlos im Unglück, ohne Gleichmut der Seele; dann wieder erhob es sich zu Taten groß und gewaltig, zu einer Leidenschaft, einer Hingabe, einem Opfermute ohnegleichen, zu einer Wucht, die den Erdball erschütterte. Jahrhunderte dämmerte es fast gedankenlos dahin, und doch zählt es die ersten Geisteshelden zu den Seinen. Es vollbrachte den Sturz des römischen Weltreiches, aber nur, um mehr als die Hälfte seiner tatenfrohen Söhne zu verlieren, um siegend besiegt zu werden. Es errang die Kaiserkrone Roms und gestaltete sie zum Dornenkranze, an dem es selber und Italien sich verblutet haben. Es durchbrach die mittelalterliche Weltordnung und ging im dreißigjährigen Kriege durch seine Heldentat



staatlich zugrunde. Deutschland war schließlich nur noch ein geographischer Begriff, ohnmächtig, zerrissen, verarmt im Innern, im äußeren Bestande eingeengt und beraubt, verspottet, verachtet von den Nachbarn.

Da erhob sich aus seiner gefährlichsten Schwäche: seinem Triebe zur Sondergestaltung, die entscheidende Macht. Über den märkischen Kiefernwäldern begann ein bislang unbeachteter Aar zu kreisen, der seine Schwingen reckte, machtvoll und stark bis an die Grenzen des Reiches. Aus der Kleinstaaterei erwuchs ein Gebilde, welches zum Weltreiche wurde. Auf allen Meeren weht die deutsche Flagge, fern und nah erkämpft sich die deutsche Ware einen Ehrenplatz, überall arbeitet deutscher Verstand und deutscher Fleiß, werden deutsche Einrichtungen bewundert, beneidet, nachgeahmt. Und daheim bildet Deutschland das Herz Europas mit einem unternehmenden, kühngemuteten Volke, einem starken Staatswesen, einem mächtigen Kaisertum. In Kampf und Not erwachte sein Selbstvertrauen, mit Blut und Eisen erkämpfte es aus der Zwietracht die Einigkeit. Seine Armut verwandelte sich in Reichtum, die Verachtung der Nachbarn in Ansehen und Bewunderung.

So ist die deutsche Geschichte einzig in ihrer Art gewesen, und einzig in seiner Art ist auch dieses Werk, welches sie versinnbildlicht, welches der Inbegriff ist von



Deutschlands augenblicklichem Selbst, seiner inneren Höhe, seines äußeren Glanzes. Die «Deutsche Gedenkhalle» ist kein Buch gewöhnlicher Art, sondern hebt sich aus allen heraus und schuf sich selbst ihren Rahmen. Sie gibt keine landesübliche Darstellung in fortlaufender Erzählung, sondern Einzelschilderungen über Haupt- und Staatsaktionen, über Recht, Sitte, Kultur, Kunst und Wissenschaft, kurz die ganze reiche Lebensfülle des Daseins in Vergangenheit und Gegenwart; jeder Abschnitt besteht für sich und doch hängt er mit seiner Umgebung zusammen, alle liefern sie ein farbiges Gesamtbild. Demgemäß wurde jeder Einzelbeitrag sorgfältig ausgewählt, aber seine wahre Bedeutung, gleichsam seine Weihe erhielt er erst durch den Bearbeiter, welcher stets ein namhafter, meistens der namhafteste Fachmann ist: ein Gelehrter, der vorurteilslos zu forschen und in edler Wahrhaftigkeit darzustellen verstand. Das Buch bildet damit den Höhe- und Sammelpunkt der augenblicklichen Geschichtschreibung. Zu den Gelehrten gesellten sich die Künstler, dahingeschiedene und lebende. Sie schufen für das Auge, was ihre Gefährten dem Geiste erschlossen. Und weiter kam hinzu ein Buchschmuck, der kaum seinesgleichen findet, der die Größe des Gegenstandes auch groß und herrlich wiedergab. Jn dem Zusammenklange aller dieser Dinge beruht der unvergängliche Wert des



Werkes, erscheint es als literarisches Denkmal ersten Ranges, erhebt es sich zu einem Marksteine für Gegenwart und Zukunft.

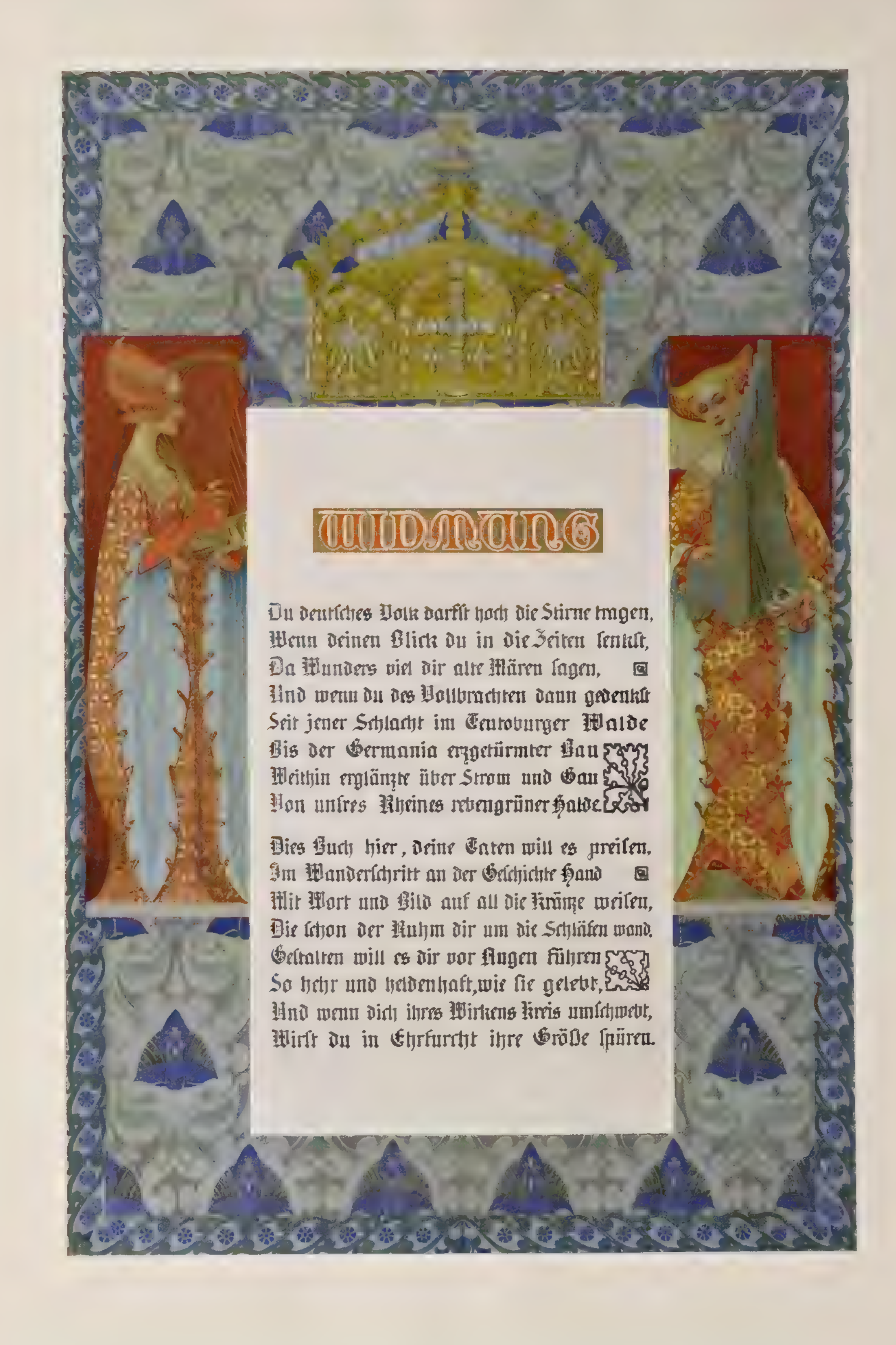
Ihren Ausdruck erhalten diese Tatsachen in der Teilnahme Seiner Majestät des Kaisers, der in einer Kabinetts-Ordre schrieb:

„Es ist Mir ein Bedürfnis Meiner Befriedigung Ausdruck zu geben, daß Ich das Protektorat über ein Werk habe übernehmen können, welches durch die Gediegenheit seines Inhalts und den vornehmen Geschmack seiner Ausstattung ein Denkmal deutscher Buchkunst genannt werden muß."

Voll tiefen Verständnisses für die Schwierigkeiten, die der gesamten Geschichtschreibung und diesem Buche im Besonderen anhaften, hat der Herrscher es sinnig mit den Worten unseres größten Dichters eingeleitet, daß es das Schwerste ist:

«Mit den Augen zu sehen,
Was vor den Augen dir liegt!»

J. v. Pflugk-Harttung.


WIDMUNG
Du deutsches Volk darfst hoch die Stirne tragen,
Wenn deinen Blick du in die Zeiten senkst,
Da Wunders viel dir alte Mären sagen,
Und wenn du des Vollbrachten dann gedenkst
Seit jener Schlacht im Teutoburger Walde
Bis der Germania erzgetürmter Bau
Weithin erglänzte über Strom und Gau
Von unsres Rheines rebengrüner Halde.
Dies Buch hier, deine Taten will es preisen,
Im Wanderschritt an der Geschichte Hand
Mit Wort und Bild auf all die Kränze weisen,
Die schon der Ruhm dir um die Schläfen wand.
Gestalten will es dir vor Augen führen
So hehr und heldenhaft, wie sie gelebt,
Und wenn dich ihres Wirkens Kreis umschwebt,
Wirst du in Ehrfurcht ihre Größe spüren.



Von Weltbegebenheiten wirst du lesen,
Von Krieg und Fehden, die man grimmig schlug,
Von Lehenstreue, stolzem Ritterwesen
Und welcher Stamm des Reiches Krone trug.
Der Franken Karl, der Sachsen Städtegründer,
Der Salier und der Staufer kühn Geschlecht,
Sie alle nennt die Chronika mit Recht
Der deutschen Macht Erkämpfer und Verkünder.

Doch war's nicht bloß des Schwertes trutzig Schalten,
Was unsrem Namen Wucht und Ansehn schuf,
Auch deutscher Kunst Aufblühen und Entfalten
Und deutsches Wissen mehrte seinen Ruf.
Der Sinne Lust begehrte nach dem Schönen,
Nach Gotterkenntnis ging der Seelen Drang,
Und am Portal zu Wittenberg erklang
Der Hammer Luthers laut wie Donnerdröhnen.

Ein halb Jahrtausend lenkt' am Donaustrande
Haus Habsburg staatsklug unsres Schicksals Lauf,
Dann aber schwangen aus dem märk'schen Sande
Die Hohenzollern sich zur Führung auf.
Sie schritten vorwärts stets auf ihrem Zuge
Von Sieg zu Sieg im eh'rnen Würfelspiel,
Der Volksgeist ahnte ihres Weges Ziel
Und folgte staunend ihres Genius Fluge.

Da wuchs mit ihnen Sehnsucht und Verlangen,
Wie Morgenrot erglüht am Himmelsraum,
Doch was wir hofften und wovon wir sangen, –
Das ganze Deutschland, ach! es blieb ein Traum,
Bis unsres Erbfeinds Hochmut lag vernichtet
Durch aller deutschen Stämme Waffentat
Und Kaiser Wilhelm und sein treuer Rat
Sturmfest das Reich uns wieder aufgerichtet. –

Das alles steht in diesem Buch geschrieben:
Nimm dir's, mein Volk, zu Herzen! der allein,
Der fähig ist, sein Vaterland zu lieben,
Ist wert, des Vaterlandes Sohn zu sein.
Bewahre dir der Eintracht Kraft und Segen,
Lass wehn dein Banner über Land und Meer,
Und niemals roste deine blanke Wehr!
Deutschland voran allzeit und allerwegen!

Julius Wolff.

Die alten Germanen.

Von Karl Schumacher.

Um zu beweisen, daß die Germanen von jeher in dem Lande gewohnt haben, in welchem sie von den Römern angetroffen wurden, sagt der römische Schriftsteller **Tacitus** in seiner im Jahre 98 n. Chr. verfaßten **Germania**: «wer sollte auch aus Asien, Afrika oder Italien nach Germanien streben, das häßlich in seiner Landschaft, rauh an Klima, traurig zu bebauen und anzuschauen ist für einen Jeden, dessen Vaterland es nicht gerade ist.» Und weiterhin schildert er Germanien als «ein Land, das im einzelnen zwar verschiedenartig sei, im allgemeinen aber von Urwäldern und Sümpfen starre, an Saaten ertragfähig, ohne Obstbäume, aber reich an Vieh, wenn auch unansehnlichem.» Wie das ganze Bild, welches Tacitus von dem Lande und Leben der Germanen entworfen hat, sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet, so enthalten auch vorstehende Bemerkungen manche treffliche Beobachtung. Andererseits sind sie aber auch nicht frei von Irrtum und Einseitigkeit. Einseitig ist ohne Zweifel das Urteil über das Klima und Aussehen des Landes, weil es von einem Sohne des milden Südens gefällt ist, der den Garten Italiens mit seinen üppigen Ackerfluren, weiten Gemüseflächen und herrlichen Obsthainen vor Augen hatte. Irrtümlich ist aber auch seine Ansicht über die Ureingesessenheit und gewissermaßen Geschichtslosigkeit der Germanen. Die Gewährsmänner des Tacitus und seines Vorgängers, des älteren Plinius, dessen 20 Bücher über die Geschichte der germanischen Kriege leider völlig verloren sind, die römischen Offiziere in den Rhein- und Donaukastellen, konnten zwar wertvolle Berichte über die augenblicklichen Zustände und Vorkommnisse bei den Germanen liefern, auch manches Geschehnis aus der jüngsten Vergangenheit, wie über die Kämpfe zwischen Germanen und Galliern, in Erfahrung bringen, allenfalls auch noch gewisse allgemeinere Rückschlüsse ziehen aus den Göttersagen und Heldenliedern, die nach Tacitus die einzige Art geschichtlicher Überlieferung und Darstellung bei den Germanen bildeten, — aber um tiefer einzudringen in die Geschichte und Vergangenheit dieses rauhen Volkes, dazu fehlte ihnen wohl nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Neigung. Wurden doch die Germanen überhaupt erst seit etwa 80 v. Chr. in der griechischen und römischen Literatur von den Galliern unterschieden und mit dem bei diesen gebräuchlichen Namen (Nachbarn? Streitmänner?) bezeichnet.

Über diese mangelhafte und einseitige Überlieferung der Griechen und Römer, deren ungünstige Darstellung unsere Anschauungen noch heute stark beeinflußt, ist unser Wissen über die alten Germanen erst in den letzten Jahrzehnten hinausgekommen, hauptsächlich durch **die Ergebnisse der Ausgrabungen.** Dem Spaten ist es gelungen, aus Moos und Schutt die Hinterlassenschaft jener Urzeiten selbst aufzudecken, Befestigungsanlagen, Wohnungen, Gräber, und so die sichersten Urkunden jener Vergangenheit zu erbringen. Sind wir auch noch nicht imstande, diese Dokumente nach allen Richtungen hin zu enträtseln und in geschichtlichem Sinne zu verwerten, so können wir doch schon jetzt eine Reihe von Tatsachen erkennen, welche die früheren Vorstellungen über die alten Germanen wesentlich berichtigen und erweitern.

Vor allem sehen wir jetzt klar, daß schon lange vor den Germanen Völker anderer Abstammung auf Germaniens Boden gesessen haben. So gut wie die Länder um das Mittelmeerbecken war auch Germanien zum mindesten schon von der Diluvialzeit an bewohnt, wie die **paläolithischen Höhlenfunde** längs des Rheines und der Donau, im Lahntal, in Thüringen, am Harz und anderwärts mit aller Sicherheit dartun. Auch in der **jüngeren Steinzeit**, die bis an das zweite Jahrtausend v. Chr. heranreicht, nahmen den größten Teil des spätern Germanien verschiedene nichtgermanische und zum Teil nicht einmal arische Völkerstämme ein, nur das Gebiet an der Ost- und Nordsee scheint schon in dieser frühen Periode von Germanen besetzt worden zu sein. Die Verbreitung der Germanen von da nach Süden geschah aber nur ganz allmählich. Noch um das Jahr 500 v. Chr. waren sie nicht über den Thüringer Wald vorgedrungen, um 100 v. Chr. noch nicht über den Main, und erst zu Cäsars Zeit erreichten sie den Oberrhein.

Während dieser langen Zeiträume war die Kultur der Germanen natürlich mannigfachen Veränderungen unterworfen, wie sie durch die Kulturwandlungen des gesamten mittleren Eu-

ropa bedingt waren. In der jüngeren Steinzeit war der Germane gekleidet in Tierfelle und Pelze und geschmückt mit Ringen, Anhängern und Zieraten aus Horn und Knochen, seltenen Steinen und Muscheln, Tierzähnen usw. Das Wild des Waldes wie seinen menschlichen Gegner erlegte er mit der Steinaxt und Holzkeule oder mit Spieß und Bogen aus gleichem Stoffe; seine häuslichen Arbeiten verrichtete er mit Äxten, Hämmern, Meißeln, Schlegeln, Hacken aus verschiedenartigem Gestein, mit Messern, Schabern, Bohrern, Sägen usw. meist aus Flint, dann Pfriemen, Ahlen, Nadeln aus Horn und Knochen. Den Zustand des nomadisierenden Jägers hatte er längst überwunden, er wohnte in geschlossenen Dorfgemeinschaften und trieb geregelten Ackerbau und Viehzucht. Die Herstellung der Geräte, vor allem die Gebilde der Töpferei mit ihrer eigenartigen Verzierungsweise, verraten ein ganz staunenswertes Geschick und schon einen gewissen Kunstsinn und Geschmack. Mit Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. erhielten sie aus den vorgeschritteneren Gegenden am östlichen Mittelmeerbecken Geräte aus Metall, zunächst von Kupfer und Bronze. Von nun ab bestand die Wehr der Männer aus Schwertern, Dolchen, Äxten, Lanzen, Pfeilspitzen aus Erz, gelegentlich begegnen sogar schon Helme und Schilde, und ebenso vermehrten und verbesserten sich die Geräte des täglichen Lebens, vor allem der Schmuck, für den sich die goldglänzende Bronze besonders eignete. Auch der Hausbau machte Fortschritte: es vervollkommneten sich die stroh- oder reisigüberdeckten Grubenhütten und die ebenerdigen Block- und Fachwerkhäuser, wie am deutlichsten die Totenurnen in Hausform lehren. Während in der Steinzeit die Toten in der Erde bestattet wurden, nicht selten in Steinkammern, welche gleichfalls die Form des damaligen Hauses nachahmten, wurden sie im Verlauf der Bronzezeit verbrannt und in Aschenurnen beigesetzt. Nach der Größe mancher dieser Urnenfriedhöfe zu schließen, dürften die Dörfer schon damals zum Teil recht beträchtlichen Umfang gehabt haben. Dieser Kulturzustand der reinen Bronzezeit dauerte bei den Germanen der norddeutschen Tiefebene bis in die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr., während bei den rätischen und gallischen Stämmen Süddeutschlands das Eisen schon längst seinen Einzug gehalten hatte. Von den Einflüssen dieser älteren Stufe der Eisenzeit, der sog. Hallstattperiode (ca. 1000—500 v. Chr.), war nördlich des Thüringer Waldes wenig zu verspüren. Erst die jüngere Eisenzeit, die sog. La Tène-Periode (ca. 500 bis Chr. Geburt) hat auch den Germanen Norddeutschlands allmählich das Eisen und die damit zusammenhängenden Errungenschaften höherer Zivilisation gebracht. Ihre äußere Kultur unterschied sich, von der größeren Dürftigkeit abgesehen, nunmehr wenig von derjenigen der Gallier.

Als nach dem Cimbern- und Teutonenzug die germanischen Volksmassen des Elbgebietes unter Ariovist und anderen Führern die bisherige Grenzscheide gegen die Gallier, das deutsche Mittelgebirge und die Mainlinie, überschritten und das Land von Böhmen bis zum Elsaß eroberten, und als bald auch am Mittel- und Unterrhein Germanen siegreich vordrangen, ergaben sich mannigfache Wechselbeziehungen zum römischen Reich und dessen überlegener Kultur. Eine Reihe von Stämmen, wie die Triboker bei Straßburg, die Nemeter bei Speier, die Vangionen bei Worms, die Bataver an der Rheinmündung, die Mattiaker bei Wiesbaden, ein Teil der Sueben im unteren Main- und Neckartal, die Hermunduren an der oberen Donau wurden entweder vollständig dem römischen Reiche einverleibt oder genötigt, zu diesem in ein Schutzverhältnis zu treten, und nahmen in beiden Fällen vieles von der römischen Zivilisation an. Selbst als die unter Kaiser Domitian begonnene Grenzsperre (limes) von Andernach am Rhein bis Regensburg an der Donau in schärferer Weise das Imperium Romanum und das freie Germanien schied, machten sich die westlichen Volksstämme des letzteren, wie die Chatten in Hessen, die Chauken zwischen Ems und Elbe, die Cherusker zwischen Weser und Elbe und manche andere die Vorteile römischer Zivilisation rasch zu Nutzen.

Wie sahen nun die Germanen zur Römerzeit aus? Wie waren sie bekleidet und bewaffnet? Wie wohnten sie? Auf solche Fragen geben uns ergiebigen Aufschluß die römischen Denkmäler, die Schriftstellernachrichten und die Ausgrabungsfunde selbst. Auf dem Siegesdenkmal des Augustus bei Adamklissi an der Donaumündung sehen wir germanische Bastarner dargestellt, welche, gewissermaßen als Vorläufer der Goten, zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. von der oberen Weichsel nach

der unteren Donau und dem Schwarzen Meer ausgewandert waren. Es sind hohe, breitschulterige Gestalten mit struppigem, in einen Knoten aufgebundenem Haupthaar, langem Bart, mit nacktem oder nur von einem kleinen Überwurf bedecktem Oberkörper, angetan mit einer engen, bis auf die Füße reichenden Hose, die durch einen Gürtel festgehalten wird; bewaffnet sind sie mit Lanzen und Krummschwertern. Auf der Siegessäule des Kaisers Marcus Aurelius finden wir Sueben, Langobarden und Markomannen vertreten, welche seit dem Einfall des Ariovist in Böhmen und dem Auszug des Marbod aus dem Dekumatenlande von Böhmen bis Regensburg an der Donau saßen. Es sind ähnliche Gestalten wie die des erstgenannten Denkmals, aber alle erscheinen schon reicher bekleidet, meist mit Obergewand und Mantel angetan, was wohl mit dem fortschreitenden Einfluß der nahen römischen Kultur zusammenhängt. Chatten und Sueben lernen wir namentlich durch die Grabsteine römischer Reiter bei den Rheinkastellen kennen, auf welchen der Römer über einen germanischen Gegner hinwegsprengend dargestellt ist. Es sind meist halbnackte, nur mit einem Mantel oder langen Hosen bekleidete Männer von ziemlich wildem Aussehen, die ganz der Taciteischen Schilderung entsprechen. «Als Hülle tragen alle einen Mantel, der durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, durch einen Dorn festgehalten wird, im übrigen sind sie unbekleidet, wenn sie so den ganzen Tag über am Herde oder Wachfeuer sitzen. Nur die Wohlhabenderen unterscheiden sich durch reichere Gewandung, die aber eng anliegt.» Auch die Behauptung dieses Schriftstellers, daß die Sueben und ihnen verwandte oder sie nachahmende Völker ihr Haupthaar auf der Seite oder auf dem Scheitel zu einem Knoten vereinigen, erfährt durch das Monument von Adamklissi und die rheinischen Grabsteine Bestätigung. Die Kleidung der germanischen Frauen unterschied sich nach Tacitus wenig von derjenigen der Männer, auch sie trugen enganliegende Oberkleider und Hosen, statt des Mantels öfters ein schleierartiges Umhängetuch. Und tatsächlich begegnet diese Tracht auf Münzen, welche Kaiser Domitian nach seinen Chattenkriegen mit der Umschrift Germania capta (devicta, subacta) prägen ließ, sowie auf einer interessanten Skulptur des Mainzer Museums, wogegen die Darstellungen der Marcus-Säule und anderer italisch-römischer Bildwerke weniger naturgetreu erscheinen, weil sie mehr von künstlerischer Tradition beeinflußt sind. Diese durch Denkmäler und Literaturberichte gegebenen Anhaltspunkte werden in erfreulicher Weise ergänzt durch die Bodenfunde selbst. Wie der trockene Sand Ägyptens nicht nur die Zeugen des Altertums aus Stein, Ton, Holz und Metall erhalten hat, sondern auch die Menschen selbst mit ihrer ganzen Tracht, so hat die Moorsäure der norddeutschen, dänischen und holländischen Torfmoore uns nicht bloß die Waffen, Geräte und den Schmuck von Germanen des 2.–4. Jahrhunderts n. Chr. gerettet, sondern auch diese selbst, wenn auch in mumifizierter Gestalt, noch angetan mit allen ihren Kleidungsstücken. So ist im Damendorfer Moor in Schleswig die Leiche eines jungen Germanen zum Vorschein gekommen, der einen Mantel aus Wolle in Dreigewebe, eine lange Hose aus gleichem Stoffe, einen Ledergürtel, zwei Fußbinden aus wollenem Köpergewebe und Schuhe aus behaarter Rindshaut trug. «An Körperkräften und Ausdauer» – schreibt ein Marinearzt – «ist der Mann den kräftigsten unter unseren heutigen Marineheizern und Matrosen-Artilleristen, welche ausgesucht starke Leute sind, weit überlegen gewesen.» Die Grabfunde lehren namentlich die Waffen und Schmucksachen der Germanen kennen, wenn sie auch durch den Leichenbrand nicht selten stark beschädigt sind. Sie zeigen uns, daß die Schwerter, und zwar Langschwerter (spata) wie bei den Galliern, nicht Kurzschwerter (gladius) wie bei den Römern, keineswegs so selten waren wie Tacitus behauptet, wenn auch die kleinen scharfen Lanzen (framea) augenscheinlich bevorzugt wurden.

Die Wohnungen der Germanen haben auf der Marcussäule, von einigen wenigen viereckigen Häusern abgesehen, die Form eines Bienenkorbs, wie auch die gallischen Hütten von den alten Autoren beschrieben werden; sie waren offenbar aus Stroh- und Flechtwerk. Daß aber neben diesen ebenerdigen Hütten auch Grubenwohnungen im Gebrauch waren, und zwar bei allen Germanen, beweisen sowohl die Schilderung des Tacitus wie die Ausgrabungen. Tacitus sagt, daß sie auch unterirdische Gruben anzulegen pflegten und mit vielem Mist zudeckten, als Zufluchtsstätte für den Winter und Aufbewahrungsort für die Früchte. In solchen unter-

irdischen Räumen wurde noch im Mittelalter, ja in manchen Gegenden bis in unsere Tage hinein von den Frauen gesponnen und gewoben (die sog. duncs, von Dünger). Die Wände der germanischen Lehmfachwerkhütten waren nicht selten durch allerlei Eindrücke und Linienwerk verziert, wie Tacitus berichtet und die Bodenfunde bestätigen. Die Hütten und umfriedigten Hofstätten lagen ziemlich weit auseinander, bildeten aber geschlossene Dorfgemeinschaften. Städte im Sinne der Römer gab es nicht. Die Ackerfelder waren, wenn auch zur Bewirtschaftung unter die Einzelnen verteilt, Eigentum der Gesamtheit. Sie wurden immer nur einige Jahre hintereinander zum Getreidebau verwendet und dann wieder eine Reihe von Jahren dem Graswuchs (d. h. der Viehweide) überlassen. Die Viehzucht spielte eine sehr große Rolle und machte den Besitz ausgedehnter Ländereien notwendig. Außer der Aufzucht von Großvieh blühte namentlich die Schweinezucht, auch Schafe und Ziegen sind nicht selten unter den Opfertieren der Grabbeigaben vertreten. Diese wilde Feldgraswirtschaft erklärt auch, warum die Germanen damals so leicht ihre Wohnsitze wechselten. Von den suebischen Völkerschaften berichtet z. B. Strabo, wenn auch wohl etwas übertreibend: «sie wechseln mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze, wegen der Spärlichkeit ihrer Lebensweise ..... Ihre Nahrung gewähren ihnen meistenteils die Herden, wie bei den Nomaden, weshalb sie auch wie jene alle ihre Habe auf Wagen packen und sich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt.»

Der Wanderlust der Germanen setzte zwar die Errichtung des Limes und die römische Rhein- und Donaulinie für lange Zeiten eine wirksame Schranke entgegen, aber auf die Dauer ließen sie sich nicht zurückhalten. Wie die Fluten eines hochgeschwollenen Sees über einen morsch gewordenen Schutzdamm, so brachen um die Mitte des dritten Jahrhunderts die neuen Völkerbünde der Alamannen und Franken schließlich über den Grenzwall vor, und zu Beginn des fünften Jahrhunderts hatten die Germanen die entferntesten Länder Europas, ja Nordafrika überschwemmt. Es begannen jene unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, die neue Stammverbände und Staatengebilde, neue Völkerberührungen und Völkermischungen brachte und die Germanen zu Herren eines großen Teils von Europa machte.

Römer und Germanen.

Von Carl Schuchhardt.

Schon gute hundert Jahre vor den Zeiten des Arminius und Varus hatten die Römer die erste Bekanntschaft mit den Germanen gemacht. Die Cimbern und Teutonen waren an der Nordgrenze Italiens erschienen und hatten durch stürmische Erfolge die stolze Roma in einen Schrecken versetzt, der ihr noch lange in den Gliedern zitterte.

Die Römer haben die jütische Halbinsel immer den cimbrischen Chersonnes genannt und nicht daran gezweifelt, daß die Cimbern und Teutonen von dort gekommen seien. Sie werden damit auch Recht haben, denn wenn heute unsere Wissenschaft schon im allgemeinen mehr und mehr dazu neigt, die Heimat der Germanen im Norden zu suchen und nicht mehr in der «Völkerwiege» am Himalaja, so sind ohne Zweifel in den Jahrhunderten um Christi Geburt die Küsten des deutschen Meeres und die Elblande das Bewegungszentrum gewesen für die germanischen Wellen, die die Grenzen des römischen Reiches zu überfluten strebten.

Dem Stoß der Cimbern und Teutonen sind bald weitere gefolgt. Cäsars Einmischung in Gallien war ja auch durch solche hervorgerufen. Am Oberrhein wies er den Ariovist zurück, ließ aber seine Völker zum guten Teil am linken Ufer als Grenzwacht sitzen. Am Niederrhein vernichtete er in grausamer Weise das Heer der Usipeter und Tenkterer. Am Mittelrhein ging er selber zweimal über den Fluß, um jedesmal in einem kurzen Zuge den Sigambrern wenigstens eine ernste Mahnung zu erteilen.

In der Zeit zwischen Cäsar und Augustus hat sich die Völkergrenze zwischen Germanen und Galliern schon im wesentlichen so festgesetzt, wie sie heute noch besteht. Augustus bemühte sich, zu dauerndem Frieden zu gelangen. Die Ubier, die auf das linke Rheinufer übernommen wurden und dort die erste deutsche Stadt, Köln, erbauten, schienen ihn zu verbürgen. Aber die Sigambrer machten wieder einen Strich durch die Rechnung. Die clades Lolliana, in der sie eine ganze Legion nahezu vernichteten, zeigte erschreckend die bleibende Gefahr.

Augustus ging jetzt mit großem Plane auf die Eroberung Germaniens, auf die Ver-

legung der Grenze vom Rhein an die Elbe aus. Seine beiden Stiefsöhne Tiberius und Drusus sollten die Sache ausführen und zwar in gemeinsamem Angriff, indem Tiberius über die Donau weg nach dem Main zu operierte, Drusus vom Rhein aus gegen die Weser und Elbe vorginge.

Von den Zügen des Tiberius wissen wir so gut wie nichts, von denen des Drusus wenigstens einiges. Seine Basis bildete der Rhein von Mainz über Wesel bis zum Zuidersee, und zwar wurden drei Ausgangs- und Stützpunkte für die Operationen hergerichtet: Mainz, von wo aus die Straße nordöstlich ins Chattenland führte; Vetera, von wo sie die Lippe hinauf gegen Brukterer, Sigambrer und Cherusker führte, und Flevum am Zuidersee im Bataverlande, von wo man zu Schiffe die Küsten der Friesen und Chauken und die tief ins Land dringenden Wasserstraßen der Ems, Weser und Elbe erreichen wollte.

Diese lange Basis wurde durch 50 Zwischenkastelle gesichert und vom Rhein in den Zuidersee der «Drususkanal» angelegt. Drusus hat die wenigen Feldzüge, die seinem Leben vergönnt waren, benutzt, um auf allen drei Linien der Reihe nach seine Waffen weit in das feindliche Land zu tragen und dabei jedesmal einen vorgeschobenen neuen Stützpunkt zu errichten. So ging er zuerst (12 v. Chr.) von Flevum aus und unterwarf die Friesen und Chauken, die von da an geduldig das fremde Joch getragen haben; selbst an dem Varusaufstande haben sie sich nachher nicht beteiligt, und in den Rachekriegen des Germanikus gegen Arminius haben sie sogar auf römischer Seite gefochten. Gewiß wird Drusus auch damals gleich die Emsstation Amisia, wenig aufwärts von der Mündung des Flusses angelegt haben.

Im folgenden Jahre ging Drusus von Vetera aus, unterwarf die zunächst dem Rheine wohnenden Tenkterer und Usipeter, überschritt die Lippe, um durch das Land der Sigambrer bis zu den Cheruskern zu gelangen, kehrte dann wegen Verpflegungsschwierigkeiten und vorgeschrittener Jahreszeit um, wurde in engem Gelände von den vereinten Sigambrern, Cheruskern und Brukterern arg bedrängt, legte schließlich aber, in Freundesland zurückgekehrt, den Feinden zum Trotz, das Kastell Aliso am Einfluß des Elison in die Lippe an, und ein entsprechendes Kastell gegen die Chatten dicht am Rheine.

Aliso ist aller Wahrscheinlichkeit nach wieder gefunden in den großen römischen Anlagen bei Haltern a. d. Lippe, nur 40 Kilometer aufwärts von Wesel, das Chattenkastell, welches unter Germanikus als castellum in monte Tauno wieder auftritt, vermutet man auf Grund sehr verwandter Lage und Funde in Höchst bei Frankfurt. In allen drei Fällen wäre demnach der neue Stützpunkt durchaus nicht weit in Feindesland vorgeschoben gewesen, sehr erklärlich, da sonst der große Aufwand einer Etappenstraße erforderlich wurde, der sich in je einem kurzen Herbste gewiß nicht schaffen ließ. Für Drusus bedeuteten diese Anlagen offenbar auch nur den ersten Schritt. Im Jahre 9 machte er gleich einen unerhörten Zug ganz bis zur Elbe. Dort hat der Sage nach ein übermenschliches Weib ihn drohend zur Umkehr gemahnt. Auf dem Rückwege ist er «zwischen Saale und Rhein» mit dem Pferde gestürzt und bald darauf in den Armen seines aus Italien herbeigeeilten Bruders Tiberius gestorben.

Ein schwerer Schlag für die römische Sache in Deutschland war dieser Tod und in seinen Folgen ein merkwürdiges Beispiel, welche Rolle in der Weltgeschichte die Persönlichkeit spielt. Die Wagschale des großen Kampfes neigte sich schließlich nach der anderen Seite, weil die Persönlichkeit, die für die Römer mit Drusus dahingegangen war, für die Germanen mit Arminius erstand. Tiberius, der Drusus' Nachfolger wurde, wird von seinem Obersten Velleius als Mars-Apollo, der ohne Schwertstreich den Lorbeer der größten Eroberungen pflückt, verhimmelt, von dem Hauptgeschichtschreiber, der uns zu Gebote steht, Tacitus, als schlau berechnend, mißgünstig, intrigant abgetan. Er ist zunächst nur zwei Jahre in Deutschland geblieben und dann, wegen eines Zerwürfnisses mit Augustus, auf 10 Jahre nach dem Orient in die Verbannung gegangen. An seine Stelle trat L. Domitius, von dem wir nur den Bau von Moorbrücken wissen. Aber wir erfahren im ganzen, daß Tiberius durch sein geschicktes Auftreten Germanien fast zur Provinz gemacht habe, und wir erfahren vor allem, daß in dieser Zeit cheruskische Prinzen römische Kriegsdienste genommen haben, und daß einer von ihnen sich sogar den römischen

Adel, der ihm den alten Geschlechtsnamen Arminius eintrug, verdient hat. Sein ganzes Auftreten ist ein deutsches Siegel unter die Aussage des Dio Cassius: «Die Barbaren wurden der Kultur gewonnen und gewöhnten sich an den friedlichen Verkehr. Aber sie hatten darum doch nicht ihrer Väter Sitten vergessen, nicht den heimischen Brauch, das freie Leben und die auf die Führung der Waffen gegründete Macht. Deshalb ließen sie sich wohl eine allmähliche und behutsame Umwandlung gefallen, empfanden die veränderte Lebensweise nicht als lästig und wurden unmerklich selbst andere. Als aber Quintilius Varus den Oberbefehl in Germanien übernahm und nun gewaltsamen Wandel schaffen wollte, wie Unfreien ihnen gebot und wie Untertanen ihnen Steuern auflegte, da ließen sie sich das nicht bieten. Die Vornehmen wollten ihre Stellung nicht einbüßen, das Volk aber wollte jedenfalls nicht fremden Herren gehorchen.»

Schon ums Jahr 4 n. Chr. wurde es am Rheine so unruhig, daß der Kaiser seinen Stiefsohn begnadigte und hinschickte. Tiberius hatte sich aber kaum daran gemacht, bei den westlichen Germanen die Ordnung herzustellen, als die südlichen an der Donau losbrachen. Der Prinz selbst mußte sich deshalb nach Pannonien wenden, den Oberbefehl in Germanien übernahm Quintilius Varus. Als endlich nach schweren Jahren das Siegesfest über die Donaugermanen gefeiert werden sollte, erklang dazwischen mit schrillem Ton die Nachricht von der Vernichtung der drei varianischen Legionen im Teutoburger Walde.

Arminius hatte, gewiß infolge der ins Schwanken geratenen Verhältnisse, den römischen Dienst verlassen und war in seine Heimat zurückgekehrt. Er stellte sich an die Spitze der nationalen Partei und wiegte dann mit der Charakterart, die man noch heute häufig in seiner Heimat findet, den vertrauensseligen römischen Feldherrn ein, um alles für den richtigen Augenblick fest in seine Hand zu bekommen. Varus hatte sich verleiten lassen, ein Sommerlager ganz im Cheruskerlande, in der Wesergegend zu halten. Als er von da aufbrechen wollte, sei es zu einem Kriegszuge gegen einen Scheinaufstand, sei es ins Winterquartier zurück, wurde er von den Scharen derjenigen, mit denen er noch abends zuvor getafelt, überfallen. Er wehrte sich tapfer und konnte noch abends mit seinem Heere in einem neugeschlagenen Lager sich bergen. Aber am folgenden Tage wuchs die Bedrängnis. Der Weg führte durch unwegsames Gebirge, es stürmte und regnete, die Soldaten konnten auf dem glitschigen Boden nicht stehen, in der Enge zwischen den Bäumen wurde die Übersicht verloren. So hatten die Angreifer, die von allen Seiten herzuströmten, leichtes Spiel. Als kein Ausweg mehr blieb, stürzte sich Varus in sein eigenes Schwert. Von dem stolzen Heere wurden die meisten niedergehauen und viele gefangen; nur eine Minderzahl rettete sich in die Festung, welche allein noch dem allgemeinen Sturme Stand hielt: Aliso.

Diese Vernichtung hat nach Tacitus' Zeugnis «im Teutoburger Walde» stattgefunden, nicht weit von den Quellen der Ems und der Lippe. Der Teutoburger Wald kann seinen Namen nur von einer Teutoburg haben, und diese Teutoburg muß eine altgermanische Volksburg gewesen sein, wie sie als verborgenes Stelldichein für eine Unternehmung benutzt wurde. Das alles spricht dafür, daß in der einzigen altgermanischen Volksburg des Osning, in der Grotenburg bei Detmold, das Arminiusdenkmal mit vollem Rechte steht.

Der greise Kaiser Augustus soll bei der Meldung von Varus' Untergange seine sonst so berühmte Fassung ganz verloren haben. Er sandte wieder den Tiberius, der aber nur ein paar prozessionsartige Züge machte und sich im ganzen begnügte, die Rheingrenze zu halten. Nach wenigen Jahren aber bestieg Tiberius den Kaiserthron; Germanikus, der Sohn des Drusus, löste ihn am Rheine ab, und nun schien eine neue Ära für die Eroberung Germaniens anbrechen zu sollen. Der Sohn beabsichtigte jedenfalls, das Werk des Vaters zu vollenden, aber er war nicht der geniale Feldherr wie jener. Er hatte auch einen anderen Gegner vor sich und einen anderen allerhöchsten Kriegsherrn hinter sich: Tiberius war in seiner Brust schon längst zu einem Verzicht auf Germanien entschlossen.

Nach einem kurzen Streifzuge mit einem fliegenden Korps im Jahre 14 gegen die Marsen (wohl an der Ruhr) ist Germanikus in den beiden folgenden Jahren jedesmal mit allen acht Legionen gegen die Chatten, Brukterer und Cherusker zu Felde gezogen. Er benutzte dabei wieder die alten Ausgangspunkte seines Vaters.

FRIEDRICH GUNKEL

SCHLACHT IM TEUTOBURGER WALDE, 9. 11. SEPTEMBER 9 N. CHR.

Der Cheruskerfürst Hermann dringt an der Spitze der Germanen auf die Römer ein, deren Führer sich selbst den Tod gibt.



Auf germanischer Seite bildeten die Cherusker wieder die Vormacht des Bundes, und bei ihnen Arminius die Seele alles Handelns. Aber er hatte, wie auch schon früher, heftige Gegner im eigenen Volke, ja in der eigenen Familie. Seiner Nationalpartei standen die Römerfreunde gegenüber, und an ihrer Spitze Segestes, dessen Tochter Thusnelda Arminius nur durch Entführung hatte zur Ehe gewinnen können. Wenn trotz dieser Schwierigkeiten Arminius stark genug war, sich dreimal dem geschlossenen römischen Heere in offener Feldschlacht entgegenzustellen und daraus zweimal überlegen hervorzugehen, so können wir die persönlichen Eigenschaften dieses erstaunlichen Mannes kaum hoch genug einschätzen. Vor dem Kriege ist er durch das Land geflogen und hat mit feuriger Beredsamkeit alle Gaue aufgerufen, für jede Schlacht diktierte er den Römern den Kampfplatz. Über die Weser hinüber hat er mit seinem Bruder Flavus, der im römischen Dienste verblieben ist, eine Unterredung, in der er ihm Dinge sagt, daß jener nach Pferd und Waffen ruft und gewaltsam weggeführt werden muß. Als es zwei Tage darauf, in der Schlacht bei Idistavisus, ihm schlecht geht, wischt er sich sein eigenes Blut über das Gesicht und entkommt so dem Getümmel, um schon nach kurzer Zeit an einer anderen besser gewählten Stelle mit seinem Heere wieder schlachtbereit zu sein.

Das sind einzelne Züge. Das Bild wird aber erweitert durch die Art, wie er seine Schlachtfelder wählt, wie er den Kampf gestaltet und wie er hinterher im Großen seine Politik einrichtet.

Im Jahre 15 hatte Germanikus zunächst einen Zug ins Chattenland gemacht, hinter der Eder Mattium zerstört und in der von Arminius' Leuten belagerten Feste des Segestes, die Thusnelda erbeutet. Im Sommer drang er dann in drei Heeresabteilungen vom Unterrhein aus vor, sammelte sein Heer an der Ems, «verwüstete das Land zwischen Ems und Lippe bis in die letzte Ecke des Bruktererlandes» und besuchte das nahegelegene Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Dann ließ er sich von Arminius, der vor ihm auswich, in unwegsames Gebiet (in avia) verlocken und nahm sofort die Schlacht an, als jener Halt machte. Die Legionen stürmten vor, Arminius ging zurück, um dann plötzlich zu stehen und die Römer nun gleichzeitig in den Flanken fassen zu lassen von den Abteilungen, die er seitwärts in den Wäldern verborgen hatte. Es war dieselbe Taktik, die in unseren Tagen die Buren im ersten Teil ihres Krieges gegen die Engländer so oft mit Erfolg geübt haben. Auch Arminius hatte den vollen Erfolg. Die Römer gaben den Feldzug auf. Das Heer ging geschlossen an die Ems und von da, wie es gekommen war, in drei Abteilungen an den Rhein zurück. Dabei wurde Caecina mit seinen vier Legionen bei den Moorbrücken, die er zu überschreiten hatte, und wo Arminius ihn bereits erwartete, noch dem Untergange nahe gebracht.

Die Germanen trachteten mit allen Kräften ihr Kriegsglück weiter auszunutzen. Im folgenden Frühjahr (16) standen sie in «unermeßlichen Scharen» vor Aliso, so daß Germanikus erst mit sechs Legionen herbeieilen mußte, die Festung zu entsetzen und ihre Verbindungen mit dem Rheine herzustellen, ehe er den neuen Feldzug beginnen konnte. Daß er dann mit den sechs Legionen an den Rhein zurückging und sie mit den zwei übrigen auf Schiffe setzte, um sie den Strom hinunter, über die Nordsee, und die Ems hinauf gegen die mittlere Weser zu führen, ist der klarste Beweis dafür, daß Aliso an der unteren Lippe, also bei Haltern gelegen hat, nicht bei Elsen-Paderborn, von wo man in halb so viel Zeit die Weser erreichen kann als allein den Rhein. Ein Aliso bei Haltern aber zeigt uns, wie wenig weit die Römer in allen diesen Kriegen ihre Hauptstützpunkte vorgeschoben hatten, wie richtig also das Urteil derjenigen war, die von einer neuen gänzlichen Eroberung Germaniens nach der Varusschlacht von vornherein nichts wissen wollten.

Noch eine letzte Probe aber durfte Germanikus auf das römische Waffenglück machen. An der Weser hat er noch zwei Schlachten geschlagen, die eine bei Idistavisus, die andere am angrivarischen Grenzwall, für beide hatte Arminius den Kampfplatz bestimmt; jedesmal unter dem Gesichtspunkt, daß er nicht umgangen werden wollte. Bei Idistavisus, gleich östlich der Porta, nahm er das Gebirge als Rückendeckung, das in der Scharte am Fluß und ebenso östlich in seinen wenigen Pässen schwierig zu begehen und leicht zu sperren ist. Aber Germanikus brachte es doch fertig, die Cherusker, die die Mitte des Treffens hielten, durch einen rückwärtigen Reiterangriff von dem Bergkamm herunterzuwerfen und so die Schlacht zu ge-

winnen. Arminius erreichte den Ausweg nach Norden — über Bückeburg weg — und stellte sich bald an einer neuen Stelle, die einen noch größeren Schutz gegen Umgehung bot und an der er auch tatsächlich nicht umgangen worden ist. Nach der Beschreibung muß es etwa bei Leese die Enge zwischen der Weser und dem breiten Meerbachbruch (magna palus) gewesen sein mit dem angrivarischen Grenzwall in der Front. Die Römer erstürmten zwar den Wall, da aber eine Seitenbewegung unausführbar war, endete der Tag ohne Sieg, ja Tacitus gesteht sogar, daß die römische Reiterei den kürzeren gezogen habe. Germanikus begab sich auf den Rückzug, den endgültigen aus Deutschland, diesmal nicht verfolgt von den Söhnen, aber um so schlimmer von den Stürmen des unwirtlichen Landes, die seine Flotte in der Nordsee zerstreuten.

Germanikus wurde abberufen. Die Römer machten keine neuen Rüstungen. Aber Arminius zog jetzt mit voller Macht gegen Marbod und überwältigte das Markomannenreich, so daß sein König bei den Römern Zuflucht suchen und sein Leben in der Gefangenschaft enden mußte. Nicht aus Ruhmsucht griff der Cherusker so energisch über die Grenzen seiner Heimat. Schon nach der Teutoburger Schlacht hatte er den Kopf des Varus an Marbod gesandt, als «drastische Aufforderung zum Bündnis», aber Marbod hatte den Kopf ehrerbietigst nach Rom weitergegeben; und in den folgenden Germanikuskriegen übte er dieselbe Zurückhaltung. Daß mit der Schlacht am angrivarischen Grenzwall die Römerkriege wirklich aus sein würden, konnte Arminius nicht wissen, er hätte denn als einziger Lebender in das verschlossene Herz des Tiberius Einblick haben müssen. Er rüstete sich also gegen weitere, womöglich größere Angriffe und tat dasselbe, was schon beim ersten Zuge des Drusus die Sigambrer gegen die Chatten getan hatten —: er zwang den widerspenstigen Nachbar zu dem verlangten Bündnis.

Mit dieser großen Politik tritt Arminius als erster in die kurze Reihe der deutschen Männer, denen in dringender Gefahr die Zusammenfassung aller Hauptstämme zur Rettung des Vaterlandes gelungen ist. Wie oft läßt sich nicht später ein Stamm nach dem anderen überwinden, nur weil im richtigen Augenblick keiner die anderen mit sich zu verbinden wußte. Arminius ist nicht, wie Mommsen meint, bloß der «Retter seiner sächsischen Heimat» gewesen, sondern wie Tacitus wohlerwogen sagt, «ohne Frage der Befreier Deutschlands».

— Was die Römer weiter gegen die Germanen und in Germanien getan haben, ist Behelf gewesen verglichen mit den großen Plänen des Drusus und Germanikus. Sie haben im ganzen die Rhein- und Donaugrenze zu halten gesucht, und das ist ihnen gelungen trotz des Aufstandes des Civilis und des späteren Markomannenkrieges. Der Dauerfriede, der schließlich erreicht wurde, beruht wesentlich auf der festen Grenze, dem Limes, dessen Entstehung und Entwicklung uns dank der ersten großen Reichsgrabung auf deutschem Boden heute klar vor Augen steht.

Der Chattenkrieg Domitians, 83 n. Chr., hat das erste Stück davon gezeitigt. Auf den Höhen des Taunus entlang wurde in weitem Bogen die Linie um die Wetterau gezogen und dann nordwestlich bis Rheinbrohl an den Rhein geführt. Das ist die Linie von 120 Millien (180 Kilometer), von der Frontin spricht und durch deren Anlage zugleich die Schlupfwinkel der Chatten — das sind ihre Volksburgen auf den Vorhöhen des Taunus: Altkönig, Goldgrube usw. —, von denen aus sie ständig das römische Maintal beunruhigten, aufgehoben wurden. Die Linie ist dann gegen Süden fortgesetzt worden auf der Höhe des Odenwaldes neben dem Mümlingtale. Dort ist sie später, als eine systematische Kolonisation das Vorland gewonnen hatte, vorgeschoben und in fast schnurgerader Linie von Miltenberg a. M. bis Lorch i. W. geführt worden. Von Lorch lief sie im Donaugebiet bis kurz vor Regensburg weiter.

Die Bauart dieses Limes ist in den verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Die älteste, domitianische Linie war anscheinend ein Flechtzaun mit einer Vorpostenkette von kleinen Erdlagern (0,6 Hektar) und Wachttürmen besetzt; solche kleine Lager haben sich verschiedentlich unter den späteren größeren Lagern, wie der Saalburg, der Capersburg, dem Kastell Zugmantel wiedergefunden. Die Garnison lag in größeren Kohortenlagern hinter der Linie in der Ebene bei Wiesbaden, Hofheim, Heddernheim, Okarben und Friedberg. Die neue Linie in Gestalt einer möglichst gerade verlaufenden Palisade hat Hadrian angelegt und nun auch den ganzen Grenzdienst dahin geändert, daß er die Garnison nicht mehr hinter der Front

sondern an ihr selbst in größeren Kastellen unterbrachte. Noch später, unter Commodus und Alexander Severus, ist dann die durchlaufende Linie verstärkt: im Rheingebiet wurde hinter der Palisade Wall und Graben errichtet, im Donaugebiet an Stelle der Palisade eine Mauer.

Diese Grenze hat bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts gehalten. Funde in einigen Kastellen zeigen uns, daß sie 259—260 von den Germanen gestürmt wurde. Aurelian hat den ganzen Limes aufgegeben. Nun wurde wirklich der Rhein die Grenze und nun erhielten die großen bis dahin offenen Ortschaften links desselben, wie Straßburg, Trier, eine Stadtbefestigung. In diesen Gegenden hat sich dann das römische Leben noch zu großer Blüte entfaltet — Trier ist sogar eine Zeitlang kaiserliche Residenz gewesen —, bis die immer fester sich zusammenschließenden germanischen Völker das römische Reich endgültig über den Haufen warfen.

Groß und tiefgreifend ist der Einfluß gewesen, den die römische Kultur in ihrer mehrhundertjährigen Herrschaft auf die Rhein- und Donauländer geübt hat. Gab es in Germanien vorher nur offene Ortschaften, so wuchsen jetzt die ersten befestigten Städte auf und entwickelten sich zu glanzvollen Mittelpunkten für eine weite Zukunft, wie Köln, Mainz, Trier. Auch die Gutshöfe wurden in stattlichem Viereck befestigt und so Vorbilder für alle Folgezeit. Die Hauptverkehrslinien wurden als Staatsstraßen ausgebaut. Kunst und Handwerk gaben ihre Muster einfach der merowingischen und karolingischen Zeit weiter.

So gut wie gar keinen Einfluß dagegen hat die kurze römische Besitznahme in Nordwestdeutschland hinterlassen. Die zahlreichen viereckigen Befestigungen, die man hier bis vor kurzem als römische Etappenkastelle ansah, haben sich als karolingische Gutshöfe erwiesen, der Moorbrückenbau ist als alteinheimische Übung erkannt; von römischen Straßen ist noch kaum eine gefunden. Was in diesen Gegenden später an römischem Einfluß auftritt, ist erst durch den starken Verkehr der Sachsen mit Gallien und besonders durch die fränkische Eroberung gebracht worden. Die Römer selbst aber haben hier umgekehrt manches den Germanen abgesehen: die durchlaufende Wehrlinie mit breitem Ödlandstreifen, die Überquerung der Moore, das Wohnen in halbunterirdischen Holzhütten.

Die Hunnenschlacht.

Von Julius v. Pflugk-Harttung.

Als Rom zur Großmacht erwuchs, war Mitteleuropa von den Kelten bewohnt. Durch jahrhundertelange Kriege wurden sie weiter und weiter unterworfen oder verdrängt: in Norditalien, in Gallien, in Spanien und Britannien. Diesem Vordringen der Römer von Süden nach Norden und Nordwesten entsprach ein solches der Germanen nach Süden und Südwesten, von den Gestaden der Ostsee nach den Ufern der Donau und des Rheines. Naturgemäß stießen damit auch die Römer und Germanen zusammen. Zunächst waren letztere in den Völkerwogen der Cimbern und Teutonen die Angreifer, seit Cäsars Zeit aber übernahmen die Römer diese Rolle. Ihr Versuch, Deutschland bis zur Elbe zu unterwerfen, scheiterte; Rhein und Donau wurden zur Grenze, nur von ungefähr Remagen bis Regensburg schoben die Römer sich darüber mit den mauer- und lagergeschützten Dekumatlanden hinweg. Längs dieser Grenze begannen die Germanen sich vom Krieger zum Bauern zu wandeln. Allmählich überschritten sie dieselbe, selbst die beiden Flüsse, um sich anzusiedeln und zu römischen Untertanen zu werden. So legte sich gleichsam ein doppelter Gürtel schützend um das Reich: erst eine «Militärgrenze» abhängiger oder verbündeter Germanen, und dahinter die eigentliche Kriegsmacht: die Legionen, Schiffe und befestigten Städte.

Der Bestand des Reiches schien auf lange gesichert zu sein. Da plötzlich dröhnten Rosseshufe fern im Osten: ein bisher unbekanntes Reitervolk sprengte auf die Weltbühne — es waren die Hunnen. Sie kamen aus der Heimat der meisten Nomaden, aus den unermeßlichen Steppen des östlichen Zentralasiens, überschritten die Wolga, stießen hier auf das rossereiche, gewiß germanische Volk der Alanen, zersprengten es und begegneten dann den Goten, welche bis hinab zum Schwarzen Meere wohnten. Auch deren König erlag der Übermacht und fiel im Kampfe. Aber die östlichen Goten wurden nicht vernichtet, sondern durften innerhalb des Hunnenreiches fortbestehen mit eigenen Herrschern. Nun ging es gegen die westlichen Goten, deren König Athanarich nach der oströmischen Grenze zurückgedrängt wurde. Schwer mit

Beute beladen rückten die Reiterhorden weiter gen Westen bis in die Ebenen von Donau und Theiß, vor sich her aufgescheuchte Massen. Der furchtbare Anprall brachte weithin die Germanen in Bewegung. Sie durchbrachen die römische Grenzwehr und schweiften über das Reich, aber nicht als wüste Krieger, sondern als landsuchende wehrhafte Völker. Die Westgoten erschütterten das oströmische Reich und zogen unstet durch Italien, bis sie sich im südlichen Gallien und nördlichen Spanien niederließen. Auch Sueben, Vandalen und Alanen gelangten bis Spanien, ja sie setzten großenteils über die Meerenge, bis Geiserich in Nordafrika ein vandalisches Staatswesen errichtete. Im nördlichen Gallien begannen die Franken, im mittleren, zwischen Rhein und Rhone, die Burgunder sich auszubreiten, während Angeln und Sachsen über das Meer steuerten und in Britannien eine Heimat suchten.

Auf allen Seiten erlitt das weströmische Reich Einbußen. Aber dennoch blieb es kraft seiner Größe, Kultur und Einrichtungen die vorwaltende Macht des Abendlandes. Und gerade damals trat ein Mann an seine Spitze, der es verstand, die Hauptlande zu einer bedeutenden Gesamtleitung zu vereinigen, der letzten, welche stattgefunden hat. Mit ihm ist endgültig der Zusammenhalt verloren gegangen, so daß die Einzelvölker sich unbeschränkt auf gewaltigen Trümmern erheben konnten. Der letzte große Vertreter des Römertums war der Heermeister Aëtius. Sein Vater stammte aus dem Gotenlande Mösien, seine Mutter aus Italien. Als Geißel hat er am westgotischen und hunnischen Hofe gelebt. Aëtius vereinigte in sich, was damals zum geborenen Herrscher gehörte: die Legionen sahen in ihm den trefflichen Reiter, den gewandten Fechter, den kühnen, unermüdlichen Soldaten, den klugen Feldherrn. Als Staatsmann war er zielbewußt, gewaltsam, ehrgeizig, genial und intrigant, rücksichtslos gegen Leben und Glück der Menschen, erhaben über den kleinlichen Leidenschaften des Tages, leutselig im Verkehr, doch ohne jenen Zug, der die Herzen gewinnt; aufgehend in dem Gedanken: groß zu sein und Großes zu leisten. Mit allen Künsten eines überlegenen Geistes arbeitete er sich empor; und zur Macht gelangt, behauptete er sie zwanzig Jahre lang trotz des ihm abgeneigten Kaiserhofes, fast einzig kraft seiner Unentbehrlichkeit.

Als eigentliches Land für seine Tätigkeit erwählte er Gallien, von wo aus er nur hin und wieder seinen sorgenvollen Blick auf die Nachbarprovinzen lenkte. Da hatten sich, selbst in den römischen Gebieten, die Verhältnisse vollständig verschoben. Während früher der deutsche Krieger und der deutsche Bauer, sobald er die Reichsgrenze überschritt, sich dem römischen Staatswesen anschloß, er in das römische Heer eintrat oder dem römischen Beamten Steuern zahlte, so hörte dies auf, seitdem germanische Staaten auf römischem Boden entstanden waren. Nun begann das Volksbewußtsein zu erwachen, und entzog dem Kaisertume die besten Kräfte. Der Gote fand jetzt bei seinem Gotenkönige, dessen er bedurfte. Weil aber die kriegsentwöhnten Provinzialen keinen genügenden Ersatz boten, so scheint Aëtius wesentlich Angehörige noch nicht eingewanderter Germanenstämme, wie Gepiden, Heruler, Skiren und dergleichen, vor allem Hunnen in seine Dienste gezogen zu haben. Zunehmend stärkere hunnische Scharen zeigen sich im römischen Heere. Doch der Hunne kehrte zurück in seine freudlose heimische Steppe und erzählte von dem blauen Himmel und den glänzenden Städten des Westens, wie uneinig dort die Menschen seien, wie zerfahren die Verhältnisse; — und dies geschah zu einer Zeit, als die hunnische Macht zusammengefaßt wurde, wie nie bislang.

Der erste gewaltige Ansturm des Nomadenvolkes war allgemach durch die Weite des durchmessenen Raumes und die Ausdehnung des eroberten Gebietes zum Stehen gelangt. Der hunnische Herrschaftsbereich erstreckte sich von der mittleren Donau bis zum Uralgebirge. Er zerfiel in eine Menge von Teilreichen unter Häuptlingen und beruhte guten Teils auf unterworfenen Völkern, die neben oder mit den Eingedrungenen vermischt wohnten und meistens in einem Verhältnisse der Tribut- und Lehnspflicht standen, ohne daß ihre inneren Zustände sonderlich beeinflußt wurden. Die namhaftesten dieser pflichtigen Völker gehörten der großen gotischen Gruppe an. Zunächst die Ostgoten, welche, stark gelichtet, sich längs der unteren Donau in Ausläufern wohl bis Pannonien niedergelassen hatten. Sie durchlebten wechselvolle Jahrzehnte und sahen jetzt einen Oberkönig mit zwei Brüdern an ihrer Spitze. Wir begegnen in dieser Dreiteilung gewiß einem Zusammenwirken der Überlieferung des amali-

ſchen Königshauſes und der klugen hunniſchen Politik, unter deren Hoheit ſich die Goten befanden. Das nächſte wohl zahlreichere Volk war das der Gepiden. Sie waren, wie die Goten, von den Geſtaden der Oſtſee bis in die Karpathen gelangt. Ihr König Ardarich war der Vertraute des Hunnenkönigs. Weſtlich von den Gepiden ſcheinen urſprünglich die Heruler ihre Oſtſeeſitze gehabt zu haben, von wo ſie ihre tatenfrohen Söhne in alle Weltgegenden ſandten. Eine Abteilung geriet an das Kaſpiſche Meer, wurde von den Hunnen weſtwärts gedrängt und in deren Reichsverband aufgenommen. Auch ſie erſcheinen unter ihrem Könige im hunniſchen Heerlager, und neben ihnen die kampfluſtigen Rugier, die Skiren und Turklingen, ja ſelbſt Sueben, offenbar Überbleibſel des alten Suebenvolkes, aus dem die Quaden und Markomannen hervorgegangen waren.

Innerhalb dieſes bunten germaniſchen Völkergewimmels bildeten die Hunnen die eigentliche Großmacht nördlich der Donau. Zunehmend mehr traten ſie mit dem römiſchen Reiche in Beziehung, in freundliche ſowohl, wie feindliche. Aber durch ihre Kleinfürſtenwirtſchaft blieben ſie gelähmt, bis Rugilas (Ruas), der in Pannonien ſeßhaft war, ſie zu Bedeutung brachte. Ein Bundesgenoſſe des Aëtius wirkte er klug mehr durch Politik als durch Waffen. Als Rugilas 433 ſtarb, folgten ihm ſeine Neffen Attila und Bleda in der Herrſchaft. Sie nahmen gegen das byzantiniſche Reich eine ſo drohende Haltung an, daß es ſeine Tributzahlung verdoppelte und verſprach, mit keinem Feinde der Hunnen ein Bündnis zu ſchließen. Hierauf geſtützt, ſeitlich gedeckt, konnten ſie ihr Gebiet erweitern, wofür das griechiſche Gold die Mittel gewährte. Planmäßig gingen beide Könige ans Werk, ſowohl durch Beſeitigung oder Unterwerfung der anderen Hunnenhäuptlinge, als auch durch Eroberung nach außen. Allmählich ſcheint das Machtwort der Brüder über die weiten Steppen Ungarns und Rußlands gegolten zu haben bis tief nach Aſien und Innergermanien hinein und bis zu den däniſchen Inſeln. Es war nur ein Abſchluß dieſer Bewegung, wenn Attila ſich Bledas entledigte und als Alleinherr ſeine Kreiſe zog. Zunächſt erprobte er ſeine Kraft gegen das oſtrömiſche Reich. Wiederholt ſuchte er es heim mit Mord und Brand. Im Jahre 447 gelangte er bis dicht vor Konſtantinopel. Der Kaiſer mußte ſchließlich froh über einen ſchimpflichen Frieden ſein, der ihm faſt unerſchwingliche Geldzahlungen aufbürdete. Nun richtete Attila ſeine Blicke weſtwärts, um auf den Trümmern des ſinkenden Weſtrom und der noch unfertigen germaniſchen Staaten ein hunniſches Weltreich zu errichten, um Europa zu unterwerfen.

Die allgemeine Sachlage und perſönliche Verhältniſſe wirkten zuſammen. Die Tochter der Kaiſerin Placidia, Honoria, von ihrem Bruder Valentinian III. hart behandelt, hatte Attila ihre Hand angetragen. Dieſer ging auf das Erbieten ein und erklärte ſich zum Verteidiger der Rechte ſeiner Verlobten. Valentinian wies ihn ab. So in Italien. Anderſeits war bei den Franken Streit um eine Thronfolge ausgebrochen. Der jüngere Sohn Meroväus war an den Kaiſerhof geeilt und hatte ihn für ſich gewonnen, wogegen der ältere die Unterſtützung Attilas ſuchte. Und hinzu kam noch, daß der Vandalenkönig Geiſerich fern in Afrika von Weſtgoten und Römern bedroht wurde und ſich ebenfalls an den Hunnenkönig, als den Gegner des Kaiſerhofes und ſeiner Verbündeten wandte, bei dem er nur zu willig Gehör fand. Damit ſah Weſteuropa ſich in zwei Gruppen zerlegt, gewaltig wie nicht ſeit Jahrhunderten: auf der einen Seite das bunt zuſammengeſetzte hunniſche Großreich und das der Vandalen, auf der anderen: Gallien und Italien, denn auch die Mehrzahl der Burgunder und Franken, der Bretonen und Armoricaner ſah in Attila den gemeinſamen Feind und ſchloß ſich den Römern und Weſtgoten an. Dort alſo das hunniſch-germaniſche, hier das römiſch-germaniſche, dort das urſprünglichere, heidniſche, hier das ziviliſierte chriſtliche Gebilde. An Zahl war das Hunnenheer überlegen, es wurde gelenkt durch einheitlichen Befehl. Der Kenntniſſe und Bewaffnung nach lag das Schwergewicht auf römiſcher Seite, der außerdem die vielen, feſtummauerten Städte zu ſtatten kamen. Hätten die Hunnen geſiegt, würde Weſtrom zwei Jahrzehnte früher geſtürzt, einige Zeit alles durcheinander gegangen und dann das germaniſche Übergewicht wieder hervorgetreten ſein, denn die Hunnen waren weder volkreich noch entwickelt genug, um dauernd herrſchen zu können.

Langſam ſammelten ſich die weitzerſtreuten Heerhaufen in dem Lagerdorfe zwiſchen Donau und Theiß. Dort ſaß in ſtattlichem, von römiſchen Gefangenen erbautem Holzhauſe der Ge-

waltige auf hölzernem Throne, unscheinbar im Kreise der hochgewachsenen Germanenfürsten, einfach gekleidet in glänzender Umgebung, ein schiefäugiger Orientale neben blondgelockten Begleitern; aber stolz und herrisch in Haltung, der Blick lebhaft und durchbohrend. Attila war ein Mann der Tat: unternehmend, verschlagenen Geistes, tief ernst und voll Selbstbeherrschung, zuverlässig dem Freunde, zermalmend für den Feind. Was sein brütendes Hirn eroberungssüchtig, weitblickend ersann, führte er durch mit der Kraft eines Soldaten und der Gewaltsamkeit eines Wilden. Keine Gestalt hat so breite Spuren in der deutschen Heldensage hinterlassen, wie die des fremden Hunnenfürsten, des gewaltigen Etzel.

Noch war das Königtum der Hunnen das Wanderkönigtum der Steppe. Zog der Herrscher ein in seinen holzgefügten Hauptort, so empfingen ihn Mädchen, die singend in Reihen vor ihm herschritten unter dünnen weißen Schleiern, welche sie hoch ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier deren sieben und mehr gingen. Die Wohnstätte bestand aus einer Anzahl hölzerner Gebäude. In einem derselben wohnte Attilas Hauptgattin, mit vielen Nebenweibern auf schwellenden Teppichen gelagert. Den Hauptraum im Hauptgebäude bildete ein großer Empfangs- und Speisesaal. Hier befanden sich Sessel längs den beiden Langseiten der Wände und in der Mitte ein Divan für den König. Auf der Türschwelle wurden die Gäste mit einem Trunke bewillkommt, um dann nach dem Range gesetzt zu werden. Die nächsten Vertrauten und Söhne des Königs hatten ihren Platz rechts und links neben dem Gewaltigen. Wenn alle saßen, erschien der Mundschenk und bot Attila eine Schale Wein; dieser nahm sie und begrüßte den, welchen er auszeichnen wollte. Tische wurden hereingetragen, je für drei und mehr Personen. Die der Gäste wurden mit silbernen Schüsseln und leckeren Gerichten reich besetzt; der königliche bot bloß Fleisch auf hölzernem Teller. Nach jedem Gange der Speisen erhob man sich und trank das Wohl des Wirtes. Beim Abendgrauen begannen Fackeln zu flammen, und zwei Sänger stellten sich dem Könige gegenüber, um seine Siege zu besingen. Dann kam ein skythischer Narr, der durch sein Gebahren allgemeines Gelächter erregte, und schließlich ein buckeliger und krummbeiniger Zwerg. Bis tief in die Nacht dauerte das Gelage. Man erkennt ein wohl durchdachtes Zeremoniell, worin das Trinken stark hervortritt — am hunnischen Hofe äußerte germanische Sitte ihren Einfluß.

Das Volk lebte in alter Weise dahin unter leichtbeweglichen Zelten, die es aufschlug und abbrach, je nach Bedürfnis; das Pferd bildete seinen Reichtum. Man aß Hirse statt Weizen, benutzte ausgehöhlte Baumstämme als Fährboote und angezündete Rohrstengel zur Beleuchtung. Galt es einen Gast besonders zu ehren, so sandte man ihm Lebensmittel und hübsche Weiber zum Beilager. Aber wieder bezeichnend: als Getränk herrschte deutscher Met und deutsches Bier. Die Strafen blieben roh: Kreuzigung war landesüblich. Im ganzen genommen lebte es sich unter Attilas Zepter so gut, daß ein verwöhnter Grieche ihn der byzantinischen Herrschaft vorzog. Trotz seiner Macht blieb er patriarchalischer König, der in eigener Person vor seinem Hause Recht sprach.

Hier nun drängten sich die verschiedensten Völker zusammen und schwirrten die mannigfachsten Sprachen durcheinander, vor allem, als im Herbst 450 der große Heerzug des Ostens gegen Westen vorbereitet wurde. Ein wildes Gewimmel drängte donauaufwärts an den Rhein, der im Frühling 451 überschritten wurde. Den Kern des Heeres bildeten die hunnischen Reiter und die Hilfstruppen der Ostgoten und Gepiden. Unterwegs mußte die streitbare Mannschaft Folge leisten: die der Sueben, Quaden, Markomannen, Thüringer, Brukterer, rechtsrheinischen Burgunder und Franken. Mit 500000 Mann, in der Mehrzahl Germanen, soll Attila den gallischen Boden betreten haben. Weithin verbreitete sich die Menschenflut. Am Ostersonnabend ging Metz in Flammen auf, im Juni wurde Orleans umlagert. Die Stadt verteidigte sich tapfer unter ihrem Bischofe, sah sich aber schließlich zur Ergebung gezwungen. Die Bewohner sollten als Sklaven verlost werden; Beute beladen schwankten schwer die Wagen; da plötzlich nahte Ersatz: es war Aëtius mit den Bundesgenossen.

Dank der Tätigkeit des Heermeisters hatten sich die Kräfte des Westens zusammengefunden. Die Burgunder kamen, von ihrem Könige Gundeuch geführt, die Franken des Meroväus, selbst sächsische und alamannische Scharen. Am meisten Schwierigkeit hatten die hochstrebenden Westgoten bereitet, bis endlich

eine Einigung dahin erfolgte, daß sie ein selbständiges Heer unter ihrem Könige Theoderich neben dem des Aëtius bildeten. Der Aufmarsch vor Orleans wirkte überraschend. Die Hunnen, nicht genügend beisammen und geordnet, zogen sich zurück, wurden aber ereilt und geschlagen. Der Bann war gebrochen. Aëtius drängte nach, und Attila begab sich in die Ebenen der Champagne, deren breite Flächen ihm die vorteilhafteste Verwendung für seine überlegene Reiterei gewährten. Gewiß unter wiederholten Gefechten vereinigte er seine auseinander gefluteten Massen.

Auf den katalaunischen Feldern, zwischen Châlons und Troyes, wohl bei einer früheren Ortschaft Moirey, kam es zur Entscheidung, wie es scheint im August. Hüben stand Theoderich mit den Westgoten auf dem rechten, Aëtius mit den Römern auf dem linken Flügel, in der Mitte die weniger zuverlässigen Alanen. Drüben bildete Attila mit seinen Kerntruppen das Zentrum, während die Gepiden und Ostgoten sich links befanden, den Westgoten gegenüber. Zwischen beiden Heeren, oder auf der einen Seite, erhob sich ein Hügel. Man zauderte. Attila lebte nicht in Zuversicht des Sieges; er soll Wahrsager befragt und diese geantwortet haben: er werde geschlagen, aber der feindliche Führer fallen.

Erst um die dritte Nachmittagsstunde gerieten die Heere in Bewegung. Aëtius besetzte zuerst den Hügel und wies die anstürmenden Hunnen ab. Der Kampf stockte ein wenig, dann kam es zum allgemeinen Handgemenge, zu einem solchen, «von dessengleichen nirgends im Altertume berichtet wird». Theoderich fiel, die Seinen erfaßte wilde Wut; sie scheinen erst den ihnen entgegenstehenden Flügel über den Haufen geworfen zu haben, um dann auf das hunnische Zentrum abzuschwenken, welches die Alanen hart bedrängte. Attila geriet in Lebensgefahr. Als der Abend kam, fand er die Hunnen auf ihre Wagenburg zurückgetrieben und die römisch-westgotischen Scharen vollständig aufgelöst. In wüstem Gewoge war alles darunter und darüber gegangen; Thorismund, Theoderichs Sohn, und Aëtius sprengten einher, nicht wissend, ob zwischen Freund oder Feind.

Ein weites Leichenfeld beleuchtete die Sonne des nächsten Morgens, denn die blutigste Schlacht jener schlachtenreichen Zeit war geschlagen. Und alsbald begann die Sage ihre Fittiche zu breiten. Sie weiß zu erzählen, wie über 165000 Krieger gefallen seien, wie ein Bach durch rinnendes Heldenblut anschwoll als aus schweren Regengüssen, und wie die Verwundeten daraus getrunken, um ihren Durst zu löschen. Noch in der Nibelungennot klingt dies wieder, wo sich die kämpfenden Burgunder am Blute der Toten erquicken. Die aufgeregte dichterische Gestaltungskraft ließ es mit dem Ringen auf Erden nicht genügen, sondern die Erschlagenen sich in die Lüfte erheben und dort die Schlacht vollenden.

Attila war abgewiesen, aber nicht besiegt. In der festen Wagenburg ordnete er die Seinen, die Hörner erdröhnten, als sei er bereit, wieder im Felde zu erscheinen. Doch weder ihm noch den Verbündeten gelüstete nach neuer Waffenentscheidung. So kehrte Attila heim, ohne ernstlich verfolgt zu werden. Der jugendliche nunmehrige Gotenkönig scheint Verfolgung gewünscht, der erfahrene Aëtius aber davon abgeraten zu haben, weil durch sie nichts zu gewinnen, möglicherweise viel zu verlieren war.

Das Abendland betrachtete Attilas Welteroberungspläne als gescheitert, keineswegs aber er selbst. Er sammelte während des Winters ein neues Heer, mit dem er 453 unerwartet in Italien einbrach. Aquileja fiel, die beutegierigen Scharen ergossen sich über Venetien und die lombardische Ebene. Ein Teil der geängstigten Bewohner flüchtete auf die Sandbänke des Adriatischen Meeres bei der Mündung der Brenta, wo allmählich aus einem Lager Vertriebener das stolze Venedig erwachsen ist. Mailand und Pavia wurden erobert, Attila plante auf Rom, und der Kaiserhof dachte an Flucht nach dem Morgenlande. Allmählich jedoch erfolgte ein Umschwung: das Klima Italiens erzeugte Seuchen im Heere, die vielen festen Städte und die Bergmauer des Apennin erschwerten den Vormarsch, der Mangel an Pferdefutter muß sich geltend gemacht, und Aëtius wird Truppen zusammengezogen haben. Feindseligkeiten seitens der Oströmer gegen das Hunnenreich kamen hinzu, und, wie es heißt, der Aberglaube, daß König Alarich wegen Eroberung des ewigen Rom ins Grab habe sinken müssen. Als eine Gesandtschaft bei Attila erschien, den Papst Leo an der Spitze, schloß er eine Übereinkunft, infolge deren er Norditalien räumte und über die Donau zurückging. Dies ist sicherlich aus

unabweisbaren Gründen der Kriegführung geschehen: Attilas zerbröckelndes Heer vermochte sich offenbar der allseitigen Schwierigkeiten nicht mehr zu erwehren. Aber den Zeitgenossen erschien sein Verschwinden so wunderbar, daß die geistliche Sage es zur Verherrlichung des Papsttums benutzte. Sie stellte neben ihren Helden, den mutigen Kirchenfürsten, die Gestalt des Apostels Petrus, das entblößte Schwert in der Hand, dem Eroberer Tod und Verderben drohend. Es handelte sich um das erste weltgeschichtliche Auftreten des Papsttums.

Wie ein verwundeter Tiger lauerte Attila in seiner Ebene. Die Mißerfolge zehrten ihm am Lebensmark; dem byzantinischen Kaiser sandte er drohend die Aufforderung, den alten Tribut zu erlegen. Plötzlich, im Jahre 453, ist der Gewaltige gestorben. Nach einem Berichte soll er sich zu seinen vielen Frauen auch die schöne Ildiko gesellt haben. Bei der Hochzeit übernahm er sich in Wein, und als man am andern Morgen in das Brautgemach trat, fand man den König am Blutsturz erstickt, das Mädchen aber weinend, mit verhülltem Haupte. Von anderer Seite heißt es: Der Hunne sei auf Aëtius' Anstiften nachts durch das Messer eines Weibes gefällt. Die Welt atmete auf: gebrochen lag die Gottesgeißel.

Auf freiem Felde, unter einem Zelte bahrten die Getreuen seine sterblichen Reste; die besten Reiter umritten sie mit feierlichem Leichengesang, dann ließen sie sich auf dem Grabhügel zu einem Gelage nieder: noch einmal wollten sie fröhlich sein, ihren König in der Mitte; denn sie alle wußten, mit ihm gehe das Hunnenreich zu Grabe. Bei stiller Nacht übergaben sie den Toten der Mutter Erde, von dreifachem Sarge umschlossen. Feindeswaffen und Schmuck senkten sie mit hinab. Und daß niemand die Ruhe des Ruhelosen störe und den verborgenen Schatz gewinne, erschlugen sie die, welche die Gruft geschaufelt.

Attilas zahlreiche Söhne gerieten in Streit; zwischen ihnen empörten sich die erstarkten Germanen und besiegten die bisherigen Gebieter. Wie die Hunnen von Osten gekommen waren, sanken sie ostwärts zurück und verloren sich dort unter den übrigen Nomaden.

In ihrem Herrschaftsbereiche erhoben Germaniens Söhne das Haupt, und bald auch auf den Trümmern des zusammenbrechenden Rom. Den Deutschen gehörte die Zukunft.

Die Franken.

Von Felix Dahn.

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts werden bald nacheinander die Namen der Alamannen (ca. 213) und der Franken (vor ca. 235, ca. 224) zuerst genannt. Bekanntlich sind das nicht neue, am Oberrhein, Mittel- und Niederrhein auftauchende Völker, sondern nur neue Namen für jüngst durch Zusammenschluß hier altangesessener Völkerschaften gebildete Gruppen. Über Entstehung und Rechtscharakter dieser Verbände ward in meinen Geschichtswerken eingehend gehandelt: hier genügt die Erinnerung, daß Spuren eines Bündnisvertrages bei den Franken nicht, wie bei den Alamannen, nachweisbar sind. Hier war das Verbindende nur die Stammesverwandtschaft und Nachbarschaft, daher wohl auch Opfergemeinschaft, besonders aber gemeinsamer Kampf zu eigener Ausdehnung wie in Abwehr der Römer und anderer Germanen. Die wichtigsten Völkerschaften, die unter dem Namen der Franken (nach Zeuß und Jakob Grimm doch wohl die «Freien») sich zusammenschlossen, waren vor allem die Bátáver am Niederrhein, sehr früh in abhängiger Bundesgenossenschaft mit den Römern und daher auch nicht unberührt von römischer Kultur, wie schon bald nach Christi Geburt die lateinischen Namen ihrer Edelinge (Claudius Civilis usw.) dartun, ferner Kannenefaten, Sugambern, Chattuwaren. Diese und wohl noch andere, ungenannte Völkerschaften bilden zusammen innerhalb der Hauptgruppe der Franken die Mittelgruppe der salischen Franken, Salier (von Yssala, dem einen Arm des Rheines), am untersten Lauf des Stromes. Weiter flußaufwärts wohnt die Mittelgruppe der ripuarischen oder Uferfranken, an beiden Ufern des Stromes siedeln die Völkerschaften der Amsivarier, Brukterer und Ubier: Köln war deren Hauptort; aber schon nahe unterhalb der Stadt begann das salische Gebiet. Eine schwächere Gruppe waren die chamavischen Franken im Hamaland.

Übrigens bildete nicht einmal eine dieser Mittelgruppen, geschweige die Hauptgruppe, einen Staat, einen einheitlichen staatsrechtlichen Verband, kaum einen — gar lockeren — völkerrechtlichen: vielmehr zerfielen die Völkerschaften dieser Gruppen in selbständige Gaue: diese, nicht die Mittelgruppe, bildeten den «Staats-

verband», d. h. an ihrer Spitze stand je Ein Gaukönig, aus alten königlichen, in Sage und Volksglauben zu den Göttern emporsteigenden Geschlechtern, durch Volkswahl gekoren, ganz wie von alters her auch bei anderen germanischen Völkern. Vielmehr ward der Fortschritt über den Gaustaat hinaus, die Zusammenfassung mehrerer, zuletzt aller Gaue Einer Völkerschaft erst sehr allmählich auf langem, blutbeflecktem Wege erreicht.

Diese Wahrnehmung führt uns sogleich mitten in den Werdegang des Frankenreiches, bei dem sich dem staunenden Forscher alsbald die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen denn es sich erklären läßt, daß gerade die Franken, die noch im Laufe des 5. Jahrhunderts eine im Vergleich mit anderen Germanen — Ost- und Westgoten — recht unbedeutende Stellung einnehmen, vom Ende dieses Jahrhunderts an und im Laufe des 6. bis 9. die Vorherrschaft über alle Germanenstämme gewinnen? Die Aufstellung und wissenschaftliche — nicht «geistreich» phrasenhafte — Beantwortung solcher Fragen ist eine Hauptaufgabe ernster Geschichtsforschung.

Die rasche Bewegung auf dieser Bahn wurde getragen von dem Geschlecht der Merowingen (über diesen Namen s. unten), das seit grauer Vorzeit das Königtum über einen salischen Gau inne gehabt hatte: ein solcher Gaukönig Chlogio (ca. 420) gewann zu Anfang des 5. Jahrhunderts von seiner Stadt Dispargum (Duisborg zwischen Löwen und Brüssel oder Diesthem an der Demer) aus die Veste Cambrai und von hier aus alles Land bis an die Somme. Ihm wird ein Sohn Meroveus (gestorben ca. 457) zugeschrieben: dessen Sohn war Childerich I. (geboren ca. 436, gestorben ca. 481), ein in Krieg und Frieden hervorragender Mann, der in den damaligen mannigfaltigen Wirren in Gallien meistens auf Seite der Römer und in gutem Vernehmen mit der katholischen Kirche stand, mag auch manches von seinen Beziehungen zu Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, der Legende angehören. Von Tournai aus, wo im Jahre 1653 sein Grab mit lehrreichen Gruftgaben aufgefunden wurde, erweiterte der Sohn die Herrschaft alsbald nach allen Richtungen. Dieser Sohn, Chlodovech I. (geboren ca. 466, König ca. 481, gestorben 511), mit 15 Jahren König, schon mit 45 Jahren gestorben, ist eine der wirkungsreichsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte: er hat Grundlagen gelegt, auf denen die Geschichte, ja zum Teil die Gegenwart Frankreichs und Deutschlands heute noch ruht: ohne Chlodovech kein Karl der Große. Den großen Alexander hat sein Lebenswerk nicht überlebt und nicht den weisen Friedenskönig der Ostgoten: Chlodovechs Taten leben heute noch fort in der Kirche und in zwei Staaten. Frühzeitig, gleich nach seinem Tode, hat die Sage seine Gestalt zugleich geschmückt und verhüllt durch ihr dichtes Gerank: immerhin ist es möglich, seine Eigenart und den letzten Grund seiner — bei der Plumpheit, ja Ruchlosigkeit seiner Mittel — verblüffenden Erfolge zu erkennen. Dieser Grund war, er hatte den Zug seiner Zeit, das Bedürfnis seines Volkes scharf erkannt und strebte mit genialer Kraft und mit dem scheulosen Frevelmut, mit der Raubtierschlauheit des Barbaren dem unverrückbaren Ziele zu, das ihm von selbst entgegen zu gleiten schien. Hohe staatsmännische Weisheit war es nicht, was ihn dabei leitete: er folgte den heißen Trieben seiner Natur, die Macht, Herrschaft, Beute verlangte. Er hatte erkannt: in dem halb unbewußten Drang der Volksseele seiner Franken wogte das Verlangen, die überlebten, in die gallischen Verhältnisse durchaus nicht mehr passenden Klein-Gau-Zustände zu überschreiten und sich in größere politische Verbände von Land und Leuten zusammen zu schließen.

Nur diese Voraussetzung eines allgemeinen Zuges in den Gauen der Franken erklärt es, daß Chlodovech mit seinen rohen und ruchlosen Mitteln auf dem Wege zur Herstellung des Königtums über das ganze Volk nicht nur keinen Widerstand in den zahlreichen Gauen fand, — nur in Einem Falle mußte er gegen einen solchen Gaukönig sein Heer aufbieten, das sonder Anstrengung siegte, — daß vielmehr die Bevölkerungen, die doch seine Mord- und andern Untaten meist kennen mußten, ihm überall freudig zufielen, in der Hoffnung, von ihm zu Kampf, Sieg und Beute geführt zu werden. Es scheint sich schon fast bei seinen Lebzeiten ein Zug von echtem Volkshumor in die «Chlodovech-Sage» eingemischt zu haben: das Volk liebte offenbar den erfolgreichen, zynisch gewissenlosen, aber geistreich witzigen, rastlos kämpfenden und Kämpfe planenden Helden und schmückte seine Lieblingsgestalt mit heiter erfundenen Stücklein.

Und dies führt uns von selbst zu dem zweiten Grund der raschen und starken Erfolge Chlodovechs und seiner Söhne und Enkel, in denen sich zum Teil auch noch die politische und kriegerische Begabung der beiden Ahnen vererbt hatte. Auch der beste Feldherr und Führer allein vermag keine Erfolge zu gewinnen; er muß ein tüchtiges, ähnlich geartetes Heer hinter sich haben, um es zum Siege führen zu können. Das traf nun zu bei dem Königshause und dem Volke der Franken: die Merowingen bilden in Vorzügen und Fehlern den Gipfel, den höchsten Ausdruck der Vorzüge und Fehler ihres Volkes: vor allem in der Raschheit von Beschluß und Ausführung. Die «raschen» Franken hießen mit Grund die Ahnherren der heutigen Franzosen, zumal im Gegensatz zu dem etwas schwerfälligeren Schlage auf dem rechten Rheinufer: Friesen, Niedersachsen, Bayern, Schwaben. Das glänzend begabte «Mischvolk» der Franzosen zeigt, daß die «Mischung» keineswegs an sich schädlich wirkt: es fragt sich eben, aus welchen Bestandteilen sie sich zusammensetzt. Das «Mischvolk» der Römer hat die Welt erobert, das der Engländer, — aus Kelten, Angelsachsen, nordischen und französischen Skandinaviern — eine noch weiter ausgedehnte Herrschaft begründet, und es sind wahrlich keine schlechten Stoffe, aus denen — Kelten, Römern, Franken, Burgundern — unsere geistreichen, obzwar recht unruhigen Westnachbarn erwachsen sind. Schon im 5. und 6. Jahrhundert übertreffen die Franken an Raschbeweglichkeit, Kampf-, Ruhm- und Beute-Gier, an Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit, freilich auch an Unstäte, ihre östlichen, rein germanisch verbliebenen Nachbarn.

Und dies weist uns von selbst auf einen weiteren schwerwiegenden Grund der fränkischen Überlegenheit: die unvergleichlich glückliche geographische Lage ihres Landgebietes: Gallien. Dies vereinte alle Vorteile römischer Kultur im Süden und Westen mit allen Vorzügen germanischer, unverdorbener Naturkraft im Norden und Osten. Es ist auf diesen Vergleich näher einzugehen: er erklärt gar Vieles. — Jene Germanen, die bei ihren Wanderungen weiter als die Franken nach Westen und Süden sich vorgewagt hatten — Burgunden, West- und Ostgoten, Langobarden und vollends Vandalen — waren für das Germanentum verloren, waren als Germanen von vornherein auf den «Aussterbe-Etat» gesetzt. So viele von ihnen nach Südfrankreich, Spanien, Italien, Afrika gelangt waren, so viele waren drin: nicht Einer kam nach! Die Folge war, daß sie in kurzer Zeit romanisiert wurden: die weit überlegene römische Kultur, ja schon Himmelsstrich und Boden und Volkswirtschaft, die sie vorfanden und in die sie alsbald eintraten, wirkten entscheidend: ebenso die Vermischung mit der an Zahl so erdrückend überlegenen römischen Bevölkerung. Man hat die Zahl der Einwanderer von jeher stark überschätzt: warum spricht man denn in Toledo spanisch, nicht westgotisch, in Pavia italienisch, nicht langobardisch, in Paris französisch, nicht salfränkisch? Diese frühe Romanisierung war nun zwar ohne Zweifel ein Vorzug gegenüber den nordöstlicheren Stämmen: allein mit den Vorteilen der römischen Kultur waren unscheidbar deren schwere Nachteile der Überkultur, der Fäulnis, zumal in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen, verknüpft und auch die Sittlichkeit dieser römischen Christen war — nach den Klagen und Anklagen ihrer Priester und nach dem Zeugnis der Geschichtsquellen — durch die neue Religion z. B. in den geschlechtlichen Dingen durchaus nicht aus der ärgsten Verderbnis emporgehoben worden. Die sittliche Verwilderung, die uns Gregor von Tours in Franken wie in Römern des 6. Jahrhunderts schauen läßt, geht vom romanischen Süden Galliens aus und ergreift von da aus allmählich auch den mehr germanischen Nordosten. Die «viel umstrittene» Loire bildet eine höchst wichtige Völkerscheide in Frankreich: nur bis an diesen Fluß gelangten die von Nordosten einwandernden Franken in dichteren zusammenhängenden Siedelungen, südwestlich — in dem Gebiet der «Langue d'Oc», im Unterschied von der «Langue d'Oui» — fehlten zwar Franken nicht ganz, — als Besatzungen, Beamte, später Vasen, kamen sie auch hier vor — aber nicht als dichte Massen landsiedelnder Bauern. Daher wurden diese Gebiete — Aquitanien, Septimanien — viel früher und stärker romanisiert als der Nordosten: war doch schon von der Zeit der ersten römischen Eroberungen in Gallien die «provincia Narbonensis», die «Provence», tief von römischer Kultur durchdrungen. So allein erklärt sich die Kluft, welche in der Folge dies Aquitanien so schroff von «Francia», d. h. dem Nordosten Frankreichs trennte, — «Romani» nannte sich die Bevölkerung, — daß König Pippin in acht Feldzügen

hinter einander den nationalen Widerstand unter einem einheimischen Fürstengeschlecht brechen und diese «Römer» mit blutiger Gewalt wieder an das Frankenreich heranzwingen mußte, von dem sie sich seit mehr denn hundert Jahren getrennt hatten. Die sittliche Fäulnis und Zerrüttung hatte vom Süden her früh auch die «neustrischen» (d. h. «neu-westlichen») Franken und an der Spitze die einst so kraftvollen Merowingen ergriffen, so daß diese seit ca. 650 heillos entarteten und erschlafften: zumal auch durch geschlechtliche Ausschweifungen. Tacitus hatte als Einen Grund der Kraft des germanischen Waldvolkes und seiner unerschöpflichen Bevölkerungsmehrung das keusche Geschlechtsleben, den späten Liebesgenuß gerühmt: diese merowingischen Königsknaben schließen Ehen im 15. bis 16. Jahre und bringen dazu ein paar uneheliche Kinder mit! Die Folgen blieben nicht aus: wie Eintagsfliegen sterben sie vor erreichter Mannheit dahin: Erlebung des vollen Mannesalters ist seltenste Ausnahme.

Zeigt sich hier in dem alten Königsgeschlecht gesteigert und klar erkennbar die schädliche Wirkung der Romanisierung, so gewährt das Aufkommen des neuen Herrscherhauses einen «typischen» Beweis für die Errettung, die Verjüngung der angesteckten und angefaulten «Neustrier» durch die «austrasische» unverdorbene Naturkraft: denn das Geschlecht der Arnulfinge ist ein durchaus germanisches. Nehmen die Franzosen z. B. den großen Karl für sich in Anspruch, so ist zu erwidern: damals gab es überhaupt noch nicht «Franzosen» und «Deutsche», nur mehr oder weniger oder gar nicht romanisierte Franken, und zu diesen zählten sonder Zweifel die Arnulfingen. Dies Geschlecht hat von dem mittleren Pippin an (Schlacht bei Tertri i. J. 687) das Frankenreich, das in der Zeit der merowingischen Schwäche (etwa seit ca. 638) auseinandergefallen war, erst wieder zusammenerobert und dann mächtiger als je emporgebaut. In jenem halben Jahrhundert war das Herrschgebiet des neustrischen Merowingen zu Paris auf einen schmalen Streifen Landes zusammengeschrumpft: im Südwesten hatte sich Aquitanien von der Loire an unabhängig gemacht, im Nordosten in Austrasien, von Metz, ja schon von Rheims östlich walteten andere Hausmeier als in Neustrien und die Herzoge der Alamannen, Bayern, Thüringe verweigerten den Hausmeiern zu Metz wie zu Paris den Gehorsam, den sie nur den Merowingen zu schulden erklärten. Mit schwerer Mühe, mit harten unaufhörlichen Schlägen schmiedeten Pippin der Mittlere, sein Sohn und sein Enkel Karl der Hammer das in der neustrisch-romanischen Unkraft auseinandergebröckelte Reich von den Pyrenäen bis an den Harz erst wieder zusammen. Und schlagend tritt diese errettende Kraft der Austrasier hervor, als dem kaum hergestellten Frankenreich und seiner christlichen, romanischen und germanischen Kultur durch den Islam das Verderben drohte. Als der Widerstand der Aquitanier und Neustrier von diesem fanatischen Ansturm bereits gebrochen war — bis Autun und bis Bern waren die arabischen Raubreiter aus den Pyrenäen schon vorgedrungen — da war es, wie ein romanischer Zeitgenosse, Bischof Isidor von Beja, bezeugt, die stäte, ruhige Kraft der Nordvölker, d. h. der Austrasier und der Rechtsrheinischen, welche Karl dem Hammer die Schlacht am Cenon gewann, der an weltgeschichtlicher Bedeutung nur Salamis, Châlons, Trafalgar, Leipzig und Sedan zu vergleichen sind. So «recht von Herzen, hoch von oben herab, führten die Nordländer ihre Streiche, und sie standen fest wie Mauern von Eis»: an dieser ruhigen Stätte zerschellten die brausenden Reitergeschwader des Islam. Austrasien hat damals Neustrien und Aquitanien gerettet.

Deshalb war es von wichtigsten, freilich damals durchaus nicht gewollten oder auch nur geahnten Folgen, sondern durch ganz andere Beweggründe herbeigeführt, daß schon der Begründer des Reiches, daß Chlodovech bereits dies Nordostland, dies Austrasien heranzog. Hätte er, wie seine Anfänge erwarten ließen, seine Macht nur in den reichen, lockenden Süden und Westen hinein ausgedehnt — Römer bei Soissons, Goten im Süden, Kelten in der Bretagne —, so wären die auf Neustrien und Aquitanien beschränkten Franken ohne das austrasische Gegengewicht so völlig romanisiert worden wie eben Goten, Burgunden, Langobarden. Nun aber wandte der «landbegehrende» Merowing die Augen und — was bei ihm gleichbedeutend! — die Waffen früh auch nach dem Nordosten. Schon Chlodovech schlug durch Unterwerfung der Alamannen seinen Nachfolgern die sichere Brücke über den

Rhein, auf der die Söhne dann die Thüringe, bald die Bayern, spätere Herrscher auch Friesen und zuletzt Sachsen leicht erreichen, und so die Beschränkung des Reiches auf neustrisch-romanische Gebiete verhüten mochten.

Allein die Überlegenheit des Frankenreiches über all seine Nachbarn gründete doch keineswegs nur auf seinem Nordosten, ebenso in seinem Südwesten: gerade in der glücklichen Verbindung von beiden Bestandteilen lag der Vorzug. Denn ohne Zweifel gewährte die Berührung mit der römischen, bald auch die Annahme der christlichen Kultur dem Merowingenreich ganz gewaltigen Vorsprung gegenüber den heidnischen Nachbarn rechts vom Rhein, die in Verfassung, Wirtschaft und Sitte noch so ziemlich in den Zuständen der Urzeit verharrten.

Diese Verbindung von Römischem und Germanischem findet nun auch bezeichnenden Ausdruck in der Verfassung des Reiches. So haben sich die römischen Einrichtungen im Südwesten verhältnismäßig lange erhalten, während noch hiervon im Nordosten nur schwache und bald erlöschende Spuren sich finden.

Das Entscheidende auf diesem Gebiet war nun aber die Annahme des Christentums durch Chlodovech im rechtgläubigen, katholischen Bekenntnis, während alle gotischen Völker wie Burgunden und Langobarden, als sie Christen geworden, ketzerische Arianer geworden waren. Aus welchen Gründen war die Wahl dieses Irrglaubens erfolgt? Man hat sich viel geistreiche Mühe gegeben, diese Gründe zu finden: so meinte man, jener Glaube sei den an viele Götter und Halbgötter nebeneinander und übereinander gewohnten Germanen näher gelegen, da er ihnen verstattete, Christus als einen halbgöttlichen Sohn des obersten Gottes zu fassen. Ach nein! Es gab keine Gründe der Wahl, denn es gab keine Wahl! Die vor dem hunnischen Ansturm ums Jahr 375 nach Südwesten flüchtenden zahlreichen gotischen Stämme suchten Rettung durch Aufnahme in das römische Gebiet südlich der Donau. Nun machte aber Kaiser Valens zur Bedingung, daß die heidnischen Barbaren seinen Glauben annahmen: sein Glaube aber war der arianische, für den er mit allen Mitteln Bekenner heranzog. So sandte er seine arianischen Priester. Und die Flüchtlinge, vor die Wahl gestellt zwischen den Hunnen und dem kaiserlichen Christentum, wählten dieses: «sie glaubten den Priestern, die Kaiser Valens schickte», sagt treuherzig die Quelle (Jordanis). So war es: hätte Kaiser Valens Priester der Isis geschickt, sie hätten diesen «geglaubt»: denn sie nahmen das Christentum nicht aus Überzeugung an, sondern als «kaiserlich römische Staatsreligion»: sie folgten durchaus nicht einem «geheimnisvollen Zug» zu diesen Lehren, deren theologische Spitzfindigkeiten (ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος) sie zu würdigen nicht in der Lage waren: haben sie sich doch überall nach Kräften dagegen gewehrt. Vielmehr haben wie die Goten die römische, die rechtsrheinischen Germanen die fränkische, die Nordgermanen die deutsche Staatsreligion angenommen.

Aber die Franken? Wie ist es gekommen, daß diese nicht das arianische, sondern das katholische Christentum wählten?

Diese Entscheidung mochte lange Zeit zweifelhaft erscheinen. Fest stand nur, daß sie, mitten in Gallien, mitten in der christlich-römischen Kultur lebend, Heiden nicht bleiben konnten. Der Wotandienst setzt ein Waldleben, ein Naturdasein voraus: in Städten wie Metz, Paris, Orleans walteten nicht die taciteischen «Schauer der Waldesgeheimnisse»! Also die Bekehrung war nur eine Frage der Zeit. Es ist noch nicht beachtet, daß Chlodovech selbst diese Erkenntnis gewonnen, ja diese Entscheidung bereits getroffen hatte, lange bevor er — seinem Volke voraus — den Übertritt vollzog. Er hatte seiner Gemahlin, der eifrig katholischen Königstochter von Burgund, Hrôthehildis, die, im Bunde mit dem hervorragenden Bischof Remigius von Rheims, unermüdlich an seiner Bekehrung arbeitete, bereits das wichtige Zugeständnis gemacht, den Erstgeborenen katholisch taufen zu lassen und ebenso nach dessen frühem Tod den zweiten Sohn. Hiermit hatte er sich also einverstanden erklärt, daß schon seine nächsten Nachfolger auf dem Thron, nicht mehr wie er selbst Heiden, sondern rechtgläubige Christen sein sollten; die Zukunft des Merowingenreiches sollte also nach seinem schon vor ca. 796 gefaßten Beschluß katholisch sein. Allerdings, er selbst war noch nicht zur Taufe entschlossen, er schwankte noch zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, die sich an seinem Hof bekämpften; — eine Schwester war Arianerin — und die Erkrankung und der Tod des Erstgeborenen führte er auf den Zorn der über

dessen Taufe ergrimmten Götter zurück. Aber die Errettung des zweiten Knaben aus der nämlichen Krankheit durch der Mutter Gebete zu den Heiligen überzeugte ihn wieder von der Macht des Christenhimmels. So ist voll glaublich und muß durchaus nicht Erfindung Gregors von Tours sein, was über die Entscheidung für das katholische Bekenntnis erzählt wird, daß nämlich der Zweifelnde in der Not der gefährlich wankenden Alamannenschlacht gelobt habe, «dem Gott Hrôthehildens» anzugehören, wenn der ihm den Sieg verleihe. Man sieht, der schlaue Merowing verlangt Vorauszahlung vom lieben Gott! Sofort wird die Schlacht durch den Fall des Alamannenkönigs entschieden und nun löst Chlodovech sein Wort ein und läßt sich von St. Remigius taufen.

Durch diesen Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung gewann der König die mächtigste Macht jener Zeit: die einzig organisierte — und zwar genial: auf Weltbeherrschung organisierte: die katholische Kirche: der weströmische Staat war aufgelöst, der werdende germanische noch nicht ausgebaut. Zunächst erreichte er das engste Bündnis mit dem auch in weltlichen Dingen höchst einflußreichen Episkopat in Gallien, wo die Bischöfe, die Träger der christlichen wie der Überreste der antiken Kultur, durch Bildung, Reichtum und meisterhaft gepflegte Verbindung, die herrschende Macht bildeten. Der katholische Frankenkönig gewann gegenüber seinen ketzerischen arianischen Nachbarn: Burgunden, West- und Ostgoten auch in deren Reichen die Bischöfe als eifrigste Helfer. Alsbald führte er seine «frommen» — sie waren geschickt für den neuen Glauben bearbeitet worden! — und immer kampf- wie beutegierigen Franken gegen die ketzerischen Westgoten in einen Feldzug, der offen von ihm als katholischer Kreuzzug bezeichnet und durch den Verrat der katholischen Bischöfe im Gotenreich kaum minder als durch die Wunder der Heiligen zu seinen Gunsten entschieden wurde. Er entriß den Ketzern den größten Teil ihrer südgallischen Besitzungen, nur der Schutz des Ostgoten Theoderich verhinderte die Eroberung des ganzen Landes bis zu den Pyrenäen.

Auch Chlodovechs Nachfolger pflegten eifrig das beste Einvernehmen mit ihren Bischöfen, trotz häufiger Antastung des reichen Besitzes der Kirche.

Als nun aber seit Ende des 7. Jahrhunderts an Stelle der entarteten merowingischen Könige die kraftvollen arnulfingischen Hausmeier die Geschicke des Reiches leiteten, da steigerte sich das Bündnis mit den gallischen Bischöfen zu dem innigsten Bund mit dem Bischof von Rom, dem Papst; — ein Bund, der viele Menschenalter, der bis zur Auflösung des Frankenreiches bestand. Das setzt voraus — wie bei allen politischen Bündnissen! — daß beide Verbündete dauernd ihren Vorteil dabei fanden, daß die Gründe, welche sie zusammengeführt hatten, geraume Zeit fortwirkten. Welches waren diese Gründe?

Auf Seite der Arnulfingen bestand das Bedürfnis, die Hilfe des Papstes zu gewinnen zur Beschreitung des fränkischen Königthrons. Denn war auch dieser Schritt politisch so vollberechtigt wie kaum ein anderer Rechtsbruch in der Geschichte, — ein Rechtsbruch blieb es immerhin. Ein Recht des Reichstages, einen merowingischen König abzusetzen, das Geschlecht auf dem Thron durch ein anderes zu ersetzen, bestand in keiner Weise. Vor hundert Jahren (ca. 656) hatte das verfrühte Wagnis des arnulfingischen Hausmeiers Grimoald, seinen Sohn Childibert an Stelle des austrasischen Königsknaben Dagobert II. auf den Thron in Metz zu erheben, mit dem Untergang der Empörer und tiefem Fall ihres Hauses geendet: eine ernste Warnung für den Hausmeier Pippin! Zwar hatte sein starker Vater Karl der Hammer auf diesem Wege bereits einen kühnen Schritt getan, indem er vom Jahre 737 bis zu seinem Tode (s. J. 741) ohne König regierte, den durch Tod des Merowingen Theuderich IV. erledigten Thron unbesetzt ließ; — also ein Königsbeamter, major domus regiae, ohne König! Allein diese staatsrechtliche Unmöglichkeit hatte zur Folge gehabt, daß die mächtigen Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bayern wie in Südgallien der Aquitanische einen Gehorsam weigerten, den sie nur einem merowingischen König, nicht einem königlosen Königsbeamten zu schulden erklärten, so daß Karls Söhne sich bequemen mußten, alsbald (s. J. 743) wieder einen König Childerich III. zu erheben. Und als Pippin nun nach einigen Jahren es unternahm, sich an dessen Stelle auf den Thron zu schwingen (s. J. 751), konnte diese Brücke über das Unrecht hinüber zur Legitimität nur geschlagen werden von dem großen

«Brückenschläger» — dem «Pontifex!» — zu Rom. War das altgermanische rechtmäßige Königtum durch den alten heidnischen Glauben an die Abstammung des Königsgeschlechts von den Göttern geweiht gewesen, so mußte das unrechtmäßige, neue, geweiht werden durch den Vertreter des neuen — des christlichen — Glaubens. Erst nachdem der Anmaßer durch Sankt Bonifatius die Zustimmung und den Segen des heiligen Vaters in Rom eingeholt hatte, wagte er es, dem fränkischen Reichstag die durch den Papst bereits kirchlich-sittlich entschiedene Frage zur staatsrechtlichen Bestätigung vorzulegen.

Aber welche Gründe bewogen den klugen Griechen auf dem Stuhl Sankt Peters, Zacharias, zu dieser wenig christlichen, gewagten Entscheidung?

Rom und das Frankenreich waren verbunden — durch einen gemeinsamen Feind: den Langobardenkönig zu Pavia. Die Päpste hatten zwar geraume Zeit die immer wiederholten Versuche der Langobarden, Rom zu ihrer Königsstadt zu machen, lediglich durch geistige und geistliche Mittel abgewehrt: aber auf die Dauer dies durchzuführen konnten sie nicht hoffen. Und doch war es von höchster Wichtigkeit für den heiligen Vater, nicht den Langobardenkönig in Rom zum Souverän zu erhalten. Daß bisher — seit dem Ende des Ostgotenreiches — dieser Souverän im fernen Byzanz gesessen hatte, war Voraussetzung der Entstehung einer weltlichen Macht des Papsttums, und der gesamten — werdenden — Weltstellung «Sankt Peters» gewesen. Ward der Bischof von Rom langobardischer Landesbischof, dann war es mit jener erstrebten großartigen, «universalen» Machtstellung vorbei. Wirksame Waffenhilfe gegen die langobardischen Heere, Entsatz der so oft belagerten Stadt konnten aber nur die fränkischen Herrscher bringen, die schon gleich nach Einwanderung der Langobarden in Italien in Feindschaft und Krieg mit diesen geraten waren. Das Ende war denn, nach wiederholten Feldzügen zum Schutz des Papstes, die Einverleibung des langobardischen Reiches in das fränkische.

Allein noch ein Anderes trat hinzu, was die Päpste und die Arnulfingen aufs Innigste verknüpfen mußte: das war das gemeinsame Bestreben, die heidnischen Germanen östlich vom Rhein zu bekehren und zugleich zu unterwerfen.

Schon seit Gregor dem Großen hatten die Päpste diese Aufgabe erfaßt, die bei dem Streben nach «universaler» Herrscher-Stellung in der Tat unabweisbar war. Und andererseits hatten die Arnulfingen scharf erkannt, daß diese rechtsrheinischen Germanen dem fränkischen, christlichen Reich wahrhaft und dauernd nur als Christen angefügt werden konnten.

Das war es: diese Friesen und Sachsen kämpften zugleich für die alten Götter und die alte Freiheit gegen den neuen Glauben und die neue Herrschaft.

Denn daß die Bekehrung ohne Zwang und Gewalt, nur vermöge der inneren Vorzüge des Christentumes, erfolgt sei, — diesen Wahn sollte man doch nachgerade aufgeben. Der Mann, der ganz wesentlich die Christianisierung durchgeführt hat, Sankt Bonifatius, kehrte sofort von einer begonnenen Bekehrungsreise zu den Friesen um, als er erfuhr, der heftige Christenfeind, Herzog Radbod, walte wieder im Land: nicht aus Todesfurcht wahrlich, — er hat durch seinen Martyrtod gezeigt, daß er den Tod für seinen frommen Zweck nicht scheute, — sondern weil er wußte, daß er wider einen solchen Feind ohne die fränkischen Waffen nichts auszurichten vermochte. Ja, er hat es in einem uns erhaltenen Brief ausdrücklich ausgesprochen, als man ihm zu Rom den häufigen Aufenthalt an dem nicht immer gerade sehr christlich moralischen Hof der Arnulfingen verübelte: «ohne die Hilfe der Frankenherrscher kann ich die Heiden in Germanien nicht bekehren».

Der Mann, der sie bekehrt hat, wird das wohl besser gewußt haben als die Theologen, die heute nach elfhundert Jahren die Bekehrung «beschreiben»!

Aber das Bündnis zwischen dem Papsttum und den Arnulfingen sollte seinen großartigen Abschluß, seine Steigerung zu weltgeschichtlicher Bedeutung erfahren, als ein Papst dem Frankenkönig die Krone des weströmischen Kaisertums auf das Haupt drückte, eine Tat, die freilich ein Recht nicht verleihen konnte, das der Verleiher nicht hatte, sondern sein Souverän, der Kaiser in Byzanz, gegen den der Bischof von Rom damit Hochverrat beging. Es war, wie wenn heute der Bischof von Breslau dem König von Ungarn die deutsche Kaiserkrone «schenken» wollte.

Der heilige Bonifatius und die Bekehrung Deutschlands.

Von Alois Knöpfler.

Die Christianisierung der verschiedenen deutschen Stämme hat eine eigenartige, von der Christianisierung anderer Völker ganz verschiedene Entwicklung genommen. Die ersten Christen in Deutschland waren nämlich ihrer Abstammung nach keine Deutschen, sondern römische Ansiedler, und die ersten germanischen Stämme, die mit dem Christentum bekannt wurden, wohnten nicht innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschland, sondern außerhalb derselben in verschiedenen Provinzen des damaligen römischen Weltreiches, gingen auch für die deutsche Nation fast vollständig wieder verloren.

Die ersten Christengemeinden auf deutschem Boden waren klein und unbedeutend, und größtenteils durch das Sprachhindernis, vom Volke geschieden; die umwohnenden Germanen zeigten sich nur wenig durch sie berührt.

Von entscheidender Bedeutung wurde es, daß der jugendliche und tatkräftige Chlodovech, der Herrscher der Franken, am 25. Dezember 496 zu Rheims die Taufe empfing, womit das ganze Frankenvolk dem Christentum zugeführt wurde und zwar dem katholischen Bekenntnisse, nicht dem arianischen, dem die übrigen germanischen Stämme außerhalb Deutschlands anhingen. Während dieses von den katholisch-römischen Untertanen trennte, verband jenes beide Bevölkerungsgruppen und bot die Möglichkeit einheitlicher staatlicher Ausgestaltung und innerer Festigung.

Dann erwies sich wichtig, daß der Franke andere Germanenstämme unterwarf. So erlangte durch ihn das katholische Christentum bei den Alamannen Verbreitung. Die Klöster Luxeuil, St. Gallen und Reichenau erhoben sich als wichtige Stützpunkte des neuen, immer weitere Kreise ergreifenden Glaubens.

Die östlichen Nachbarn der Alamannen waren die Bayern. Auch hier wirkten christliche, teilweise aus Franken kommende Glaubensboten, freilich nicht immer mit nachhaltigem Erfolg. Ebenso wurden die Thüringer in den Gegenden zwischen Elbe, Weser und Main mit dem Christentum bekannt. Großenteils waren es irische und schottische Mönche, welche mit unermüdlichem Eifer wandernd und predigend wirkten. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts durften die genannten Volksstämme als äußerlich christianisiert gelten, doch so, daß die kirchliche Ordnung mangelhaft blieb, und die Bewohner noch viel Heidnisches bewahrten, dies um so mehr, je näher sie den Innergermanen wohnten, die nach wie vor zu den alten Göttern beteten. Der Hauptapostel der Deutschen ist der heilige Bonifatius geworden. Ihm danken mehrere deutsche Stämme die erste Botschaft des Heils, andere die Festigung im christlichen Glauben, und ganz Deutschland die einheitliche kirchliche Organisation und Verfassung. Mit Recht trägt er darum den Ehrennamen «Apostel der Deutschen».

Bonifatius, mit dem Familiennamen Wynfrith war der Sohn eines angelsächsischen Großen, um das Jahr 675 zu Kirton im Königreich Wessex in der Grafschaft Devonshire geboren. An dem gut talentierten Knaben hatte der Vater eine besondere Freude und hoffte in ihm einen tüchtigen Erben seines Namens und seines Besitzes zu erhalten. Er zeigte sich daher über die klösterlichen Neigungen des Sohnes keineswegs erfreut, gab jedoch nach anfänglichem Widerstreben seine Einwilligung zum Eintritt in das nahe Kloster Adescancastre. Hier wurde der junge Wynfrith in das mönchische Leben eingeführt; sein wissenschaftliches Streben jedoch fand keine Befriedigung. Zum Jüngling herangewachsen trat er deshalb in das Kloster Nhutscelle über, an dessen Spitze der gelehrte und am Königshof von Wessex einflußreiche Abt Wynbercht stand, der sein Kloster zu einem Sitz wissenschaftlicher Tätigkeit gemacht hatte. Hier versenkte sich Wynfrith mit ganzer Liebe in das Studium, vor allem der Heiligen Schrift, der Grammatik und Poetik und zwar mit solchem Erfolg, daß er in Bälde selbst als gefeierter Lehrer an der Klosterschule wirken konnte. Doch so begeistert der junge Mönch für die Wissenschaft war, er betrieb sie nicht ihrer selbstwillen, sondern um sie zum Heile anderer zu verwerten: auch ihn ergriff wie so viele seiner Zeit- und Volksgenossen der Missionseifer. Mit dem Segen seines Abtes und unter den Gebetsversprechen der Kirche von Canterbury zog Wynfrith mit nur wenigen Begleitern im Jahre 715 zur Bekehrung der Heiden aus

Sein Ziel war zunächst Friesland; allein erfolglos mußte er von hier in sein Kloster zurückkehren. Da war eben der Abt gestorben und Wynfrith wurde an seine Stelle gewählt; umsonst, ihn zog es zurück zur Mission. Mit Genehmigung des Bischofs Daniel von Winchester, der Wynfrith mit einem Empfehlungsschreiben ausstattete, unternahm dieser im Sommer 718 eine zweite Missionsreise nach dem Festland, wandte sich aber zunächst nach Rom, wo er mit seinen Genossen 718 bei Papst Gregor II. ankam. Während des ganzen Winters weilte er in der ewigen Stadt. Das Ergebnis der eingehenden Verhandlungen mit dem Papste war, daß ihn dieser durch Schreiben vom 15. Mai 719 zum eigentlichen Apostel für Deutschland bestellte, und zwar sollte Bonifatius — so wird Wynfrith in diesem Schreiben erstmals genannt — sich zunächst in das Land der Thüringer begeben. Thüringen konnte damals, wie wir gesehen, so ziemlich als christliches Gebiet gelten; allein das dortige Christentum drohte in das Heidentum zurückzusinken. Dem sollte nun Bonifatius entgegenarbeiten. Er trat auch die Reise nach dem neuen Missionsfeld sofort an. Nach kurzer aber erfolgreicher Tätigkeit daselbst begab er sich zu den Franken, zweifelsohne um mit den weltlichen Machthabern die vor allem notwendige kirchliche Organisation Thüringens zu besprechen. Hier erfuhr er den Tod Radbods, worauf er unverweilt, wie er glaubte durch ein Traumgesicht gerufen, nach Friesland in sein erstes Missionsfeld eilte und drei Jahre als Gehilfe Willibrords überaus segensreich wirkte. Als aber Willibrord versuchte, ihn als Bischof dauernd mit der dortigen Kirche zu verbinden, brach er die Tätigkeit sofort ab, um nach Deutschland zurückzukehren, an das er sich durch päpstlichen Auftrag gebunden wußte. Zunächst begann er seine Tätigkeit bei den Hessen, deren religiöse Verfassung eine ähnliche war, wie die der Thüringer. Auch hier war sein Wirken von Erfolg beglückt. Es schlossen sich ihm zwei angesehene Brüder Dettic und Deorwulf an, die in Amönaburg begütert waren, wo Bonifatius eine Klosterzelle erbaute: das erste von ihm gegründete Kloster, wohl bestimmt zur Heranziehung eines einheimischen Klerus. Dann wandte er sich nach Niederhessen an die Grenze der heidnischen Sachsen, um eine große Zahl für Christum zu gewinnen. Sollten diese glücklichen Erfolge Bestand haben und weiter gefördert werden, so war vor allem eine kirchliche Organisation erforderlich. Es ist verständlich, wenn sich Bonifatius dieserhalb durch einen Boten nach Rom wandte. Die Folge war, daß ihn der Papst an den Tiber rief, um die Missionsangelegenheit mit ihm persönlich zu besprechen. Deshalb reiste Bonifatius durch das Reich der Franken und durch Burgund nach Rom, wo er im November 722 mit mehreren Gefährten ankam. Nach eingehender Besprechung und gegenseitiger Verständigung über alle einzelnen Fragen wurde Bonifatius von Gregor II. am 30. November 722 zum Missionsbischof für die rechtsrheinischen deutschen Stämme geweiht.

Mit der doppelten Aufgabe, die Mission Hessens und Thüringens zu vollenden und deren kirchliche Verhältnisse zu ordnen, sowie die Mission Sachsens zu beginnen, kehrte der Angelsachse im Frühjahr 723 in seinen Wirkungskreis zurück. Neben einer Kanonsammlung hatte er vom Papst noch eine Reihe Empfehlungsschreiben erhalten, unter anderen an Karl Martell, den Regenten des fränkischen Reiches, und einen persönlichen Geleitsbrief. Es ist einleuchtend, daß hierdurch seine Tätigkeit eine nicht geringe Stütze und Förderung erhalten mußte, zumal wenn auch der mächtige Hausmeier Karl ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Zu diesem begab sich daher Bonifatius unverweilt, überreichte ihm das päpstliche Schreiben und erbat sich auf Grund desselben Schutz und Hilfe. Karl nahm den neuen Bischof freundlich auf und erteilte ihm, nachdem er ihn in Pflicht genommen, den erbetenen Schutzbrief. So mit kirchlicher und staatlicher Vollmacht ausgerüstet ging Bonifatius in sein Missionsgebiet und zwar zunächst zu den Hessen, wo er den früher Bekehrten das Sakrament der Firmung spendete. Alsbald nahm er auch die Missionsarbeit wieder auf und zwar mit solchem Erfolg, daß die Christianisierung Hessens in kürzester Zeit als vollendet gelten konnte. Diesen Erfolg dankte er besonders der Fällung der Donareiche bei Geismar im Jahre 724, wodurch er dem erstaunten Volke die Ohnmacht seiner Götzen klar und begreiflich vor Augen stellte. Aus dem Holz der Eiche erbaute er eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus. Ein benachbarter Bischof (Köln oder Mainz) wollte ernten, wo er nicht gesät, indem er die neu gewonnenen Christen seiner Diözese ein-

zuzuverleiben suchte. Aber diese unberechtigten Ansprüche wußte Bonifatius mit Hilfe Roms und Karl Martells zurückzuweisen. Hatte nun das Christentum in Hessen gewissen Bestand bekommen, so wandte sich der Bischof nach Thüringen, woselbst er seinen Sitz aufzuschlagen gedachte. Hier hatten sich die Verhältnisse seit seiner Abwesenheit eher verschlimmert, vor allem durch das Treiben umherschweifender Schottenmönche, die sich den Weisungen und Anordnungen des Bischofs widersetzten. Ihr Einfluß scheint jedoch unschwer gebrochen worden zu sein. Schwieriger war die Ausrottung falscher und abergläubischer Lehren, sowie die Überwindung bedenklicher und irriger sittlicher Gewohnheiten und Ausartungen.

All das bedurfte einer angestrengten und ausdauernden Arbeit, wofür die Kraft eines Mannes nicht genügte. Bonifatius erhielt denn auch tatkräftige Unterstützung aus seiner Heimat, mit welcher er von Anfang an in fortwährendem und lebendigem Verkehr geblieben war. Fürsten und Bischöfe, Mönche und Nonnen, Männer und Frauen sandten ihm geistige und materielle Hilfe. Bald sind es literarische geistliche Werke, bald kirchliche Gebrauchsgegenstände: Altartücher, Kelche, Glocken usw. die als Liebesgaben von jenseits des Kanals bei ihm eintreffen. Dann (seit 721) aber langten auch Gehilfen in eigener Person bei ihm an, um sich persönlich bei der Missionsarbeit zu beteiligen. Diese Hilfskräfte aus der angelsächsischen Heimat ermöglichten es Bonifatius, den unfähigen und unwürdigen Klerus zu ersetzen und für künftigen einheimischen Nachwuchs zu sorgen. Letzteres geschah vor allem in den neuerrichteten Klöstern. Als erste klösterliche Gründung in Thüringen lernen wir Ohrdruff kennen, wozu ein gewisser Hugo Grund und Boden schenkte. In Hessen erstand das Kloster Fritzlar an der Eder, das unter Leitung Wigberts zu einer Pflanzstätte religiösen und wissenschaftlichen Lebens gedieh. Einige hervorragende Frauenklöster wurden im Maingebiet, in Ostfranken gegründet, so Bischofsheim unter Leitung Liobas, während die unweit voneinander gelegenen Klöster Kitzingen und Ochsenfurt sich der Leitung der unermüdlichen Thekla erfreuten. Später gegen Ende der Wirksamkeit des heiligen Bonifatius erwuchs noch ein segensreich wirkendes Doppelkloster zu Heidenheim im Saalfeld unter Leitung der Geschwister Wunibald und Walpurgis. Neben diesen Klöstern und teilweise auch durch sie erhoben sich überall im Lande Kirchen und Kapellen, so daß nach und nach eine regelrechte Seelsorge durchgeführt werden konnte. Jene Mitarbeiter des Heiligen waren aber nicht nur Verkündiger der christlichen Lehre, sondern auch Träger und Verbreiter wissenschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens. Auf diese Weise erstand bei den ostdeutschen Stämmen ein jugendkräftiges Christentum, welches dasjenige des fränkischen Reiches weit überragte.

Nachdem im Jahre 731 Gregor II. gestorben und Bonifatius von der Wiederbesetzung des Heiligen Stuhles Kunde erhalten, schickte er sofort Boten nach Rom, um Mitteilungen über den Erfolg seines Wirkens zu machen. Gregor III. antwortete 732 durch Übersendung des Palliums und Erhebung zum Erzbischof mit der Vollmacht überall, wo er es zu seiner Unterstützung für notwendig erachte, Bischöfe zu weihen. Wenn nun Bonifatius trotz der beklagten Überlastung mit Arbeit von der erteilten Vollmacht keinen Gebrauch machte, müssen bestimmte Verhältnisse hindernd im Wege gewesen sein. Wir kennen diese zwar nicht genau, sicher aber stand die Rücksicht auf die Fränkische Kirche und Karl Martell im Vordergrund. So ließ man die dermalige Lage der Dinge in Thüringen und Hessen vorerst auf sich beruhen. Dagegen wandte sich Bonifatius um das Jahr 735 kraft seiner neuen Vollmacht den kirchlichen Verhältnissen des benachbarten Bayern zu. Er predigte daselbst, visitierte mehrere Kirchen, um verschiedene Ausartungen abzustellen, vor allem suchte er einen schismatischen Priester unschädlich zu machen. Weiteres unterblieb; besonders muß es auffallen, daß auch hier die, bereits von Herzog Theodo geplante Errichtung einer Kirchenprovinz nicht durchgeführt wurde. Wahrscheinlich werden wieder politische Erwägungen gehindert haben. Bonifatius kehrte nun nach Thüringen zurück und zwar in Begleitung des jungen Sturm, welchen er dem Kloster Fritzlar zur weiteren Ausbildung übergab. Später sollte er Leiter seiner Lieblingsstiftung Fulda werden.

Der Heidenapostel war an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt. Die Missionstätigkeit, die ihm übertragen worden, hatte er für Thüringen und Hessen vollendet; die weitere Aufgabe aber, die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen,

ließ sich nicht durchführen. Es ist verständlich, wenn er aus dieser unhaltbaren Lage herauszukommen suchte. Rat und Hilfe hierzu vermochte er nur beim Papste zu finden, und so begreift es sich, wenn er sich um das Jahr 737 ein drittes Mal zur Romreise rüstete. Von Gregor III. wurde der verdiente Mann überaus freundlich empfangen; der Papst schenkte seinem Anliegen die aufmerksamste Beachtung, denn Bonifatius blieb fast ein volles Jahr in Rom. Was für Pläne und Wünsche er vorbrachte, wissen wir nicht genau, können sie aber in etwas aus seinen und des Papstes Schreiben entnehmen. Vor allem verlangte der Papst von ihm Rückkehr in sein bisheriges Missionsgebiet, wozu er ihn mit neuen Vollmachten und Gerechtsamen ausrüstete. Bonifatius wurde zum päpstlichen Legaten für das ganze rechtsrheinische Deutschland bestellt, d. h. seine Jurisdiktion wurde auch auf Alamannien und Bayern ausgedehnt, und die Bischöfe angewiesen, seinen Anordnungen Folge zu leisten. Zur Beaufsichtigung und Verbesserung von Lehre und Leben sollten jährlich Synoden gehalten werden. Mit diesen Vollmachten ausgerüstet verließ Bonifatius im Jahre 738 Rom, und nun begann sein organisatorisches Wirken für die deutsche Kirche.

Zunächst begab er sich nach Bayern auf direkte Einladung des Herzogs Odilo. Hier hatten sich die Verhältnisse seit seiner letzten Anwesenheit wesentlich geändert. Der nunmehrige Herzog zeigte großes Interesse für die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse des Landes, wobei auf die älteren Verhandlungen mit Rom zurückgegriffen wurde. So wurden drei Bistümer errichtet (Regensburg, Freising und Salzburg) und mit tüchtigen Männern besetzt. Die im Lande befindlichen Wanderbischöfe, gegen welche manche Bedenken bestanden, blieben unberücksichtigt, nur Vivilo von Passau wurde anerkannt, weil er vom Papste selbst geweiht war. Auffallend erscheint, daß keiner der Sitze, wie früher geplant, zum Erzbistum erhoben wurde, wohl deshalb, weil Bonifatius als Erzbischof sämtlicher rechtsrheinischer Bistümer galt. Erst 798 unter Karl dem Großen ist Salzburg zur Metropole erhoben. Sowohl die Abgrenzung der Diözesen, als auch die Wahl der Bischöfe geschah unter Beirat und Zustimmung des Herzogs und der Großen, und erhielt unter dem 29. Oktober 739 die päpstliche Genehmigung. Die Errichtung der Bistümer schloß von selbst in sich die Schaffung einer geordneten Seelsorge mittels Pfarreien und Bestellung tüchtiger Priester. War derartig die Organisation hergestellt, so erforderte auch das religiöse und sittliche Leben eine gründliche Umgestaltung und Verbesserung. Hierzu war die Abhaltung von Synoden das beste Mittel. Noch haben wir 15 Kapitel solch einer bayrischen Synode, von der wir freilich weder Zeit noch Ort genau kennen, die aber sicher in jene Anfänge zu verlegen ist. Die Leute werden zur Eintracht ermahnt, zu größerem Ernst und Eifer in religiösen Dingen, zu eifrigerem Besuche des Gottesdienstes, öfterem Empfange der Sakramente, gewissenhafter Beobachtung der Fasten und Heilighaltung der Ehe; es wird gewarnt vor Trunksucht, Betrug, Meineid und Unzucht. — Wie anderwärts die Missionsarbeit durch Klostergründungen gestützt und gefördert wurde, so geschah es auch in Bayern. Eine ganze Reihe nachmals berühmter bayrischer Klöster datieren ihre Gründung in unsere Zeit zurück, so Niederaltaich, Metten, Mondsee, Chiemsee, Tegernsee, Benediktbeuern, Wessobrunn, Altomünster u. a. Alle diese Klostergemeinden dienten aber nicht bloß dem religiösen Leben, sondern in ganz hervorragender Weise auch der wirtschaftlichen Bebauung des Landes.

Waren demnach die kirchlichen Dinge Bayerns geordnet, so harrte die hessisch-thüringische Kirche immer noch der Regelung. Die früher vorhandenen Hindernisse scheinen mit dem Tode Karl Martells (gestorben 741) geschwunden zu sein, denn schon im Frühjahr 742 berichtete Bonifatius dem neugewählten Papste Zacharias über die Ordnung der hessisch-thüringischen Kirchenverhältnisse. Es waren nämlich hier drei Bistümer errichtet und sofort auch besetzt worden: für Ostfranken Würzburg, für Hessen Buraburg in der Nähe des Klosters Fritzlar, und Erfurt für Thüringen. Diese Neuerrichtung der Bistümer erhielt unter dem 1. April 743 die päpstliche Sanktion. Auffallen muß, daß Bonifatius selbst keinen bestimmten Stuhl als Erzbischof einnahm; er wollte sich wohl als Metropolit noch freie Hand behalten für die geplante Sachsenmission, oder es lagen unbekannte Gründe gegen den vollen Abschluß der Metropolitanverfassung vor.

Das ganze rechtsrheinische Deutschland war damit, soweit es christianisiert worden, auch

kirchlich eingerichtet. Noch harrte aber eine zweite nicht weniger wichtige Aufgabe ihrer Lösung: die innere Ausgestaltung christlichen Lebens und Verbesserung von Zucht und Sitte. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wurde wesentlich erleichtert durch selbständiges Entgegenkommen der neuen Gebieter im fränkischen Reich: Karlmanns und Pippins. Schon gleich in den ersten Monaten seiner Herrschaft berief ersterer, Herr von Austrasien, Bonifatius zu sich und forderte ihn auf, in seinem Lande eine Synode abzuhalten. Bonifatius säumte nicht, diesem Wunsche zu entsprechen. So ist denn am 21. April 742 das erste deutsche Konzil gefeiert in einem nicht näher bekannten Orte, wahrscheinlich auf einer Villa Karlmanns. Hier wurde Bonifatius auch staatlich als Erzbischof und päpstlicher Legat anerkannt, dem die übrigen Bischöfe unterworfen sein sollten. Sodann wurden die Rechte und Pflichten der Bischöfe aufs neue festgestellt und eingeschärft; vor allem untersagte man den Wanderbischöfen ihre verwirrende Wirksamkeit. Die Haupttendenz der erlassenen und auch als staatliche Verordnungen anerkannten sieben Kanones geht dahin, die gestörte Ordnung in der Kirche Austrasiens wieder herzustellen, die entwendeten Kirchengüter zurückzuerstatten, den entarteten Klerus an Zucht und Ordnung zu gewöhnen und die noch vorhandenen heidnischen Gebräuche auszurotten. Nach Kanon 1 sollten jährlich Synoden stattfinden. Demgemäß wurde schon im folgenden Jahr am 1. März eine zweite austrasische Synode zu Liftinä, einer Villa Karlmanns im Hennegau abgehalten. Hier hat man die Bestimmungen der ersten erneuert und erweitert; letzteres namentlich mit Rücksicht auf die Ehehindernisse und den Verkauf von christlichen Sklaven. Die einfache Rückerstattung des Kirchengutes erwies sich als undurchführbar, weshalb erleichternde Verfügungen erlassen wurden. Unterdessen führte eine politische Irrung zwischen Herzog Odilo von Bayern und den fränkischen Hausmeiern im Jahre 744 zur Errichtung des Bistums Eichstätt. So waren die äußeren und inneren Verhältnisse der austrasischen Kirche durch Bonifatius geordnet worden, als auf Pippins Wunsch auch die Kirche Neustriens reorganisiert werden sollte. Zu diesem Zwecke ist zunächst die Metropolitangewalt, die allmählich gänzlich in Verfall geraten war, wieder hergestellt. Für Besserung der inneren Verhältnisse und Hebung des religiössittlichen Lebens sollte durch Synoden gesorgt werden und zwar wurde sofort am 2. März 744 eine große Provinzialsynode zu Soissons gehalten, welche 23 Bischöfe besuchten. Das Vorbild für die Verhandlungen bildeten die obengenannten austrasischen Synoden. Die Beschlüsse sind wie dort als Kapitulare, d. h. als Staatsgesetze verkündigt. Namentlich den Wanderbischöfen wurde ihre Tätigkeit untersagt, was sich bisweilen als sehr schwierig erwies. Auf der fränkischen Reichssynode, welche Pippin und Karlmann gemeinsam im Frühjahr 745 abhalten ließen, hat man zwei derselben, die besonders einflußreich waren (Adalbert und Clemens), verurteilt, und den Bischof Gewilieb von Mainz traf die Absetzung, weil er den Mörder seines Vaters eigenhändig erstochen hatte. Zugleich fand hier die hierarchische Neuordnung ihren Abschluß, sofern für den Erzbischof Bonifatius Köln als Sitz bestimmt wurde. Als sich aber gegen die Ausführung dieses Planes allerlei Schwierigkeiten erhoben, bestieg Bonifatius den durch Absetzung Gewiliebs erledigten Stuhl von Mainz. Diese Gestaltung der Verhältnisse bestätigte der Papst unter dem 4. November 751 in der Weise, daß er Mainz zur Metropole erhob mit den Suffraganaten: Utrecht, Tongern, Köln, Worms und Speier, außerdem noch den von Bonifatius selbst errichteten Bistümern in Hessen und Thüringen. Damit war das Missionswerk in Deutschland tatsächlich vollendet. Bonifatius wollte es noch durch einen ganz besonders feierlichen Akt auf einer zweiten Generalsynode im Frühjahr 747 besiegeln. Hier wurden meistens alte Verordnungen erneuert, sodann die Rechte und Pflichten der Metropoliten, der Bischöfe und Priester genau festgestellt und eingeschärft; vornehmlich aber festigte man das Band der Einigkeit mit Rom durch das «Bekenntnis des wahren, orthodoxen Glaubens und der katholischen Einheit». Erfreut antwortete Papst Zacharias: «Dank sage ich Gott dem Allmächtigen, daß ihr in der Einigkeit des Glaubens und in dem Bande des Friedens wandelt, daß ihr eins seid mit euerer geistigen Mutter, der heiligen katholischen und apostolischen Kirche, deren Haupt wir nach Gottes Ratschlusse sind». Auch in den folgenden Jahren wurden noch Synoden gehalten, von denen wir aber keine weitere Kenntnis besitzen.

Bei der synodalen Tätigkeit hatte man auch die klösterlichen Einrichtungen nicht außer acht gelassen. Schon auf den austrasischen Synoden war die Regel des heiligen Benediktus als normgebend anerkannt und eingeschärft worden. Als Musterkloster nach dieser Regel sollte Fulda gelten, das im Jahre 744 von einem Lieblingsschüler des heiligen Bonifatius, von Sturm, nach dessen Weisungen erbaut wurde. Mit ganz besonderer Liebe hing Bonifatius an diesem Kloster, Jahr um Jahr zog er sich hierher zurück, um sich dem Studium und der frommen Betrachtung zu widmen; hier sollte er seine letzte Ruhestätte finden.

Mit Errichtung der Metropole Mainz und deren Bestätigung durch den Papst im Jahre 751 erachtete Bonifatius sein Werk in Deutschland abgeschlossen. Er dachte nun wieder an den Beginn seiner Tätigkeit. Noch erbat und erhielt er für seine Lieblingsstiftung Fulda die päpstliche Exemtion, bestellte mit Zustimmung Pippins in seinem Schüler Lul einen Nachfolger für Mainz, dann eilte er in sein erstes Missionsfeld, nach Friesland, wo er, wie er vorausgeahnt hatte, unweit Dokkum am 5. Juni 754 den Tod als Glaubenszeuge fand. Noch zeigt man zu Fulda einen uralten Pergamentband mit zerschlagenem Deckel, den der Heilige schützend über seinem Haupte gehalten haben soll.

Bonifatius wird mit Recht als Apostel Deutschlands verehrt. Wohl hatte bei seiner Ankunft daselbst das Christentum in verschiedenen Gegenden bereits Wurzeln gefaßt, allein das Leben war kein wirklich christliches. Allenthalben hatten sich noch götzendienerische Überreste erhalten, ja ganze Landstriche, wie Hessen, Sachsen und Teile von Thüringen waren noch heidnisch. Anderwärts waren heidnische Sitten und Gebräuche entartend in das Christentum eingedrungen. Als Hauptursache der beklagenswerten Zustände erwies sich der Mangel einer festgegliederten hierarchischen Verfassung. All das leistete der eine Bonifatius in dreißigjähriger unermüdeter Tätigkeit.

Bei seinem Tode war noch ein großer und mächtiger deutscher Stamm heidnisch: die Sachsen. Wiederholt hatte er die Absicht geäußert, die Sachsenmission aufzunehmen; so muß es offensichtlich befremden, daß er im Jahre 753 nicht statt zu den Friesen, zu den Sachsen zog, die dem Heidentum am zähesten angehangen haben. Die Lösung des Rätsels liegt zweifelsohne in dem eben damals zwischen Franken und Sachsen ausgebrochenen Kriege. Letztere haben die Glaubensboten alle entweder verjagt oder ermordet, und die meisten derselben sind uns nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die heftige Abneigung der Sachsen gegen das Christentum war vorherrschend politischer Natur: sie fürchteten mit dem Christentum ihre politische Freiheit zu verlieren; sie haßten im Christentume einen Bundesgenossen ihrer politischen Gegner, der Franken, mit denen sie seit langem, ganz besonders aber seit 718 in erbittertem Kampfe lagen. Die Franken stellten bei jedem Friedensschluß die Forderung der Zulassung von Glaubensboten, weshalb letztere den Sachsen als politische Sendlinge erscheinen mußten. So kam es, daß sie die Missionare nach Abzug der fränkischen Heere wieder verjagten und die Gotteshäuser zerstörten. Aber es nahten die Zeiten Karls des Großen, der mit dem Schwerte bekehrte.

Die fortwährenden Kriege mit den Sachsen und deren verheerende Plünderungszüge in die angrenzenden Länder machten ihre Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft zur Notwendigkeit, falls nicht das Reich im Nordosten beständiger Gefahr ausgesetzt bleiben sollte. Die staatliche Unterwerfung schien aber nicht dauerhaft ohne gleichzeitige Christianisierung; diese bildete mithin eine notwendige Begleiterscheinung. Demgemäß wurde der politisch notwendige Krieg auch ein religiöser. In diesem Lichte wird man die gewaltsame Sachsenbekehrung begreifen, wenn auch nicht rechtfertigen können. Übrigens war diese Mission nicht bloß eine äußerlich-gewaltsame. Zahlreiche Priester suchten das, was die Staatsgewalt aufnötigte, durch eingehende Belehrung und Unterweisung zum überzeugungsvollen geistigen Besitze zu machen. So wurden im Lande der Sachsen nach und nach acht Bistümer errichtet, wodurch das Christentum Bestand und sicheren Halt erhielt und zwar bei den Westfalen: Münster und Osnabrück; für Engern: Bremen, Verden, Minden und Paderborn, endlich bei den Ostfalen: Halberstadt und Hildesheim. Neben den Bistümern erstanden noch eine Reihe von Klöstern, die an der Ausbreitung und Befestigung des Christentums mitarbeiteten, voran das wichtige Corvey.

Mit den Sachsen war der letzte deutsche Volksstamm dem Heilande gewonnen.

Die deutschen Volksrechte.

Von Karl Zeumer.

Als Volksrechte bezeichnen wir die Rechtsaufzeichnungen der verschiedenen germanischen Stämme aus der Zeit vom 5. bis 9. Jahrhundert. Es sind zum größten Teil von germanischen Fürsten erlassene Gesetze, teils aber auch einfache Aufzeichnungen des geltenden Rechtes, die jedoch fast durchweg gesetzliches Ansehen erlangten. Früher nannte man diese Volksrechte gern Leges barbarorum; doch wird diese Bezeichnung heute von Sachkundigen meist gemieden. Herausgegeben sind die Volksrechte mit Ausnahme der Lex Salica, für welche wir vorläufig noch auf andere Ausgaben angewiesen sind, am besten in der Abteilung Leges der Monumenta Germaniae historica.

Die germanischen Stämme, welche seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Grenzen des Römerreichs überfluteten, hatten bis dahin als Bauern- und Hirtenvölker in einfachsten Kulturverhältnissen gelebt. Dieser Kultur entsprach ihr Recht. Sie kannten weder geschriebene Gesetze noch andere Rechtsaufzeichnungen. Ihr Recht war reines Gewohnheitsrecht, gepflegt und fortgebildet allein durch die gerichtliche Tätigkeit in den Gerichtsversammlungen der Volksgemeinden, an welcher alle erwachsenen freien Männer teilnahmen. Hier im «Ding» wurden durch das Urteil der Gemeindegenossen Verbrechen gestraft und Rechtsstreitigkeiten geschlichtet.

Bei ihren Zügen durch das Römerreich kamen nun diese Germanen in nahe Berührung mit einer hohen Kultur und einem seit Jahrhunderten durch Gesetzgebung und Jurisprudenz hochentwickelten Recht. Es war für sie eine Notwendigkeit, sich im Verkehr mit den römischen Provinzialen einer Menge von Rechtseinrichtungen zu bedienen, die aus den wirtschaftlichen und Kulturverhältnissen, welche sie hier umgaben, erwachsen waren. Erst hier lernten sie das freie Privateigentum an Grund und Boden, das Testament und Vermächtnisse, neue Vertragsarten, wie das zinsbare Darlehen und den Vollzug sowie die Beurkundung solcher Verträge durch die Schrifturkunde kennen. Die Aufnahme solcher römischen Elemente in das Recht der Germanen mußte bei diesen die Rechtspflege in den alten Formen erschweren, und diese Schwierigkeiten mußten sich noch steigern, als germanische Stämme zur festen Ansiedelung und zur Staatengründung auf dem Boden des Römerreiches gelangten. Jetzt unterlagen sie in noch höherem Grade den übermächtigen Einflüssen der höheren Kultur der einheimischen Bevölkerung, mit welcher die einzelnen Germanen durch die Art der Ansiedelung dauernd in die engste Berührung traten. Jeder Germane erhielt ein oder zwei Drittel von dem Gut eines römischen Besitzers und wurde in diesem Gut dessen Rechtsnachfolger. Durch diese weitere Romanisierung entwuchs aber das germanische Recht völlig den bisherigen Formen des reinen Gewohnheitsrechtes. Das romanisierte Recht forderte gebieterisch eine schriftliche Gesetzgebung, für welche Gesetzgebung und Rechtsliteratur der Römer sich als Vorbild darboten.

Bei den ostgermanischen Westgoten und Burgundern finden wir bereits in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts Spuren schriftlicher Gesetzgebung germanischer Könige. Zu einer umfassenden Kodifikation des Rechtes aber ist es bei beiden Völkern erst gegen Ende des Jahrhunderts gekommen.

König Eurich, der dritte Sohn und Nachfolger des Westgotenkönigs Theuderich, welcher in der Katalaunischen Völkerschlacht den Heldentod gefunden hatte, gab zuerst von allen Germanenfürsten seinem Volke um 475 ein großes Gesetzbuch nach römischem Vorbild. Verfaßt ist dieses Gesetzbuch von römischen Juristen in lateinischer Sprache, vielfach in engster Anlehnung an römische Rechtsquellen. Dadurch fand eine weitere Romanisierung des gotischen Rechtes statt: der Codex Euricianus, wie wir dieses Gesetzbuch nennen, enthält kein rein germanisches Recht, sondern ein gotisch-römisches Mischrecht. Trotzdem ist er das Vorbild geworden für die folgenden Gesetzgebungen bei ost- und westgermanischen Völkern.

Eurichs Gesetzbuch war für die Goten des Reiches bestimmt, sollte aber auch für Streitigkeiten zwischen Goten und Römern maßgebend sein. Für die Römer blieben zunächst die bisher geltenden römischen Rechtsquellen in Kraft; doch ließ im Jahre 506 Eurichs Sohn, Alarich II., die im Gebrauch befindlichen römischen Gesetze und Rechtsbücher sammeln, sichten, erläutern und zu einem Gesetzbuch für die Römer seines Reiches zusammenfassen. Auch dieses römische

Gesetzbuch Alarichs, das sogenannte Breviarium Alaricianum (Lex Romana Visigothorum), hat wie das um 20 Jahre ältere Gesetzbuch Eurichs eine weit über das Westgotenreich hinausgehende Bedeutung erhalten. Es wurde für Jahrhunderte die fast ausschließliche Quelle römischen Rechtes im Frankenreich und hat sogar in einem Falle als Grundlage für eine fast rein germanische Rechtsaufzeichnung, die im 8. Jahrhundert in Churrätien entstandene Lex Romana Curiensis, gedient.

Dem Beispiel des Westgotenkönigs Eurich und seines Sohnes Alarich folgte zunächst noch im 5. Jahrhundert der Burgunderkönig Gundobad. Er ließ die Gesetze seiner Vorgänger, unter denen er Gunther und Giselher, die wir aus dem Nibelungenliede kennen, nennt, sowie seine eigenen zu einem Gesetzbuch vereinigen, welches unter dem Namen der Lex Gundobadi oder Lex Gundobada (loi Gombette) jahrhundertelang auch noch nach dem Untergange des Burgunderreiches in Gebrauch blieb. Später hat dann Gundobad nicht nur dieses Gesetzbuch mit neuen Zusätzen versehen, sondern auch die wichtigsten Sätze der römischen Rechtsquellen zu einem Handbuche für die Richter seines Reiches zusammenstellen lassen, welches wir als Lex Romana Burgundionum oder mit einem schon im Mittelalter durch ein Mißverständnis entstandenen Namen als Papianus (entstellt aus Papinianus) zu bezeichnen pflegen.

Eurichs Gesetzbuch ist auch benutzt worden für das Edikt des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen, durch welches dieser gegen das Jahr 507 Vorschriften für die wichtigsten Rechtsfälle für Goten und Römer gab.

Von den westgermanischen Stämmen, den eigentlichen Deutschen, haben zuerst die Franken das westgotische Vorbild nachgeahmt. Die älteste und berühmteste fränkische Rechtsaufzeichnung ist die Lex Salica. Bis vor kurzem schien es festzustehen, daß die uns überlieferte älteste Gestalt der Lex Salica ein von König Chlodovech, dem Gründer des Frankenreiches, gegen Ende seiner Regierung (gegen 510) erlassenes Gesetzbuch sei. Neuerdings hat das uns in dieser Quelle entgegentretende Münzsystem Anlaß gegeben, die uns überlieferte Form des Gesetzes erst dem Ende des 6. Jahrhunderts zuzuweisen. Wie dem auch sei: der Inhalt der Lex Salica dürfte in der Hauptsache nicht später als unter Chlodovech aufgezeichnet sein. Das bezeugt nicht nur der Text des Gesetzes selbst, es zeugen dafür auch Zusätze und Nachträge, welche von Chlodovechs nächsten Nachfolgern erlassen sind, sowie die Nachrichten, welche eine wohl noch im 6. Jahrhundert verfaßte Vorrede zu dem Gesetzbuche (Prologus legis Salicae) enthält.

In dieser zum Teil sagenhaften und wohl auf alten Volksdichtungen beruhenden Vorrede wird uns berichtet, wie die Lex Salica entstanden sei aus Urteilen, welche von den Frankenfürsten ernannte rechtskundige Männer, Namens Wisogast, Bodogast und Salagast an drei nacheinander abgehaltenen Gerichtsversammlungen zu Wisoheim, Salaheim, Bodoheim und Widoheim fanden. Dann aber habe König Chlodovech der Gewaltige und Schöne, torrens et pulcher, nachdem er die katholische Taufe empfangen, das Gesetz verbessert. Daran schließen sich die später oft wiederholten und mißverstandenen Worte: «Es lebe, wer die Franken liebt, Christus beschütze ihr Reich» (Vivat qui Francos diligit, Christus eorum regnum custodiat), welche noch neuerdings Papst Leo XIII. einem Hymnus auf die Franzosen zugrunde legte.

Von den Nachrichten dieses Prologs sind unzweifelhaft mythisch die Namen der alten Rechtskundigen und der Malstätten, an denen sie Urteil fanden. Dagegen dürfen wir nicht bezweifeln, daß die Lex Salica zum großen Teil auf Urteilen oder Weistümern beruht; und diese sind, wie die neuere Forschung nachgewiesen hat, zum Teil im Anschluß an den Wortlaut des ältesten westgotischen Gesetzbuchs, des Codex Euricianus, formuliert.

Den Inhalt der Lex Salica bilden überwiegend strafrechtliche Bestimmungen, Bußtaxen, d. h. Angaben über die Geldbeträge, welche als Sühne für begangene Missetaten an den Geschädigten zu entrichten waren. Die Strafsatzungen beginnen im zweiten Titel, der ursprünglich wohl den Anfang des ganzen Gesetzes bildete, mit sehr ausführlichen Bestimmungen über die Bestrafung von Schweinediebstählen. Ihnen folgen viel kürzere Bestimmungen über den Diebstahl anderer Haustiere. Daraus erkennen wir, daß schon damals die Schweinezucht, wie im ganzen Mittelalter, von besonderer Bedeutung war, und Schweineherden den größten Teil des Viehstandes bildeten. Bestimmungen des sechsten und siebenten

Titels über Diebstahl an Hunden und Jagdfalken zeigen uns, daß die altgermanische Freude an der Jagd, von der uns Tacitus berichtet, auch bei den Franken fortlebte. Mit Geldzahlungen gesühnt wird nicht nur der Diebstahl, sondern jedes, auch das schwerste Verbrechen. Die höchste Buße ist das Wergeld, bei den Franken Leudis genannt, diejenige Summe, welche für die Tötung eines freien Menschen zu zahlen war. Der freie Franke hatte ein Wergeld von 200 Schillingen, welches sich verdreifachte, wenn er zum Grafen ernannt wurde oder als Gefolgsgenosse (antrustio) in das Gefolge (trustis) des Königs eintrat. Nicht nur der Königsdienst gewährte das dreifache Wergeld: auch wer im Heere unter der Waffe stand, genoß den gleichen Schutz. Durch die Verheimlichung der Tat wurde der Totschlag zum Mord, und dieser wurde mit der verdreifachten Totschlagsbuße gesühnt, so daß der Mord, an einem Antrustionen oder im Heere an einem freien Franken begangen, mit 1800 Schillingen zu sühnen war. Welche gewaltige Summen diese Totschlagsbußen darstellen, können wir ermessen, wenn wir bedenken, daß damals ein gutes Rind etwa den Wert von 2 Schillingen hatte. Die hohe Achtung, welche bei den Franken die Frau genoß, erhellt daraus, daß die verheiratete Frau ebenfalls den Schutz des dreifachen Wergeldes genoß, und verhältnismäßig leichte Angriffe auf ihre Ehrbarkeit schwer geahndet wurden.

Neben den strafrechtlichen Sätzen nehmen prozeßrechtliche und privatrechtliche Bestimmungen einen verhältnismäßig geringen Raum ein; doch auch diese enthalten des Wertvollen und Interessanten so viel, wie kaum eine andere germanische Rechtsquelle jener Zeit. Nur weniges kann ich hier hervorheben.

Gleich der erste Titel führt uns die Eröffnung eines Rechtsstreites vor Augen. Der Kläger begibt sich mit Zeugen zum Hause des Beklagten und lädt ihn zur Verantwortung auf den nächsten Gerichtstag vor Gericht (ad mallum). Dadurch nötigt er den Gegner bei Vermeidung einer Bußzahlung zu erscheinen. Wer nicht in dieser Weise geladen war, brauchte nicht zu erscheinen. Wer kein Haus, keine feste Wohnstätte hatte, konnte nicht rechtmäßig geladen werden. Wie streng diese Vorschrift aufrecht erhalten wurde, dafür zeugt ein merowingisches Königsgesetz (Capitulare), welches wohl noch im 6. Jahrhundert dem Gesetze hinzugefügt wurde, und noch im 9. Jahrhundert ein von Karl dem Kahlen erlassenes Kapitular. Ersteres bestimmte, daß ein Antrustion, der als Gefolgsmann des Königs am Hofe lebte, also keine feste Wohnung hatte, überall geladen werden könne; und letzteres traf die gleiche Bestimmung für diejenigen Franken, deren Heimstätte durch die Normannen zerstört war, und welche nun glaubten, straflos Räubereien begehen zu dürfen, weil sie kein Haus hatten, bei dem sie rechtmäßig geladen werden konnten. Es ist das ein Beispiel für die Bedeutung der Form im altdeutschen Rechtsleben. Selbständige Tätigkeit der Partei finden wir vielfach da, wo später der Befehl des Richters eintrat. Die Handlung der Partei hatte aber zwingende Kraft für den Gegner nur dann, wenn sie in streng gesetzmäßiger Form vorgenommen wurde.

Der Einzelne war im Rechtsleben auf den Beistand und den Schutz seiner Verwandtschaft weit mehr angewiesen als in späteren Zeiten. Wer als Knecht in Anspruch genommen wurde, konnte seine Freiheit nur durch den Eid seiner Sippegenossen erhärten. Die Sippegenossen mußten dem Kläger oder Beklagten im Gericht überhaupt als Zeugen oder Eidhelfer zur Seite stehen. Zu dem Wergeld, welches ein Mitglied der Sippe zu zahlen hatte, mußten die Genossen nötigenfalls einen Teil beisteuern; wogegen sie neben den nächsten Erben eines Getöteten Anspruch auf einen Teil des gezahlten Wergeldes hatten. Ein Titel der Lex Salica zeigt uns, wie nach einem offenbar uralten Brauche jemand sich lossagen konnte von seiner Sippe. Er tritt im Gericht (in mallo) vor den Thunginus, einen Volksbeamten, der damals noch Richter im ordentlichen Gericht (echten Ding) war, und erst später durch den königlichen Grafen ersetzt wurde, zerbricht über seinem Haupte drei Erlenzweige und spricht, die Teile nach den vier Windrichtungen fortwerfend: «Ich sage mich los von Eid und Erbe und jedem Bande meiner Sippe.» Dann ist er seiner Verpflichtungen gegen die Sippe ledig, nimmt aber weder Erbe noch Wergeld von einem Sippegenossen, und sein eigenes Erbe und Wergeld gehört dem Könige.

Wie zu Tacitus' Zeiten die Germanen, so kannten auch die Franken nur natürliche Erben, nicht willkürlich ernannte. Die Reihenfolge der Erbberechtigten nennt das Gesetz in Titel 59

nicht vollständig; und wohl mit Unrecht hat man hier Spuren des sogenannten Mutterrechtes finden wollen. Das Grundeigentum wird nur auf Männer vererbt, und dieser Satz, übertragen auf ein Thronfolgerecht, welches Frauen ausschließt, wird noch heute als Salisches Gesetz (loi Salique) bezeichnet. Nur wer keine nahen Verwandten hatte, konnte über seinen Besitz von Todes wegen verfügen durch eine umständliche Handlung, welche die Franken Adfatimus nannten, und die das Gesetz in Titel 46 ausführlich beschreibt.

Man übertrug durch Zuwerfen eines Stäbchens (fistuca) das Gut auf einen Vertrauensmann (Salmann), der es nach dem Tode des Erblassers dem von diesem gewählten Erben übergeben mußte. Dieser erste Akt, die Übergabe an den Salmann, geschah in einer außerordentlichen Gerichtssitzung, einem «gebotenen Ding», welches entweder der Thunginus selbst, oder der Hundertschaftsbeamte (centenarius) an seiner Stelle unter herkömmlichen Formen abhielt. Der zweite Akt bestand in der Auflassung des zu übertragenden Gutes an den Salmann. Um sich als rechtmäßigen Besitzer nach außen hin zu erweisen, mußte dieser in dem zum vergabten Gut gehörigen Hause eine Zeitlang wohnen und drei oder mehr Gäste vor Zeugen mit dem altertümlichen Haferbrei, den es früher gab als das Brot, und der auch bei anderen Völkern bei feierlichen Handlungen gebraucht wurde, bewirten. Innerhalb einer bestimmten Frist nach dem Tode des Erblassers mußte der Salmann im echten Ding oder vor dem Könige wieder durch Zuwerfen der fistuca dem Erben das Gut überantworten.

Die Sprache der Lex Salica ist Latein; aber ein überaus rohes und ungefüges Latein, wenn auch manche Verderbnisse auf Rechnung der späteren handschriftlichen Überlieferung zu setzen sind. Vielfach sind deutsche, d. h. altfränkische Rechtsausdrücke im Text verwendet, außerdem aber finden sich solche Ausdrücke glossenartig hinzugefügt. Es sind das die sogenannten «malbergischen Glossen», welche ihren Namen daher führen, weil sie mit einer oft abgekürzten Wendung angeführt werden, die vollständig lautet: hoc est in mallobergo (d. h. an der Gerichtsstätte). Es sind nicht, wie man früher annahm, keltische Worte, sondern fränkische, welche freilich durch die Überlieferung oft zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Diese Worte sind aber nicht Reste einer älteren Lex Salica in fränkischer Sprache, sondern es sind die fränkischen Ausdrücke, welche im Gericht, wo natürlich fränkisch, nicht lateinisch gesprochen wurde, statt der lateinischen des Textes gebraucht werden sollten. So sollte bei der Klage um Rinder das Wort Ochsen (ohseno) gebraucht werden, bei Klagen wegen höchstens drei gestohlener Ziegen, mit einem Wort, welches man als Lauchfresserin gedeutet hat; bei größeren Ziegendiebstählen mit einem als Schilffresserin gedeuteten Worte.

Die Anordnung des Stoffes ist eine willkürliche oder zufällige. In buntem Wechsel folgen Bestimmungen oder Gruppen von Bestimmungen aus verschiedenen Rechtsgebieten aufeinander. Jede logische Abstraktion liegt dem Gesetze fern. Nur für einzelne, als typisch geltende Fälle, trifft das Gesetz Bestimmungen. Nirgends wird z. B. gesagt, daß als Mord derjenige Totschlag gebüßt wird, welchen der Täter verheimlicht; obwohl dies die Meinung des Gesetzgebers ist. Es werden vielmehr in Titel 41 zwei besondere Fälle der Verheimlichung mit der Mordbuße bedroht: wenn der Täter den Erschlagenen in einen Brunnen oder ins Wasser wirft, oder wenn er ihn mit Zweigen bedeckt. Eine der ältesten Novellen zu dem Gesetze fügt dann noch als dritten Fall hinzu, daß der Täter den Leichnam verbrennt. Den Begriff des Mordes zu definieren, daran dachte man also auch jetzt noch nicht. Wie grundverschieden ist diese Kasuistik von der scharfen Logik der Römer, die schon in der Lex regia den Mord in einer für alle Fälle zutreffenden Weise definierten: «Wer einen freien Menschen wissentlich in böser Absicht umbringt, ist ein Mörder.»

Wie von den Merowingerkönigen, so sind auch von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen der Lex Salica Novellen hinzugefügt, die wir als Kapitularien zur Lex Salica bezeichnen.

Die Lex Salica führte ihren Namen nach dem herrschenden Frankenstamm, welchem auch das merowingische Königshaus angehörte. Sie wurde das Vorbild und zum Teil die Grundlage für eine Aufzeichnung des Sonderrechtes der in der östlichen Reichshälfte, in den Rheingegenden wohnenden ribuarischen Franken, zu denen die Karolinger gehörten. Die ältesten Teile dieser Lex Ribuaria sind noch im 6. Jahr-

hundert entstanden, in welchen unter anderen ein für die Ribuarier erlassenes Gesetz eines fränkischen Königs enthalten ist. Abgeschlossen wurde das Ganze unter König Dagobert in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Die Lex Ribuaria trägt einen ähnlich altertümlichen Charakter wie die Lex Salica und ergänzt deren Inhalt vielfach in glücklichster Weise, doch nehmen Sätze, welche aus dem römischen Recht übernommene Einrichtungen und kirchliche Institutionen betreffen, bereits einen größeren Raum ein. Unter den Bestimmungen, welche altfränkischem Recht angehören, ist eine, die auch in andere Volksrechte übergegangen und als besonders bezeichnend für das germanische Strafrecht anzusehen ist, welches bei der Bemessung der Bußsätze sich vorzugsweise an den äußeren Erfolg einer Tat hält und diesen wieder nach äußeren, mehr oder weniger zufälligen Merkmalen beurteilt. Nach der Lex Ribuaria wird eine Verwundung mit einer höheren Buße bestraft, wenn aus der Wunde ein Knochensplitter tritt, der, über eine zwölf Fuß breite Straße gegen einen Schild geworfen, einen Klang hervorruft.

Nach einer im 8. Jahrhundert aufgezeichneten Nachricht sollen die Rechte der Franken, Bayern und Alamannen zuerst im 6. Jahrhundert unter König Theuderich, dem Sohn Chlodovechs, aufgezeichnet, durch spätere Könige verbessert und endlich durch eine von König Dagobert eingesetzte Kommission von vier Rechtskundigen neu redigiert sein. Auf diese Gesetzgebung Dagoberts führte man im 8. Jahrhundert die damals geltenden Gesetze zurück. Auch die älteste Aufzeichnung des alamannischen Volksrechtes und wahrscheinlich ebenso die ältesten Bestandteile des bayrischen Gesetzbuches entstanden unter Dagobert.

Alamannen und Bayern waren im 6. Jahrhundert von den Franken unterworfen und gehörten seitdem zum Frankenreiche, behielten aber unter eigenen Herzogen eine gewisse Selbständigkeit. Die Frankenkönige haben das Recht dieser Stämme aufzeichnen lassen und diese Aufzeichnungen als fränkische Reichsgesetze publiziert. Von dem ältesten Volksrecht der Alamannen, dem Pactus Alamannorum, sind uns umfangreiche Bruchstücke erhalten. Ein später, gegen 700 auf einer fränkischen Reichsversammlung erlassenes größeres Gesetz, die Lex Alamannorum, ist uns vollständig überliefert. Einzelne Handschriften nennen einen Herzog Landfried aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts als Gesetzgeber, und manche halten daher diese Lex Alamannorum für ein auf einer alamannischen Stammesversammlung beschlossenes Gesetz.

Auch das bayrische Stammesrecht dürfte bereits unter Dagobert zuerst aufgezeichnet sein, doch ist uns nur eine spätere Bearbeitung überliefert, deren Entstehung von den Neueren, wie mir scheint, mit Unrecht, erst gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts gesetzt wird. Die Hauptmasse dieser Lex Baiuvariorum dürfte jedenfalls aus dem 7. Jahrhundert stammen. Dieses Gesetz enthält nun, wie die alamannischen Rechtsaufzeichnungen, uraltes nationales deutsches Recht; daneben aber in höchst merkwürdiger Weise zahlreiche Bestimmungen, ja ganze Titel, welche mehr oder weniger wörtlich dem ältesten westgotischen Gesetzbuch König Eurichs entlehnt sind. Es ist merkwürdig, wie man hier im Innern Deutschlands unmittelbar auf das Jahrhunderte alte Vorbild aller germanischen Rechtsaufzeichnungen zurückgriff; zumal jene Bestimmungen zum Teil nur wenig dem einheimischen Rechte entsprochen haben können.

Auch außerhalb des Frankenreiches wurde das westgotische Gesetzbuch im 7. Jahrhundert als Vorbild benutzt. Im Jahre 643 gab König Rothari den Langobarden, welche bis dahin nach ungeschriebenem Gewohnheitsrecht gelebt hatten, ein umfangreiches Gesetzbuch, den Edictus Rothari. Als Vorbild diente hier das westgotische Gesetzbuch in der erneuerten Gestalt, die es durch König Leovigild gegen Ende des 6. Jahrhunderts erhalten hatte. Der Edictus Rothari zeichnet sich durch die Schärfe der juristischen Formulierung germanischer Rechtsgedanken vor den übrigen Volksrechten aus. Ergänzt wurde das Gesetzbuch durch spätere Könige, namentlich durch König Liutprand im 8. Jahrhundert. Durch Karls des Großen Eroberung des Langobardenreiches wurde dieses dem Frankenreiche angegliedert. Die Gesetze der Langobardenkönige, welche im Edictus vereinigt waren, blieben aber in Kraft und wurden durch zahlreiche Kapitularien Karls und seiner Nachfolger ergänzt.

Schon im 8. Jahrhundert scheint Karl der Große seine Fürsorge der Lex Salica zu-

gewendet zu haben. Ein gereinigter, sprachlich verbesserter Text, aus welchem die inzwischen unverständlich gewordenen malbergischen Glossen fortblieben, die sogenannte Lex Salica emendata, wird als Frucht dieser Fürsorge angesehen. Ebenfalls in das 8. Jahrhundert gehören Gesetze Karls des Großen für die unterworfenen Sachsen. Dagegen ist eine größere Aufzeichnung des sächsischen Rechtes, Lex Saxonum, erst im Anfang des 9. Jahrhunderts entstanden. Das geschah infolge der erneuerten Fürsorge, welche Karl der Große nach Erlangung der Kaiserkrone der Aufzeichnung der Volksrechte seines Reiches zuwandte.

Im Herbst 802 berief der Kaiser Richter und Rechtskundige aus allen Teilen des Reiches nach Aachen, ließ hier die bereits aufgezeichneten Volksrechte einer Revision unterziehen und veranlaßte die Aufzeichnung der übrigen. Jeder seiner Untertanen sollte sein Recht in einem Gesetzbuch aufgezeichnet finden. Die damals entstandenen Aufzeichnungen von Volksrechten sind wohl sämtlich als Gesetze publiziert oder anerkannt, wenn sie auch zum Teil der Form nach sich weniger als Gesetze, wie als Vorarbeiten zu solchen kennzeichnen. Es entstanden damals außer der Lex Saxonum die uns überlieferte Form des friesischen Volksrechtes (Lex Frisionum), das Weistum über das Sonderrecht der chamavischen Franken (Ewa Chamavorum) und die Aufzeichnung des Rechtes der thüringischen Angeln und Warnen (Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum). Dieses letztere Volksrecht nach Thüringen eingewanderter niederdeutscher Stammesteile enthält bei geringem Umfange wertvolle Nachrichten. Unter anderem wird hier zum ersten Male das im Mittelalter im deutschen Recht so weit verbreitete Institut des Heergewätes als vestis bellica erwähnt. Die Volksrechte der Alamannen und Bayern scheinen damals nur unwesentlich verbessert zu sein, während die Lex Ribuaria einige wichtigere Änderungen erlitt und eine Reihe von Zusätzen erhielt. Karls des Großen Absicht, die Unterschiede des salischen und ribuarischen Rechtes gänzlich auszugleichen, wurde nicht erreicht.

Aus dem bisher Mitgeteilten ergibt sich, daß die Zahl der verschiedenen Volksrechte, welche im fränkischen Reiche galten, eine nicht geringe war. Zu den eigentlichen deutschen Volksrechten kamen noch das römische Recht, nach welchem die Kirche und zahlreiche Bewohner der ehemals römischen Provinzen lebten, ferner im südlichen Gallien das westgotische und burgundische Recht und in Italien das langobardische.

Die Volksrechte hatten, solange die einzelnen Stämme geschlossen beieinander wohnten, zugleich die Bedeutung von Territorialrechten. Im Laufe der Zeit aber fand eine zunehmende Mischung der Bevölkerung in manchen Reichsteilen statt. Da nun zugleich anerkannt wurde, daß jeder nach dem Recht seiner Geburt lebe, so entwickelte sich im Frankenreiche das Prinzip der Persönlichkeit des Rechtes. Gewisse Grundsätze bildeten sich aus, nach welchen rechtliche Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geregelt wurden.

Im Gericht handelte jede Partei nach ihrem Recht, verteidigte sich namentlich der Beklagte nach seinem Recht. Für Bußzahlungen war das Recht des Geschädigten, für andere Strafen das des Täters maßgebend. Im Erbrecht entschied das Recht des Erblassers, im Vormundschaftsrecht das des Mündels. Bei Verträgen verpflichtete sich jede Partei nach ihrem Rechte.

In Gegenden mit stark gemischter Bevölkerung mußte diese Persönlichkeit des Rechtes ein starkes Hemmnis für die Rechtspflege bilden. Oft genug fehlte es in den Gerichten an Urteilern, welche des Rechtes der Parteien kundig waren. Das war eins der Momente, welche im Anfang der Regierungszeit Ludwigs des Frommen Bestrebungen hervorriefen, die auf Herstellung der Rechtseinheit im Frankenreiche gerichtet waren. Diesen Bestrebungen hat vor allen der Erzbischof Agobard von Lyon Ausdruck gegeben. In seiner Schrift «Gegen die Lex Gundobada» verwarf er das im burgundischen Recht vielfach verwendete Beweismittel des Zweikampfes und forderte die Einführung des fränkischen Rechtes. Er schildert die durch die Rechtsverschiedenheit erzeugte Rechtsunsicherheit. Nicht selten sei es, daß, wenn fünf Personen sich zusammenfänden, jede nach einem anderen Recht lebe. Wie es nur einen König gäbe, so sollte es im Frankenreich auch nur ein Recht geben.

Diese Bestrebungen führten nicht zum Ziele. Das Frankenreich zerfiel und löste sich auf in eine Reihe nationaler Staaten, von denen

einer, das oltfränkische Reich, sich zum deutschen Reich entwickelte. In diesem ermöglichte die Schwäche der königlichen Gewalt eine Verstärkung des Stammesbewußtseins der großen zum Reiche gehörigen Stämme. Dadurch, sowie durch den Mangel einer einheitlichen Gesetzgebung und einer durchgreifenden höchsten Gerichtsbarkeit des Königs, wie sie z. B. in England eins der wirksamsten Mittel zur Herstellung eines gemeinen englischen Rechtes wurde, wurde in Deutschland die Ausbildung eines einheitlichen Rechtes für das ganze Mittelalter unmöglich gemacht. Die Stammesrechte wurden wieder zu geschlossenen Territorialrechten, die schriftlichen Rechtsquellen, mit ihnen die Volksrechte, kamen aber allmählich außer Gebrauch. Abgeschrieben wurden sie noch bis in das 12. Jahrhundert hinein oft genug, tatsächlich gebraucht aber selten. Als im 13. Jahrhundert die Rechtsliteratur in Deutschland plötzlich wieder auflebte, im Anschluß an das bahnbrechende Werk Eikes von Repgow, da war in Norddeutschland nur noch die Erinnerung an Karls des Großen Gesetzgebung lebendig; die unter ihm entstandenen Aufzeichnungen der Volksrechte der Sachsen und Friesen waren aber nicht mehr bekannt. Der Sachsenspiegel kennt weder die sächsischen Kapitularien noch die Lex Saxonum. Länger hatte sich in Süddeutschland die Kenntnis der Lex Baiuvariorum und Lex Alamannorum erhalten. Beide Volksrechte wurden herangezogen, als man nach der Mitte des 13. Jahrhunderts jene Bearbeitungen des Sachsenspiegels für Süddeutschland herstellte, von denen das kaiserliche Land- und Lehnrechtsbuch, der sogenannte Schwabenspiegel, das größte Ansehen und die weiteste Verbreitung erlangt hat.

Länger als die Volksrechte in Deutschland haben die alten Quellen des Langobardenrechtes in Italien Geltung behalten. Sie haben sogar seit dem 11. Jahrhundert an der Rechtsschule zu Pavia eine Stätte wissenschaftlicher Pflege gefunden.

Die Volksrechte bilden die Grundlage unserer Kenntnis des Rechtes ihrer Zeit; doch erschöpfen sie dieses Recht keineswegs. Zur Ergänzung bieten sich uns dar die Kapitularien der Frankenkönige, die in reicher Fülle überlieferten Rechtsurkunden, sowie die Formelsammlungen, welche Muster für die Abfassung solcher Urkunden enthalten.

Kaiser Karl der Große.

Von Julius v. Pflugk-Harttung.

Die Gestalt Karls des Großen ist wie ein strahlendes Gestirn in der Dämmernacht des Mittelalters. Es hat nahezu eines Jahrtausends bedurft, bis das deutsche Volk in dem großen Preußenkönige eine ebenbürtige Erscheinung hervorzubringen vermochte.

Karl ist der universalste und schöpferischste Geist des Mittelalters gewesen, in dem alle Strömungen der Zeit zusammenflossen, der sie nach seinem Willen und Wesen wandelte und den Völkern Mitteleuropas ihre Bahnen für Jahrhunderte wies. Seine gewaltige Urkraft erscheint um so bedeutungsvoller, wenn man erwägt, daß er nicht einmal schreiben konnte. Idealer Schwung verband sich bei ihm mit klarstem Blicke für das Wesen der Dinge und das Erreichbare, mit unwiderstehlicher Willenskraft, großplanender Schaffensgewalt, mit dem Gottgefühle des Herrschers. Er war einer jener Menschen, die als Gebieter geboren, die ganz Handlung sind, diese aber nicht in der Willkür suchen, sondern sie sorgfältig auf dem Vorhandenen erbauen, sie gleichsam selbstverständlich daraus empor wachsen lassen, die ebenso geschickt einleiten, wie machtvoll ausführen, und in der Gegenwart die Zukunft vorzeichnen.

Als altgermanischer König vereinigte Karl die oberste Kriegs- und Rechtsgewalt, letztere in weitestem Sinne als Justiz- und Staatsverwaltung gefaßt. Da er in beidem das Höchste leistete, so erkennt die Nachwelt in ihm den gewaltigen Kriegs- und Friedensfürsten zugleich, den Mehrer und den Ordner des Reiches. Nun unterstanden ihm aber nicht bloß Germanen, sondern auch Romanen; ihnen gegenüber erschien er als Nachfolger der alten Imperatoren, deren Krone er sich auf das Haupt setzen ließ. In seiner Imperatoreneigenschaft nahm er die Reste der römischen Kultur in Kunst, in Wissen und Können unter seinen Schutz, förderte und belebte sie neu. Wohl bekleidete er sich mit dem kaiserlichen Purpur, aber sein Hausgewand war und blieb fränkisch; wohl beugte er das Stammeswesen aber in der Weise, daß er selber an die Spitze der Stämme trat; wohl ließ er lateinische Verse machen, das lateinische Schulwesen heben und die römisch-katholische Kirche aus tiefem Verfalle genesen,

aber zugleich pflegte er germanische Dichtung, germanisches Recht und trug er die Volkssprache in die Kirche, wohl umgab er sich mit dem äußeren Prunke dieser römischen Kirche, «aber in seines Herzens Inbrunst betete er deutsch» und in deutscher Gemütstiefe rollten ihm Tränen «zwischen Schild und Schwert», als er den Tod seiner Gemahlin erfuhr. Karl ist der erste gewesen, der die geistige Macht der Kirche vollauf erkannte, aber sie nicht als etwas besonderes, außen stehendes betrachtete, sondern als Teil des Reiches, als Reichskirche. Er stärkte die Kirche, um sie sich nutzbar zu machen. Sich persönlich fühlte er durchaus als Laie, als König, als Vertreter des Staatsgedankens, der Gesamtheit.

Nach alledem erscheint der Sohn des 9. Jahrhunderts wie dem 19. angehörig, fast als moderner Mensch: praktisch und selbstbewußt, frei von Grübeleien über unergründliche Dinge, frei von Aberglauben, dessen Wirkung er für Selbsttäuschung hielt, frei von Schrecken über das Ungewöhnliche in der Natur, welches er vielmehr durch Wissenschaft zu ergründen suchte. Auf allen Gebieten war er tätig: im Schulwesen, in der Musik, in Baukunst, Malerei, Plastik, Kunstgewerbe, in Schrift, Münze, Siegel, Geschichtschreibung, Dichtung, in Gesetzgebung, Verwaltung, Kirchendisziplin und kirchlichem Dogma. Überall bewirkte er Verbesserung, Veredelung, Vervollkommnung. Von dem antiken Rom und seiner Kultur wurde Karl aufs tiefste beeinflußt, aber nur im Sinne des Klassischen und Schönen; das moderne Rom hatte ihm bloß lokale Bedeutung. Da sich weder Kunst noch Wissenschaft aus dem Nichts erschaffen ließ, so wurden Vorlagen benutzt, und solche bot einzig die Antike mit ihren Ausläufern. Hierbei verfuhr man dann rein menschlich, nicht kirchlich, oder doch nur kirchlich, so weit es menschlich war. Die Kunst wurde nahezu profan, wie später in der Renaissance; es war ihr gleichwertig, ob sie einen Palast schuf oder ein Gotteshaus. Die Wände der Kaiserpfalz in Aachen schmückte sie mit den sieben freien Künsten, und wie die Geistlichen, so schrieben auch Laien Bücher und trieben Kunst und Gelehrsamkeit.

Der große Laienfürst fühlte sich rings als Begründer, als Eroberer, als Weltbezwinger. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem Verhältnisse zu den Nachbarvölkern. Da ist er nicht der glänzende Schlachtenlenker, sondern der planmäßige kriegerische Staatsmann, der das Schwert nur führt zur Erreichung bestimmter Ziele, nur als Mittel zum Zweck, um nach Erreichung desselben die Erfolge des Schwertes alsbald durch Gesetzgebung und Verwaltung zu befestigen und fruchtbringend zu gestalten. Stets zeigt sich Überlegung und Folgerichtigkeit; es ist, wie wenn ein Unternehmen das nächste von selber bedinge. Dabei verstand er die Waffengewalt möglichst mittels eines geistigen Verbündeten zu stärken: in Italien geschah es durch das Papsttum, im übrigen Europa durch die Reichskirche.

Als «Mehrer des Reiches» erntete Karl die Früchte, welche seine Vorfahren, zumal sein Vater Pippin ausgesät hatte; ähnlich wie später Friedrich II. auf dem Boden stand, den Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte: aber beide waren nicht bloß Fortsetzer, sondern Neuschöpfer. Zunächst galt es: Ordnung des unklaren Verhältnisses zu den Langobarden Italiens. Sie geschah im Jahre 774 durch Eroberung Pavias und Gefangennahme des Königs Desiderius, in der Weise, daß das Langobardenreich zwar äußerlich fortbestand, aber in weitgehender Personalunion mit dem der Franken verbunden wurde, deren Beherrscher sich jetzt als König der Franken und Langobarden bezeichnete.

Unvergleichlich schwieriger erwies sich die Unterwerfung der Sachsen, welche das damalige Norddeutschland, von der Elbe bis fast zum Rheine und südlich bis Werra und Unstrut bewohnten. Kriegerisch und selbstbewußt, knorrig und zäh waren sie noch zu keinem festen staatlichen Zusammenschlusse gelangt. Im Jahre 772 eröffnete der Franke gegen sie den Krieg, der sich, fast alljährlich erneut, bis 783 hingezogen hat. In Widukind fanden die Sachsen einen Führer und Volkshelden. Selten sind während eines Krieges Glaube und Gewalt, Schwert und Kreuz derartig eng verbunden gewesen, wie in den Sachsenfeldzügen. Es ist als ob die Leidenschaft der Sarazeneneroberungen darauf eingewirkt hätte. Schon im ersten Jahre wurde die Irminsäule zerstört, ein gewaltiger, dem Gotte Donar geweihter Baumstamm, den wohl hölzerne Tempelanlagen umgaben. Abgeschlossen erschienen die Erfolge durch die Taufe Widukinds, bei der der Sieger als Pate waltete, und durch ein kirchliches Dankfest, auf Wunsch des Königs vom

Papste verfügt. Ströme von Blut mußten die Lehre der Nächstenliebe verkünden. Der Franke scheute nicht zurück, 4500 sächsische Geiseln an einem Tage hinrichten zu lassen. Sie hatten die Treue gebrochen: freilich eine erzwungene Treue; doch Karl als oberster Gerichtsherr dachte juristisch, und auf Treubruch stand die Todesstrafe. Die Ruhe des Kirchhofs breitete sich über die Gaue der Verzweifelnden; bleiche Furcht sollte bändigen. Aber auch sie vermochte neue Erhebungen nicht zu hindern, welche sich sowohl gegen die fremde Hoheit richteten, wie gegen das Joch Christi. Erst als jene aufhörten, um 804, konnte der Widerstand als gebrochen, konnte Sachsen als endgültig erobert gelten. Sofort wurde dies in doppelter Weise benutzt: einerseits durch Ansiedelung von Franken in den menschenarm gewordenen Waldgebieten und anderseits durch Einteilung des Landes in Bistümer, welche den fränkischen Muttersprengeln von Köln und Mainz unterstanden. Was jetzt noch fehlte, besorgte der fränkische Priester, die fränkische Verfassung und das fränkische Reichsrecht.

Unfern der Sachsen im Süden wohnten die Bayern, zu denen ebenso unsichere Beziehungen wie früher zu den Langobarden bestanden. Der Bayernherzog Tassilo hatte sich mit der Tochter des Königs Desiderius vermählt und sich äußerlich als Gegner des allbezwingenden Franken gezeigt. Doch dieser verstand mittels des Papstes die hohe Weltgeistlichkeit für sich zu gewinnen, während der Klosterklerus mehr zum Herzoge hielt. Dadurch erwuchs Zwietracht unter den Bayern; und als nun Karl mit mächtigem Heere erschien, mußte deren Herzog sich unterwerfen. Verbittert suchte Tassilo in altem Selbständigkeitstriebe Anlehnung an seine östlichen Nachbarn, an die Avaren. Aber das gereichte ihm völlig zum Verderben, denn jetzt wurde er abgesetzt und als Mönch in ein Kloster gesperrt. Den Hauptnutzen erntete die Weltgeistlichkeit: das Bistum Salzburg mit Bischof Arno an der Spitze, denn die Herzogswürde in Bayern blieb unbesetzt.

Auch mit den Avaren erfolgte jetzt die Abrechnung. Sie bewohnten die ungarischen Steppen an Stelle der Hunnen, vielfach mit Sprengstücken derselben untermischt. Schroff noch dem Heidentume angehörig, bildeten sie in ihrer Wildheit und mangelnden Seßhaftigkeit eine stete Gefahr für die christlich-germanische Welt, zumal für Italien. Im Jahre 791 führte Karl persönlich sein Heer über den Grenzfluß: die Enns. Aber geschickt wichen die beweglichen Reiter einer Entscheidungsschlacht aus. Erst 795 gelang es den Franken, ihre Königsburg zu erobern. Es war ein gewaltiger Ringbau mit ausgedehnten Befestigungen, der die Beute von Jahrhunderten barg. Karl verschenkte diese zum größten Teile an bischöfliche Kirchen, zumal an den Papst. Auch jetzt hob er den Oberhäuptling der Avaren feierlich aus der Taufe; das Land wurde zur Bekehrung dem Salzburger Bistume übertragen.

Schon vorher 789, war der gewaltige Franke über die Elbe bis an die Peene gelangt und hatte die nördlichen Slawen bezwungen.

Wie hätte bei solcher Ausdehnungskraft des Reiches nach Osten und Süden, die nach Westen gegen die Sarazenen Spaniens ausbleiben können. Bis an den Ebro erstreckte sich bald die fränkische Macht, galt die fränkische Hoheit.

Zur Deckung seiner weiten Gebiete gründete Karl rings umher sogenannte »Marken«: sie bestanden aus vorläufig eroberten Grenzländern, die mit Grenzgrafschaften verbunden, durch Burgen geschützt, unter dem Befehl eines Markgrafen standen: eines Kriegsmannes, der zugleich die Verwaltung ausübte. Diese Marken haben sich teilweise kräftig entwickelt und sind die Anfänge späterer Staatenbildungen geworden. Auch an den Bau von Flotten hat Karl der Große gedacht, doch blieben sie in den Anfängen und dienten nur Verteidigungszwecken. Der Aufgaben waren zu viele. Das Reich der Franken war und blieb ein Festlandstaat.

In dem Dargelegten finden wir eines der weltgeschichtlichen Verdienste Karls des Großen. Es besteht darin, daß er die bislang getrennten, untereinander verfeindeten Völker Mitteleuropas zusammengeschweißt und dadurch fruchtbringende Keime für die Zukunft gezeitigt hat. Die Erwerbung der Kaiserkrone bildete den äußeren Abschluß, wir möchten sagen: bedeutete die Krönung dieser Entwicklung.

In der früheren Zeit erscheint Karl als Mehrer, in der späteren als Ordner des Reiches: es galt die mannigfaltigen Gebiete innerlich zu vereinigen und gleichzeitig sie einzeln lebensfähig zu machen. Seit Alters her lag die Verwaltung in Händen von Grafen. Sie waren Vorsteher eines Gaues und als solche erste

Regierungsbeamte und Gerichtsherren. Zu ihrer Überwachung dienten die Bischöfe und die sogenannten Königsboten, welche Karl als seine Stellvertreter das in bestimmte Sprengel geteilte Land beaufsichtigend durchreisen ließ. Gewöhnlich ihrer zwei: ein Geistlicher und ein Laie, erstatteten sie auf den Reichstagen Bericht über ihre Tätigkeit und ließen durch den Kaiser ausführen, was ihnen nicht gelungen war. Alljährlich tagte ein Reichstag, das sogenannte Maifeld, gebildet aus den Großen des geistlichen und weltlichen Standes, verbunden mit einer Heerschau. Vereint mit der Krone wurde dort die Gesetzgebung gehandhabt, gingen von dort die königlichen Kapitularien aus, die Bestandteile eines einheitlichen Reichsrechts gegenüber den verschiedenen Volksrechten. Sie umfaßten gleichzeitig die geistlichen und weltlichen Dinge. Daneben ordnete Karl das Finanzwesen, zumal die Bewirtschaftung der großen Krongüter durch königliche Amtleute, die Waldrodungen, Münze, Zölle und dergleichen mehr. Aber alle Vielgeschäftigkeit und die zahlreichen Neuschöpfungen genügten keineswegs immer den Bedürfnissen, denn das Reich war zu umfangreich geworden, und blieb zu unfertig und ungefüge.

Eine weitere Großtat Karls beruht in seiner Beziehung zur Kirche, namentlich zum Papsttume: sie hat geradezu die Geschichte des Mittelalters bestimmt.

Die Verbindungen Roms mit dem Frankenreiche hatte bereits Papst Gregor III. eingeleitet. Der Nachfolger Petri war beim Sturze der Merowinger und der Erhebung der Karolinger nicht unbeteiligt geblieben. Am 28. Juli 754 salbte Papst Stefan III. im Dome von St. Denis bei Paris: Pippin, seine Gemahlin und seine Söhne Karl und Karlmann. Durch die Weihe der Kirche wurde also das neue Herrscherhaus geheiligt, und durch Übertragung des römischen Patriziats mit der ewigen Stadt und ihrem Hauptwürdenträger verknüpft. Zugleich begann Rom sich von der bisherigen, der byzantinischen Hoheit zu lösen und in eigenem Namen zu schalten. Der Hauptvertreter dieser Selbständigkeit ist Papst Hadrian I. gewesen, der das römische Münzrecht ausübte und keinen Herrn neben sich als Jesus Christus anerkannte. Aber nach Unterwerfung der Langobarden begann das Schwergewicht des fränkisch-langobardischen Reiches auf dem hochstrebenden Römer zu lasten und ihn immer mehr zu beengen, bis nach seinem Tode in Leo III. ein Mann den heiligen Stuhl bestieg, der völlig abhängig von dem gewaltigen Staatsgebieter wurde. Neben einem Karlischen Weltreiche mußte ein kleiner päpstlicher Kirchenstaat verkümmern.

Das Königtum erschien dem Franken allumfassend: es gebot gleichmäßig über Laien und Geistliche. Ihm gegenüber haben sich die Unterschiede beider verwischt, sie sind untergegangen in dem Gedanken des Staates, dargestellt in der Krone. Kirche und Reich galten ihm als gemeinsamer, untrennbarer Begriff. Die Geistlichen, voran die Bischöfe, sind ihm Beamte, wie Grafen; er beratschlagt mit ihnen und weltlichen Räten die geistlichen Dinge, welche er dann von Geistlichen und königlichen Sendboten durchführen läßt. Zwischen geistlichen und weltlichen Bestimmungen macht er keinen Unterschied, wohl aber zwischen Weltklerus und Kloster; während er jenen zur Reichskirche, zu einem staatlichen Werkzeuge gestaltet, hat er kein einziges Kloster gestiftet. Die dogmatischen Ergebnisse der katholischen Kirche führt er als Grundgesetze ein in das fränkische Reich: er, der Gebieter des Reiches! denn für ihn gleichen diese auf einem Reichstage durchberatenen Kanones den übrigen dort erlassenen Bestimmungen. So bereichert er die Krone durch die kanonischen Satzungen, eben weil sie fähig und bestimmt ist, alles in sich aufzunehmen. In den karolingischen Büchern erklärte der machtvolle Gebieter, daß er kraft der Gabe Gottes das Steuerruder der Kirche im Umfange seines Reiches übernommen habe; ihm sei sie in den stürmischen Fluten dieser Welt zur Leitung anvertraut. Er fühlt sich als Mitarbeiter der Bischöfe bei ihrer geistlichen Tätigkeit. Wie diese an die Heiligen der Kirche anzuknüpfen pflegten, so hielt Karl es mit einem Könige des alten Testamentes. Sein Reich erschien ihm wie das der Israeliten im Buche der Könige: als Zusammenfluß der geistlichen und weltlichen Gewalt. Für einen Papst mit geistlicher Oberhoheit war darin kein Raum.

Gesteigert wurde alles durch die Kaiserwürde. Sie bildete den Abschluß der bisherigen Entwicklung, den sinnbildlichen Ausdruck des Erreichten, gewissermaßen eine Krönung der Ereignisse in der Person des Herrschers. Dennoch scheint ihre Übertragung keineswegs ganz im Sinne Karls stattgefunden zu haben.

FRIEDRICH KAULBACH

KRÖNUNG KARLS DES GROSSEN.
25. DEZEMBER 800

Karl der Große empfängt in der Basilika St. Peter in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes Leo III. ◘

Von den Frauengestalten hinter dem Kaiser ist die dem Beschauer nächste die Kaiserin Irmengard, die zweite die Schwester des Kaisers, Prinzessin Bertha; das Kind neben der Kaiserin, der Prinz Ludwig. Hinter der Kaiserin steht Alkuin. Der jugendliche Ritter links, der den rechten Arm ausstreckt, soll den Roland der Sage vorstellen. Rechts im Vordergrunde sieht man Einhard, den Historiographen des Kaisers.


KAROLO

Als er mit seiner Umgebung im Dezember des Jahres 800 zu Rom weilte, beherrschten der Prozeß des Papstes und die Imperatorenstimmung die Gemüter. Ein Reichstag wurde im Dome St. Peters eröffnet, welcher beschloß, dem Könige Karl den Kaisernamen zu geben und ihn um dessen Annahme zu ersuchen. Dieser Beschluß wird als «Bitte des gesamten Christenvolkes» bezeichnet. Der Herrscher scheint eine ausweichende Antwort gegeben zu haben. Da die Bitte augenscheinlich nicht ohne sein Zutun geschehen ist, so wird es sich bei dem Zaudern weniger um Annahme der Würde, als um die Art der Annahme, um die äußere Form der Übertragung gehandelt haben, über die nichts allgemein Verbindliches feststand.

Da ist nun das Papsttum in einer Weise aufgetreten, deren Folgen die Welt bewegen sollten. Papst Leo III. befand sich seinen Widersachern gegenüber in so unsicherer Stellung, daß ein schützendes Kaisertum ihm zur Notwendigkeit geworden war. Aber eben deswegen mußte er wünschen, es nicht vom fränkisch-römischen Volke oder von Byzanz, sondern von der eigenen apostolischen Würde ausgehen zu lassen. In kühnem und klugem Entschlusse unternahm er zu gewähren, seinerseits zu vollziehen, was längst nicht mehr zu hindern war, dessen er selber bedurfte. Als der Franke am Weihnachtstage im Dome St. Peters gebetet hatte, setzte der Papst ihm eine goldene Krone auf das Haupt und die Anwesenden begrüßten ihn als Imperator. Nach dem Zurufe adorierte der Kirchenfürst den neuen Kaiser, d. h. er kniete vor ihm nieder, berührte und küßte sein Gewand, wie es ehemals den römischen Kaisern geschehen.

Hiermit wurde ein Tatbestand geschaffen, schwerlich nach Wunsch des Gekrönten, aber immerhin ohne dessen Widerspruch. Der Frankenkönig war jetzt Kaiser und zwar durch die Hand, durch Verleihung des Papstes.

Das Kaisertum gewährte keine eigentlich neuen Befugnisse außer im Gebiete des Kirchenstaates, wo es die formelle Anerkennung des karolingischen Besitzstandes zum Ausdrucke brachte. Der Franke übernahm hier die kaiserlichen Rechte, so weit er sie nicht schon als König gehandhabt hatte. Die Römer gehörten jetzt zu seinen Untertanen, und der Papst war in seinen Augen deren erster. In Wirklichkeit hat er sich von der ewigen Stadt stets möglichst fern gehalten, sie erschien ihm nie als Hauptstadt seines Reiches; er besaß dort nicht einmal einen eigenen Palast, sondern wohnte im Lateran, also in der päpstlichen Hofburg und im Regierungsgebäude des Kirchenstaates. Erst für die späteren Karolinger erhielt Rom als Ort eine größere Wichtigkeit; zur eigentlichen Residenz- und Kaiserstadt hat es erst Otto III. zu machen versucht.

Karl der Große verlegte sein ganzes Schwergewicht auf germanischen Boden; hier im Herzen des stark nach Osten gerückten Frankenreiches, in den Rheinlanden und besonders in Aachen nahm er seinen Aufenthalt. Während der späteren Jahre seines Lebens wurde Aachen geradezu Residenz, der wirtschaftliche, politische, kirchliche und geistige Mittelpunkt des Großstaates. In Aachen pflegten die Reichsversammlungen zu tagen, in Aachen wurden die fremden Gesandten empfangen, und sie kamen von Konstantinopel, von Bagdad und Cordova. In Aachen entfaltete sich ein Glanz, eine Pracht, ein gelehrtes, literarisches und künstlerisches Leben, welches dasjenige Roms weit hinter sich ließ.

Da erhob sich die säulengetragene, farbenleuchtende Kaiserpfalz, vielsagend als «Lateran» bezeichnet. Überragt wurde sie von dem Münster, einem Zentral- und Kuppelbau, wie die Hagia Sophia in Konstantinopel. War der Palast der Mittelpunkt des weltlichen Reiches, so das Palastgotteshaus das stolze Symbol der Reichskirche. Auf der Pfalz erhob sich ein eherner fliegender Adler, die Kirche lief oben aus in einem goldenen Apfel: beides Sinnbilder der weltlichen Macht und Herrschaft. Pfalz und Kirche wurden durch eine Säulenhalle verbunden, als Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit: der Einheit von Staat und Kirche. Wohl vor dem Portikus stand die Reiterstatue Theoderichs des Großen, bewehrt mit Schild und Lanze. Karl hatte sie aus der ostgotischen Hauptstadt Ravenna bringen lassen; nicht die eines römischen Imperators, sondern eines germanischen Geistes- und Herrschergenossen. Mit bewußter Absicht war dem lateinischen Rom das deutsche Aachen, der päpstlichen Pfalz die fränkische, der Peterskirche der Kaiserdom gegenübergestellt, welcher zugleich Schloßkapelle und Grabgemach bildete.

Dem germanischen Geiste schien die Zukunft erworben zu sein, und doch vielfach anders hat sich die Welt gestaltet.

Die Auflösung der Karolingischen Monarchie.

Von Georg Kaufmann.

Karl der Große war eine starke, ihren Willen zur Geltung bringende Natur. Er konnte freundlich und liebenswürdig sein, aber nicht leicht durfte es jemand wagen, seine Wege zu kreuzen. Als Papst Hadrian auf der Synode von Nikäa 787 eine Einigung mit dem oströmischen Reiche über die Frage der Bilderverehrung herbeiführte, ging Karl (namentlich 790—794) gegen dies Konzil und den Papst mit einer solchen Rücksichtslosigkeit vor, daß Papst Hadrian in die kläglichste Lage geriet. Und doch war die Einigung der durch den Bilderstreit gespaltenen Kirche ein Ziel, das Karl an sich sehr hoch stellen mußte, und Papst Hadrian war ein Mann von hervorragender Kraft. Aber Karl beanspruchte, daß eine derartige Regelung nicht ohne ihn vorgenommen werden könne; er wollte anerkannt sein als Vertreter des Abendlandes, er erhob kaiserliche Ansprüche bereits vor der Annahme des Titels, er wollte dem Herrscher von Byzanz keinen Vorrang zugestehen und dem Papste nicht das Recht, ohne ihn mit Byzanz abzuschließen. Am Weihnachtsfest des Jahres 800 ließ Karl sich dann von den in Rom versammelten Großen seines Reiches und der Stadt Rom zum römischen Kaiser wählen und von dem Papste krönen. Nach der Krönung fiel der Papst dem Kaiser zu Füßen und leistete ihm die Adoration, die feierliche Verehrung und Huldigung, die Roms Bischöfe bisher dem oströmischen Kaiser schuldeten. Diese Krönung bildete für den Papst den Schlußring in der langen Kette von Maßregeln, durch welche sich Rom im Laufe des 8. Jahrhunderts aus dem Verbande des oströmischen Reiches gelöst hat. Karl aber vollendete mit der Annahme des Kaisertitels die schon früher verfolgte Politik. Dabei war er sich — wie namentlich seine Verhandlungen mit Ostrom über die Anerkennung seines Kaisertums zeigen — der Bedeutung seines Vorgehens mit einer Klarheit bewußt, die für den anekdotenhaften Krönungsbericht Einhards keinen Raum läßt.

Wohl hatte Pippin diese Politik schon eingeleitet, aber es war doch ein großer Schritt, daß Karl, statt sich einzelner Gebiete und Rechte der Imperatoren zu bemächtigen, Namen und Gewalt der weltrömischen Kaiser selbst erneute. Seinem Reiche gab er damit einen anderen Begriff, andere Aufgaben und eine Fülle anderer Traditionen. Damit waren aber auch neue Lasten verbunden — und es ist nun entscheidend für die weitere Entwickelung, daß Karl für die Lasten dieser Weltpolitik keine neuen Hilfsmittel zu schaffen vermochte. Die Grundlage seines Weltreichs blieb der fränkische Staat, der allerdings durch die Unterwerfung namentlich der Sachsen, der Bayern und des Langobardenreiches erweitert, dadurch aber für größere Lasten keineswegs erheblich geschickter geworden war. Wohl mochte Karl aus diesen Gebieten Mannschaften und Mittel für einzelne Feldzüge gewinnen, aber die erweiterten Grenzen brachten auch neue Feinde und vielfältige Schwierigkeiten der inneren Verwaltung. Schon lange vor 800 war die Last der karolingischen Monarchie für den fränkischen Staat zu schwer. Die Weltpolitik Karls beschleunigte noch den Prozeß der inneren Zersetzung, der bereits unter, ja schon vor Karl im Gange war, und der durch seine Erfolge wohl verhüllt, aber nicht zum Stillstand gebracht wurde.

Der Staat der Franken hatte unter Karl dem Großen ähnlich wie unter den Merowingern die Verfassung eines Kleinstaates, der seine Aufgaben ohne bezahlte Beamte und ohne besoldetes Heer durch unmittelbare Leistungen der Volksgenossen löste. Die Gerichte wurden von der versammelten Gemeinde gebildet und die Heere von den Männern, die ohne Sold mit eigenen Waffen und eigener Verpflegung in die Reihe treten mußten. Das ging, so lange die feindliche Grenze in zwei, drei Tagemärschen erreicht war, das wurde aber eine Unmöglichkeit, als das Reich sich von Hamburg bis zur spanischen Mark ausdehnte. Karl hat die Wehrpflicht durch Regelung des Aufgebotes nach dem Vermögen zu erleichtern gesucht und die Dingpflicht durch Ausbildung eines Standes von Richtern (Schöffen), der die Masse der kleinen Sachen erledigte, so daß die Gemeinde nur dreimal im Jahre zur Gerichtsverhandlung zusammenzutreten brauchte: aber trotzdem erlagen die kleinen und mittleren Besitzer in Masse den Lasten der Ding- und Heerpflicht. Die hohen Geldstrafen bei Versäumnissen und die Willkür, mit der die Grafen die Leute

zum Heerdienst zwangen oder von der Last befreiten, erhöhten den Druck und trieben dahin, sich den Großen in Abhängigkeit zu geben.

Ähnlich wirkte die Predigt der Priester, daß man sich ein Verdienst im Himmel erwerbe, wenn man sein Gut an die Kirche schenke. Die Klage über solche Erbschleicherei war alt, aber unter Karl dem Großen traten die Folgen dieses Treibens so erschreckend hervor, daß Karl die Bischöfe in der schärfsten Weise zur Verantwortung zog. «Heißt das der Welt entsagen», sollten seine Waltboten (811) die Bischöfe fragen, «wenn man nichts anderes tut und denkt, als wie man seine Besitzungen mehre? Wenn man die Leute bald mit dem höllischen Feuer schreckt, bald mit den Freuden des Paradieses lockt, bis die schwächeren Gemüter und unklaren Köpfe ihre Kinder enterben und ihr Gut an die Kirche schenken? Dann irren später die Besitzlosen umher, haben nicht wovon sie leben und gehen in ihrer Verzweiflung auf Raub aus.» Aber diese Klage stellte die Not nicht ab. Das Bauernland fiel in Masse in die Hände der geistlichen und weltlichen Großen, und diese Großen wuchsen durch Besitz und Privilegien über die Stellung von Untertanen weit hinaus. Zunächst hielt sie Karl noch durch das Band der Vasallität in Abhängigkeit und durch seine Persönlichkeit in Gehorsam, aber doch nur mühsam. Am Ende seiner Regierung zeigten sich die bedenklichsten Spuren der Auflösung von Sicherheit und Ordnung, und in vielen Gegenden, besonders in Westfrancien, ging der Heerbann der freien Männer in den nächsten Dezennien nach Karls Tode fast ganz zu Grunde. Der König war infolge dessen von dem Willen der Großen abhängig, die ihm ihre Mannschaft nur dann zur Verfügung stellten, wenn es ihnen beliebte.

Gleichzeitig erhob sich der Gegensatz der Nationalitäten, die in Karls Reiche vereinigt waren, der Romanen und der Germanen, und der Anspruch der Kirche, daß der Papst die Einheit der Christenheit in Staat und Kirche vollkommener repräsentiere als der Kaiser und daß die geistliche Gewalt der weltlichen übergeordnet sei. Aber weder der Gegensatz der Nationalitäten noch diese klerikale Strömung sind als die Ursache der Auflösung des Reiches Karls des Großen anzusehen. Sie haben gelegentlich eine Rolle gespielt, haben namentlich auch der Opposition als Vorwand gedient, und noch stärker hat die alte Gewohnheit der Frankenkönige mitgewirkt, wenn mehrere Söhne vorhanden waren, das Reich unter sie zu teilen. So teilte Karl der Große das Gebiet einst mit seinem Bruder, 806 teilte er es unter seine drei Söhne, Ludwig der Fromme 817 ebenfalls unter drei Söhne, und später unter vier Söhne, als ihm noch nachträglich ein Sohn geboren war. Aber dies Prinzip ist doch keineswegs immer befolgt, und dann sollten die Teilungen die Einheit des Gesamtreiches nicht aufheben. Diese Teilungen bildeten zugleich eine rohe Form provinzieller Gliederung, es war ein Versuch, die Verwaltung des ungeheuren Gebietes zu erleichtern. Mit den damaligen Mitteln der Verwaltung konnte man, zumal bei dem Fehlen der Hilfen, welche die heutigen Verkehrswege bieten, ein so ausgedehntes Reich nicht regieren. Auch Karl der Große wäre auf die Dauer dazu nicht imstande gewesen. In der Erinnerung erschien freilich seinem Enkel Nithard, der die Kämpfe der Söhne Ludwigs des Frommen erlebte, der Zustand des Reiches unter Karl als ein Wunder des Friedens, aber die Zeitgenossen berichten von schwerer Not und steigender Verwirrung. Die mit der riesenhaften Ausdehnung gegebene Schwierigkeit beschleunigte die oben geschilderte soziale Veränderung: der König verlor die Masse seiner Untertanen an die weltlichen und geistlichen Großen, die über viele Hunderte und Tausende von abhängigen Leuten geboten. Das Heer des Königs setzte sich in steigendem Maße aus den Kontingenten zusammen, welche die Großen zuführten. Das Lehnsverhältnis zeigte sich als ein zu schwaches Band. Das Reich glich mehr einem Bündel von staatenähnlichen Herrschaften, das sich bei jedem Anlaß in Anarchie und Bürgerkrieg aufzulösen drohte. In diesen beiden Tatsachen — der übermäßigen Ausdehnung und der sozialen Veränderung — ist der eigentliche Grund der Auflösung der Karolingischen Monarchie gegeben. Die Schwäche der Herrscher, ihre Neigungen und Laster, der Einfluß mancher Ratgeber, die Herrschbegier der Kleriker und die Anfänge nationaler Sonderbestrebungen haben den Gang der Zersetzung vielfach und stark beeinflußt: aber die Auflösung selber wäre kaum zu hindern gewesen. —

Diese Auflösung vollzog sich in den Kämpfen Ludwigs des Frommen (814—840) und seiner Söhne, die zunächst durch die Teilung von 817 unter die drei älteren Söhne und die Ver-

änderung dieſer Teilung zugunſten des nachgeborenen Sohnes Karl (829 und 832) veranlaßt wurden. Nach dem Tode des Vaters (840) und ihres Bruders Pippin (838) kämpften die beiden jüngeren Brüder Ludwig und Karl gegen Lothar, der die Kaiſerwürde trug und ſeine Brüder glaubte beherrſchen zu können. Bei Fontenoy (einem Dorfe bei Auxerre) erlitt Lothar 841 eine Niederlage, aber auch die Brüder hatten ungeheuere Verluſte; und da zwangen die Großen ihre Könige, ſich über die Teilung des väterlichen Erbes friedlich zu verſtändigen. Das Land hatte Ruhe nötig. Hungersnot bedrängte das Volk, Sachſen blutete an tauſend Wunden nach der Unterdrückung des Bauernaufſtandes der Stellinga, und von allen Seiten brachen Dänen, Slawen und Sarazenen plündernd in die Grenzen ein. Nach einem vorläufigen Frieden zu Diedenhofen (842) kam zu Verdun 843 die Teilung in der Weiſe zu ſtande, daß Kaiſer Lothar zu Italien die Provence und einen Streifen an der Rhone und Saone, das Juragebiet, das Elſaß, das Land an Moſel und Maas und endlich Friesland von der Mündung des Rheins bis zur Weſer erhielt. So entſtand ein Mittelreich, das die Gebiete Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutſchen trennte und die Stammſitze der Franken in ſich ſchloß.

Die Teilung war nicht als eine endgültige gedacht, und auch nicht als eine vollſtändige: die drei Staaten galten nach wie vor als Glieder eines Geſamtreiches: des karolingiſchen Imperiums. Auch die kirchliche Einteilung wurde dadurch nicht zerſtört; mehrere Bistümer hatten Stücke ihres Sprengels in verſchiedenen Reichen. So Mainz, Köln, Lyon und Münſter; und manche Kirchen hatten auch ihre Beſitzungen in verſchiedenen Reichen und waren von dieſen Beſitzungen verſchiedenen Königen pflichtig. Auf gemeinſamen Verſammlungen – man hat ſie treffend Frankentage genannt – kamen die drei Könige 844 bei Diedenhofen, 847 und 851 in Merſen bei Maſtricht zuſammen, den Frieden untereinander zu ſtärken, Feinde durch gemeinſame Geſandtſchaften einzuſchüchtern und allgemeinen Nöten abzuhelfen. Trotzdem blieb der Frieden recht unſicher, das Anſehen der Könige ſank und die Macht der Großen ſtieg. In noch höherem Grade geſchah dies, als Kaiſer Lothar 855 ſtarb und ſeine drei Söhne nach langem Hader 856 das Erbe ſo teilten, daß Ludwig, der ſchon ſeit 850 zum Kaiſer gekrönt war, Italien erhielt, der jüngſte Sohn Karl aber die Provence und die Rhonelandſchaften, Lothar den übrigen größeren Teil jenes Mittelreiches, nämlich das Elſaß und die nördlich davon gelegenen Gebiete, in denen ſich dann nach dem Namen des Königs die Bezeichnung Lothringen bildete, die ſich bis zur Gegenwart erhalten hat. Seinen Sitz hatte Lothar in Aachen.

Das Kaiſertum entbehrte jetzt der genügenden Grundlage, wenn auch Ludwig II. durch Regſamkeit und Tapferkeit zu erſetzen ſuchte, was ihm an Macht abging. Er hat Papſt Nikolaus gegenüber die kaiſerlichen Rechte im Sinne ſeines großen Ahnen kräftig vertreten, und dem oſtrömiſchen Kaiſer, der ihm vorhielt, daß er ja nicht das ganze Frankenreich beherrſche, erwiderte er (871), daß er «mit beſitze, was die anderen Frankenkönige beſitzen, mit denen wir durch den Herrn ein Fleiſch und Blut ſind». Aber tatſächlich war das Reich in fünf Staaten geſpalten, und Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle mußten überdies wiederholt mit ihren Söhnen kämpfen, denen ſie Teile des Gebietes überwieſen hatten; nicht anders wie ihr Vater Ludwig der Fromme. Auch hielten ſie untereinander keinen Frieden, unterſtützten namentlich vielfach aufſtändiſche Vaſallen des Bruders und der Neffen. Zu Koblenz wurde 860 eine längere Konfliktsperiode zwiſchen Karl und Ludwig durch einen mit großen Förmlichkeiten geſicherten Frieden beendet, aber der Eheſtreit ihres Neffen Lothars II., und ſpäter der Zank um ſein Erbe erneuten ihren Zwiſt in mannigfaltiger Weiſe.

Lothar II. hatte in früher Jugend Waldrade, eine Jungfrau aus vornehmem Hauſe, zu ſeiner Genoſſin gemacht, mit Wiſſen ſeines Vaters und offenbar in ähnlicher Weiſe, wie ſich Karl der Kahle nach dem Tode ſeiner Gemahlin (869) mit Richildis, einer Nichte der Königin Teutberge, verband. Karl ließ aber Richildis unter Verhandlungen und Vergabungen in ſein Haus führen, die man nur als eine Werbung bei der Familie bezeichnen kann. Es iſt nicht richtig, dieſe Verbindungen als ein Konkubinat im heutigen Sinne zu bezeichnen, wenn auch Richildis in den Annalen concubina genannt wird. Es war eine anerkannte und geregelte Verbindung. Zum Vergleich kann vielleicht auch dienen, daß Karl der Große die Himiltrude

entließ, um die Tochter des Langobardenkönigs zur Frau zu nehmen, und daß der Papst damals die Verbindung Karls mit Himiltrude als eine rechte Ehe bezeichnete, die Karl nicht lösen dürfe. Freilich vertrat der Papst diese Auffassung, um die langobardische Ehe Karls zu hindern; aber falls es keine vollgültige Ehe war, so scheint das Verhältnis doch die Möglichkeit solcher Auffassung geboten zu haben. Bezeichnend ist ferner, daß Karl der Große und Lothar II. sich erst von jenen Frauen trennten, um mit einer andern eine Ehe zu schließen; eine bloße Konkubine hätten sie nach den Anschauungen der Zeit neben der Ehefrau behalten mögen. Und ebenso schloß Karl der Kahle jene Verbindung mit Richildis erst, als er durch den Tod seiner Gemahlin Witwer geworden war.

Lothar II. löste sich 855 von der Waldrade und vermählte sich, wie es scheint aus politischen Gründen, mit Teutberge, suchte aber diese Ehe bereits 857 wieder für nichtig erklären zu lassen, um jene Waldrade zu seiner Königin zu erheben. Die Frage hatte dadurch eine besondere Bedeutung, daß Teutberge kinderlos war, Waldrade dem Könige dagegen mehrere Kinder geboren hatte. Da auch die Brüder Lothars erbelos waren, so galt es in der Anerkennung der Ehe der Waldrade dem ganzen Zweige Lothars I. die Fortdauer zu sichern.

Die merowingischen Könige haben mehrfach ihre Ehen nach Belieben getrennt und auch Karl der Große hat das getan. Ebenso wollte Lothar II. die Teutberge aus eigener Gewalt verstoßen, aber die Großen, und unter ihnen gewiß zunächst die mächtige Familie der Frau und deren Freunde, ließen das nicht zu und nötigten ihn, die Entscheidung des Gerichts anzurufen.

Das germanische Recht erlaubte die Scheidung, wenn beide Gatten sie wünschten, es gab aber ferner dem Manne – der Frau nicht, oder doch in beschränkterem Maße – die Möglichkeit einseitiger Lösung einer Ehe, einmal aus rechtlichen Gründen, sodann selbst ohne Verschulden der Frau. Nur hatte sich der Mann dann mit der Familie der Frau abzufinden oder ihre Rache zu fürchten. Diese Anschauungen lebten auch noch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, hatten jedoch unter dem Einfluß des römischen Rechtes und der kirchlichen Vorstellungen und Vorschriften erhebliche Einschränkungen erfahren. Prozesse über die Nichtigkeit einer Ehe gehörten noch vor das weltliche Gericht, aber die weltlichen Richter gestanden schon den kanonistischen Erörterungen der Geistlichen in solchen Fragen großen Einfluß zu, und über Lothars Ehehandel hat der Erzbischof Hincmar von Rheims ein Gutachten ausgearbeitet, das zugleich für uns die wichtigste Quelle über diese Vorgänge und die damals herrschenden Anschauungen ist. Worin sich der Abschluß von Verbindungen wie die Waldrades mit Lothar und Richildis mit Karl dem Kahlen von dem Abschluß der vollgültigen Ehe unterschied, die Karl im folgenden Jahre mit Richildis schloß, das wissen wir nicht.

Der Prozeß um diese Ehescheidung ist in empörender Weise geführt und zwölf Jahre hindurch bis zum Tode Lothars nicht beendet worden. Die Vorgänge vor Gericht, die Mißhandlung der unglücklichen Frauen, die Erörterungen der Kanonisten, die Einmischung Roms und seiner Legaten: alles ist voll von Heuchelei und gewalttätiger Verwertung des Konfliktes im Dienste der Parteiinteressen. Das Hauptergebnis war eine Steigerung des päpstlichen Einflusses auf die deutsche Kirche und eine Erniedrigung des königlichen Namens. Lothar II. starb 869 (August) auf der Rückreise von Rom, wo er mit Hilfe seines Bruders, des Kaisers Ludwig II., die Unterstützung der Kirche für die Heirat mit der Waldrade zu erreichen versucht hatte. Über Waldrades Persönlichkeit haben wir keinerlei Nachrichten, die ein zuverlässiges Urteil ermöglichten.

Da der dritte Bruder (Karl) schon früher verstorben und sein Reich unter Kaiser Ludwig II. und Lothar II. geteilt war, so glaubte jetzt Kaiser Ludwig das ganze Reich seines Vaters Lothars I. in seiner Hand vereinigen zu können; aber seine Oheime raubten ihm das Erbe. Zunächst suchte Karl der Kahle das Land an sich zu reißen, und da ihm Ludwig der Deutsche entgegentrat, so einigte er sich mit ihm in dem Vertrage von Mersen (870, August) über die Teilung der Beute. Die Grenze wurde teilweise unter Anlehnung an die Flußläufe von Maas, Ourthe und Mosel, teilweise mit Überspringung solcher natürlichen Grenzen unter Zuweisung ganzer Grafschaften so gezogen, daß ungefähr die Sprachgrenze mit der politischen Grenze zusammenfiel. Zwar bildete

die Trennung der Nationalitäten nicht das Prinzip der Teilung, vielmehr wurden Ludwig auch Romanen in nicht geringer Zahl zugewiesen und umgekehrt Karl dem Kahlen auch Deutsche: aber man fühlte doch längst den nationalen Gegensatz. Man nannte Ludwig Rex Germaniae und beim Abschluß des Bundes von Straßburg 842 hat Ludwig der Deutsche in romanischer, Karl aber, der Herrscher der Romanen, in deutscher Sprache den Bundeseid geleistet, damit ihn die Mannen des Bruders verstehen möchten. Auch in der Literatur kam der Gegensatz zum Ausdruck. Der Dichter der Gesta Berengarii, der im Anfang des 10. Jahrhunderts schrieb, verhöhnt die Burgunden als gierig, schwatzhaft und unkriegerisch, und die Deutschen Kaiser Arnulfs sind ihm Barbaren. Daneben aber bildeten nicht nur die Kirche und die Traditionen des römischen Kaisertums ein einigendes Band, sondern vielleicht noch mehr die Tatsache, daß fränkische Große über alle Teile des Reiches zerstreut waren und mächtige Familien Italiens Vettern und Freunde in Westfrancien, Burgund, Lothringen oder Schwaben hatten.

Beide Könige und ihre Söhne sind dann in den nächsten 15 Jahren dahingegangen, und nur Ludwigs des Deutschen Sohn Karl III., der Dicke, der seit 881 auch die Kaiserkrone trug, blieb übrig und vereinigte 885 das gesamte Erbe Karls des Großen. Karl hat fünf Züge nach Italien unternommen und zahlreiche andere Feldzüge, aber er konnte weder die Grenzen gegen die Normannen im Westen und gegen die Mähren unter dem mächtigen Swatopluk im Osten schützen, noch auch den Frieden im Innern, und als er 887 erkrankte, wurde er auf einem Reichstage zu Frankfurt (oder zu Tribur) abgesetzt und sein Neffe Arnulf an seiner Stelle zum Könige erhoben (887—899). Gleichzeitig erstanden in Westfrancien, in den beiden Burgund und in Italien Könige, die zwar teilweise Arnulf als ihren Lehnsherrn anerkannten, aber doch die Sonderentwicklung der fünf Territorien erneuerten, die schon in den früheren Teilungen hervorgetreten war. Innerhalb dieser Gebiete ging aber die Zersetzung noch weiter.

Arnulf gewann hohen Ruhm durch einen Sieg über die Normannen 891, kämpfte tapfer gegen die Slawen, suchte die Großen im Zaume zu halten und ließ sich in Rom zum Kaiser krönen, nachdem er die von seinen Gegnern beherrschte Stadt erstürmt hatte. Mitten in diesen Bemühungen und bedrängt durch mancherlei Irrungen in seiner Familie wurde Arnulf durch einen Schlaganfall gelähmt und ist Ende 899 gestorben. Die Großen erhoben Arnulfs Sohn, Ludwig das Kind, zum Könige (899—911), unter dem sich dann die Auflösung der Karolingischen Monarchie vollendete, sodaß es zweifelhaft erschien, ob auch nur die ostfränkische oder die westfränkische Monarchie in sich zusammenhalten würde.

Gleichzeitig hatte sich Bedeutung und Wesen der kaiserlichen Gewalt und im besonderen ihre Stellung zum Papsttum gewandelt. Seit Ludwigs des Frommen Tode war das Kaisertum nicht mehr mit der Gesamtmonarchie, sondern mit einem Teilstaate verbunden, wenn auch Lothar I. und Ludwig II. 855—875 jene ältere Vorstellung festhielten und auch die Rechte des Kaisers und zwar besonders Rom gegenüber behaupteten. Aber Karl der Kahle erniedrigte das Amt schon sehr, indem er sich (875) von Johann VIII. unter Umständen krönen ließ, die den Papst als den Gebieter erscheinen ließen, der die Krone zu verleihen habe, und Karl dem Dicken gelang es nicht, dem Kaisertum die alte Stellung zurückzugeben. Vollends aber verlor diese Krone ihren Glanz unter dem Streit der kleinen Fürsten Berengar, Wido, Lambert und Ludwig von Burgund (900 König von Italien, 901 Kaiser, 905 geblendet und bis zum Tode 928 in Gefangenschaft gehalten) — die gegen und nach Arnulf die Herrschaft über Italien und die Kaiserwürde in Anspruch nahmen. Auch Arnulfs energische Persönlichkeit und seine Eroberung Roms konnten das nicht wieder gut machen. In Rom nannte man seine Krönung eine unctio barbarica, und der Dichter der Gesta Berengarii behandelte ihn, der doch Berengars Oberlehnsherr war, fast wie ein abhängiges Werkzeug seines italienischen Helden. Die Welt schien sich gewandelt zu haben. Karl der Große empfing die Adoration des Papstes, Johann VIII. (872—882) wagte es, den Herrn der Kaiser zu spielen. Aber freilich zeigte jeder ernstere Konflikt, daß diese Ansprüche Roms sich nur durchsetzen ließen, wenn die Verhältnisse besonders günstig lagen. Wohl ging eine starke klerikale Strömung durch die Welt, und häufiger als früher trat der Gedanke auf, daß der Staat geringer sei als die Kirche, daß den

Geistlichen der Vorrang gebühre und daß das Haupt der Christenheit nicht in dem Kaiser, sondern in dem Papste zu suchen sei. Im Dienste dieser Anschauungen sind damals die Pseudo-isidorischen Dekretalen, die falschen Königsedikte des Benedictus Levita und — wohl schon im 8. Jahrhundert — die angebliche Urkunde über die Schenkung Kaiser Konstantins an den Papst (Constitutum Constantini) fabriziert worden, welche das ganze Mittelalter hindurch besonders wichtige Waffen für die Ansprüche des Klerus und im besonderen der Kurie geliefert haben. Aber noch waren diesen Ansprüchen gewisse Schranken gezogen. Die Geistlichen waren keineswegs grundsätzlich dem weltlichen Gericht entgegen, wenn auch schon in vielen Stücken; Bischöfe und Äbte galten als Beamte des Königs und wurden von den königlichen Missi in ihrer Amtstätigkeit ebenso überwacht und gerügt wie die Grafen, und die geistliche Gerichtsbarkeit hatte noch nicht so wie in den folgenden Jahrhunderten alle Gebiete überwuchert. Dazu kam, daß die Päpste ohne den Schutz eines mächtigen Herrschers nicht im stande waren, auch nur in Rom selbst die Ordnung aufrecht zu erhalten und sich zu behaupten. Papst Johann VIII., der scheinbar so mächtige, wurde ermordet, und seine Nachfolger waren vielfach nur Spielball und Werkzeug von Parteien, die von blinder Wut beherrscht wurden. Die römische Synode, auf der Papst Stephan (897) über die aus dem Grabe gerissene Leiche seines Vorgängers Formosus (891–896) zu Gericht saß, und der jahrelange Streit über die Gültigkeit der Weihen, welche jener von seinen Nachfolgern abwechselnd verfluchte und gerechtfertigte Papst Formosus erteilt hatte, brachten des Entsetzlichen schon übergenug. Aber nun folgte die Periode der Pornokratie, in der das Papsttum ganz in den Dienst einer wüsten Familienpolitik fiel und von liederlichen Weibern und ihren Buhlen beherrscht und vergeben wurde. So folgte der Auflösung der Karolingischen Monarchie die Zersetzung des Papats.

Inmitten dieser Auflösung haben sich auf Sizilien und an den Küsten des Mittelmeeres Sarazenen festgesetzt, Normannen und Dänen in England, im Mündungsgebiete des Rheins, der Seine, der Loire und an anderen Küstenpunkten, selbst des Mittelländischen Meeres. Ungemein folgenreich aber wurde, daß ihnen 911 der westfränkische König jenes Gebiet abtrat, das nach ihnen bis auf den heutigen Tag die Normandie genannt wird. Indem sie sich der herrschenden christlichen Kultur anschlossen und ihre Elemente weiter entwickelten, erwuchsen sie hier zu einem eigenartigen und ungemein einflußreichen Gliede der romanisch-germanischen Welt. Von der Normandie aus sind später die normannischen Staaten in England und Unteritalien gegründet, in denen das mittelalterliche Staatswesen die erheblichsten Fortschritte machen sollte. Unter den Ruinen regten sich so Keime neuen Lebens.

Während der beständigen Kriege und Plünderungen sind viele Stätten des von Karl dem Großen gepflegten literarischen Lebens zerstört worden; aber es ist doch nicht völlig erloschen. Am Hofe Ludwigs des Frommen und seiner Söhne erhielt sich die Tradition, für Schule und Wissenschaft zu sorgen. Unter den Kanzlern der Könige haben wir so gelehrte Männer wie Gozbald, Grimald und Ratleik; die Reichsannalen wurden weiter geführt und fanden im westfränkischen Reiche zuletzt noch in Hincmar von Rheims einen ganz hervorragenden Bearbeiter. Bis zu seinem Tode 882 hat er sie fortgeführt. Auch in manchem Kloster fanden die Wissenschaften schöne Pflege: so in Reichenau, in St. Gallen, in Corbie und Orbais. In Westfrancien waren solche Mittelpunkte der Studien zahlreicher als in Ostfrancien, aber die literarische Entwicklung blieb für beide Reichsteile gemeinsam. Es war endlich auch nicht nur ein Bewahren des Erreichten, sondern wir sehen kräftige Geister tiefer eindringen, und einige von ihnen, wie der Sachse Gottschalk und der große Gelehrte und selbständige Denker Johannes Scotus Erigena, der am Hofe Karls des Kahlen lebte, werfen auf diese Periode einen nicht geringen Glanz. Freilich, mit dem Schlusse des Jahrhunderts machte sich die Not des Lebens auch auf dem literarischen Gebiete immer stärker geltend; aber wenn man am Ende der Periode einen Mann wie Salomo von Constanz, der 920 starb, wirken sieht, so zweifelt man nicht, daß er nicht allein stand. Es fehlte eben keineswegs ganz an Männern und Schulen, welche von der Karolingischen Renaissance zu der Ottonischen hinüberleiteten.

Die Begründung des deutschen Reiches.

Von Gerhard Seeliger.

Als mit Ludwig IV. die eine Linie des karolingischen Hauses (im Jahre 911) ausstarb, schien das Dasein des ostfränkischen Reiches in Frage gestellt. Selbständige partikulare Gewalten waren groß geworden in den Zeiten, da das Königtum die bedeutsamen Aufgaben nicht zu erfüllen vermochte, da Wirren im Innern und Heimsuchungen durch äußere Feinde das Reich bedrängten. Natürlich, daß hierbei die von Alters her bestehenden Stammesgebiete den wichtigsten Rahmen abgaben für die unerläßliche partikulare Bildung. Hatten sich auch die neuen Stammesherzoge nicht gegen das Königtum erhoben, wollten sie auch zunächst die königliche Gewalt nicht verdrängen, sie nur gleichsam ergänzen, so drohte doch die Gefahr, daß nach Ludwigs IV. Tode kein Vertreter der Reichseinheit erstehen werde. Aber das Bedürfnis nach einer staatlichen Gemeinschaft der deutschen Stämme war größer als das partikulare Sonderinteresse. Nur die Lothringer schlugen damals eigene Wege ein, die anderen deutschen Völker wählten im November 911 zu Forchheim den fränkischen Herzog Konrad zum König.

Insofern das Königtum von 911 lediglich auf der Wahl der Stämme Ostfranciens beruht und nicht auf Erblichkeit begründet ist, leitet es eine neue Epoche der deutschen Geschichte ein, insofern es aber dem Vertreter des bisher führenden Stammes zufiel und insofern dieser ganz die Bahnen karolingischer Politik beschritt, schließt es sich aufs engste den vorangegangenen Regierungen an. Erst nach dem Zusammenbruch des Alten vermochte sich das bedeutsam Neue zu erheben. Konrads unglückliche Regierung ist eine Periode des Zerfalles. Noch weiß der König sich nicht mit den neuen herzoglichen Gewalten auseinanderzusetzen: er kämpft im Sinne der karolingischen Überlieferung gegen sie, die nicht mehr zu meistern sind, er sucht Anschluß an die Kräfte der Kirche, deren geistige Mittel in diesen harten Zeiten des selbstsüchtigen Kampfes versagen. Und so zieht er umher, unermüdlich, ruhelos, ohne Erfolg.

Seine Persönlichkeit tritt uns aus den allzu großzügigen Notizen der Zeitberichte nicht lebensvoll und individuell entgegen. Er mag ein tapferer Kriegsmann gewesen sein, voll Biederkeit, Frömmigkeit, Treusinn. Aber im Grunde war er eine schwächliche Natur, den stürmischen Zeiten gewaltiger Umbildungen nicht gewachsen. Als Konrad im achten Jahre seines unheilvollen Regiments starb, war die Kraft des Monarchen und des Reiches gebrochen: im Könige schien das Königtum selbst besiegt zu sein.

Auf dem Sterbebette hatte Konrad erkannt, daß die nächste Zukunft nicht den Franken, sondern den Sachsen gehöre. Er berief seinen Bruder Eberhard, versammelte die Großen seines Stammes um sich, ermahnte zu einmütiger Wahl und wies auf seinen unbesiegten Gegner hin, auf den Sachsenherzog Heinrich: Eberhard mußte versprechen, diesem Zepter und Krone zu überbringen.

Die letzte Maßregel Konrads war die weiseste seines Lebens, das Vermächtnis an Heinrich seine erfolgreichste Tat. —

Eine anmutige Volkssage berichtet, daß die Fürsten, die nach vollzogener Wahl das Ergebnis dem Herzog Heinrich melden und ihn zur Krönungsstadt Aachen geleiten wollten, den neuen König beim Vogelfang antrafen. Erst Schriftsteller des 12. Jahrhunderts kennen den Beinamen «Finkler» und die damit in Verbindung stehende Fabel. Aber die alte Sage hat Recht, soweit sie das Schlichte und Volkstümliche im Wesen Heinrichs ausdrücken will. Leutseligkeit und Würde, freundliche Heiterkeit und zugleich entschlossener Ernst, Milde und Strenge vereinigten sich in der Persönlichkeit des Königs, der auch beim fröhlichen Mahle und beim Waffenspiel lustiger Genossen vornehme Zurückhaltung nie verleugnete.

Biedere Einfachheit des Wesens und eine gewisse Abneigung gegen prunkvolle Repräsentation mögen wohl Heinrich veranlaßt haben, Salbung und Krönung abzulehnen, die in karolingischer Zeit üblich geworden, die Konrads Königtum eingeleitet hatten und die auch ihm angeboten wurden.

Nur Franken und Sachsen hatten (Mai 919) Heinrich zu Fritzlar gewählt. Es galt zunächst auch die anderen Stämme, vor allem die Alamannen und Bayern, zu gewinnen und zu unterwerfen. Rasch ist das dem König gelungen,

mehr durch Drohen und Versprechen als durch Krieg und Sieg. Einen fruchtlosen Kampf gegen das Herzogtum hat er nicht versucht, die partikularen Mächte vielmehr anerkannt, ihnen Selbständigkeit weitesten Umfangs gewährt und nur eine gewisse Unterordnung verlangt.

Andere wichtige Aufgaben harrten zunächst noch der Lösung. Lothringen, durch die Teilungsverträge des 9. Jahrhunderts dem Ostreich zugewiesen, hatte sich dem schwachen Zepter des westfränkischen Königs unterworfen; die Ungarn durchzogen als räuberische Feinde fast alljährlich deutsches Gebiet.

Vorsichtig und klug, ohne Überhastung und ohne übertriebene Anspannung der eigenen Kräfte erreichte Heinrich sein Ziel. Lothringen fügte er wieder dem Reichsverbande ein (925), als die günstige politische Lage es ermöglichte. Die Ungarn aber dauernd fernzuhalten, zunächst von Sachsen, bedurfte es langer organisatorischer Arbeit, umfassender Vorbereitungen. Deshalb schloß Heinrich 924 einen neunjährigen Frieden und bewog die Feinde, für den Empfang von Jahresgeldern auf die üblichen Raubzüge zu verzichten. Mag das auch stürmischem Heldengeiste wenig zugesagt haben, es war politisch klug und unerläßlich. Denn noch fehlten Sachsen befestigte Orte als sichere Stützpunkte für kriegerisches Vorgehen und als Mittelpunkte für eine systematische Verteidigung des Landes gegen eindringende Feinde. Noch fehlte auch in Sachsen ein Reiterheer, das den schnellen Bewegungen der Magyaren folgen und begegnen konnte. Beides hat Heinrich geschaffen. Nichts grundsätzlich neues, nur eben das, was der fortgeschrittenere Westen und Süden des Reiches schon besaß.

Tag und Nacht war man mit Erbauung der Burgen beschäftigt, erzählt der Geschichtschreiber Widukind; der König aber hieß den neunten von den auf dem Lande wohnenden Kriegsleuten in die befestigten Orte ziehen, hier für die acht Genossen Wohnungen errichten und den dritten Teil der Früchte des Landes empfangen und verwahren. Auch alle Versammlungen, Zusammenkünfte und Gelage sollten in den befestigten Orten begangen werden, damit man im Frieden lerne, was im Kriege zu tun sei. In späteren Zeiten hat man diesem Wirken Heinrichs eine Bedeutung zugeschrieben, die ihm nicht zukam und nicht zukommen konnte; man hat Heinrich als den deutschen Städtegründer und als den Erwecker ritterlichen Lebens gepriesen. Beides mit Unrecht. Denn Rittertum und Städtewesen gehören einer späteren Periode an. Nur mittelbar vorbereitet hat der erste sächsische König die Entfaltung dieser gesellschaftlichen Bildungen, besonders des sächsischen Städtewesens, durch Maßnahmen, die in erster Linie der Landesverteidigung und der dauernden Beseitigung der Ungarngefahr galten.

Feldzüge gegen die slawischen Nachbarn, gegen die Daleminzier und Heveller, gegen die Czechen und Milziener erprobten gleichsam die jahrelangen Vorbereitungen: der Bruch mit den Ungarn konnte gewagt werden. Das Volk ward zusammenberufen und befragt: es wünschte die Befreiung, ließ seine Stimme zum Himmel erschallen und gelobte, die Rechte erhebend, Teilnahme am Kampfe. Als die Boten der Ungarn den üblichen Jahrestribut holen wollten, wurden sie mit leeren Händen heimgeschickt. Und als daraufhin die wilden Scharen in Thüringen eindrangen, überfiel sie Heinrich und siegte am 15. März 933 in einer entscheidenden Schlacht bei Riade, einem Ort, den wir vermutlich in der Unstrutgegend aufzusuchen haben.

So war das Reich im alten Umfange geeint, der Feind besiegt und dauernd ferngehalten durch treffliche Organisation der Landesverteidigung. War damit Heinrich am Ende seiner Aufgaben angelangt, hat er absichtsvoll seine Macht auf Deutschland beschränkt, weiteren Zielen entsagt, den Glanz der Kaiserkrone verschmäht? Zum Träger einer kleindeutschen politischen Idee darf Heinrich gewiß nicht gemacht werden. Christlich-universelles Gepräge, nicht national-beschränktes, zeigen damals die Kräfte, die das gesellschaftliche Leben und die staatlichen Machttendenzen des Zeitalters beherrschten. Von einer Opposition gegen diese Mächte ist bei Heinrich nichts zu entdecken. Keineswegs begnügte er sich mit der Ordnung im Innern und der Sicherung der Grenzen nach außen; auch er erstrebte Macht über deutsches Gebiet hinaus.

Wie er Ende der zwanziger Jahre die Slawen glücklich bekämpft und unterworfen hatte, so bekriegte er 934 den Dänenkönig, schob die Grenze bis zur Treene nördlich hinaus und zwang Dänemark in ein Verhältnis der Abhängigkeit. Auch sonst fehlt es nicht an An-

zeichen, daß seine Macht einen universellen Aufflug zu nehmen begann. Der universalherrschaftliche Gedanke, den die ostfränkischen Könige stets vertreten hatten, ist auch in Heinrich lebendig gewesen. Die Ehrungen, die der italienische König Hugo ihm darbot, die der westfränkische und burgundische König ihm bei Gelegenheit mehrerer Zusammenkünfte erwies, gemahnt an die allerdings mehr ideelle Oberstellung, die einst Arnulf im gesamten Frankenreiche genossen hatte. Verschmähte es auch Heinrich, in die wirren Verhältnisse Westfranciens selbst einzugreifen, so nahm er doch die Huldigung eines der Bedeutendsten der westfränkischen Großen entgegen und bezeugte damit, daß völlige Selbstbeschränkung auf Deutschland seinem politischen Streben durchaus nicht eigentümlich war. Und so wird denn auch eine vielbesprochene Nachricht des sächsischen Geschichtschreibers zu beurteilen sein, die Meldung, daß der König nach Unterwerfung aller ringsum wohnenden Völker beschlossen habe, nach Rom zu ziehen, daß er es aber, von Krankheit ergriffen, unterlassen mußte. Gewiß nicht um eine fromme Pilgerfahrt kann es sich hier handeln, sondern um jene Romfahrt, die das kaiserliche Diadem zu bringen pflegte.

Die universalistischen Tendenzen waren nicht erstorben; sie sind damals nur nicht zur vollen Entfaltung gelangt. Und das liegt in den Zeitverhältnissen begründet und in der Persönlichkeit des Monarchen. Nicht von Anfang an winkte einem theokratischen Universalismus Erfolg. Heinrich war ein vorsichtiger Baumeister, der Stein auf Stein setzt nach bestimmtem Plan, auf festgefügtem Grunde; der stets seine eigene Kraft kennt und die seiner Gegner, der langsam und sicher in die Höhe strebt. Das zunächst Notwendige und Erreichbare aber war die Einigung der zum Ostreich gehörenden deutschen Stämme, die Schaffung eines Einheitsstaates, der die partikularen Bildungen nicht brutal zu beseitigen, sondern sanft zu überwinden sucht.

Das notwendige Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte im deutschen Volk hergestellt zu haben, ist das große Verdienst des ersten Königs aus sächsischem Hause. Die staatliche Einigung der deutschen Völker, die sich schon in unbewußt nationalen Impulsen des 7. Jahrhunderts ankündigte, die in den Teilungen des merowingischen Reiches vorbereitet wurde, die in den Verfassungskämpfen des 9. Jahrhunderts und die besonders seit dem Verduner Vertrag von 843 nach Verwirklichung rang, die aber dann durch das Auftreten der Herzogsgewalten gefährdet schien — sie hat Heinrich vollendet. Nicht als eine lustige Konföderation von fünf Völkern, als ein loser Staatenbund erscheint uns das neue deutsche Reich. Wohl sind die Herzoge selbständig in vielem, sogar die Verteidigung des Landes bleibt ihnen in der Hauptsache überlassen, aber sie sind doch in den Kreis des partikularen königlichen Beamtentums gezogen, und dem Monarchen ist die Möglichkeit gegeben, zu gelegener Zeit seinen Einfluß kräftiger anzuspannen. Bis zu welchem Punkte Heinrich diese Entwicklung tatsächlich geführt hat, das zeigen die Vorgänge bei der Krönungsfeier seines Nachfolgers Otto, Vorgänge, in denen so recht deutlich die Ergebnisse der Politik Heinrichs hervortreten: die vier Herzoge dienten öffentlich dem neuen Herrn und bekundeten ihre zur Dienstbarkeit verpflichtende Unterordnung.

Als Heinrich am 2. Juli 936 auf der Burg Bodfeld starb, an jenem stillen Ort inmitten der prächtigen Wälder des Harzes, wo so mancher der späteren Könige Erholung in heißer Jahreszeit fand, da war ein wichtiger Prozeß in der staatlichen Bildung der westgermanischen Stämme zu einem gewissen Abschluß gelangt, da waren die unerläßlichen politischen Voraussetzungen für das Dasein eines deutschen Volkstums geschaffen, ja — so kann man sagen — die Grundlinien der deutschen staatlichen Entwicklung für alle Zukunft fest gezogen. Die damals gewonnene Eigentümlichkeit des politischen Zustandes der Deutschen ist niemals mehr ganz verlassen worden. Der Einklang der partikularen und zentralen Kräfte ward noch oft gestört, die von Heinrich überwundenen und dem Organismus des Ganzen eingeordneten Sondermächte haben sich wieder erhoben, der Territorialismus ist im Zeitalter der universellen Kaiserpolitik gewachsen, und das Reich einer langsamen Auflösung preisgegeben worden; aber schließlich ward Kraft und Einheit auf dem von Heinrich gewiesenen Wege zu gewinnen gesucht: das Reich, ein festgefügter Bau, einheitlich stark und doch individuell verschieden und frei beweglich in seinen einzelnen Gliedern.

Kaiser Otto der Große.

Von Ernst Bernheim.

Im Hochsommer des Jahres 936 bestieg der Sohn Heinrichs I. von Sachsen, Otto, den Königsthron zu Aachen. Ein gewaltiges Werk sollte ihm gelingen, das von seinen Vorgängern erst kaum begonnen war: er sollte der eigentliche Begründer der deutschen Monarchie und ihrer Bedeutung als Großmacht in Europa werden.

Die Gestalt und das Wirken Ottos I. stehen auf dem Grunde eines Volkstums, das überall erst im Aufstieg zu höherer Kultur begriffen war. Das Land noch erfüllt von Wald und Sumpf, städtischer Anbau, Verkehr und Handel noch unentwickelt, bäuerliche Wirtschaft durchaus vorherrschend; die Bevölkerung demgemäß in sozialer und geistiger Hinsicht wenig unterschieden, nur die Geistlichkeit im Besitz schulmäßiger Bildung und Gelehrsamkeit, und die Masse der Hörigen und Knechte ausgeschlossen von politisch-sozialer Gleichberechtigung. Man kennzeichnet das Milieu dieser Zeit vielleicht am verständlichsten, wenn man es ein heroisches nennt. Durchweg sind es derbe, persönliche Impulse, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, nur einzelne hervorragende Geister zeichnen sich durch höhere, sachliche Motive aus, die aber doch auch meist ein stark persönliches Gepräge tragen, so vor allen Otto selbst. Er will von Anfang an wahrhaft Herrscher sein: als Erben der Karolinger fühlt er sich, als Gesalbten des Herrn, als christliche Obrigkeit, die von Gott gesetzt ist, um Frieden und Gerechtigkeit zu wirken, für die Ausbreitung des Gottesreiches hienieden zu streiten. Kraft dieser hohen Auffassung seines Berufes erfüllt ihn ein starkes Bewußtsein seiner Rechte, aber auch seiner Pflichten, er strebt hoch, aber er überhebt sich nicht und vermag selbst seine Schwäche, den aufwallenden Zorn, zu bezwingen, daß er sich nicht zu tyrannischer Willkür und Eigensucht, den «Ursünden des Teufels», hinreißen läßt. So erscheint er als ein seltener Mann in jener Zeit subjektiver Leidenschaften, welchem von den führenden Persönlichkeiten nur etwa sein Bruder Brun ebenbürtig ist.

Die schwersten Aufgaben harrten des jungen Fürsten. Zunächst mußte er die Stammesherzöge wahrhaft der königlichen Autorität unterwerfen. Mit deren Empörungen verband sich gefährlicher Verrat seiner mißvergnügten Brüder Thankmar und Heinrich, Erzbischofs Friedrich von Mainz, des mächtigsten Geistlichen im Reich, und anderer Bischöfe. Otto besiegte sie alle in den Jahren 938 bis 939, den Franken, den Bayern, den Lothringer und ihre Bundesgenossen. Die bedenkliche Eigenmacht des Herzogtums suchte er nun zielbewußt unschädlich zu machen: das Herzogtum Franken, dessen Herr im Kampfe gefallen war, besetzte er nicht wieder, er zog es als Nachfolger des fränkischen Königsstammes direkt an die Krone; die übrigen Dukate, auch Schwaben, verlieh er, wie es die Gelegenheit gestattete, im Laufe der nächsten Jahre an Angehörige der königlichen Familie, denen meist durch Vermählung mit Töchtern der einheimischen Herzogsgeschlechter auch im Lande ein festerer Anhalt gegeben wurde; die Unterwerfung Bayerns ward zudem ausgenützt, um dem Herzogtum das wichtige Hoheitsrecht dauernd zu entziehen, welches Heinrich I. der Krone hatte abgewinnen lassen: die Einsetzung der Landesbischöfe.

Eine gewaltige Energie sehen wir Otto in diesen Kämpfen betätigen: in dem einen Jahre 939 zog er dreimal von Sachsen an den Rhein und zurück, um bald dort, bald hier die Gegner zu fassen — eine Leistung, die uns fast unglaublich erscheint, wenn wir bedenken, daß diese Entfernungen zu Pferde auf schlechten Wegen durchmessen werden mußten.

Der abtrünnige Thankmar war im Kampfe gefallen. Heinrich versuchte noch einmal, im Jahre 941, den Bruder zu stürzen; er ließ sich in eine Verschwörung ein, um ihn durch Überfall zu töten. Der Plan ward entdeckt, vereitelt; Heinrich entfloh, stellte sich aber unerwartet dem Könige beim Weihnachtsfeste in Frankfurt, und Otto nahm den rückfälligen Verräter in Gnade auf, — eine großherzige Tat, die durch die unwandelbare Treue Heinrichs von nun an belohnt und in alter wie neuer Zeit im Liede gefeiert worden ist.

Die gesicherte innere Macht ermöglichte dem Könige alsbald, sich energisch der äußeren Verhältnisse anzunehmen.

Der westfränkische Herrscher aus dem alten Karolingerhause, Ludwig d'Outremer, seit 931 Schwager Ottos durch dessen Schwester Gerbirga, lag in schweren Kämpfen mit den Großen

seines Landes, besonders mit dem ehrgeizigen Herzog Hugo von Francien, ebenfalls einem Schwager Ottos, und diese Kämpfe zogen das benachbarte Lothringen oft in Mitleidenschaft. Beide Parteien bewarben sich um den Beistand des tapferen Verwandten und Nachbarn, und Otto machte durch wiederholtes Eingreifen das Übergewicht der deutschen Krone zugunsten des legitimen Herrschers geltend. Dieses Übergewicht war von um so größerer Bedeutung, da die Karolinger noch keineswegs die Erinnerung an die frühere Vorherrschaft ihres Hauses aufgegeben hatten. Gerade damals deutete man in jenen Kreisen die von altersher umlaufenden Weissagungen über den weltbeherrschenden römischen Kaiser der Zukunft auf einen Sprößling des Karolingerhauses. Es war entscheidend für die europäische und die deutsche Geschichte, daß Otto den Willen und die Macht besaß, die Erbschaft des römischen Kaisertums, das zuletzt in den Händen des ostfränkischen Karolingerzweiges gewesen war, seiner Krone zu gewinnen.

Die natürliche Anziehungskraft, welche die kraftvolle Haltung des deutschen Königs ausübte, rief ohnedies seine Einmischung in die wirren Verhältnisse Burgunds und Italiens herbei. Dort nahm er sich des verwaisten Königssohnes Konrad an, hier trat er für die Königswitwe Adelheid, Konrads Schwester, ein, die von dem Usurpator Berengar verdrängt und gefangen gesetzt war.

Im Herbst 951 brach Otto mit Heeresmacht nach Italien auf. Ungehindert zog er in Pavia ein und nahm das Königreich Italien ohne weiteres als Erbe der deutschen Krone in Besitz. Doch den Anspruch des Erbrechts befestigte er durch neue Familienbande. Ottos Gemahlin, die englische Prinzessin Edith, war 946 gestorben, allgemein betrauert und wegen ihrer werktätigen Frömmigkeit bald als Heilige verehrt, in Legenden und Sagen verherrlicht. Nun gewann er Adelheid, die junge Witwe des letzten einheimischen Königs, die inzwischen in abenteuerlicher Flucht dem Gefängnis entkommen war, zur Gattin. Mit ihr zog er im Februar 952 über die Alpen heim, die vollständige Niederwerfung der Gegner seinem Schwiegersohn Herzog Konrad von Lothringen überantwortend. Schwere innere Verwickelungen, die noch einmal die ganze Macht des Königs auf die Probe stellten, knüpften sich an diese Ereignisse.

Der Sohn Ottos von Edith, Liudolf, fühlte sich in mehr als einer Hinsicht zurückgesetzt, gekränkt. Er sah sich in seiner Stellung am Hofe und in seinem Herzogtum Schwaben beeinträchtigt durch den ihm an sich unsympathischen Oheim Heinrich, welcher Brautwerber bei Adelheid gewesen war und für sein Herzogtum Bayern bedeutende Grenzmarken Italiens hinzugewonnen hatte. Er fürchtete von der neuen Ehe des Vaters den Verlust der Thronfolge, auf die er bis dahin hatte rechnen können. Alle Feinde des Königs, besonders Erzbischof Friedrich von Mainz, der sich mit dessen starkem Kirchenregiment nicht befreunden konnte, schürten den Groll des Prinzen. Sein Schwager Herzog Konrad, selbst persönlich gekränkt und zwar, wie er meinte, auch durch Schuld Heinrichs, trat den Mißvergnügten bei. Man wiegelte die Bayern gegen die herrische Regierung ihres Herzogs auf, und ein gefährlicher Aufstand, der von Lothringen bis Bayern reichte, ja selbst in Sachsen Teilnehmer fand, brach aus, um so gefährlicher, da auch die Anhänger Ottos vielfach die Abneigung gegen den hochfahrenden Herzog Heinrich teilten, während der jugendliche Königssohn allgemeine Sympathie genoß. Aber diese Sympathie wurde bald verscherzt. Die Ungarn, immer auf der Lauer, drangen bei so guter Gelegenheit Anfang 954 ins Land und zogen unter furchtbaren Verwüstungen bis über den Rhein; sie schienen Liudolfs Herzogsgebiet zu verschonen, Konrad schien in Lothringen gemeinsame Sache mit ihnen gegen die Königlichen zu machen – man mußte diese «Kinder des Satans» geradezu als Bundesgenossen der Empörer ansehen. Otto aber ergriff mit hochherziger Energie die Aufgabe des Königtums, das Vaterland von dieser Geißel zu befreien. Es gelang ihm, durch Verhandlungen die bereits eingeschüchterten Empörer für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Nur Liudolf zögerte noch, erschien dann aber, rasch von Impulsen, wie es die Menschen dieser Zeit waren, unvermutet vor dem Vater, erbat und erhielt Verzeihung. Die Einnahme Regensburgs im Mai 955 beseitigte die letzten Reste des zweijährigen Bürgerkrieges.

Es war dringend genug. Nicht nur die Ungarn fielen im Sommer 955 von neuem in Bayern ein und rückten bis vor Augsburg, auch die Slawen zwischen der unteren Elbe

und der Ostsee erhoben sich drohend gegen die Grenzgrafen. Kaum von dem langen, schweren Bürgerkriege aufatmend, bot der König alle Kräfte gegen den Erbfeind auf. Wie so manches Mal tritt uns hier der Kampf für das Vaterland als der harte Zuchtmeister des Gemeingefühls in unserer Geschichte entgegen. Alle die deutschen Stämme unter Führung ihrer Grafen und Herzöge folgten des Königs Heeresaufgebot zur Entsetzung Augsburgs; Otto selbst war da an der Spitze seiner Sachsen, und er selbst griff zuletzt entscheidend mit seiner auserlesenen Reiterschar ein, als am 10. August 955 die ungeheure Schlacht auf dem Lechfelde wogte. Eine völlige Niederlage der Ungarn war das Ergebnis des heißen Kampfes, das durch eine vernichtende Verfolgung noch wirksamer gemacht wurde. Augsburg war befreit, und befreit Deutschland für immer von dem furchtbaren Feinde. Als siegreichen Gottesstreiter gegen das heidnische Teufelsvolk pries man Otto, den Großen, den Vater des Vaterlandes, Imperator nannte man ihn. Wie sich das Heer durch einen Fasttag zu dem heiligen Kampfe vorbereitet hatte, wie Otto dem Heiligen Laurentius, dessen Namenstag der 10. August war, für einen glücklichen Ausgang die Stiftung einer Kirche gelobt hatte, so feierte man nun in allen Reichskirchen den Sieg in festlichem Gottesdienst.

Doch der unermüdliche Herrscher ruhte nicht auf den errungenen Lorbeeren. Noch im Oktober zog er mit dem Grenzgrafen Gero gegen die Slawen aus und schlug sie an der Recknitz im Mecklenburgischen nieder. Barbarisch ging es in diesen nationalen Kämpfen zu, und die Geschichtschreiber der Zeit berichten es ohne Bedenken: nach der Schlacht an der Recknitz ward das abgeschlagene Haupt eines Slawenhäuptlings als Trophäe aufgesteckt und rings herum häufte man die Leichen von 700 enthaupteten Gefangenen. Wiederholt noch half Otto in den folgenden Jahren seinen Markgrafen Gero und Hermann Billung die Marken gegen die Slawen zu befestigen und diese zur Unterwerfung zu zwingen.

Wie wir gesehen haben, hatte der König mit seiner Familienpolitik in den Herzogtümern schlechte Erfahrungen gemacht. Liudolf und Konrad waren wegen ihrer Empörung abgesetzt, und Otto griff nun überall früher oder später bei neuen Besetzungen auf Angehörige der einheimischen Geschlechter zurück; nur in Bayern folgte nach dem Tode Heinrichs, bald nach der Ungarnschlacht, dessen unmündiger Sohn, freilich unter Vormundschaft seiner Mutter Judith aus dem alten Herzogshause. Statt bei dem Herzogtum suchte und fand Otto nun eine entsprechende Stütze der Krone bei der hohen Geistlichkeit. Sicherer als jenes konnte er diese beherrschen in fester Ausübung der Kirchenhoheit, welche das germanische Königtum herkömmlich besaß: er übte auf die Einsetzung der Bischöfe und Reichsäbte maßgebenden Einfluß, nicht selten bis zu einfacher Ernennung; er nahm von ihnen als förmlich Belehnten die schuldigen Dienste der Reichsvasallen vollauf in Anspruch, ja im Hinblick auf diese Dienste stattete er sie um so freigebiger mit Kronland und Verwaltungsrechten aus. Die drei ersten Erzstifte des Reiches: Mainz, Trier, Köln, verband er noch besonders mit den Interessen der Krone, indem er sie, wie sich die Gelegenheit durch Vakanzen bot, — von dem ewigen Widersacher Friedrich, dem Mainzer Erzbischof, hatte ihn dessen Tod 954 befreit — mit nächsten Verwandten besetzte. Dem Kölner, seinem in jeder Beziehung hervorragenden Bruder Brun, übergab er zudem die Verwaltung des schwierigen Herzogtums Lothringen; eine ungewöhnliche Maßregel. Auch die christliche Mission wußte Otto, wie einst Karl der Große, zugleich in den Dienst des Staates zu stellen, so daß sie der Befestigung und Erweiterung der deutschen Macht- und Kultursphäre diente. Das Bistum Hamburg-Bremen ließ er in dessen zweifelhafter Metropolitanstellung Köln gegenüber bestätigen, ihm die auf dänischem Boden neu gestifteten Bistümer Aarhus, Schleswig, Ripen unterstellen und wies ihm damit die Aufgabe der Mission im skandinavischen Norden zu. Ganz neu schuf Otto nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 968 das Erzbistum Magdeburg mit mehreren Suffragankirchen im vielumstrittenen Slawenlande. Diese und andere kirchliche Maßregeln traf er in stetem Einvernehmen mit dem Papste. Wenn er sich weniger als die Karolinger um die innerkirchlichen Angelegenheiten kümmerte, so lag es offenbar nicht daran, daß er sich die Befugnis nicht zuschrieb, sondern daran, daß er nicht ein so lebhaftes Interesse dafür besaß, oder nicht die Muße dazu hatte. Denn er achtete

den Papst als geistliches Oberhaupt der Kirche, als Stellvertreter Christi in Glauben und Lehre, als Hüter des Kirchenrechts. Aber er betrachtete sich als nebengeordnete christliche Obrigkeit und ließ, gleich Karl dem Großen, keine direkte disziplinare Einwirkung Roms auf die Reichskirche zu, ja er nahm, zum Teil weitergehend als Karl, in seiner Eigenschaft als Schutzherr der Kirche die Souveränität über Papst und Kirchenstaat in Anspruch. Dieser Anspruch kam zu voller Geltung, da Otto, in Nachfolge der karolingischen Vorgänger, als Inhaber des Königreichs Italien und gemäß seiner beherrschenden Stellung, die Kaiserkrone gewann.

Das Papsttum war nach jenem großartigen Aufschwung moralischer und kirchenpolitischer Autorität, den es seit Nikolaus I. zur Zeit der späteren Karolinger genommen, in lange, schmähliche Abhängigkeit von den einheimischen Machthabern geraten, und endlich hatte ein römischer Stadttyrann zugleich die päpstliche Würde an sich genommen. Otto verständigte sich mit diesem, Johann XII., der sich von manchen Feinden bedroht sah und nach Beistand verlangte, indem er ihm die Stadtherrschaft zusicherte. Als das deutsche Heer im August 961 in Oberitalien erschien, wich der Usurpator Berengar, der inzwischen dort wieder als König geschaltet hatte, in seine Burgen, und ungehemmt gelangte Otto nach Rom, ward dort in der Peterskirche am 2. Februar 962 unter feierlichen Zeremonien zum Kaiser gekrönt. Durch eine Urkunde, nach dem Muster der seit der Karolingerzeit üblichen sogenannten Pacta, begründete der neue Kaiser von neuem das gegenseitige staatsrechtliche Verhältnis, das man als ein Verhältnis der Souzeränität auf seiten des Papstes bezeichnen kann. Aber die gegenwärtige Macht des fremden Herrschers gefiel wie so manches Mal früher und später den Römern nicht, sobald die gewünschte Hilfe geleistet war. Johann konspirierte mit des Kaisers Gegnern in Oberitalien und mit unteritalischen Fürsten; er wurde von einer Synode zu Rom auf Anklage Ottos abgesetzt. Gegen den unter des Kaisers Ägide erwählten Leo VIII. erhoben sich die Römer, als Otto sich nach Oberitalien entfernt hatte; der Kaiser mußte die Stadt nach längerer Belagerung erobern und streng eingreifen, um die Stellung Leos zu befestigen. Den inzwischen nach Johanns Tode gegen Leo von der antikaiserlichen Partei aufgestellten Papst Benedikt und den besiegten Berengar führte Otto gefangen mit sich, als er im Januar 965 nach fast vierjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte. Aber Berengars Sohn Adelbert fuhr fort, Umtriebe gegen die deutsche Herrschaft anzuzetteln, die deutschfeindliche Partei in Rom erhob sich gegen den Nachfolger Papst Leos, Johann XIII., der mit Zustimmung Ottos unter Mitwirkung seiner Legaten eingesetzt worden war. So entschloß Otto sich, im August 966 zum dritten Male über die Alpen zu ziehen und gründlich durchzugreifen. In Pavia und in Rom, das ihm ohne Widerstand die Tore öffnete, hielt er strenges Gericht über die Hochverräter, die Stadtherrschaft legte er fester in die Hand eines Präfekten, der etwa wie der Vogt in den deutschen Bistümern Beamter des geistlichen Herrn war, doch die hohe Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers ausübte. Er gedachte nun auch Unteritalien zu erobern.

Diese Lande unterstanden noch immer seit alter Zeit dem Kaiser von Byzanz, zerfielen aber großenteils in eine Reihe von fast unabhängigen Kleinstaaten, die in ewigem Streit lagen und allen Anzettelungen im übrigen Italien, namentlich im benachbarten Kirchenstaat, bereiten Rückhalt boten. Jeder weitblickende, energische Herrscher über Mittel- und Oberitalien mußte bestrebt sein, diesen Herd der Unsicherheit zu beseitigen, und in der Tat haben es seit Karl dem Großen immer wieder die Päpste, die deutschen Kaiser, wie später andere Fürsten, versucht. Aber es war das Schicksal Italiens, daß dies nie völlig gelingen sollte. Auch Otto gelang es nicht, obwohl er es erst auf diplomatischen Wegen, dann durch fast zweijährige Kämpfe zu erreichen suchte. Ihm fehlte dazu, wie man seinem Unterhändler in Byzanz, dem Bischof Liudprand von Cremona, mit treffendem Hohn vorhielt, die erforderliche Flottenmacht, um der vorzüglichen Marine der Byzantiner entgegenzuwirken. Das Ergebnis aller Bemühungen war ein Friedensschluß, der den Verzicht auf Unteritalien außer der Lehnshoheit über die Fürsten von Benevent und Capua einbrachte und die Hand der byzantinischen Prinzessin Theophano für den Sohn des Kaisers, den jungen Otto, welcher bereits in seinem siebenten Jahre 961 zum König erwählt und 967 zum

MICHAEL ECHTER

UNGARNSCHLACHT AUF DEM LECHFELDE, 9. AUGUST 955

Kaiser Otto I. besiegt an der Spitze der vereinigten deutschen Stämme am 9. August 955 die Ungarn auf dem Lechfelde, südlich von Augsburg. Über dem Kaiser flattert das Reichsbanner mit dem Bilde des Erzengels Michael. Zur Rechten des Kaisers der heilige Udalrich (Ulrich), Bischof von Augsburg, der vorher seine Stadt erfolgreich gegen die Ungarn verteidigt hatte. Herzog Konrad von Franken fällt, durch einen Pfeil in die Kehle tödlich verwundet.



Mitkaiser erhoben war. Im April 972 fand zu Rom die Hochzeit statt, und im August des Jahres kehrten die Herrscher nach Deutschland zurück. — Der Tod hatte in den letzten Jahren die Reihen der nächsten Verwandten und Freunde des alten Kaisers mächtig gelichtet: sein getreuer Bruder Brun war 965 gestorben, 968 sein Sohn Wilhelm der Erzbischof von Mainz, sowie seine Mutter Mathilde, sein alter Waffengenosse Markgraf Gero 965, der andere wackere Slawenbekämpfer Hermann Billung folgte 973. Wie eine Mahnung an das eigene Ende mochte es Otto nach dem Glauben der Zeit berühren. Nach kurzer Krankheit verschied auch er am 7. Mai 973 zu Memleben, in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahr; neben seiner ersten Gattin Edith ward er im Dom seiner Stiftung Magdeburg beitattet.

Einen mächtigen Eindruck hinterließ die große Persönlichkeit Ottos, und nachhaltig war die Wirkung seines Tuns. Gleich einem Löwen erschien er schon den Zeitgenossen; in Liedern und Legenden, wie in der Geschichtschreibung lebte das glorreiche Andenken an ihn fort als den Helden der Sachsen, als den Vorkämpfer gegen die Reichsfeinde und die Feinde der Christenheit, als den Schirmer des Friedens und der Gerechtigkeit; namentlich sein unnachsichtiges und doch gerechtes Wirken als Richter, seine großmütige Versöhnlichkeit trotz des leicht aufbrausenden, schreckhaften Zornes blieben in dankbarer Erinnerung. Sein Werk war es, wie es sein Vater Heinrich begonnen, daß der Sachsenstamm vollauf in die Gemeinschaft der deutschen Entwicklung eintrat, sowohl in politischer wie in kultureller Hinsicht, und zugleich, daß das Königtum sich als wahrhaft souveräne Macht über den einzelnen Stämmen befestigte, frei auch von dem Partikularismus des Stammes, dem der König selbst angehörte. Seine innere Politik folgte ohne schöpferisches Eingreifen dem Zuge der Entwicklung, indem er die Souveränität über die weltlichen und geistlichen Reichsbeamten und Großen zugleich als Lehnshoheit gelten ließ und zur Geltung brachte. Nachdem sein Versuch, die Herzogtümer gewissermaßen in ein patriarchalisch familiäres Verhältnis zum Königshause zu bringen, sich nicht bewährt hatte, gab er von neuem und dauernd der königlichen Macht die unvermeidliche, doch verhängnisvolle Stütze des Reichsklerus, den er hob, um sich mit ihm zu heben, den er beherrschte, um mit ihm zu herrschen. Ottos Werk war es auch, daß Deutschland in die Mitte der europäischen Politik, der Weltpolitik eintrat, zu allem Segen und zu allen Leiden, welche es unserem Volke gebracht hat. Die deutsche Herrschaft wurde von ihm ausgedehnt über die Slawenstämme jenseits der Elbe und Saale bis zur Oder einschließlich der Lausitz, über das polnische Herzogtum bis zur Warthe und über das Herzogtum Böhmen; von Bayern aus begann die Wiedereroberung der durch die Ungarn eingenommenen Ostmark; in den Nachbarreichen Burgund und Westfrancien übte Otto maßgebenden Einfluß, Dänemark hielt er freundschaftlich in den durch Heinrich I. gezogenen Grenzen. Ober- und Mittelitalien nebst der kaiserlichen Hoheit über den Kirchenstaat und ein Teil des alten Herzogtums Benevent kamen an das deutsche Reich, und dieses wurde so in die Reihe der Weltmächte eingefügt, die um die Vorherrschaft in den Mittelmeerländern rangen: der Byzantiner und der einander feindlichen Staaten, der Mohammedaner in Westasien, in Afrika, Sizilien und Spanien. Mit diesen, sowie mit den Bulgaren und Russen, die gegen einander und gegen Byzanz um die Balkanhalbinsel kämpften, trat Otto in Beziehung; auf seinen Reichstagen drängten sich zunehmend die Gesandten aller dieser fernen Völker.

Die Ruhe und Sicherheit, die sich unter Ottos Regiment allmählich im Innern und nach außen einstellte, ermöglichte nach langem Niedergang wieder ein lebhaftes Ansteigen der gesamten Kultur im Reiche, nicht ohne sein eigenes Zutun.

Obwohl er keine geistige Bildung genossen, besaß er doch Interesse dafür und lernte noch in reiferen Jahren lesen, unterstützte die anregende Tätigkeit seines gelehrten Bruders Brun und schätzte die feinere Bildung seiner zweiten Gattin Adelheid, eine Bildung, die er auch seinem Sohne Otto zuteil werden ließ. Mehrfach zog er auswärtige Gelehrte an den Hof. Die Taten Ottos, seine Bistums- und Klostergründungen, die Hebung des Klerus durch ihn trugen zur Wiederbelebung der Studien bei. Die alten Stätten der Bildung: die Klöster Korvey, Herford, Fulda, Reichenau, Sankt Gallen, erneuten ihre Schulen und ihre literarische Tätigkeit, namentlich Sankt Gallen ward eine Pflanzschule für Gelehrte und Lehrer, die man weithin an Bistümer und Abteien zog.

Allerdings blieb die Teilnahme an Schule und Literatur ganz wesentlich auf die Geistlichkeit beschränkt, im Grunde deshalb, weil die Bildung in Sprache und Geist lateinisch war. In diese lateinische Bildung trat damals das Sachsenland erst eigentlich ein und ging mit rascher Empfänglichkeit voran. In den zahlreichen Klöstern, namentlich auch Frauenklöstern, die hier von der königlichen Familie und anderen gestiftet oder begünstigt wurden, entwickelte sich bald ein reges geistiges Leben. Zu Gandersheim schrieb die Nonne Hrotsuit ihre merkwürdigen Werke, die Bearbeitung der Komödien des Terenz in christlich erbaulichem Sinne und die epische Dichtung über Ottos Taten; der Korveyer Mönch Widukind verfaßte eine sächsische Geschichte, die er bis zu Ottos Tode fortführte – natürlich alles in lateinischer Form, denn die deutsche Sprache ringt sich noch nicht zur Literatursprache empor, die Anläufe des 9. Jahrhunderts fanden keine Nachfolge. Die deutsche Dichtung blieb Volksdichtung, gering geschätzt von der gebildeten Welt, der Geistlichkeit; sie entstand und lebte im Volksmunde, der fahrende Sänger trug sie von Ort zu Ort und das unverdorbene Gedächtnis bewahrte sie, so daß noch im 12. Jahrhundert Sagen und Lieder aus Ottos Zeit lebten und aufgezeichnet werden konnten.

Auch die bildenden Künste finden neue Pflege und nehmen neuen Aufschwung. Die Anfänge des romanischen Baustils, wie sie sich in der Basilika des Klosters Gernrode, eines der ältesten Beispiele, erhalten haben; Wand- und Buchmalerei, mancherlei technische Künste, auch die Kriegskunst, blühten auf.

Unter der Gunst gesicherter Verhältnisse beginnt endlich der innere Ausbau des Landes mächtig um sich zu greifen, Rodung und Entwässerung, Verfeinerung und intensivere Handhabung des Ackerbaues, der Obst- und Gartenzucht. Die politische Expansivkraft bewirkt zugleich ein Vordringen deutscher Kolonisation und Siedelung in den östlichen Marken auf der ganzen Linie von der Ostseeküste bis Ungarn: jene große Bewegung der deutschen Kultur nach Osten, welche trotz einzelner bedeutender Rückschläge unaufhaltsam fortgehen sollte.

So war diese Zeit nach allen Richtungen eine Epoche folgenreichster Begebenheiten, und in ihrer Mitte steht die heldenhafte, hochragende Gestalt Kaiser Ottos des Großen.

Kaiser Heinrich III.

Von Georg Kaufmann.

Die Regierung der beiden ersten Salier, Konrads II. 1024–39 und Heinrichs III. 1039–56, wird gern als Höhepunkt unseres mittelalterlichen Kaisertums bezeichnet. Aber dabei sehen die einen unter Heinrich III. schon den beginnenden Verfall, die anderen dagegen die Vollendung der von seinen Vorgängern begonnenen Erneuerung der Ottonischen Monarchie. Beide Kaiser hatten hervorragende Herrschergaben, waren von unermüdlicher Tätigkeit und haben in allen Teilen des ungeheuren Reiches große und mannigfaltige Erfolge errungen. Was ihnen aber an Bedrängnissen und Schwierigkeiten begegnete, das erscheint uns leicht in einem weniger bedenklichen Lichte, weil wir es unwillkürlich vergleichen mit der Verwirrung und Erniedrigung des Reiches und der Krone in der nächstfolgenden Periode. Wenn nun trotzdem das Urteil schwankt, ob man das Reich unter Konrad II. als noch nicht oder ob man es unter Heinrich III. als nicht mehr hinreichend befestigt charakterisieren soll, so ist doch wohl zu schließen, daß das Reich auch unter diesen gepriesenen Königen einer sicheren Grundlage entbehrte, und daß den Königen Aufgaben gestellt waren, zu deren Lösung ihnen die Mittel fehlten.

Konrad II. übernahm das Reich, nachdem sein Vorgänger Heinrich II. die namentlich durch Ottos III. phantastische Pläne und den dann folgenden Kampf mehrerer Parteien um den Thron erschütterte Monarchie wieder aufgerichtet hatte. Aber Heinrich II. hatte das Ziel keineswegs ganz erreicht und gerade als er (1024) starb, drohte ihm ein schwerer Konflikt mit dem größten Teile der geistlichen Fürsten, die doch die wichtigsten Stützen der Ottonischen Monarchie waren. Zugleich suchte sich auch Italien der deutschen Herrschaft wieder zu entziehen. Man kann es nicht anders bezeichnen: das Reich war beim Tode Heinrichs II. aufs neue in seiner Grundlage erschüttert. Konrad II. hat dann die deutsche Kirche beruhigt, Italien festgehalten, Burgund hinzu erworben, die fürstliche Opposition, wo sie sich erhob, gebrochen und erhebliche Kreise des ritterlichen Adels, der den Kern der Heere bildete, der Krone näher verpflichtet. Aber in Italien und

Deutschland bildeten sich alsbald neue Gegnerschaften, an der Ostgrenze wurde gegen Polen und Ungarn keineswegs immer erfolgreich gekämpft, und die Normannen, denen Konrad in Unteritalien Gebiet zu erwerben gestattete, haben bald danach dem deutschen Kaisertum die erheblichsten Schwierigkeiten bereitet.

Unter Heinrich III. ist in all diesen Beziehungen kein dauernder Fortschritt zu erkennen. Das Lehnsverhältnis erwies sich auch unter ihm als ein zu schwaches Band. Es zerriß, sobald stärkere Interessengegensätze auftraten. Heinrich III. hat widerstrebende Große mit Kraft und meist mit glücklichem Erfolge bekämpft, aber er mußte bis an sein Ende stets neuer Rebellion gewärtig sein. In Polen, Böhmen und Ungarn erneuerte er in glücklichen Kämpfen die Oberhoheit des Reiches, aber die Lehnsabhängigkeit dieser Fürsten bedeutete wenig, und diese Völker erwiesen sich tatsächlich stets als lästige und vielfach als gefährliche Nachbarn des Reiches. Ebenso schwankend war das Ansehen des Reiches an der westlichen Grenze. Während Heinrich 1046—47 in Italien weilte, um das verwilderte Papsttum zu reformieren, drohte der König von Frankreich mit einem Einfall, an dem er dann freilich durch Unruhen im eigenen Lande gehindert wurde, und der eben begnadigte Herzog Gottfried von Lothringen verband sich mit dem Grafen von Flandern und Friesland zu einem Aufstande, den Kaiser Heinrich zunächst nicht zu überwältigen vermochte, sondern erst durch eine Verbindung mit den Königen von Frankreich, England und Dänemark (1048—50), und dauernden Frieden konnte er hier auch dann nicht aufrichten. Um dieselbe Zeit entging er endlich gar nur mehr durch Glück dem Anschlage einer adligen Gruppe, welche ihn gefangen nehmen wollte.

Während er so in Deutschland kämpfte, bemächtigte sich der von ihm wegen seines unwürdigen Lebens abgesetzte Papst Benedikt IX. wieder des römischen Stuhles und fand Anhang. Kaiser Heinrich hat ihn dann wieder vertreiben lassen, aber ähnlich unsicher war die Lage auch in den folgenden Jahren, und namentlich am Ende seiner Regierung. In den Jahren 1054—55 erhob sich eine weitverzweigte Verschwörung von lothringischen, flandrischen und italienischen Großen, und wenn Heinrich auch in Flandern Städte eroberte und große Gebiete verwüstete, den Herzog Gottfried von Lothringen, der sich gegen den Willen des Kaisers mit der Markgräfin Beatrix von Tuscien vermählt und so in Italien zu bedeutender Macht erhoben hatte, zur Flucht nötigte und die Markgräfin Beatrix gefangen setzte: so blieb doch in Italien wie in Flandern ein Herd des Widerstandes und in der Stellung der Markgräfin der Keim einer Macht, der dann während der Minderjährigkeit seines Sohnes zu dem gefährlichsten Feinde des deutschen Königtums herangewachsen ist. Heinrich hat noch selbst diesen Gegnern manches nachgeben müssen und gleichzeitig wurde er durch Unruhen in Bayern bedrängt, und zuletzt noch durch einen Sieg der Liutizen über ein sächsisches Heer. Der Kummer darüber erschwerte ihm seine Todesstunde.

Glänzend und für das Kaisertum überaus erfolgreich erscheint seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Kirche. Auf den Synoden von Sutri und Rom setzte er drei Päpste ab (1046) oder nötigte sie zum Rücktritt, die sich den römischen Stuhl streitig machten und teils durch persönliche Unwürdigkeit, teils durch die rechtswidrige Art der Erwerbung des Papats das Gefühl der Gläubigen verletzt hatten. Kaiser Heinrich erschien da der Welt als der Befreier der Kirche, als ihr Erlöser aus unwürdiger Knechtschaft, und die Römer drückten ihre Dankbarkeit aus, indem sie ihm mit dem Titel Patricius die erste und entscheidende Stimme bei der Papstwahl zusprachen. Kaiser Heinrich hat dann auch tatsächlich die vier nächstfolgenden Päpste Clemens II., Damasus II., Leo IX. und Victor II. ernannt und hat ebenso über andere italienische Kirchen und Klöster verfügt: aber die Personen, welche er zu Päpsten erhob, haben klerikale Ansprüche vertreten, welche mit Heinrichs III. kaiserlicher Stellung nicht zu vereinigen waren. Heinrich III. verstärkte durch diese Ernennungen die Macht und den Einfluß der klerikalen Partei, welche damals schon in dem späteren Papste Gregor VII. ihren rücksichtslosen Vorkämpfer gefunden hatte. Er schärfte so die Waffen, mit denen sein Sohn und Nachfolger bekämpft werden sollte, und in ihm die staatliche Ordnung selbst. Auch unterstützte er die Päpste bei dem Bestreben in Unteritalien Gebiete und Ansprüche zu gewinnen, die ihnen bei den späteren Kämpfen gegen das Kaisertum erheblichen Vorschub leisteten. Man hat zu des Kaisers Entschuldigung gesagt, daß damals die

klerikalen Ansprüche noch nicht so schrankenlos auftraten und der Kaiser deshalb die verhängnisvollen Folgen seiner Politik nicht voraussehen konnte, allein, auch abgesehen von den älteren Zeugnissen priesterlicher Herrschsucht, hätten ihn doch schon gewisse Forderungen Leos IX. und Victors II. warnen müssen, und jedenfalls bleibt die Tatsache, daß Heinrich III. wertvolle Rechte der Krone an Rom weggegeben und die Macht des staatsfeindlichen Klerikalismus gesteigert hat. Recht empfindlich schädigte er auch die königliche Gewalt, indem er den Klagen der strengkirchlichen Partei nachgab, welche die Zahlung gewisser Beträge bei Überweisung einer geistlichen Pfründe als das Verbrechen der Simonie bezeichneten. Die Päpste haben später noch weit höhere Zahlungen der Art von den neuernannten Bischöfen und Prälaten gefordert, ohne dabei Gewissensbedenken zu empfinden und Heinrich III. wußte sehr wohl, daß diese geistlichen Ämter politischen Einfluß und bedeutende Einnahmen gewährten und daß der Staat auf die Nutzungen aus den in Bistümern und Abteien vereinigten Machtmitteln nicht verzichten konnte. Er hat auch selbst bei der Vergabung solcher Stellen weltlichen Erwägungen mehrfach großen Einfluß eingeräumt, die im Grunde nicht anders zu beurteilen sind, wie jene angeblich simonistischen Abgaben und sich auch sonst zu Maßregeln genötigt gesehen, die ihn in den Verdacht des Geizes und der Ungerechtigkeit brachten. Oftmals wird er es eben schmerzlich empfunden haben, daß es ihm an zuverlässigen Quellen fehlte, aus denen er die Mittel schöpfen konnte, um die Aufgaben seines hohen Amtes zu erfüllen. Wenn er trotz dieser Erkenntnis und dieser Erfahrungen den Klagen der cluniacensischen oder, wie man für die spätere Zeit Heinrichs III. schon sagen muß, der gregorianischen Partei über Simonie nachgab, und wenn er gar dem Abt Halinard bei seiner Erhebung zum Erzbischof von Lyon 1046 den üblichen Treueid erließ: so beraubte er die königliche Gewalt erheblicher, man kann wohl sagen unentbehrlicher Einnahmen und lockerte den Einfluß des Königs zunächst über einen seiner einflußreichsten Beamten, weiter aber über die ganze Gruppe der geistlichen Fürsten. Denn was dem einen gewährt war, konnten die anderen auch fordern.

Der Hauptpunkt aber bleibt sein Verhältnis zu Rom. Heinrich hatte sich nach der Kaiserkrönung auf Wunsch der Römer noch mit dem Goldreif des Patricius Romanorum geschmückt. Über den Vorgang und über die Bedeutung des Titels schwebt eine gewisse Unklarheit, aber jedenfalls verband man mit der Annahme dieser Würde die Vorstellung der entscheidenden Stimme bei der Papstwahl, eines Rechtes, das man wohl als das Recht der Ernennung bezeichnen kann und das jedenfalls weiter reichte, als der herkömmliche Einfluß der Kaiser. Es sollte dadurch offenbar der Einfluß der in den letzten Dezennien in der Stadt Rom herrschenden Gewalthaber ausgeschlossen und ersetzt werden, wenn es sich auch nicht erweisen läßt, daß die Grafen von Tusculum, welche die letzten Päpste nach ihrer Willkür ernannt hatten, diese Gewalt unter dem Titel eines Patriziats geübt hatten. Möglicherweise ist die Bezeichnung auf Grund einer gelehrten Reminiszenz an die Patricii der oströmischen Zeit gewählt — aber wie dem auch sei, so ist es doch unzweifelhaft, daß die Stellung, welche Heinrich III. damit in Anspruch nahm, mit den Auffassungen der Männer, die er zu Päpsten erhob und vieler anderen, denen er Macht und Einfluß gewährte, in einem Widerspruch stand, den kaum sein persönliches Ansehen zu verhüllen vermochte. Kaiser Heinrich war zu klug um das nicht zu erkennen, aber er stand unter der Gewalt von entgegengesetzten Anschauungen. Einmal war er erfüllt von sehr hochgespannten Vorstellungen seiner Würde als König und Kaiser, als caput mundi, wie sein Lehrer Wipo sich ausdrückte, und andererseits war er selbst ergriffen von der kirchlichen Strömung, die in Leo IX. und Hildebrand ihre Vorkämpfer hatte, die alle Dinge der Kirche zu unterwerfen strebte und die Ordnungen und Bedürfnisse des Staates für nichts erachtete, wenn sie sich ihren Theorien und ihrer Herrschsucht nicht fügen wollten.

So verschieden die Persönlichkeiten und die Verhältnisse sonst sind, so erinnert darin doch Kaiser Heinrich III. an den preußischen König Friedrich Wilhelm IV., daß sie beide die Machtmittel und Rechte des Staates weggaben an Kleriker, welche unter dem Mantel mystischer Frömmigkeit das Streben verbargen, die Gewalt des Königs zu schwächen und den Staat zu beherrschen. Heinrich III. täuschte sich über die Leo IX., Hildebrand und Halinard wie Friedrich Wilhelm IV. über die Droste-Vischering und Kettler.

Canossa.

Von Julius von Pflugk-Harttung.

Selten ist die Geburt eines Kindes sehnsüchtiger erhofft worden, als die des dritten Saliers. Da der Knabe zur Welt gekommen, herrschte eitel Freude und Jubel; dem Sohne des mächtigen Heinrich schien eine glänzende, glückliche Zukunft gewiß. Doch anders wollte es das Schicksal: es gestaltete das Leben Heinrichs IV. zu einer gewaltigen Tragödie, zu einem verzweifelten Ringen mit mächtigen Widersachern, zu einem Kampfe der Krone gegen selbstsüchtige Fürsten, nach Ungebundenheit ringende Volksstämme und Herrschaft erstrebende Päpste.

Das deutsche Königtum war ursprünglich eine patriarchalische Fürstengewalt über ein bestimmtes Volk gewesen, welche sich auf die Heeres- und Gerichtshoheit stützte. Unter den Merowingern hatte sie dann an Umfang und Gehalt zugenommen, bis Karl der Große ihr das Kaisertum verband. Seine Nachfolger faßten diese Würde nicht territorial, nicht als Regierungshoheit über Land und Leute, sondern universal, unbegrenzt. Das alte römische Kaisertum hatte die Würde des obersten Priesters eingeschlossen. Als es christlich wurde, behielt es den Gedanken der höchsten Kirchenhoheit durchaus bei und ernannte demnach die Bischöfe, auch die von Rom, gleich wie andere Beamte. Die politischen Verhältnisse hatten dann aber die römischen Bischöfe mehr und mehr emporgehoben und sie zu geistlichen Territorialherren gemacht. Der Gedanke der antiken weltlichen Lebensfreude und der altgermanischen waffenklirrenden Gefolgstreue begann von der Kirche überwuchert zu werden, welche die Anschauung ausbildete, die Welt sei vom Übel und Heil nur im Himmel beziehungsweise in dessen irdischer Verkörperung: der Kirche. Damit war angedeutet, das Geistliche stehe höher als das Laientum, es erhebe sich über demselben, müsse es beherrschen, — und an der Spitze der abendländischen Geistlichkeit befand sich der Nachfolger Petri. So gab es also zwei Würden nebeneinander, beide mit dem Anspruche auf Oberhoheit: das Kaisertum und das Papsttum. Es war ein Zwiespalt in die Welt geraten, der naturgemäß zum Kampfe drängte, und dieser Kampf hat die Geschichte des Mittelalters beherrscht.

Wenn die Staatsgewalt ihre alten Grundlagen des Untertanenverhältnisses und der persönlichen Treue bewahrt hätte, so wäre sie übermächtig erschienen. Aber zu einer Zeit, als das Königtum schwach gewesen, hatte sich in den einzelnen Stämmen, aus denen das deutsche Reich bestand, eine eigene Würde ausgebildet: das Stammesherzogtum. Es war recht eigentlich emporgekommen im Gegensatze zur Krone, enthielt also einen revolutionären Zug, der ihm stets geblieben ist. Nun gab es nicht bloß König und Volk, zusammengehalten durch das Bindemittel des Beamtentums, sondern dieses Beamtentum fehlte, und zwischen König und Volk standen die Herzöge, welche gleichsam den Volksstamm dem Könige gegenüber, den König beim Stamme vertraten.

Die Regierungszeit eines der kräftigsten Könige, Heinrichs III., ist angefüllt mit Kämpfen gegen die Herzöge; sie haben seine beste Kraft verzehrt. Um eine Stütze gegen die mächtigen Vasallen zu erhalten, kam er auf den Gedanken zurück, den bereits Otto I. verwirklicht hatte, die Kirche für seine Zwecke zu verwenden. Das war aber nur möglich, wenn man sich des Papsttums sicher wußte. Kaiser Otto hatte dies in der Weise durchgeführt, daß er das Papsttum niederdrückte, gewissermaßen ohnmächtig zum Werkzeuge seiner Pläne machte. Heinrich war kirchlicher, idealistischer gesonnen. Er hoffte durch ein würdiges Handinhandgehen beider Mächte sein Ziel zu erreichen. So ist er es gewesen, der auf dem Konzil zu Sutri das sich selbst entehrende Papsttum aus dem Sumpfe des römischen Adels- und Stadtregimentes herausriß und es auf eine reinere, weiter schauende Höhe stellte. Seine Bestrebungen trafen zusammen mit denen einer Reformbewegung seitens der Kirche. Wer weiß, wie die Zukunft sich gestaltet hätte, wenn nicht der Salier in bester Manneskraft aus dem Leben geschieden wäre, noch nicht 39 Jahre alt, das bedrohte Reich seinem sechsjährigen Sohne gleichen Namens hinterlassend.

Eine vormundschaftliche Regierung wurde eingesetzt, zunächst unter Leitung der Königin-Mutter, einer schönen, aber schwachen Frau, die zu versöhnen und mit Verschwägerung Politik zu treiben suchte, wobei sie ein wahres Talent bewährte, solche Personen in hohe Ämter zu bringen, die am gefährlichsten darin wurden. Schon war die Ehrfurcht vor der Krone der-

artig gesunken, daß der hochfahrende Erzbischof Anno von Köln der Mutter ihren Sohn mit List und Gewalt entreißen und selber in den Vordergrund der Geschäfte treten konnte. Aber er fand seinen Meister in dem gewandten, großplanenden Erzbischofe Adalbert von Bremen, der ihn verdrängte, bis auch er einer Fürstenverschwörung erlag und Anno abermals die Regierung übernahm. Die Staatsgewalt war zu einem Spielball von Parteien und Priestern geworden. Der junge König zählte beim Sturze Adalberts erst 15 Jahre; er empfand den ihm angetanen Zwang mit so verbissenem Grimme, daß er auf das Krankenlager sank.

Das Jahrzehnt der Vormundschaft Heinrichs IV. ist entscheidend für die deutsche Geschichte geworden, denn in ihm vermochten alle Gegner der Krone ihre Kräfte zu sammeln und zu stärken. Hatte Heinrich III. mit der Kirche Reichspolitik getrieben, so führte jetzt die Kirche die Reichspolitik weiter auf eigene Faust, und unterdessen gewannen die großen Laienfürsten Zeit, ihre Macht ungestört in den Herzogtümern auszubilden. Und während daheim die Kirchenhäupter die Krone erniedrigten, löste sich fern in Italien das deutschkaiserlich gedachte Papsttum los und verfiel der Reformrichtung, welche schroff kirchlich, also kaiserfeindlich empfand.

Kaum war der junge Heinrich volljährig geworden, als er auch schon zeigte, daß er nicht gesonnen sei, sich weiter leiten zu lassen, daß in ihm das Herrscherblut der Salier rolle. Aber seine Macht war abgewirtschaftet, wogegen sich die der nächsten Gegner, die der Herzöge, gewaltig emporgeschnellt erwies. Es galt diese Bewegung zurückzudämmen.

Klug griff Heinrich auf die Gedanken seines Großvaters Konrads II. zurück: möglichster Verzicht auf äußere Politik, um desto mehr Kräfte im Innern zu gewinnen, Anlehnung an die mittleren und unteren Klassen des Volkes, an die Gemeinfreien, kleineren Lehnsträger und bewaffneten Halbfreien, die sogenannten Ministerialen. Nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Slawen und Niederwerfung eines Aufstandes ging er gegen den Führer der fürstlichen Oligarchie vor, gegen Otto von Nordheim. Er verurteilte ihn wegen Hochverrats und entzog ihm sein Herzogtum Bayern. Natürlich fügte Otto sich nicht, aber er wurde gefangen gesetzt. Erzbischof Adalbert war an den Hof zurückgekehrt. Sein Rat wird hier gewirkt und den König zu dem jetzt einsetzenden Verhalten gegen die Sachsen bestimmt haben.

Das damalige Herzogtum Sachsen umfaßte Norddeutschland, ungefähr vom Rhein bis zum Main und zur Oder, alle drei Flüsse nicht ganz erreichend. Es war bewohnt von kernigen, trotzigen Männern, die selbstbewußt, möglichst ihren eigenen Weg gingen und sich wenig kümmerten um das weitere Reich. Die dadurch verursachte Lockerung des Gesamtzusammenhanges mußte um so bedrohlicher erscheinen, als die Krone ihre Haupteinkünfte gerade aus großen sächsischen Domänen bezog. Von den Reichsgütern ging Heinrich aus, seine Königsmacht zu kräftigen. In Goslar, auf sächsischem Boden, nahm er seine fast ständige Residenz; er besetzte Lüneburg, die Hauptfeste der sächsischen Herzöge, und hielt den Herzogssohn Magnus in Haft. Mit der Niederdrückung des Volksstammes suchte er die des Herzogtums zu verbinden. Den Zähringer Berthold entsetzte er seines Lehns, mit seinem Schwager Rudolf von Schwaben lebte er in schlechtem Vernehmen.

In diese deutschen Dinge verschlangen sich italienische Ereignisse. Nach altem Herkommen hatte der König das Erzbistum Mailand besetzt; die römische Kurie, geführt von dem klugen, hochstrebenden Reformpapste Alexander II., bestritt die Berechtigung dazu; bei Hofe gab man nicht nach. Es kam im Mailändischen zum offenen Kampfe. Auf der Fastensynode des Jahres 1073 verhängte Alexander den Bann über mehrere Räte des Königs. Es waren dieselben Männer, gegen welche die deutschen Fürsten und die Sachsen grimmigen Groll hegten. In ihrer Person vereinigte sich also ungesucht der Haß der drei kaiserfeindlichen Parteigruppen. Die Verhältnisse lagen straff gespannt, als Alexander II. starb und Gregor VII. folgte: einer der gewaltigsten Männer, die je der Priesterrock umhüllt hat.

Zunächst kamen die Gegensätze dort zum Ausbruch, wo sie sich am meisten zugespitzt hatten. Die Sachsen schlugen los in Empörung, Heinrich mußte über die Grenze fliehen. Er fand bei den Fürsten keine Unterstützung, sondern diese traten mit den Sachsen in Beratung. Es kam zu einem Vertrage, der einer vollständigen Niederlage des Königs glich. Die Feinde hatten sich die Hand gereicht, und die Krone war erlegen.

Aber das Bündnis erschien zu unnatürlich. Bald erkannten die Fürsten, daß die sächsische Bauernschaft ihnen über den Kopf wuchs, daß eine demokratische Bewegung einsetzte, die den hohen Herren gefährlicher zu werden drohte, als der Thron es je gewesen. Da die erregten Aufständischen selbst nicht vor Kirchenschändung zurückschreckten und zugleich das Papsttum mit hochgespannten geistlichen Anforderungen einsetzte, erblickten Fürsten und Geistliche plötzlich ihren Hort im Könige. Massenhaft strömte man seinem Heere zu. An der Unstrut besiegte er die sächsischen Bauern; sie streckten die Waffen und baten um Gnade. Ihre Rädelsführer Otto von Nordheim, Herzog Magnus und andere wurden gefangen gesetzt; und um den Triumph des Saliers zu vollenden, starb wenige Monate später Anno von Köln: es war im Dezember 1075. König Heinrich stand auf dem Gipfel seiner Erfolge, wer hätte ahnen sollen, daß er im nächsten Jahre unter Drangsal und Not über die Alpen zog – nach Canossa.

Zum besseren Verständnisse der Zeitlage müssen wir uns folgendes vergegenwärtigen. Die Kirche war verweltlicht. Die Bischöfe erschienen nicht mehr als bescheidene Hirten ihrer Herde, sondern als mächtige Grundherren, verwickelt in Reichs- und Sprengelpolitik; oft waren es liederliche Junker oder Männer, die Trunk, Jagd und Krieg mehr liebten, denn die Messe. Die Pfarrer auf dem Lande lebten durchweg in der Ehe, befangen in Aberglauben und Unwissenheit. Die Kirchenämter wurden vielfach nach Gunst vergeben oder wie eine Ware verkauft. Gegen dieses Treiben erhob sich eine Reformbewegung von finsterem Ernst. In der Glut des romanischen Südens gezeitigt, war sie unter Anno von Köln nach Deutschland gekommen, wo sie namentlich in einigen Klöstern festen Fuß faßte. Den Pfarrern und mehr noch den Pfarrersfrauen, den Bischöfen und vornehmen Äbten wurde das fanatisch-asketische Treiben peinlich und unbequem. Aber nur um so ungestümer drängte es vorwärts und erreichte mit Leo IX. den Stuhl St. Petri. Dieser deutsche Papst verlieh der apostolischen Würde jenes Gepräge, welches sie jahrhundertelang behalten hat. Auf allen Seiten erfolgte ein religiöser Aufschwung: in England siegte Wilhelm der Eroberer unter dem Banner des heiligen Petrus, in Spanien wichen die Mauren vor den Lanzen der begeisterten Glaubensritter, in Sizilien erlagen sie den Schwertern der Normannen, welche dem Papste als Lehnsherrn huldigten. Alles das wirkte auf das Oberhaupt der Kirche zurück, und dieses war, wie wir sahen, Gregor VII.: ein Mann, entschlossen, die Welt zu reinigen von ihren Schlacken. Streng, willensstark und leidenschaftlich vereinigte er sittlichen Ernst mit staatsmännischem Geschicke. Seine Herrschsucht kannte um so weniger eine Schranke, als ihn der Gedanke durchzitterte, was er für sich erringe, das erkämpfe er der Kirche, das gewinne er Gott. Von solch' furchtbarer Höhe seines Wähnens herunter schürte er unbedenklich den Bruderkrieg, nährte er absichtlich die Zwietracht unter den Völkern. Scharfen Blickes erkannte er, wie die kirchliche Reform in letzter Linie eine Stärkung des Papsttums bedeute. Mit allen Mitteln, mit eiserner Folgerichtigkeit suchte er sie deshalb durchzusetzen, ein Dekret folgte dem andern; schließlich verlangte er auf Grund alter Kanones die Bischofswahl von Klerus und Volk unter Zustimmung des Papstes.

Für die geänderten Verhältnisse, denen zufolge die Bischöfe nicht bloß Diener der Kirche, sondern auch Beamte des Reiches geworden waren, ausgestattet mit dem Grundbesitze und den Rechten des Reiches, für diese Dinge, die dem Könige fast die ausschließliche Besetzung der Bistümer anheimgegeben hatten, dafür war in dem theokratischen Systeme eines Gregor kein Raum. Aber eben deshalb kam es zum Bruch mit der Krone, mußte es dazu kommen: kanonisches Recht und das der Gewohnheit stießen schroff aufeinander.

Den äußeren Anlaß boten die Dinge im Mailändischen. Wie sein Vorgänger, so bannte auch Gregor die Räte des Königs. Dieser antwortete mit der Erhebung eines neuen Erzbischofs. Der Papst verlangte von ihm Kirchenbuße wegen seines Umganges mit den Gebannten, forderte Enthaltung von Bischofsernennungen, ja er scheint sogar mit Bann und Absetzung gedroht zu haben. Die Boten wurden schimpflich abgewiesen: der Krieg war erklärt.

Nach Worms berief König Heinrich ein Nationalkonzil, auf dem 26 Bischöfe erschienen, die ihrem Kirchenhaupte den Gehorsam kündigten und es seines Amtes verlustig erklärten. Der Beschluß wurde durch eine Synode norditalienischer Bischöfe anerkannt und dann nach Rom gebracht. Als die Boten den Brief auf

feierlicher Fastensynode überreichten, und der eine dem Papste zurief, von dem angemaßten Stuhle Petri herabzusteigen, da brach ein gewaltiger Sturm des Unwillens los. Wohlberechnet beantwortete Gregor Schlag mit Gegenschlag. Über die zu Worms versammelten, die lombardischen Bischöfe und schließlich über den König selber mit seinem Anhange wurde der Bann gesprochen. Sie wurden ihrer Würden enthoben und alle Christen des Eides entbunden, den sie dem Könige geleistet hatten. In einem Gebete an den heiligen Petrus beteuerte Gregor die Selbstlosigkeit seines Handelns.

Es galt die Vorherrschaft der Welt. Äußerlich schien sie sich zugunsten des gegenwärtigen Besitzers, des Königtums wenden zu müssen, – da traten zwei Mächte in den Sturmesgang der Ereignisse und brachten die Entscheidung, entschieden die Zukunft zugunsten des Papstes: das waren die eigenwilligen Sachsen und Deutschlands Fürsten. Die Fürsten hatten erlebt, wie die Unterwerfung der Empörer zur fortgesetzten Stärkung der Königsmacht benutzt wurde. Sie begannen zu fürchten, wenn der gewaltig emporstrebende, jugendliche Salier auch den Papst bezwinge, so sei sein Übergewicht entschieden. Inzwischen trugen die Sachsen knirschend ihre Demütigung, stets bereit, sich neu zu erheben. Man sieht, es gab drei ganz verschiedene Elemente, deren gemeinsames Ziel eine Schwächung der Krone bedeutete; unter sich waren sie einander fremd, nahezu feindlich, aber der gleiche Gegner führte sie als Bundesgenossen zusammen. Die Fürsten blieben einem nach Worms angesetzten Reichstage fern; der König erließ dringende Ausschreiben zu einem neuen; und als sich die Gegenströmung immer bedrohlicher gestaltete, hoffte er, durch kühne Tat zu schrecken. Schnell raffte er ein Heer zusammen und warf sich auf Sachsen. Doch es war bereits zu spät, die Widersacher ihm überlegen; der König mußte zurück. Es war ein Mißerfolg in entscheidender Stunde. Er gestaltete sich zur Niederlage durch die Einmischung des Papstes, der den gebannten Bischöfen den Wiedereintritt in die Kirchengemeinschaft erleichterte, die rückläufige Bewegung steigerte und den Anhang des Königs lichtete. Gregor lag nichts daran, den Salier vom Throne zu stürzen, er wollte nur seine Ansprüche durchsetzen. Anders aber die Fürsten und die Sachsen.

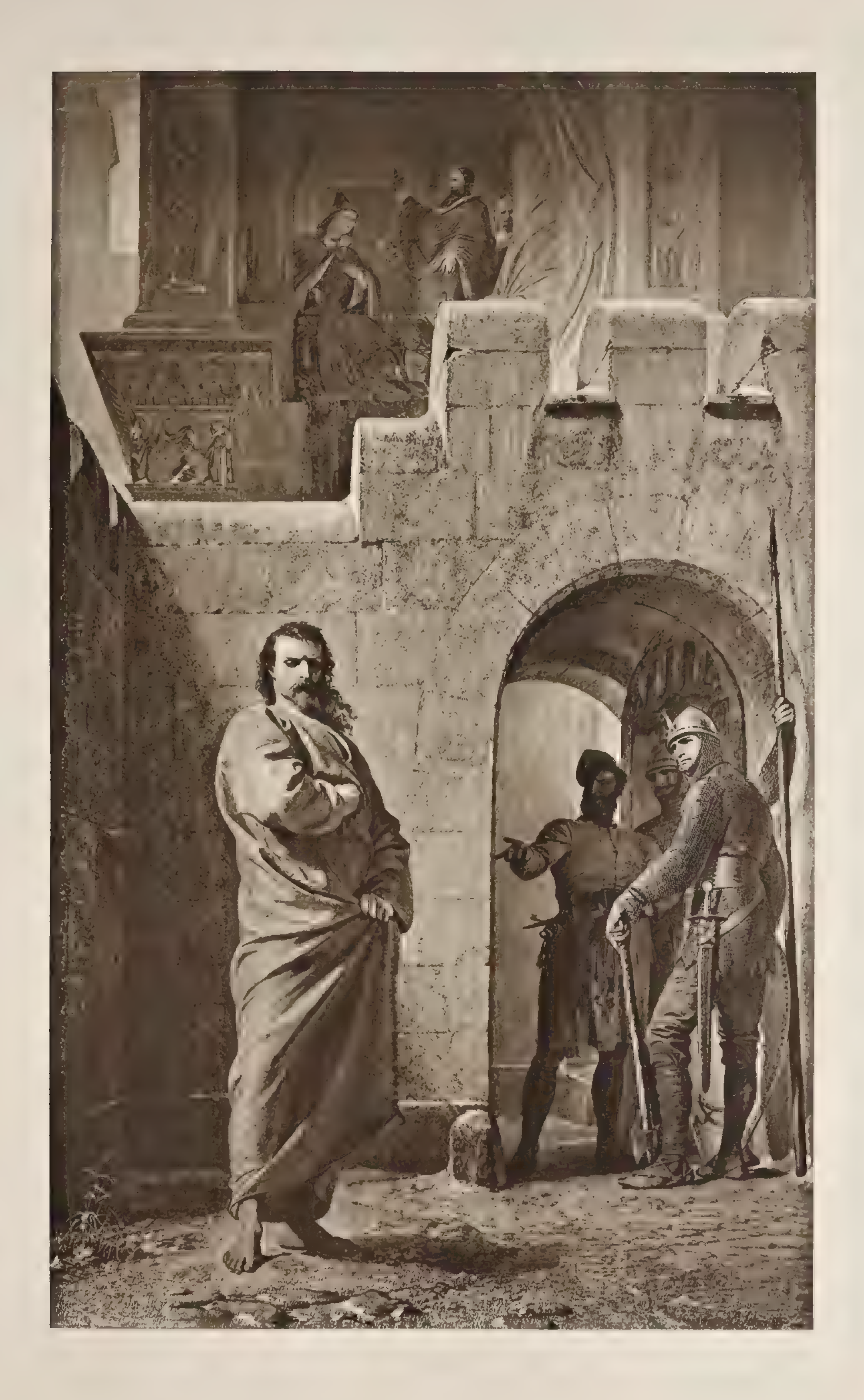
Sie traten in Ulm zusammen und brachten die Absetzung ihres Lehnsherrn zur Sprache. Ein Tag in Tribur sollte die Entscheidung bringen. Vergebens suchte Heinrich denselben zu verhindern. Er mußte ihn und sogar den Beschluß geschehen lassen: der Bann solle als rechtskräftig gelten und der Gebannte sich infolgedessen der Regierungsgeschäfte enthalten. Am 2. Februar des folgenden Jahres habe ein Reichstag in Augsburg stattzufinden, um über den Salier unter dem Vorsitze des Papstes abzuurteilen. Dies scheint die öffentliche Abmachung gewesen, daneben aber insgeheim von den Fürsten vereinbart zu sein, daß der Bann als verjährt zu gelten habe, wenn Heinrich sich nicht binnen Jahresfrist davon lösen lasse, und er alsdann kraft der Verjährung seiner Würde verlustig gehe. Die Verjährung trat am 22. Februar ein, mithin nur wenig später als die geplante Augsburger Versammlung. Zuverlässige Boten sollten nach Rom eilen, um die Beschlüsse bekannt zu machen und den Papst flehentlich zu bitten, nach Deutschland zu kommen und den Streit zu entscheiden.

Inwiefern Heinrich von diesen Dingen unterrichtet gewesen, ist zweifelhaft. Er schloß vorläufig mit den Fürsten ab und begab sich nach Speier. Allmählich wird er dann die Triburer Vereinbarung im ganzen Umfange erfahren haben, und damit «wußte er», wie ein gleichzeitiger Chronist berichtet, «daß sein ganzes Heil darauf beruhe, wenn er vor dem Jahrestage von dem Kirchenbanne freigesprochen würde, und es keineswegs für geraten erachte, wenn er die Ankunft des römischen Bischofs in Deutschland erwarte, und seine Sache derartig feindseligen Richtern und hartnäckigen Anklägern zur Untersuchung anheimgäbe». Trat er, ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gläubigen, in Augsburg auf, so war seine Sache im voraus verloren; anders wenn es geschah als König und Herr, dann lag die Regierungsgewalt wieder in seinen Händen, er stand vor den Gegnern als Macht zu Macht. Und noch mehr, vielleicht ließ sich der ganze Augsburger Tag vereiteln, der für das Königtum eine unverlöschliche Schmach bedeutete. So kam alles darauf an, sich rechtzeitig vom Banne lösen zu lassen. Das war nicht leicht, denn vorsorglich hielten die Fürsten die Alpenpässe besetzt, und der Winter war

EDUARD SCHWOISER

HEINRICH IV. IN CANOSSA

Der Fürstentag zu Tribur hatte Heinrich IV. für abgesetzt erklärt, falls er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne löse. So entschloß er sich denn im Jahre 1077 zum Gang nach Canossa. Ein Spott seines übermächtigen Gegners, Gregors VII., der oben im Gespräche mit der Großgräfin Mathilde von Tuscien sichtbar ist, steht er in der Januarkälte büßend im Schloßhof.



ungewöhnlich streng. Doch es blieb keine Wahl. Im Dezember begab sich der Träger der mächtigsten Krone Europas über das damals zum Reiche gehörige, ihm anhängende Burgund nach Italien. Die Reise durch das verschneite Hochgebirge gestaltete sich beschwerlich und gefahrvoll; doch sie gelang. Wohlbehalten erreichte der König mit seinem Kinde und seiner treuen Gemahlin das Tal von Susa. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Ankunft. Von allen Seiten strömten die Papstfeinde der Lombardei herbei, um sich jubelnd unter seinem Banner zu scharen.

Aber Heinrich ließ sich nicht beirren; er wußte, es gelte seine Krone in Deutschland, und der Papst war schon, unterwegs zum Augsburger Tage, bis in die Gegend von Mantua gekommen. Fürchtend, abgeschnitten zu werden, begab Gregor sich zurück nach dem festen, der ihm schwärmerisch ergebenen Gräfin Mathilde von Tuscien gehörigen Canossa. Hier trafen ihn die Boten des Königs mit der Versicherung, ihr Gebieter käme friedlich als Bußfertiger, um sich vom Banne lösen zu lassen. Nichts konnte dem Papste unerwünschter sein. Durch Beratungen suchte er ihn fern zu halten. Als Politiker durfte er den Salier nicht absolvieren, als Priester mußte er es.

Der König blieb fest. Mit nur wenigen Getreuen begab er sich den gewundenen Bergpfad nach Canossa empor; und dort am Tore der Burg, in der üblichen Büßerkleidung, verweilte er drei Tage lang. Der Papst hätte gern gesehen, wenn der stolze Salier ungeduldig geworden und davongegangen wäre. Er verschob die Lösung bis aufs äußerste. Aber der kaum 26jährige leidenschaftliche Jüngling bezwang sich und seinen Grimm und nötigte den klugen und greisen Priester dadurch zu dem schwersten Fehler seines Lebens. Die Befreiung vom Banne erfolgte; Priester und Laie nahmen ein gemeinsames Mahl, und der Laie zog den Burgweg hinunter — jetzt war er wieder König! Seit jenem Tage begann das Gestirn des Papstes zu sinken, bis der scheinbar gewaltige Sieger vertrieben und verlassen fern in Salerno gestorben ist.

Heinrich sperrte seinerseits die Alpenpässe und hielt damit den Papst in Italien zurück: der Augsburger Tag war vereitelt, — doch nicht also die Selbstsucht der Fürsten. Zu Forchheim wählten sie Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkönige, zum ersten Gegenkönige, den die deutsche Geschichte kennt. Eine blutige Zeit war hiermit eröffnet. Noch Jahrhunderte später zerstampften die Hufe der Rosse blühende Gefilde und warf die Faust des Kriegers den Feuerbrand auf das Dach des friedlichen Bauern, bloß um die Frage, ob der Herrscher Ludwig oder Friedrich heißen solle, und dem Bauern war längst eines so gleichgültig als das andere. Nicht in Canossa, zu Forchheim fiel die Entscheidung.

Kein zeitgenössischer Schriftsteller hat in dem Bußakte von Canossa etwas Entwürdigendes gesehen. Nur jene Norditaliener, welche ein gewaltsames Vorgehen verlangten, gerieten in Wut über die Wendung der Dinge, denn auch ihre Bischöfe waren gebannt und hatten Bann mit Bann erwidert. Anders die Anschauung der übrigen Christenheit; ihr zufolge konnte der herrenstolze Salier durch seine christliche Demut nur Achtung gewinnen. Er zähmte die wilden Triebe seiner Brust, er beugte sich vor der geistlichen Hoheit des Stellvertreters Christi auf Erden, vor der der König gleich dem Bettler ist. Heinrich IV. erwies sich hiermit als guter Katholik, und wie lebhaft die Mitlebenden dies empfanden, wie hoch sie es ihm angerechnet haben, beweist der Umstand, daß der zweite Bannstrahl, den der Papst auf ihn schleuderte, das Ziel nahezu verfehlt hat. Der Tag von Canossa war für den siebenten Gregor ein kirchlicher Sieg und eine politische Niederlage. Erst späterer Zeit ist es vorbehalten geblieben, dies besser zu wissen, wie sie so vieles besser zu wissen glaubt.

Und noch eines. Nicht dem deutschen Königtume haftet der Makel an, den der Vorgang von Canossa in den Anschauungen Unkundiger bedeutet. Das Gegenteil ist richtig: auf dem toskanischen Burgberge hat der Träger seine Krone vor dem unverwindlichsten politischen Makel bewahrt, der ihr sonst sicher in Augsburg zuteil geworden wäre. Die kirchliche Nachgiebigkeit wurde ihm aufgezwungen durch die widerstrebenden Gewalten im Reiche. König Heinrich ist denselben unseligen engherzigen Trieben erlegen, an denen später das Reich zugrunde ging, denen wir das namenlose Elend verdanken, welches fast die ganze deutsche Geschichte durchzieht.

Möge die Gegenwart lernen aus den Fehlern der Vergangenheit.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

Von Ernst Bernheim.

Kaiser Friedrich der Rotbart, von dem die Sage meldet, von dem unsere Dichter singen, ist unserem Volke durch lange Jahrhunderte das Symbol aller Macht und Herrlichkeit deutschen Kaisertums gewesen und ist es noch. Wenn auch jene Sage von seiner Verzauberung und Wiederkehr ursprünglich seinem Enkel Friedrich II. gegolten hat und er erst seit dem 16. Jahrhundert allmählich an dessen Stelle gerückt ist, wie neuere Forschung erwiesen, so darf die Geschichte doch dieser volkstümlichen Auffassung recht geben; nur verkennt das historische Urteil über aller Macht und Größe die Schwächen und Illusionen dieses Kaisertums nicht, deren verhängnisvolle Wirkungen Friedrich I. selbst bereits erfahren mußte und an denen sein Geschlecht endlich zugrunde ging.

Als gottgesandter Friedensfürst wurde der junge, doch schon erprobte Schwabenherzog begrüßt, da er im März 1152 nach einmütiger Wahl der Großen den Königsthron bestieg, um den verderblichen Hader der Staufen und Welfen, denen beiden er durch seine Abstammung angehörte, glücklich zu schlichten. Ein Friedensfürst meinte er selbst zu sein, in dem tiefen Sinne jener altchristlichen Anschauung, die in ihrer Ausprägung seit Augustinus und Gregor dem Großen die mittelalterliche Welt beherrschte: es habe Christus der Herr sein Doppelamt als Priester und König um der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens willen hienieden an zwei Gewalten verteilt, die geistliche und die weltliche Obrigkeit, an ihrer Spitze Papst und Kaiser. Beide sollten einig zusammenwirkend, jeder in seiner Sphäre, das Reich Gottes, die Kirche Christi auf Erden ausbreiten und fördern als ein Abbild des himmlischen Reiches in Frieden und Gerechtigkeit, sie sollten die Christenheit schirmen und schützen gegen den Widersacher Gottes und der Menschen, den Teufel, und sein Reich des Abfalls, selbstsüchtigen Hochmuts, tyrannischen Zwistes und Unrechts. Mit dem weitgefaßten Begriff des Friedens, der vollkommenen göttlichen Harmonie, hatte Augustinus diese heilige Aufgabe christlichen Regimentes umschrieben, und in merkwürdiger Übereinstimmung kam dieser christlichen Anschauung die germanische entgegen: daß die Hauptaufgabe des Herrschers sei, Frieden zu wirken. Noch mehr, uralte Prophezeiungen wiesen eben dahin: die jüdische Messiasidee und die sibyllinischen Weissagungen der Römer hatten sich mit den christlichen Deutungen der Heiligen Schrift, namentlich der Apokalypse, verschmolzen zu der unauslöschlichen Hoffnung auf einen Nachfolger der römischen Cäsaren, der vor Anbruch des jüngsten Tages ein mächtiges Weltreich des Friedens im Kampfe mit dem Antichrist begründen werde; und diese Hoffnung richtete sich, wie vordem und nachdem auf so manchen unserer kaiserlichen Herrscher, auch auf Friedrich I. Galt doch der deutsche König und Kaiser als Nachfolger der Cäsaren, seitdem durch Karl den Großen das römische Kaisertum auf den Inhaber der fränkischen Krone übergegangen war.

In der Person des deutschen Königs und Kaisers konzentrierten sich so hohe Aufgaben, Erwartungen, Ansprüche; und Friedrich war der Mann, sie alle zu ergreifen. Konnte er sie erfüllen? Konnten sie überhaupt erfüllt werden? Gegen die Verwirklichung des umfassenden Imperialismus standen unüberwindliche alte und neue Mächte, Mächte des Fortschritts, der Zukunft.

Ein ungelöster Widerspruch lag von jeher in dem Verhältnis der beiden höchsten Gewalten. Sollten sie auch gleichberechtigte Vertreter der einen christlichen Obrigkeit sein, jeder in seiner Sphäre, so war die Abgrenzung der beiderseitigen Sphären von alters her schwankend und umstritten, und hatte bekanntlich im Verlaufe des Investiturstreites eine starke Verschiebung zugunsten der päpstlichen Sphäre erfahren. Nicht nur war die frühere Kirchenhoheit des fränkischen und deutschen Königs durch die neu errungene monarchische Stellung des Papstes kraft seiner Potestas jurisdictionis innerhalb der Kirche durchbrochen, sondern der Kirchenmonarch hatte sich auch als Souverän Roms und des Kirchenstaates von der alten Souzeränität unter dem Kaiser befreit; ja, es war der Schirmgewalt des Kaisers über die Kirche mit ihrem Einfluß auf die Papstwahl und ihrem Anflug von Cäsaropapismus ihr Gegenstück in dem großartigen System Gregors VII. entgegengestellt: die heiligende Schirmgewalt des Stellvertreters Christi über alle Reiche der Welt, über Kaiser, Könige und Fürsten in Gestalt päpstlicher Oberlehnshoheit. Es trat Friedrich entgegen, dieses System, in der kecken Frage

des päpstlichen Legaten Roland, des späteren Papstes Alexander III., auf dem Reichstage zu Besançon im Oktober 1157: «Von wem hat denn der Kaiser seine Krone, wenn nicht vom Papste?» In dieser Frage lag die ganze Idee des päpstlichen Universalismus, und Friedrich hat das nicht verkannt. War diese Idee an sich auch nicht neu, so war sie es doch in dieser Form und Energie praktischer Betätigung: unter dem Kampfesruf «Befreiung der Kirche» hatte sie sich gegen den herkömmlichen Einfluß weltlicher Herrschaft gekehrt und hatte Bundesgenossen gefunden in den jungen Mächten der Zeit, welche gegen dieselbe Herrschaft kämpften unter dem Banner der Freiheit, der Selbstbestimmung, der Autonomie, namentlich der Fürsten und Städter. Diese Mächte wurzelten tief in dem Boden der fortschreitenden geistigen, sozialen, wirtschaftlichen Entwicklung einer Zeit, welche begann, sich aus dem patriarchalischen Geist und Zustand ackerbauender Bevölkerungen loszulösen und den freieren Formen einer nach Nationalinteressen, nach Beruf und Erwerb differenzierten Gesellschaft zuzustreben. Das Königtum selbst hatte diese Entwicklung durch Überantwortung mannigfaltiger Hoheitsrechte unterstützt — jetzt verlangte man mehr, als das Königtum gewähren mochte. Friedrich versuchte hochgemut, sich diesem Zuge der Zeit entgegenzustellen, ihm Halt zu gebieten, ihn zurückzuwerfen. Nicht auf allen Punkten, nicht überall zugleich. Er konzentrierte seinen Angriff zunächst auf die am meisten gefährdete Stelle: das Papsttum und Italien.

In Italien hatte das Papsttum seine politische Theorie am weitesten verwirklicht: es war souveräne Landesmacht im Kirchenstaat, es besaß die Lehnshoheit über das normännische Königreich, das in Unteritalien und Sizilien die Herrschaft errungen hatte gegen die alten Souveränitätsrechte des byzantinischen Kaisers und des deutschen Imperiums. Die Städtekommunen Oberitaliens waren in der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung weit vorgeschritten und hatten, Mailand voran, ihren Stadtherren und dem hinter diesen stehenden Reiche die meisten Hoheitsrechte entrissen. Friedrich wollte die alte Königs- und Kaisermacht in Italien wieder herstellen, er wollte das Papsttum auf seine frühere Stellung zurückdrängen. In diesem gewaltigen Unternehmen, so glorreiche Erfolge er zeitweilig dabei erlangte, unterlag er doch dem gemeinsamen Widerstand aller derer, die er unmittelbar bedrohte, und die im Papsttum, glänzend vertreten durch die Persönlichkeit Alexanders III., energische Führung fanden, einem Widerstande, der unterstützt ward durch die zunehmende Sympathie der Neutralen und selbst der kaiserlichen Hilfsmächte, welche sich in ihren Interessen mittelbar durch den Imperialismus gefährdet sahen, nämlich der Nachbarstaaten, des Kaisers von Byzanz, der weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands. Nahm dieser Imperialismus doch geradezu die abschreckende Gestalt des Cäsaropapismus an, als der Kaiser, fortgerissen durch den Feuergeist seines Kanzlers Rainald von Dassel, nicht nur über die Besetzung des päpstlichen Stuhles entschied, sondern mit tyrannischem Gewissenszwang die weltlichen und geistlichen Reichsfürsten, ja alles Volk zu dem Schwur nötigte, den er selbst geleistet: Alexander niemals als Papst anerkennen und dem kaiserlichen Gegenpapst wie dessen Nachfolgern unverbrüchlich anhängen zu wollen, außer im Falle, daß nach dem Abtreten Beider eine gemeinsame Neuwahl zustande käme. Wer sich widersetzte, ward in die Acht getan, mit Feuer und Schwert heimgesucht. Eine kurze Weile schien es, als sollte die harte Gewalt siegen. Wie ein symbolisches Siegesfest nahm es sich aus, da der Kaiser am 29. Dezember 1165 zu Aachen die Erhebung der Reliquien Karls des Großen und dessen Heiligsprechung durch den kaiserlichen Papst feierte. Aber die Zeiten des Cäsaropapismus waren vorüber: die jungen aufstrebenden Mächte standen ein für die Ideen der Freiheit, welche damals das Papsttum in seinem Emanzipationskampf vertrat, wenn es ihnen später auch untreu werden sollte, und die alten Mächte versagten mehr und mehr. Nach der schweren Niederlage bei Legnano am 29. Mai 1176 überzeugte sich Friedrich allmählich von der Aussichtslosigkeit seines Kampfes. Entscheidender, überwindungsreicher, demütigender als die Szene zu Canossa war jene im Vorhof der Marcuskirche zu Venedig am 24. Juli 1177, als der Kaiser sich vor dem Thron Alexanders niederwarf und demselben Manne, den er niemals hatte anerkennen wollen, als rechtmäßigem Papste huldigte, ihm ungeschmälert die monarchische und souveräne Stellung zu-

geltand, welche das Papittum in Kirche und weltlicher Herrschaft durch den Investiturstreit gewonnen hatte. Der Friedensschluß erstreckte sich solidarisch auch auf die Bundesgenossen der Kurie und führte nach längeren Präliminarien zu Verträgen, worin im wesentlichen die Autonomie der Städte unter Anerkennung nicht drückender Hoheitsrechte des Reiches zugestanden und die Herrschaftsansprüche über das Normannenreich aufgegeben wurden. In dem Prinzipienkampf war Friedrich unterlegen; doch nicht umsonst hat er ihn gekämpft. Zwar war es nicht gelungen, die monarchische Entwicklung des Papsttums, die Entwicklung der Städtefreiheit zurückzuschrauben, wohl aber hatte Friedrich die Position des Kaisertums, wie sie von Heinrich IV. verteidigt, von Heinrich V. befestigt war, festgehalten gegen die Übergriffe, welche unter Konrad III. und zuerst unter Friedrich selbst dagegen versucht waren; die Welt war durch den Ausgang des Kampfes vor den Extremen eines unumschränkten kaiserlichen wie päpstlichen Cäsarismus zunächst verschont. Mit einsichtiger Entschlossenheit trat Friedrich auf den gemäßigten Standpunkt zurück, und, des kräftezehrenden Konfliktes ledig, konnte er nun seine ganze Energie auf den Ausbau der realen Grundlagen seiner Herrschaft richten. Die Einleitungen dazu hatte er zum Teil schon getroffen.

Er war nicht gesonnen, die sich bildende Landesherrlichkeit der Fürsten zurückzuwerfen, wenngleich er energisch dafür sorgte, daß die Oberhoheit des Königtums lebendig blieb und der Begriff und die Pflichten der Reichsuntertänigkeit nicht verloren gingen. In diesem Sinne konnte und wollte er eines nicht dulden: daß einzelne Fürstentümer sich zu einem Umfang und einer Unabhängigkeit auswuchsen, die sie nahezu dem Einfluß der Krone entzogen. Heinrich der Löwe, das Haupt des welfischen Hauses, hatte eine derartige Macht erlangt, welche sich mit dem inneren Gleichgewicht nicht mehr vertrug. Friedrich selbst war am Anfange seiner Regierung genötigt gewesen, um des Friedens willen diesem Erben Lothars III. und Heinrichs des Stolzen die zwei großen Herzogtümer Sachsen und Bayern zu verleihen und ihm wichtige Hoheitsrechte über die transalbinglichen Bistümer zu überlassen — Konzessionen, welche den altherkömmlichen Grundsätzen der deutschen Regierung durchaus widersprachen. Der Herzog hatte die Gunst der Umstände hochstrebend benutzt, um namentlich in Sachsen nach innen und außen um sich zu greifen, durch Familienverbindungen mit England, Dänemark und dem königlichen Hause selbst seine Stellung zu heben und zu festigen; er bedrohte mehr und mehr geradezu die Reichsunmittelbarkeit des Sachsenlandes. Wiederholt waren die dort durch ihn beeinträchtigten weltlichen und geistlichen Fürsten mit den Waffen gegen ihn losgebrochen, ohne ihn wesentlich einengen zu können; er nahm gegen den Kaiser selbst, dessen Gunst ihm kaum noch eine Steigerung seiner Macht einbringen konnte und dessen Ungunst er verblendet nicht fürchten zu müssen glaubte, eine eigenwillig rücksichtslose Haltung ein. Nach Friedrichs Heimkehr aus Italien erfolgte die unvermeidliche Abrechnung, auf welche die Gegner Heinrichs klagend drangen, welche das renitente Verhalten des Herzogs wie ein tragisches Verhängnis heraufbeschwor. Die erschütternde Szene, da der stolze Fürst sich nach schweren Kämpfen auf dem Reichstag zu Erfurt im November 1181 vor dem Kaiser niederwarf und um Gnade bat, erscheint gewissermaßen als Gegenstück zu der Szene in der Marcuskirche 1177 und wäre ohne diese kaum möglich geworden. Beide Herzogtümer wurden Heinrich abgesprochen, an andere verliehen, und zwar beide in verkleinertem Maße, indem von Sachsen ein neues Herzogtum in Westfalen, von Bayern ein neues Herzogtum Steier abgetrennt ward; wichtige Marken wurden zudem selbständig gestellt, und die großen Lehen, welche Heinrich besonders den geistlichen Herren abgenötigt hatte, diesen zurückgegeben. Nur die altererbten Hausgüter Braunschweig und Lüneburg nebst Zubehör blieben aus Gnade den Welfen erhalten; ihr Haupt mußte ins Exil wandern. Mit größerem Rechte und mit allgemeinerer Freudigkeit als im Jahre 1165 beging Friedrich um Pfingsten 1184 zu Mainz eine glänzende Feier, wie ein Siegesfest, gelegentlich der Wehrhaftmachung seiner zwei ältesten Söhne.

Die Gefahr, die schon mehrfach gedroht, daß Sachsen sich vom Reiche lostrenne, war glücklich beseitigt, im ganzen zum Heile der deutschen Nationalentwicklung, wenn auch nicht ohne den Verlust der rüstigen Abwehr und Expansivkraft nach außen, besonders Dänemark gegenüber, welche die einheitliche Herrschaft des Welfen dargeboten hatte. Während

JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD

FRIEDRICH BARBAROSSAS EINZUG IN MAILAND IM JAHRE 1162

Friedrich Barbarossa zieht als Sieger in das eroberte und zerstörte Mailand ein. ◘



Dänemark sich mehr und mehr emanzipierte, wahrte Friedrich den Einfluß des deutschen Reiches auf die alten Dependenzstaaten Böhmen, Polen, Ungarn, soweit es die Verhältnisse ohne allzu tiefe, bestimmende Eingriffe gestatteten. Friedrichs Absichten und Ansprüche hinsichtlich der äußeren Politik gingen viel weiter. Er sah sich nicht nur in der Idee als den Erben des weltbeherrschenden römischen Kaisertums und zugleich als das weltliche Oberhaupt der Christenheit an, sondern er strebte auch diese Idee politisch zu verwirklichen. Wenn er, wie ein Konstantin der Große, die Ordnung der kirchlichen Wirren durch ein von ihm berufenes Konzil in die Hand nahm, wenn er von den Königen des Abendlandes die Anerkennung des von ihm genehmigten Papstes forderte, wenn sein Kanzler Reinald von Dassel die Herrscher Frankreichs und Englands öffentlich als kleine Provinzialkönige bezeichnen durfte, so war das keineswegs, wie man es wohl angesehen hat, nur eine vorübergehende Hingabe an die hochsteigenden Ideen jenes seines Kanzlers, sondern es entsprach den dauernden Anschauungen Friedrichs selbst.

Seine wesentlichste Fürsorge widmete er jetzt dem Ausbau einer fest gegründeten inneren Hausmacht, indem er die Mittel, welche die moderne Entwicklung damals den Fürsten an die Hand gab, einsichtig und umfassend für sein Haus und die Krone ergriff. Durch Kauf, Erbschaft, Heirat brachte er gewaltige Güterkomplexe zu dem alten staufischen Familienbesitz hinzu, sich und seinen Söhnen ließ er einträgliche große Lehen von den geistlichen Fürsten übertragen, und alle diese Komplexe von Haus- und Krongut, die sich in breitem Gürtel besonders durch das südliche Deutschland bis ins Burgundische hinein zogen, befestigte er durch zahlreiche Burgen, besetzte diese mit ritterlichen Dienstmannen unter königlichen Burggrafen als zuverlässiger, stets bereiter Streitmacht. Seinem ältesten Sohne Friedrich hatte er das Herzogtum Schwaben übertragen; der zweite, Heinrich, war 1169 bereits zum Könige gewählt und somit die Thronfolge des Geschlechtes gesichert. Auch in Burgund, das sich in den letzten Zeiten dem Reiche stark entfremdet hatte, faßte Friedrich durch die Heirat mit der reichbegüterten burgundischen Erbtochter Beatrix festen Fuß, und er spannte dort die Kirchenhoheit über die mächtige Geistlichkeit schärfer an, als es die Bestimmungen des Wormser Konkordats eigentlich gestatteten. Dieselbe Politik schlug er in großem Maßstabe in Italien ein. Von seinem Oheim Welf hatte sich Friedrich gegen bedeutende Geldentschädigung außer Eigengütern des Hauses in Bayern und Schwaben dessen große Reichslehen in Mittelitalien abtreten lassen. Nun brachte er im Jahre 1186 trotz aller Gegenwirkungen des Papstes die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Constanze, der Erbin des Normannenreiches, zustande und gewann dadurch mit einem Schlage seinem Hause und der deutschen Krone jenes so viel umstrittene Unteritalien nebst Sizilien, welches seit Gregor VII. die Stütze und der Rückhalt der päpstlichen Emanzipationsbestrebungen gewesen war. Schwerer als vordem durch den Prinzipienkampf bedrohte Friedrich durch diese Machtstellung in Italien die freie Bewegung des Papsttums. Die straffe Handhabung der Kirchenhoheit, die sich zwar auf das Wormser Konkordat berief, aber in wichtigen Punkten darüber hinausgriff, in Deutschland wie in Italien und in Burgund, hatte auch auf diesem Gebiete ernste Konflikte mit der Kurie geschaffen. Schon zog sich in der Hand des energischen, hartnäckigen Urban III. das alte Bündnis des Papsttums mit italischen Städten, mit deutschen Fürsten zusammen, und wenn der Kaiser diesmal auch das mächtige Mailand, durch wertvolle Privilegien gewonnen, auf seiner Seite hatte, der meisten deutschen Fürsten sicher war, den Kirchenstaat durch seine Macht umschnürte, so wäre doch ein erneuter Kampf kaum vermieden worden, wenn nicht ein erschütterndes Ereignis alles andere in den Hintergrund gedrängt hätte: die Eroberung Jerusalems durch den genialen Sultan Saladin am 2. Oktober 1187. Die Nachfolger Urbans III. lenkten in den schwebenden Fragen ein, der Hauptgegner Friedrichs in Deutschland, Erzbischof Philipp von Köln, verglich sich mit ihm und alle Fehden wurden um der heiligen Sache willen beigelegt.

Es war dem Helden vergönnt, wie in Erfüllung der alten Prophezeiungen, an der Spitze des in Frieden geeinten Reiches zum Kampfe gegen den Antichrist auszuziehen. Im siegreichen Vormarsch riß ihn da mitten aus rüstigem Leben der Unfall im allzu kühlen Bade des kleinasiatischen Flusses Saleph (jetzt Göksu) am 10. Juni 1190.

Er hinterließ seinem Sohne Heinrich die große Macht, die er seinem Hause geschaffen, aber auch die ungelösten Konflikte und die ungehobenen Schwächen des Kaisertums. Schon unter Friedrich zeigte sich, wie wir sahen, daß die patriarchalische Souveränität des deutschen Königtums und die ideale Oberhoheit des christlichen Kaisertums nicht mehr die wirksamen Mächte des geschichtlichen Lebens zu ihrem vollen Dienste hatten, wenn sie auch, wie so häufig, große Ideen und Formen, die Keime neuen Inhaltes mit gewohnter Schale deckten. All ihr Glanz fiel noch auf Friedrich I. Ihm blieb die Aureole des mächtigen Friedensfürsten trotz aller heftigen Kämpfe, die er geführt. Denn nach der Anschauung der Zeit war es gerechter Streit, wenn der Vertreter der christlichen Obrigkeit das Schwert gegen Rebellen und Abtrünnige zog, und selbst der Kampf mit dem wahren Haupte der Geistlichkeit ward ihm vergessen über dem sühnenden Frieden, dem er sich unterwarf, über dem heiligen Werke des Kreuzzuges, das er als sein letztes im Dienste Christi und seiner Kirche unternahm. Auch im Innern wurde Friedrichs Regiment trotz mancher Fehden als ein kraftvolles Regiment des Friedens und der Gerechtigkeit empfunden, denn er sorgte mit starkem Willen für Recht und Ordnung, namentlich auch durch die stets erneute Errichtung von Landfriedenseinungen, jenem mit der Zeit aufgekommenen Mittel zum Ersatz der geminderten unmittelbaren Wirksamkeit des Königtums in dieser wichtigen Sphäre. Zwar gelang es Friedrich nicht, die Fehde, dieses von alters her gültige Rechtsmittel zur Durchsetzung von Rechtsansprüchen und zur Abwehr von Rechtsverletzungen, ein für allemal zu verpönen, aber er beschränkte und regelte die Fehde doch, hierin, wie überall, durch Erfahrung über das Erreichbare belehrt und dies mit weiser Mäßigung ergreifend.

So steht er vor uns, der heldenhafte Mann in der königlich edlen wohlgebauten Gestalt, mit dem echtdeutschen Antlitz im Scheine des rotblonden Haupthaars und Bartes, der hellen, freudigen Augen, leuchtend unter den großen Heldengestalten unserer Geschichte in dem besonderen Glanze, der von Anfang an um seiner Persönlichkeit lag und der ihm in der Erinnerung des deutschen Volkes unverblichen durch allen Wandel der Zeiten geblieben ist.

Kaiser Friedrich II.

Von Gerhard Seeliger.

Die Regierung des letzten Staufenkaisers bildet eine bedeutsame Epoche in der Geschichte der abendländischen Völker. Waren auch im früheren Mittelalter keineswegs alle Christen des Abendlandes Untertanen des Imperiums, fanden auch in späteren Jahrhunderten Romfahrten und Kaiserkrönungen statt – die alte Zeit kaiserlichen Glanzes war Mitte des 13. Jahrhunderts vorüber, eine ungeheure Verschiebung der Mächte vollzogen. Und nicht allein, daß das deutsche Reich seine zentrale Stellung im Staatensystem des Abendlandes verloren hatte, die Einheit im Innern war geschwunden, die territoriale Bildung, längst vorbereitet, zu einem gewissen Abschluß, der Partikularismus zum Siege gelangt.

Ist Friedrich II. für diese Wandlung verantwortlich zu machen? Wie verhält sich seine Persönlichkeit und sein Wirken zur Gesamtentwicklung der sozialen und politischen Mächte des Abendlandes?

Im Jahre 1212 kam der noch nicht Achtzehnjährige nach Deutschland. Eine schwere, an Widerwärtigkeiten und schlimmsten Einflüssen reiche Jugend lag hinter ihm: im dritten Lebensjahre hatte er den deutschen Vater verloren, im vierten die normännische Mutter. Als an ihn der Ruf des Papstes und der Fürsten erging, die deutsche Herrschaft und die Anwartschaft auf das Kaisertum zu ergreifen, da nahm er an, nicht allein im Interesse des sizilischen Reiches, das Otto IV. schwer bedrängt und zum guten Teil erobert hatte, sondern auch getrieben von seiner eigensten Natur, die nach Glanz und Macht dürstete. Zunächst galt es ja, Deutschland mit Sizilien gleichsam einzutauschen. Denn das war die päpstliche Bedingung: das Imperium dürfe nicht mit Sizilien vereint, die Herrschaft über das nördliche Reich müsse dem Sohn Heinrich überwiesen werden.

Aber Friedrich, seinem eigenen Stamm ganz entfremdet, dem Lande seiner Mutter und seiner Jugend mit voller leidenschaftlicher Seele ergeben, hat Deutschland nicht lieben gelernt. Als Fremdling war er 1212 ins Land gekommen, als Fremdling verließ er es 1220, ohne vielleicht die Sprache seiner väterlichen Ahnen vollständig erlernt zu haben. Der Zug des Herzens

wies ihn nach dem Süden. Die üppige Pracht, welche Natur und Leben Apuliens und Siziliens gewährten, zogen ihn mehr an als die erfrischende Anmut deutschen Landes und deutschen Wesens. Und dann: der mehrjährige Aufenthalt in Deutschland mochte ihm gezeigt haben, daß hier für die Aufrichtung eines despotischen Herrenregiments kein Boden sei. So wurde 1220 die Machtverteilung von 1212 umgekehrt: dem Sohn Heinrich die Herrschaft in Deutschland zugewiesen, Friedrich selbst aber das südliche Königreich vorbehalten. Und der schwache Papst Honorius III. genehmigte diese Ordnung und schmückte den Herrscher Siziliens am 22. November 1220 mit der Kaiserkrone.

Für Deutschland hatte Friedrich fortan nur geringes Interesse. Noch einmal zog er über die Alpen, als die Empörung des Sohnes, des römischen Königs, seine Anwesenheit erheischte (1235—37). Gewaltig und erfolgreich griff er damals ein, ließ den Sohn gefangen nach Apulien führen, verkündete Frieden, traf Ordnungen und verschaffte dem Sohn Konrad die Königskrone. Staunen und Bewunderung erregte er, als er mit einem Pomp und einer Prachtentfaltung auftrat, wie sie nur die Wunder des Orients zu kennen schienen, mit seinem merkwürdigen Gefolge, mit Italienern und Sarazenen, Schwarzen und Weißen, Gelehrten und Tänzerinnen, mit einem eigentümlichen Tiertroß von Hunden, Affen, Leoparden, Kamelen und Dromedaren.

Seit 1237 blieb Friedrich Deutschland und den deutschen Verhältnissen fern. Ihn sorgte schon lange Sizilien und die Ausbildung eines absoluten Staates in Italien. Bei Lösung dieser Aufgabe, die so ganz seiner Herrennatur entsprach, hatte er sich ungern stören lassen durch die Mahnung an das Kreuzzugsversprechen, das er wohl im überströmenden Dankesgefühl für die überraschenden Erfolge seiner ersten deutschen Regierungsjahre während der Aachener Krönungsfeier gegeben hatte. Den Papst Honorius vermochte er mit der Erfüllung hinzuhalten, nicht aber Gregor IX., der den Säumigen bannte (1227). Und nun spielte sich der merkwürdige Vorgang ab, daß der aus der Gemeinschaft der Gläubigen Ausgestoßene in das heilige Land zog (1228—29), Jerusalem und einen Landstrich zur Küste gewann und in der Grabeskirche sich selbst die Königskrone aufs Haupt setzte. Heimgekehrt, räumte er sein Land vom päpstlichen Volk, das in Apulien eingefallen war, schloß Frieden mit Gregor und widmete sich ganz dem Ausbau des normännischen Staatswesens. Aber ein kräftig aufstrebender Teilstaat Italiens verlangt das Ganze, muß das Ganze verlangen. Nach einem glänzenden Sieg bei Cortenuova (1237) wird unbedingteste Unterwerfung begehrt. Dem Siegesrausch folgte grenzenlose Gier nach Rache und Macht; die Zeit schien gekommen, um die Herrschaft auch in Norditalien zu einer schrankenlosen zu erheben. Das aber beschwor nicht nur neue Kämpfe mit den italienischen Feinden herauf, sondern auch den zweiten und größeren Konflikt mit dem Papst. Zum zweitenmal ward der Kaiser gebannt (1239), ja Gregors Nachfolger Innozenz IV. wagte das Unerhörte und sprach in Lyon (1245) die Absetzung aus. Ein Streit entbrannte, heftig und leidenschaftlich, der die Grundfesten deutscher und italienischer Ordnungen erschütterte, aber keiner Partei den Sieg brachte. Die Aufstellung der Gegenkönige Heinrich (1246) und Wilhelm (1247) vermochte die staufische Macht in Deutschland ebensowenig zu erschüttern wie die maßlose Wühlarbeit der Bettelmönche in Italien. Als Friedrich am 13. Dezember 1250 zu Florentino nach kurzer Krankheit starb, war die Entscheidung nicht gefallen.

▫ ▫ ▫

Hingebende Bewunderung und haßerfüllter Abscheu wurden schon bei Lebzeiten der Person Friedrichs II. entgegengebracht. Grundverschieden wurde sie beurteilt bis auf die Gegenwart. Und in der Tat, die merkwürdigsten Widersprüche schloß diese eigenartige Natur in sich. Zeigte Friedrich mitunter Hochsinn und Großmut, die auf Adel des Herzens hinweisen, so bei anderer Gelegenheit eine kleinliche, bösartige Rachgier, häßliche Verfolgungssucht und widerliche Vergeltung jeder persönlichen Beleidigung. Hier vertrauensvoll, offen, ehrlich, dort mißtrauisch, verschlossen, hinterlistig; hier gütig und wohlwollend, dort tückisch und boshaft; Menschenliebe und Menschenhaß, Vertrauen und Verachtung, milde Gnade und unbeugsame Härte wechseln in rascher Folge. Mitunter bewährte er sich als Hort der Gerechtigkeit und des Friedens, der die Schwachen schützt und den starken Bedränger straft, dann aber konnte er selbst brutal das Rechtsprinzip mit Füßen treten, alle Normen der Billigkeit ver-

gessen und nur den bösen Trieben des Hasses und der Gewalt folgen.

Maßlose Selbstsucht ist eben der hervorstechende Zug seines Wesens. Kommt seine eigene Person in Frage, fühlt er sich persönlich verletzt und angegriffen, dann schweigen alle edlen Regungen des Herzens, dann treten Hochsinn und Weisheit zurück, dann sprechen nur Rachegedanken und Leidenschaften. Zartere Saiten des Gemüts erklangen nie in seiner Seele, auch das sanfte Glück des Familienlebens blieb ihm verborgen. Nennt er auch einmal seinen Sohn Konrad indirekt das Liebste, das er besitze, indem er ein Geschenk des Sultans von Damaskus, ein goldenes Planetarium, als das Teuerste nächst Konrad bezeichnete, so zeigt gerade dieser Vergleich den Mangel wahrhaft väterlichen Empfindens. Er kennt nur glühende Triebe und übermächtige Begehrlichkeit, aber nicht Liebe, die nimmt und gibt.

Verschwenderisch hat die Natur den letzten Staufenkaiser mit Gaben des Geistes ausgestattet, mit durchdringendem Scharfsinn, rascher und sicherer Auffassung, einer reichen Phantasie, einem umfassenden Gedächtnis und einer unermüdlichen Geschäftigkeit des Geistes. Er beherrscht in Wort und Schrift eine ganze Reihe von Sprachen, das Wissen seines Zeitalters ist ihm gegenwärtig; ja sein Werk «über die Kunst mit Vögeln zu jagen» bezeugt wissenschaftliche Selbständigkeit, Unbefangenheit und scharfe Beobachtungsgabe. Unersättlich scheint sein Wissensdrang, in die tiefsten Geheimnisse der Welt sucht er vorzudringen, die höchsten Fragen des Seins erwägt er mit christlichen und arabischen Gelehrten. Aber die Lust am reinen Erkennen und das Suchen nach Wahrheit überwiegt nicht, in erster Linie ist er doch bestrebt, die Errungenschaften der beiden großen Kulturwelten, die sich in Sizilien berührten, die ganze Macht des Wissens und Könnens der Zeit sich und den Seinen dienstbar zu machen. Denn das Machtstreben steht im Mittelpunkt seines Wesens und Tuns. Hierin kennt er keine beengende Grenze, kein Maß und Ziel. Herrschen und Genießen, das soll der Inhalt seines Lebens sein. Unverweilt eilt er vom Genuß zum Schaffen und, ungewohnt, sich selbst Schranken zu setzen, stößt er erbarmungslos zurück, was sich seiner Person entgegenstellt. Eine Machtnatur von dämonischer, wilder, erschreckender Größe!

Die äußere Erscheinung Friedrichs war nicht imponierend. Einer seiner Lehrer schilderte den Dreizehnjährigen als von mittelgroßer Gestalt, aber mit Gliedmaßen, die durch beständige Übung kräftig ausgebildet waren; schon zeige er königliche Würde und die Miene und gebieterische Majestät des Herrschers; sein Angesicht sei von anmutsvoller Schönheit, mit heiterer Stirn und noch strahlenderer Heiterkeit der Augen. Friedrich hat sich offenbar wenig verändert, nur daß das rotblonde Haupthaar, das das bartlose Gesicht umrahmte, früh ausfiel und die Rundung des Leibes früh zunahm. Aber gleichwohl, dem überwältigenden Eindruck der Persönlichkeit vermochte sich niemand zu entziehen. Freund und Feind müssen die geniale Größe anstaunen. Friedrich würde, so sagt der Minderbruder Salimbene, seines Gleichen nicht gehabt haben, wenn er Gott und die Kirche geliebt hätte; aber er sei ohne Glauben gewesen.

War Friedrich wirklich antichristlich, ein Verächter der Religion, ein Freigeist, der, innerlich losgerungen vom kirchlichen Autoritätsglauben, in einer vom Dogma ungehinderten Art über Gott, Offenbarung und Menschen dachte? Friedrichs Feinde haben oft den krassen Unglauben des Kaisers behauptet, der Papst ihn als Gotteslästerer gebrandmarkt, von dem die Äußerung herrühre: die Welt sei durch drei Schwindler, Moses, Christus und Mohammed, betrogen worden u. dgl. Friedrich selbst dagegen hat immer wieder all das als Verleumdung zurückgewiesen und sein treues Christentum betont. Dürfen wir Rom glauben, das oft genug politische Gegner als Ungläubige hinstellte, oder Friedrich, der wohl zu täuschen wußte? Was spricht, unabhängig von diesen Behauptungen, für Friedrichs Irreligiosität? Ein frivoles Wort, vielleicht im Taumel geselliger Lustbarkeit gesprochen, wenn der Geist zu freiem Witz angeregt ist, vermag nichts zu beweisen. Ebensowenig ein unchristlicher Lebenswandel, der Verkehr mit Sarazeninnen im unchristlichen Harem. Auch nicht der lebhafte Gedankenaustausch mit nichtchristlichen Geistern freier Richtung. Das bezeugt Regsamkeit des Intellekts, nicht Bruch mit dem Glauben. Allerdings weist manches auf eine Befreiung von gewissen Vorurteilen der Zeit hin. Wenn Friedrich bei einer Raupenplage statt der kirchlichen Bittgänge das Sammeln der Raupen gebietet,

ARTHUR FREIHERR VON RAMBERG

KAISER FRIEDRICH II. UND SEIN HOFSTAAT IN PALERMO

Kaiser Friedrich II. empfängt in Palermo im Jahre 1230 eine Gesandtschaft Araber, die Geschenke darbringt.

Neben dem Kaiser rechts sein Kanzler Petrus de Vineis, links der Deutschordensmeister Hermann von Salze.



wenn er den Zweikampf beschränkt, das Gottesurteil verwirft, weil sie mit der Natur nicht im Einklang stehen, so liegt darin gewiß eine Emanzipation von Wahnideen, an denen alle Zeitalter reich sind, aber keineswegs ein Zeugnis für einen wirklichen Bruch mit christlichen Vorstellungen, für eine Befreiung vom Offenbarungsglauben.

Sehen wir ab von päpstlichen Kundgebungen, lassen wir die zum Teil darauf beruhenden Urteile der Schriftsteller beiseite — einer schrieb dem andern nach, so werden wir keinen Beweis dafür finden, daß Friedrich innerlich den Boden christlicher Weltanschauung verlassen habe. Im Gegenteil. Friedrichs Verhältnis zur Kirche während seines ganzen Lebens, die Verfolgung aller Christen, die sich dem Dogma nicht fügen wollten, das spricht deutlich genug. Denn das schroffe Verfahren gegen Ketzer kann nicht als politisch schlaues Entgegenkommen gedeutet werden, das andere Vorteile erkaufen will; hier handelte vielmehr der Monarch aus seiner eigenen persönlichen Grundauffassung heraus. Welche Gedanken den Geist Friedrichs beschäftigten, in welchem Maße die Skepsis erwacht war und gewirkt hatte, das bleibt durchaus verborgen. Aber unmöglich, daß ein Mann wirklich frei war von Anschauungen und Lehren, auf deren Mißachtung er die härtesten Strafen: Bann, Gutsentziehung, schließlich den Tod, setzen ließ. Man wende nicht ein, daß Friedrich, obwohl selbst Freidenker, das Freidenkertum aus praktischen Gründen als für das Staatswesen gefährlich und unbedingt strafbar erachtete, daß er, selbst Revolutionär auf geistigem Gebiete, die Revolution aus Politik verdammen mußte. Der Monarch, der als erster unentwegt und folgerichtig für die schärfste Verfolgung der Ketzer sorgte, kann nicht zugleich der erste Kaiser gewesen sein, der sich selbst gelöst hat von allen Banden mittelalterlicher Anschauung. Wie er all seine Tage streng auf kirchliche Lebensäußerungen hielt, wie er noch auf seinem Sterbebette sich vom Erzbischof von Palermo formell in die kirchliche Gemeinschaft aufnehmen ließ, so hat er trotz aller intellektuellen Freuden an Ideen anderer Kulturkreise, trotz aller Vorliebe für arabische Schönheit und Gelehrsamkeit in tiefster Seele am mittelalterlichen Christentum festgehalten. Er ist weder Antichrist noch religiöser Reformator, er ist wohl rationalistisch angehaucht, er ist mitunter frivol, aber nicht Aufklärer und Freidenker, vielmehr im Grunde des Gewissens ein echter Sohn des Mittelalters mit aller Beschränktheit des Gesichtskreises, mit allem Aberglauben und der individuellen Unfreiheit.

Nicht darin liegt das Neue und Große der Persönlichkeit Friedrichs, daß sie die alten Bahnen religiösen Glaubens und Welterkennens verlassen wollte, sondern in ihrer unbändigen Geltendmachung, im Verlangen nach schrankenlosem Ausleben. Diese Gewaltnatur voll Lebenskraft und Genialität weist in ihrem rücksichtslosen, ja brutalen Betonen der Eigenart auf die Zeiten der Renaissance hin.

▫ ▫ ▫

Mit der Persönlichkeit Friedrichs steht im engsten Zusammenhang seine Politik. So manches in seinem politischen Tun ist nur zu erklären mit dem Gewaltsamen, Leidenschaftlichen, Selbstsüchtigen seiner Natur. Oft haben persönlicher Ingrimm und Rachsucht politische Erfolge verhindert: wilde Leidenschaft ist eben ein schlechter Berater, wenn allein besonnene Erwägung zu sprechen hat.

Zwei persönliche Momente haben vornehmlich Friedrichs Politik stark beeinflußt: das maßlose Machtstreben und die innere Gebundenheit an die mittelalterliche Weltanschauung.

Nur der Umstand, daß Friedrich in Wahrheit die irdische Mission der Papstkirche voll anerkannte, macht sein Verhalten Rom gegenüber verständlich. Er hat die Kirche stets geschont, ihr nicht allein das Kirchliche ganz überlassen, sondern alle umfassenden weltlichen Vorteile, die seine Vorgänger gewähren mußten, wiederholt und willig vermehrt. Die ungeheure Ausdehnung kirchlichen Wirkens auf weltlichem Gebiet suchte er kaum zu leugnen, eigentlich nur in Sizilien die päpstlichen Ansprüche im Interesse des absoluten Staates zurückzudämmen. Der Frieden mit der Kirche war ihm offenbar Herzensbedürfnis. Und wenn gleichwohl seine Regierung eine Periode des Kampfes war, so trug daran nicht Schuld seine persönliche Feindschaft gegen die Kirche, sondern der Zwang politischer Verhältnisse. Die beiden großen Konflikte mit der Kurie sind ein Ergebnis der politischen Entwicklung Italiens, nicht etwa einer verschiedenen Auffassung über die universellen Gerechtsame der beiden obersten Mächte im Abendland. Erst als durch Bann und Absetzung

von 1239 und 1245 der Bruch unheilbar schien, erhob Friedrich tiefen Widerspruch gegen das System der Papstkirche und ihre unbefugte Beherrschung des Weltlichen. Jetzt erklärt er den über ihn gefällten Spruch für anmaßend, weil der Kaiser über alle Gesetze und Strafen erhaben und nur Gott verantwortlich sei; er fordert alle Völker des Erdkreises auf, besonders die Könige und Fürsten, endlich die Augen zu öffnen und sich von der Herrschsucht, Geldgier, Glaubenslosigkeit und Genußsucht der Geistlichkeit zu überzeugen. Er sucht die Elemente der Opposition, die schon längst gegen das verweltlichte und nach weltlicher Macht strebende Kirchentum erwacht und in verschiedenen Gebieten des Abendlandes bedeutsam entfaltet waren, zu sammeln, zum allgemeinen Sturm auf die weltbeherrschende Stellung des Papsttums zu organisieren. Er, der sich einst König von des Papstes Gnaden genannt, der das hierarchische System geschont und gefördert hatte, macht nun Front gegen die Jahrhunderte alte Entwicklung, verlangt Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und schlichten Frömmigkeit der Heiligen, Loslösung des Kirchlichen von weltlichen Tendenzen, er verkündet Reformgedanken, die alle gesellschaftlichen Ordnungen von Grund auf zu erschüttern geeignet waren. Der Widerstreit der persönlichen Interessen und individuellen politischen Bestrebungen hat sich erweitert zum Kampf zweier Prinzipe des Gesellschaftslebens. Darin liegt die große weltgeschichtliche Bedeutung des letzten Kampfes Friedrichs mit der Kurie.

Aber suchen wir diesen Kampf recht zu verstehen. Brachte er nur Wiederkehr des alten Gegensatzes? Treten neue Momente auf? Ist Friedrich Führer oder Geschobener?

Es ist nicht Kaiserpolitik alten Stils, die er treibt. In Deutschland, das für ihn nur Interesse hatte als das Land der besten Krieger, unternahm er nichts, um die monarchische Gewalt kräftiger zur Geltung zu bringen, versuchte er nicht der partikularistischen Entwicklung Einhalt zu gebieten, trat er nicht in Verbindung mit den natürlichen Hilfskräften der geschwächten Zentralgewalt, mit Städtewesen und Rittertum; er unterstützte vielmehr die destruktive Bildung, er legalisierte die Selbständigkeit des Territorialismus — er hat die monarchische Gewalt zu Grabe geleitet. Sein ganzes Wirken, sein reiches Organisationstalent und seine wuchtige Kraft galt allein dem Reiche seiner mütterlichen Ahnen. Hier fand sein unersättliches Machtstreben Genüge, hier baut er weiter, wo seine normännischen Vorfahren begonnen hatten, hier errichtet er einen stramm absolutistischen Einheitsstaat, in dem nur ein Wille herrscht, ein Haupt regiert, in dem die Untertanen als eine einheitliche Masse dem König gegenüberstehen, zu unbedingtem Dienst und Gehorsam verpflichtet, in dem — wie Gregor IX. sagte — niemand wagen dürfe, ohne Bewilligung des Königs Hand und Fuß zu regen, in dem indessen auch die vom Monarchen wahrgenommenen Gemeinschaftsinteressen ungemein gesteigert waren, in dem soziale Gesichtspunkte kräftigste Pflege fanden.

Für eigentlich universalistische Tendenzen war hier kein Raum. Friedrichs allgemeine Politik wurde durchaus beherrscht von den Forderungen seines sizilischen Despotismus. Aber hier setzte eine weitere Entwicklung ein. Stets hat ein italienisches Staatswesen, das seine Aufgaben ins Tiefe und Große entfaltet, eine räumliche Ausdehnung über die ganze Halbinsel anstreben müssen. Der von Friedrich zur vollen Ausbildung gebrachte Gedanke der normännischen Monarchie führte notwendig zur Idee eines allgemeinen italienischen Imperialismus.

Halten wir uns diesen Gang der Politik Friedrichs vor Augen, dann werden wir das Eigentümliche seines Herrschaftsstrebens verstehen, den Anschluß an alte, das Hervorbrechen neuer Momente, das Universelle einerseits, das partikular Beschränkte andererseits.

Wir sehen einmal. Wohl hat Friedrich im letzten Kampf mit der Kurie die weltliche Machtstellung der Kirche angegriffen und an den Grundbedingungen des Daseins der Papstkirche gerüttelt, aber nicht weil das der Zweck und das Ziel des Streits, nur weil es Kampfesmittel war. Friedrich selbst ist weder Urheber noch eigentlich Träger der oppositionellen Ideen, nur zögernd und fast widerwillig schloß er sich einer gegen das weltliche Kirchentum gerichteten Bewegung an.

Wir sehen ferner. Der Kampf Friedrichs mit der Kurie unterscheidet sich von den früheren Zusammenstößen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Alte Schlagworte werden zwar wiederholt, ein Anschluß an Früheres in so manchem gesucht, aber es ist nicht eigentlich ein Ringen

der beiden universellen Mächte um die Beherrschung der abendländischen Welt. Wie keineswegs die Frage über die Abgrenzung kaiserlicher und päpstlicher Kompetenzen den Kampf entflammt hatte, sondern die Frage des italienischen Staates, so blieben die herrschaftlichen Tendenzen Friedrichs in gewisser Hinsicht national-beschränkt. Als gleichberechtigter Genosse fordert der Kaiser die christlichen Fürsten zur gemeinsamen Abwehr kurialer Ansprüche auf, als solcher stellt er sich an die Spitze einer Bewegung der Staaten. Nicht Universalismus kämpft gegen Universalismus, sondern staatlicher Partikularismus gegen kirchlichen Universalismus. Das ist das Neue, ein Moment, das, weiter ausgebildet, die Auflösung mittelalterlicher Gesellschaftsorganisation bringen mußte. War es auch noch ungeklärt, verschwommen, unbewußt; die neue Richtung war doch eingeschlagen: der Staufer wurde zum Vorkämpfer des staatlichen Gedankens, einer partikularistischen, unbewußt nationalen Staatsidee.

Friedrich II. ist aber zugleich auch Träger der absoluten Staatsidee. Das war die unmittelbare Folge der sizilianischen und — im weiteren Verlauf der Entwicklung — der italienischen Reichspolitik, das entsprach auch den persönlichen Neigungen, der Machtnatur des Kaisers. Und allgemein ist zu beobachten: da, wo die Forderungen der individuellen kaiserlichen Begabung mit denen allgemeiner Zeitströmungen übereinstimmten, da nahm die Politik Friedrichs einen Flug ins Große. Nur da! Denn bei allem Reichtum der geistigen Anlagen war Friedrich kein schöpferischer Staatsmann, ohne politische Ideen von großzügiger Konzeption; seinem staatsmännischen Streben fehlte überdies die Weihe sittlicher Kraft. Deshalb hat sein Wirken etwas Schwankendes, Flackerndes, deshalb hat er mehr zerstört als aufgebaut, das Alte vernichtet und begraben, wenig Neues dauernd geschaffen. Aber nach zwei Seiten hin durfte er, der mittelalterliche Mann, doch als Träger des Neuen auftreten: seine heiße Liebe für sein Mutterland und die eigene Gewaltnatur haben ihn zum Förderer der beiden großen politischen Tendenzen gemacht, der unbewußt nationalen und der absoluten Staatsidee. In dieser Hinsicht deutet seine Regierung auf das Morgenrot einer neuen Zeit.

Das Zwischenreich.

Von Oswald Redlich.

Die Geschichte des deutschen Volkes hat kaum einen schicksalsschwereren Wendepunkt zu verzeichnen, als die Mitte des 13. Jahrhunderts, und selten ist der Umschwung der Dinge so schroff und so gewaltig gewesen wie damals. Gegen 1240 stand das deutsche Kaisertum in der Person seines großen Trägers, des Staufen Friedrich II. noch auf macht- und glanzvoller Höhe. Über ganz Unteritalien und Sizilien verfügte der Kaiser mit absoluter Gewalt, in Mittel- und Oberitalien stand er nach dem Siege über die Lombarden mächtig da. In Deutschland waren die Wunden, die einst der Thronkampf zwischen Philipp und Otto dem Reichsgute und dem staufischen Hausbesitze geschlagen, so ziemlich wieder gutgemacht, und in fast ununterbrochener Kette dehnte sich Kron- und Hausgut, enge miteinander verschmolzen durch Franken und Schwaben, am Ober- und Mittelrhein. Das schwäbisch-elsässische Herzogtum hielt Friedrich in eigener Hand, zwischen Oberrhein und Main, zwischen den Vogesen und dem Fichtelgebirge schien sich ein großes staufisches Territorium zusammenzuschließen.

Allein jene Mächte, deren ewiger Gegensatz zur Universalgewalt des Kaisertums und zur Zentralgewalt des Königtums die deutsche Geschichte füllt, das Papsttum und das Selbständigkeitsstreben der deutschen Stämme und Fürsten, bereiten sich jetzt abermals zum Gegenschlag und zwar zu einem entscheidenden. Das Papsttum mit seinem Kirchenstaate, durch die staufische Macht von allen Seiten umklammert, wehrt sich um die Freiheit seiner Bewegung und findet sofort die alten Bundesgenossen: die mittel- und oberitalischen Kommunen, die um ihre selbständige Existenz kämpfen, Fürsten und Große im Reiche, namentlich im Südwesten, die sich auflehnen wider die staufische Landeshoheit.

Der Kampf begann 1239 mit der Bannung Friedrichs; er setzte Italien und Deutschland in Flammen und ward unversöhnlich seit der Absetzung des Kaisers durch Innocenz IV. auf dem Konzil von Lyon im Jahre 1245. Das Papsttum bot all seine ungeheuern moralischen und materiellen Machtmittel auf und es siegte

in diesem Kampf wider das verhaßte Geschlecht, aber der Sieg traf nicht allein die Staufer, sondern auch das Reich.

Es ging Italien verloren: nicht bloß das verhängnisvolle Erbe der Staufer, das Königreich Neapel-Sizilien, welches Karl von Anjou durch die Kurie und seine Siege über Manfred und Konradin gewann, sondern auch jede wirkliche Herrschaft und Macht des Reiches in Toskana und in der Lombardei. Die zahlreichen aufblühenden Kommunen und aufstrebenden Signorien wurden tatsächlich selbständige Gewalten und die Rechte des Reiches schwanden zusammen bis auf spärliche Einkünfte und den Schatten des kaiserlichen Namens. In Deutschland brach sogar eine Katastrophe über die Grundlagen des Königtums herein. Während der Jahrzehnte nach 1245 wurde das Reichsgut zertrümmert. Die übermäßigen, freilich notgedrungenen Vergabungen und Verpfändungen von Seite der Gegenkönige, sowie Konrads IV. führten zu dauernder Entfremdung großer Stücke des Reichsgutes; zahllose Annexionen der Fürsten und Großen schmälerten es überall. Der staufische Hausbesitz aber ging, soweit er in dem Kampfe der Parteien nicht das Schicksal des Reichsgutes teilte, als das Erbe Konradins in die Hände der Herzoge von Bayern über. Diese Zertrümmerung des Reichsgutes hat das deutsche Königtum in seiner wichtigsten und kräftigsten Grundlage unwiederbringlich geschädigt; sie drängte die Könige nach dem Interregnum notwendig dahin, sich womöglich einen Ersatz zu schaffen in dem Erwerb starker Territorien.

Denn die Territorialisierung des Reiches, sein Zerfall in mehr oder minder geschlossene Gebiete mit mehr oder minder schon entwickelter Landeshoheit, das war der Gang von Deutschlands Gestaltung. Dies war freilich nicht erst eine Bildung des Zwischenreiches. Für das ungehemmte Emporwachsen der noch von Friedrich I. in Schranken gehaltenen Fürstenmacht war die Reaktion gegen die Pläne Heinrichs VI. und vor allem der Thronstreit nach 1198 der Anstoß gewesen. Friedrich II. aber hatte, indem er Deutschland sich selber überließ und der Willfährigkeit der Fürsten für seine italienischen und universalen Pläne bedurfte, das unwiderstehliche Emporschwellen der Fürstenmacht geschehen lassen, ja noch genährt und ihm die reichsgesetzliche Sanktion erteilt durch die Konstitutionen der Jahre 1220 und 1232.

Allein diese Entwicklung wurde nun übermächtig, als der wütende Kampf zwischen Päpstlich und Kaiserlich im Reiche losbrach, als Friedrich II. abgesetzt wurde, und von der Kurie und der Mehrzahl der Fürsten ein Gegenkönig nach dem anderen aufgestellt ward, als in der Doppelwahl von 1257 zwei Ausländer zu deutschen Königen gewählt wurden, die sich um die Krone vor dem Papste stritten, und von denen der eine niemals nach Deutschland kam, der andere nur am Rheine sich zeitweilig Geltung verschaffte. Zu dieser Zeit gänzlicher Ohnmacht des Königtums griffen Fürsten und Große im Reiche so recht nach allen Seiten aus, um zerstreute und zerstückelte Besitzungen und Rechte abzurunden, auszufüllen, zusammenzuschließen durch neuen Erwerb, vor allem durch den Erwerb der vollen Gerichtsbarkeit und der anderen Hoheitsrechte. Die fast unbeschränkte Übung dieser Regalien in immer geschlosseneren Gebietskomplexen machte die Fürsten zu Herren von Land und Leuten, zu wirklichen Landesherren.

In diesen Jahrzehnten konnte im Osten des Reiches ungestört und ungehemmt von einer königlichen Zentralgewalt die Großmacht Ottokars von Böhmen erstehen: ein förmlich neuer Staat, ein Rivale des Reiches. In diesen Dezennien mehrte und arrondierte Herzog Ludwig von Bayern sein Herzogtum in ausgiebigster Weise, erstand das Territorium der Grafschaft Tirol durch die rücksichtslose Erwerbs- und Aggressivpolitik Meinhards von Görz-Tirol, ward Rudolf von Habsburg durch sein kraftvolles und glückliches Eintreten im Elsaß und durch den Gewinn des kiburgischen Erbes in der Schweiz der mächtigste Dynast im südwestlichen Deutschland; legten die Grafen von Württemberg den Grund zu ihrem späteren Emporkommen, schufen die Bischöfe von Basel und Straßburg, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier ihre geistlichen Fürstentümer. Und so allenthalben im Reiche.

Diese Veränderungen verschoben die Gestaltung Deutschlands. Der Norden hatte sich im Laufe des 13. Jahrhunderts mehr und mehr dem Süden entfremdet, und der Nordosten stand mitten in der Durchführung seiner großartigen Aufgabe, der deutschen Kolonisation, die er unabhängig vom Königtume löste. Der Osten und

Südosten schied sich im Staate Ottokars von Böhmen als etwas Gesondertes, ja Gegensätzliches vom übrigen Reiche ab. Das «Reich» schmolz zusammen auf die Rheinlande, auf Franken, Schwaben und Bayern. Und jetzt, nach dem Sturz der staufischen Macht, nach der Verwaisung des Herzogtums in Schwaben und Elsaß, jetzt tritt an Stelle der kompakt sich zusammenschließenden Territorialmacht eines königlichen Geschlechtes die unendliche Vielheit kleiner Gewalten, welche alle nun unmittelbar dem Reiche unterstehen. Jetzt wurde die bunte Mannigfaltigkeit der territorialen Gebilde Mittel- und Südwestdeutschlands verewigt und verband sich mit dem individualisierenden Einfluß ihres abwechselungs- und gestaltungsreichen landschaftlichen Bodens. Jetzt entstand der dauernde Gegensatz des staatlich zersplitterten Westens und Südwestens zu den weiträumigen, großen, geschlossenen Fürstentümern des Ostens von Brandenburg bis zur Steiermark.

Doch parallel mit diesen zersetzenden Wandlungen ging nun doch eine Entwicklung, welche zwar einerseits die zahllosen Territorialgewalten zu einer geschlossenen Spitze zusammenfaßte, andererseits aber eben dadurch auch eine Bürgschaft für die Einheit des Reiches ward: das Kurfürstentum. Die allgemeinen Vorbedingungen hierfür und die nötigen Rechtsvorstellungen waren schon lange vorhanden, aber gerade der entscheidende Schritt, der Übergang von fürstlichen Vorwählern zu sieben alleinigen Wählern, und ihre Verknüpfung mit dem Konsensrechte vollzog sich unter dem unmittelbaren Einfluß der Ereignisse seit 1245. In den Kreisen der maßgebenden, das Reich soweit es antistaufisch war beherrschenden rheinischen Erzbischöfe reifte der Gedanke einer bestimmten Festsetzung des Wahlrechtes und zugleich des Konsensrechtes bei Verfügungen des Königs über Reichsgut. Hier in dem Kreise dieser geistlichen Fürsten wurde der neue, den kirchlichen Wahlen nachgebildete Vorgang bei der Königswahl festgestellt, der schon bei den zwei Wahlen des Jahres 1257 gleichmäßig angewendet erscheint; ein geregelter Vorgang, der zugleich auch dem Papste gegenüber die möglichste Bürgschaft für eine rechtmäßige Wahl schaffen sollte. Allerdings bedeutete das Kurfürstenkolleg eine Einschränkung des Königtums durch eine Fürstenoligarchie, aber andererseits lag doch das Bewußtsein zugrunde, daß das Königtum durch eine feste Wahlordnung sichergestellt, und das Reich durch eine gewisse Beaufsichtigung des Königs von Seite des Fürstentums in seinen Rechten und Gütern gewahrt werden müsse.

Alle diese inneren und äußeren Wandlungen, vor allem den Prozeß der Bildung landeshoheitlicher Territorien, begleitete eine unaufhörliche Kette von Kampf und Streit, Unruhe, Gewalttätigkeit und Unrecht. Das Ringen und Raffen der werdenden Landesherren um Besitz und Macht traf ja überall auf Widerstand; besonders bei jenen Elementen der Nation, welche in dem Wandel der Dinge um ihre Existenz oder um ihre Zukunft zu kämpfen hatten. Das eine war der niedere Adel, das andere die Städte. So bedeutsame Teile des Adels wie die Ministerialen des Reiches und der Staufer hatten mit dem Untergange des glänzenden Geschlechtes und bei der Ohnmacht der Reichsgewalt den sicheren Halt und lohnende Tätigkeit verloren. Sie standen vereinzelt und losgelöst und sahen sich von der ringsum ausgreifenden, mächtigen Hand der Dynasten bedroht. Auch ihre wirtschaftliche Lage hatten sie häufig durch fortwährende Teilungen, durch den ausschließlichen Betrieb des Waffenhandwerks und gänzlichen Verzicht auf eigene Wirtschaft verschlimmert. Deshalb suchte denn diese zahlreiche Ritterschaft mit ihren unbändigen Kräften den Weg zur Verbesserung ihrer Lage gar oft auf eigene Faust; gings nicht mit Recht, so mit Gewalt. Der überschüssige Nachwuchs der ritterlichen Kreise, der keinen wirtschaftlichen Halt und Boden mehr besaß, er lieferte jene adeligen Straßenräuber, Zollerpresser und Friedensstörer, die nicht aus bloßer moralischer Verkommenheit so zahlreich emporwuchsen, sondern aus der Not ihres Daseins. Und das Aufeinanderprallen der ringenden Kräfte der Zeit, der nach Erwerb und Macht rücksichtslos ausgreifenden territorialen Gewalten, des um Selbständigkeit und Existenz kämpfenden kleineren Adels und der emporstrebenden Städte bewirkte immer neuen Anstoß zu unendlichen kleinen und großen Fehden, die nicht mit Pergamenten und Rechtssprüchen, sondern mit dem Schwert in der Faust ausgefochten wurden. Dazu der wilde Kampf der Parteien nach 1245, die weitreichenden Streitigkeiten um das reiche Erbe der eben in diesen Jahren ausgestorbenen

Babenberger, Andechser und der Thüringer Landgrafen! So vereinte sich in der Tat gerade in diesen Jahrzehnten alles, um sie mit gutem Grund und mehr als eine andere Epoche mit dem Ruf einer kampf- und fehdeerfüllten Zeit voll trostloser und zerrissener Zustände zu brandmarken.

Allein wenn in diesem Streit und Ringen die politische und wirtschaftliche, aber auch die kulturelle Höhe und Bedeutung der niederen Adelskreise herabsank, erhob sich ein anderer Teil der Nation in verheißungsvollem Aufschwung: die Städte. Still aber unaufhaltsam hatten sich diese seit hundert Jahren mehr und mehr auch als rechtlich besondere Kreise ausgeschieden aus dem flachen Lande. Sie füllten sich mit Volk, denn das flache Land hatte sich für jene Zeit mit Bewohnern gesättigt. Im 13. Jahrhundert begann allenthalben ein drängender Zug in die Städte, der den Herren ihre Grundholden entführte. Fürsten und Große stemmten sich dagegen, sie versuchten auch eine innere selbständige Entwicklung der Städte, Einungen der Bürger und Einungen von Städten untereinander hintanzuhalten. Die Krone unterstützte zwar die Großen gegen deren Städte, aber Friedrich II. wußte sehr wohl die wachsende Bedeutung seiner eigenen und der Städte des Reiches zu würdigen und zu schätzen; er verstand es sogar, sie bereits als Steuerkräfte zu benutzen. Ein Verzeichnis solcher Städtesteuern von 1241 enthüllt uns ein anschauliches Bild von der bedeutsamen Stellung, welche die Städte schon im Haushalt des Reiches und der Nation einzunehmen begannen, und zwar als Mittelpunkte des um sich greifenden Geldwesens und steigender nationaler Kultur.

So schwer gerade die Städte unter den verwüstenden Kämpfen des Jahrzehnts seit 1240 und 1245 litten, so hat sich doch eben in der Not der Zeit ihre still gesammelte Kraft selbst gefunden und aus sich selbst einen merkwürdigen Versuch der Abhilfe unternommen, indem sie eine neue Form politischen Lebens schuf: die Städtebünde.

Die ersten derartigen Bünde datieren schon weiter zurück. Aber die jetzt sich mehrende Unsicherheit, die Gewalttaten und Schädigungen der unaufhörlichen Fehden und Kämpfe, die steigende Hemmung des Handels und des Verkehrs durch die unerträglichen Zollerpressungen der Großen auf Straßen und Strömen, der Mangel einer schützenden königlichen Gewalt, das alles führte die Städte zusammen zu viel weiter zielenden Einungen. Seit den vierziger Jahren tauchen Städtebünde auf in der Westschweiz und am Oberrhein, ebenso wie in Westfalen. Aber alle diese wurden verdunkelt durch den großen rheinischen Bund von 1254, der auch jene kleineren Bildungen in sich aufnahm. Mainz und Worms hatten die Initiative zum großartigen Werke ergriffen, und binnen eines Jahres erstreckte sich der Bund von Bern und Zürich bis Aachen und Bremen, und vom Rheine bis Nürnberg und Regensburg. Neben den Städten gesellten sich auch geistliche und weltliche Fürsten und Herren dem Bunde zu; immer aber behielten die Städte die leitende Stellung. Das Ziel des Bundes war die Abstellung der unberechtigten, schädlichen Zölle, der Schutz der Geistlichen und Bauern und überhaupt aller Schwachen gegen Unrecht und Gewalttat. «Der Schrei der Armen», der Ruf nach Recht und Frieden vereinte somit Fürsten und Städte, Nord und Süd für einen denkwürdigen Moment zu tatkräftiger Selbsthilfe. Ohne das Königtum hatten die Städte dieses Werk geschaffen. Fürsten und Städte, die treibenden Kräfte der nächsten Zukunft des deutschen Volkes, sie traten hier zusammen in den Vordergrund: bei ihnen lagen die Keime neuer Gesellschafts-, Lebens- und Verwaltungsformen, eines neuen Staatsgedankens.

Der rheinische Bund zerrann so schnell wie er entstanden, aber der Einigungsgedanke war geboren und er blieb von da an ein charakteristischer Zug unserer spätmittelalterlichen Geschichte. Schon gleich damals finden wir auch Bündnisse von geistlichen Stiftern, die sich zu gemeinsamer Abwehr zusammentaten. Und was noch bedeutsamer: in dieser Form von Bünden regten sich auch Bauerschaften zum erstenmal als politischer Faktor. Die freien Bauern des Reiches im Hasletal verbanden sich mit Bern und Murten, und die freien Leute von Schwyz mit denen von Sarnen zur Abwehr der drohenden Territorialgewalt der Kiburger und Habsburger, und die drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden schlossen zu Stillung innerer Fehden um 1258 einen Schutz- und Landfriedensbund, der dann die Grundlage wurde für den folgenreichen ewigen Bund der Eidgenossen von 1291.

Gegenüber Fürsten und Städten tritt die Bedeutung des Königtums als Mittelpunkt und Repräsentanten der Nation bald dauernd zurück. Doch gerade die Zustände des Interregnums beweisen, daß dem Könige wenigstens soweit Kraft und Mittel zu Gebote stehen müßten, um Frieden und Recht im Reiche zu schützen, und daß das Königtum die notwendige oberste Gewalt und Quelle des Rechtes zu bleiben habe, von der doch auch die Fürsten ihre Befugnisse empfingen. All das drängte dann zur Wahl eines allgemein anerkannten kräftigen Königs. Rudolf von Habsburg endete das Zwischenreich, er mühte sich um den Landfrieden und um die Wiederherstellung und Kräftigung des Reichsgutes. Als er jedoch unternahm, das Königtum mit bewußter Beschränkung auf Deutschland auf die neue Grundlage eines großen, starken Territoriums zu stellen und seinem Hause die Nachfolge zu sichern, da erhob sich die Opposition des Fürstentums und sie blieb schließlich Sieger.

So war für Deutschland das Zwischenreich eine Zeit voll von Stürmen, aber auch erfüllt von den kraftvollen Regungen und Gestaltungen neuer Zustände. Eine Zeit, verhängnisvoll für das deutsche Königtum, und doch verheißungsvoll für das deutsche Volk. Unter schweren Kämpfen sinkt das alte Herrscherideal, das alte Kaisertum dahin. Die eine Grundlage des Imperiums: Italien, geht verloren; in Deutschland wird die Machtstellung des König- und Kaisertums erschüttert; im Königreich Arelat-Burgund weiß man kaum mehr etwas von den Rechten des Reiches. Deutschland selber ist zerrissen von wilder Parteiung, erfüllt von dem unendlichen Streit, der die Entwicklung der landeshoheitlichen Territorien begleitet, von den Fehden und Gewalttaten eines waffenstarrenden, kraftstrotzenden, überschüssigen, ritterlichen Proletariats. Und dennoch, aus aller Not der Zeit erhebt sich eben jetzt eine neue Schicht der Nation: das Bürgertum, kraftvoll empor; und in der Wirtschaft und Kultur der Städte, in dem werdenden Organismus der Landesverwaltung der fürstlichen Territorien beginnt sich eine frische Entfaltung aller Kräfte zu erschließen. Politisch ungeeint und immer ohnmächtiger in seiner Gesamtheit tritt das deutsche Volk dennoch in eine fruchtbare Zeit reich aufblühenden inneren Lebens und Werdens.

Die Kirche im staatlichen Leben des Mittelalters.

10.–13. Jahrhundert.

Von Albert Hauck.

Staat und Kirche sind nicht gleichalterig. Unter dem Recht und Gesetz des römischen Staates sind einstmals die ältesten Christengemeinden erwachsen und haben sich zur katholischen Kirche zusammengeschlossen. Das ganze Verfassungsleben der alten Kirche trägt die Spuren dieses Ursprungs an sich. Der städtische Episkopat mit dem Wahlrecht von Klerus und Laien, die Verbindung der Stadtbistümer zu Metropolitansprengeln, die Provinzialsynoden, als die Vertretung der letzteren, und die allgemeinen Konzilien als Repräsentation der katholischen Kirche, die doch nur Kirche des römischen Reiches war: das alles ist nicht aus rein kirchlichen Notwendigkeiten entsprungen, es ist das Produkt der Kreuzung des Kirchlichen mit dem schon vorher vorhandenen Staatlichen.

Als die Germanen auf dem Boden des Reiches neue Staaten begründeten, fanden sie die Kirche bereits vor. Es war für das Schicksal der Welt entscheidend, daß sie sie nicht zertrümmerten: im Zusammenbruch des Reiches blieb die Kirche bestehen; ja mehr als das: im Untergang der antiken Welt feierte sie ihre Siege; denn kaum berührte ein germanisches Volk den Boden des Reiches, so wußte sie es für den christlichen Glauben zu gewinnen. So ward sie zur älteren Gemeinschaft und der Staat bildete die jüngere. Und nun kehrten die Verhältnisse sich um: jetzt wurde ihr Recht anerkannt, vorbehaltloser als sie jemals das Recht des Staates anerkannt hatte; man betrachtete es nicht als menschlich, sondern man glaubte an seinen göttlichen Ursprung. Alle kirchlichen Anordnungen: Dogma, Gottesdienst, Verfassung, Disziplin erschienen demgemäß als unantastbar; weder Fürst noch Volk hielten sich für befugt, sie zu stören oder zu ändern. Und doch kann man nicht sagen, daß die Kirche in den germanischen Staaten blieb, was sie im römischen Reiche gewesen war, denn derart mächtig erwies sich die Lebenskraft der lose organisierten staatlichen Gemeinwesen, daß die ältere Gemeinschaft sich wandelte, indem sie die neuen

Nationen in sich aufnahm. Wohl blieben Namen und Formen, aber der Gehalt wurde ein anderer. Man sprach im 7. Jahrhundert von Bischof und Bistum; aber der von Volk und Klerus frei gewählte Vorsteher war ersetzt durch den vom König ernannten oder zum mindesten bestätigten Amtsträger. Aus dem geschlossenen städtischen Episkopat war die in Parochien zerlegte bischöfliche Diözese geworden; statt der zu unbedingtem Gehorsam verbundenen Presbyter und Diakonen standen dem Bischof die Pfarrer gegenüber, die oft mehr vom Grundherrn als von ihm abhängig waren. Wie früher hielt man Synoden, aber auch hier blieb kaum mehr als der Name erhalten; denn die Synoden waren nicht mehr Vertretungen kirchlicher Körper, die in eigenem Rechte Beschlüsse faßten, sondern sie waren vom König entbotene Versammlungen, zu denen er die Bischöfe seines Landes lud, und die ihn berieten. So ging es überall: die neuen staatlichen Verhältnisse forderten ihr Recht und das alte Recht der Kirche war elastisch genug, sich ihnen anzupassen. Dadurch wurde die Selbständigkeit des kirchlichen Lebens nicht völlig zerdrückt. Denn nirgends erscheint das Kirchliche als eine Funktion des Staatlichen: es blieb etwas für sich, mit eigenen Aufgaben und eigenem Recht. Aber die Ausübung seines Rechtes wurde reguliert durch die Bedürfnisse der übergreifenden staatlichen Gewalt.

Das sind die Voraussetzungen für die Stellung, die die Kirche im staatlichen Leben des Mittelalters einnahm: die Formen und Ordnungen der alten Kirche und ihre Umprägung in der Zeit des germanischen Königtums.

Der strahlende Mittag des germanischen Königtums war das Reich Karls des Großen. Aber unter den Nachkommen Karls ist die Macht des Königtums in Deutschland verloren gegangen. Weil die Könige nicht mehr zu herrschen wußten, erhob sich neben der Zentralgewalt und gegen sie das Stammesherzogtum. Damit begann jene Spannung der zentrifugalen und zentripetalen Kräfte, die im Leben unserer Nation nie wieder zur Ruhe gekommen ist. Der Gegensatz war rein politisch; er berührte an sich weder den Bestand, noch das Recht, noch die Aufgaben der Kirche. Aber er hat auf Jahrhunderte hinaus ihre Stellung im staatlichen Leben bestimmt. Denn im Gedanken, die eigene Macht zu stärken und zu sichern, ergriff der Erneuerer der königlichen Gewalt, Otto I., den Gedanken, den Episkopat zu einem der Hauptpfeiler für die Macht des Königtums zu gestalten. Hierdurch wurde er der Begründer der geistlichen Fürstenmacht: eine der eigenartigsten, um nicht zu sagen, widerspruchsvollsten Erscheinungen der mittleren Zeit, und zugleich diejenige, die sie am schärfsten charakterisiert. Entsprungen aus der politischen Lage des 10. Jahrhunderts hat die Schöpfung Ottos die Jahrhunderte überdauert: erst in den Stürmen der Revolutionszeit fand sie ihr Ende.

Als am 8. August 936 Otto in Aachen zum König gewählt wurde, zählte man die Bischöfe noch nicht zu den Fürsten. Die Herzoge, berichtet Widukind von Korvey, mit den Ersten der Grafen und den übrigen Führern des Heeres, versammelten sich in der Vorhalle des Münsters; dort erhoben sie Otto auf den Thron Karls, gelobten ihm Treue und bestellten ihn so nach ihrer Gewohnheit zum König. Während dessen harrten die Bischöfe mit dem übrigen Volk in der Kirche des Gewählten. Dort empfing er die Salbung von den Bischöfen; aber sie verlieh ihm nicht das Recht zu regieren, sondern sie gewährte ihm in Wort und Sinnbild das Unterpfand göttlichen Segens. Hier ist klar geschieden zwischen dem Tun der Fürsten und dem der Bischöfe. Zwei Menschenalter später erhielt Ottos Enkel Heinrich II. die Krone. Jetzt wurden die Bischöfe zu den Wählern gerechnet; es umgaben ihn, erzählt der Biograph des Königs, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Brixen, Würzburg, Regensburg, Straßburg, Passau und Freising, der Abt von Fulda mit den übrigen Äbten, sowie zahlreiche Grafen; sie geleiteten ihn nach Mainz; dort haben sie ihn gewählt. Als wieder ein König gewählt wurde, geschah es auf der breiten Rheinebene zwischen Worms und Bingen; die Fürsten und Herren aus allen deutschen Gauen waren versammelt. Aber zuerst von allen gab der Erzbischof von Mainz seine Stimme ab; sein Votum entschied für die Wahl Konrads II. So ist es fernerhin geblieben. Bis zur Auflösung des Reiches zweifelte niemand daran, daß die Bischöfe zu den Fürsten gehörten, deren Recht es war, für Deutschland «den Herrn und König, den Leiter und Schirmer des Vaterlandes» zu küren. In derselben Ordnung wie bei der Wahl Konrads II. wurde nun die

Stimmenabgabe vollzogen: die geistlichen Fürsten begannen; dann folgten die weltlichen.

Wenn Ottos I. Regierung entscheidend für die Fürstenstellung des Episkopats geworden ist, so hat er doch die Grundlage nicht geschaffen, auf der sie sich erhob. Er konnte den Episkopat nur deshalb zu einer politischen Größe machen, weil er bereits eine politische Macht war. Langsam, nach und nach war er es geworden. Abgesehen von seiner geistlichen Gewalt beruhte sein Einfluß im Staat ursprünglich auf dem weit ausgedehnten Grundbesitz der Kirche und der kirchlichen Stiftungen. Jedes Bistum nannte Hunderte von Höfen sein eigen. Natürlich stand nur der geringste Teil in eigenem Betrieb, der größte Teil war gegen feste Leistungen an Bauern, sowohl freie als unfreie, vergeben: sie bestellten den Grund und Boden der Kirche und zinsten ihr. Demnach war der Bischof Grundherr. Eine Reihe von Umständen wirkten nun zusammen, um den Grundbesitz zur Herrschaft werden zu lassen. Vor allem die Erlangung der Immunität. Schon in der fränkischen Zeit verliehen die Könige den Kirchen das Privilegium, daß kein königlicher Beamter das kirchliche Gut zur Vornahme von Amtshandlungen betreten durfte; sie verzichteten zugleich zugunsten der Kirche auf die dem Fiskus gebührenden Gerichtsgefälle, die sogenannten Friedensgelder. In den immunen Bezirken handelte somit der Staat nicht mehr unmittelbar mit den Kirchenleuten: es erschien kein Graf, um sie zum königlichen Dienst zu entbieten, vor das königliche Gericht zu laden oder die verwirkten Bußen zu erheben, sondern das alles geschah durch den Vogt, den Beamten des Bischofs oder Abtes. Der Staat hatte staatliche Befugnisse zur Ausrichtung dem Grundherrn überlassen. Noch waren sie nicht gerade wichtig: aber der erste Schritt zur Umbildung des Grundbesitzes in eine Herrschaft war geschehen.

Der zweite geschah im 9. Jahrhundert. Da kam es zur Begründung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, indem die Immunitätsherren erreichten, daß ihre Leute vor ihren Vögten Recht zu nehmen hatten. Sie wurden hierdurch nicht zu Gerichtsherren, denn der Vogt des Bischofs handelte kraft des königlichen Bannes; aber der Beamte, der Recht sprach, war jetzt nicht mehr der königliche, sondern der bischöfliche Beamte. Abermals hatte der Staat zugunsten der Grundherren verzichtet, unmittelbar mit den Immunitätsleuten zu handeln.

Wie in diesen Fällen, so kamen auch sonst Bischöfe und Äbte in den Besitz von Herrschaftsrechten. Sie erhielten Anteil an den Zöllen, Gefällen und Abgaben in den bischöflichen Städten oder anderen Orten ihres Besitzes; sie erlangten das Recht, Münzstätten zu errichten und eigene Münze schlagen zu lassen; es wurde ihnen die Befugnis erteilt, da oder dort einen Markt zu eröffnen. Überall handelte es sich um den Besitz von Hoheitsrechten, die an und für sich dem Könige zukamen, und die ihnen als den Besitzern von Grund und Boden in den betreffenden Orten zuteil wurden: immer entschiedener erschien dadurch der Grundbesitz als Herrschaft.

Aber er war eine sehr unvollkommene Herrschaft. Denn nirgends bildeten die Immunitäten geschlossene Gebiete. Der ganze große Besitz der Kirche war im Laufe der Jahrhunderte zufällig durch Schenkungen und Stiftungen Reicher und Armer zustande gekommen; das eine Gut lag hier, das andere dort, in den verschiedensten Gemeinden der Diözese, wohl auch jenseits deren Grenze. Nun suchte man zwar durch Kauf und Tausch den Besitz abzurunden; aber der Charakter, den er von seinem Ursprung her trug, wurde doch nirgends ganz verwischt: das Kirchengut blieb Streubesitz. Insofern war es für die Begründung eines geschlossenen Herrschaftsgebietes schlecht geeignet.

Hier setzte nun im 10. Jahrhundert eine neue Entwicklung ein. Im Anschluß an die Immunitäten begannen die Prälaten politische Rechte in geschlossenen Bezirken zu erwerben. Den Beginn machte die Übertragung des Gerichtsbannes an Orten, wo sie Grundbesitz hatten. Dies geschah in Magdeburg, Straßburg, Speier und anderen bischöflichen Städten, wohl auch in den neuen Niederlassungen, die sich in der Umgebung der großen Klöster bildeten. Hier sprach der Vogt des Bischofs oder Abtes nicht wie vordem bloß über die Kirchenleute Recht, sondern über alle Bewohner des Ortes oder Bezirks, mochten sie in Abhängigkeit von der Kirche stehen oder nicht. Das Ende war, daß den geistlichen Fürsten ganze Grafschaften verliehen wurden. Einen halben Schritt in dieser Richtung tat Heinrich I., indem er dem Bistum Toul die

Einkünfte der Grafschaft in der Stadt übertrug. Weiter ging Otto I.; durch ihn erlangten der Bischof von Chur die Grafschaftsrechte im Tale Bergell, und die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg die gleichen Rechte in ihren Metropolen. Eine ganze Grafschaft wurde zuerst durch Otto II. an ein Bistum übertragen: es war Cadore an Freising. In ausgedehnterem Maße fanden solche Verleihungen unter Otto III. und Heinrich II. statt: durch jenen erhielt Würzburg zwei und Paderborn fünf Grafschaften, durch diesen wurden die Bistümer Worms, Würzburg, Hildesheim, Paderborn, Utrecht, Cambrai und die Abteien Fulda und Gandersheim mit dem kostbaren Besitze ausgestattet. Nicht anders handelte Konrad II.; schließlich übertrug Friedrich I. dem Erzbistum Köln das Herzogtum Westfalen.

So erlangten die Bischöfe und Äbte in weiten Gebieten die staatlichen Rechte. Die ursprüngliche Vorstellung war, daß sie, wie die weltlichen Fürsten, sie gewissermaßen als Reichsbeamte verwalteten. Denn aus dem fränkischen Beamtenadel war das Fürstentum erwachsen. Für die Bildung des deutschen Fürstenstandes erfolgte nun aber der entscheidende Umschwung, daß er den Beamtencharakter nach und nach abstreifte: das Amt ward zum Lehen und das Lehen wurde erblich: wer ein Lehen vom Reiche trug, der war Fürst. Konnte das geistliche Fürstentum diesen Wandel mitmachen? Das war die Frage seiner Zukunft. Sie ist im Jahrhundert der Hohenstaufen mit Ja beantwortet: auch die geistlichen Fürsten wurden dem Reichslehensverbande eingefügt. Nun standen sie den weltlichen Fürsten völlig gleich. Deshalb hat denn auch das geistliche Fürstentum alle Schicksale des weltlichen mit durchlebt, bis es mit der Auflösung des Reiches verschwand.

Als Reichsfürsten hatten die Prälaten nicht nur staatliche Pflichten in ihren Territorien zu erfüllen, sondern sie hatten auch einen sehr bedeutenden Anteil an der Regierung des Reiches. Es gab keinen Hof- und keinen Reichstag, auf dem sie nicht neben den Fürsten saßen; mit ihnen berieten und beschlossen sie über alle Angelegenheiten, die das Reich betrafen. Verstärkt wurde der Einfluß der Kirche dadurch, daß die Reichskanzlei ausschließlich mit Klerikern, den Mitgliedern der königlichen Kapelle, besetzt war. Ihr oberster Vorsteher war der Erzbischof von Mainz als Reichskanzler. Seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts betrachteten die Nachfolger des Bonifatius das Reichskanzleramt als ihr unantastbares Recht. Etwas später kam das Erzkanzleramt für Italien an die Erzbischöfe von Köln; auch sie wußten es für die Dauer zu behaupten. Nicht minder war der diensttuende Vorsteher der Kanzlei, der Kanzler, regelmäßig ein Geistlicher; es kam vor, daß er aus den Bischöfen genommen wurde. So diente Kadeloh von Naumburg Heinrich III. als Kanzler für Italien, Gebhard von Prag Heinrich IV. als Kanzler für Deutschland. Gewöhnlich freilich bildete der Kanzlerposten den Übergang zum Episkopat. In den fast zweihundert Jahren zwischen Heinrich II. und Heinrich VI. zählt man mehr als vierzig Kanzler; von ihnen haben nur acht kein Bistum erlangt.

Wie an der Regierung, so nahmen die geistlichen Fürsten auch am Schutze des Reiches teil. In allen Schlachten fochten ihre Mannen neben den Dienstleuten der weltlichen Fürsten. Sie übertrafen nicht selten die letzteren an Zahl. Das Aufgebot, das im Jahre 981 Otto II. nach Italien zuzog, bestand aus ungefähr 2100 Panzerreitern. Davon stellten die geistlichen Fürsten 1504 Mann: mehr als zwei Drittel. Noch im Anfang des Mittelalters hatte die Kirche dem Klerus strenge verboten, Waffen zu tragen. Jetzt kam es vor, daß selbst die Führung des Heeres in den Händen Geistlicher lag. Einer der glänzendsten deutschen Siege im 12. Jahrhundert war die Schlacht bei Tusculum am Pfingstmontag 1167. Da haben 1200 Deutsche mehr als 30000 Römer in die Flucht geschlagen. Der Sieg wurde errungen unter der Führung zweier Erzbischöfe, Rainalds von Köln und Christians von Mainz. Er ist besonders Rainalds Verdienst: Als die Übermacht der Römer das deutsche Häuflein zu überwältigen drohte, ergriff er selbst das Banner: persönlich führte er seine Ritter gegen den Feind. Ein Bischof, der sich der Pflicht der Heeresfolge entzog, war in Gefahr, den weltlichen Besitz seines Bistums zu verlieren: so erging es 1154 Hartwig von Bremen und Udalrich von Halberstadt.

Der Episkopat als Träger staatlicher Rechte hat keine unrühmliche Rolle gespielt: den sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Kaisern leistete er den Dienst treulich, den Otto I. einstmals von ihm erwartete. Fast 300 Jahre lang war er eine zuverlässige Stütze des Königtums. Aber sicher waren die Könige seiner doch nur, wenn er in völliger Abhängigkeit von der Krone

KARL FRIEDRICH LESSING

KÖNIG HEINRICH V. NIMMT PAPST PASCHALIS II. GEFANGEN, 12. FEBRUAR 1111

König Heinrich V. nimmt am 12. Februar 1111 in Rom den Papst Paschalis II. wegen seiner Weigerung, ihn zum Kaiser zu krönen, nebst mehreren Kardinälen gefangen. Nach 61tägiger Gefangenschaft gab der Papst nach und krönte Heinrich am 13. April in Rom zum deutschen Kaiser.



stand. Hierin liegt der Grund, weshalb er den Fürstenrang mit seiner Unabhängigkeit bezahlen mußte; besonders dadurch suchten die Könige desselben Herr zu bleiben, daß sie den entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der bischöflichen Stellen gewannen.

Das alte Recht, das für die Bischofswahlen galt, lautete kurz und klar: Niemand kann Bischof sein, der nicht gewählt ist vom Klerus und von den Laien der Stadt, der er vorstehen soll. Im fränkischen Reiche wurde es umgeprägt; jetzt hieß es: Niemand kann Bischof sein, dessen Wahl der König nicht bestätigt. So ging es über in das deutsche Mittelalter. Man hat es weder vergessen noch aufgehoben, aber die Art, wie man es ausführte, ließ von seinem ursprünglichen Gehalt kaum mehr etwas erkennen. Im 10. und 11. Jahrhundert war das Verfahren dieses: Nach dem Tode des Bischofs trat der Klerus der Kathedrale nebst den Vorstehern der übrigen Hauptkirchen und den angesehensten Laien der Diözese zur Beratung zusammen. Man machte sich gewöhnlich über die Persönlichkeit schlüssig, die man als Nachfolger wünschte; in seltenen Fällen sah man von der Aufstellung eines Kandidaten ab. Nun überbrachte eine aus Geistlichen und Laien bestehende Deputation den Stab des Bischofs, das Sinnbild seines Hirtenamtes, später auch den bischöflichen Ring an den Hof. Dort fanden die weiteren Verhandlungen statt, die über die Besetzung des Bistums entschieden. Es kam vor, daß der König den vorgeschlagenen Kandidaten annahm, aber ebenso, daß er ihn ablehnte; dann ging die Sache nicht an das Bistum zurück, sondern am Hofe wurde eine geeignete Persönlichkeit erkoren. Dasselbe geschah, wenn keine Wahl vorausgegangen war. Dem auf diese Weise Bestimmten übertrug der König das Bistum durch die Überreichung von Stab und Ring. Der mit dem Bistum Investierte begab sich nun in seine bischöfliche Stadt. War keine Wahl vorhergegangen, so fand sie jetzt statt: sie wurde also zu einer bloßen Formalität. Es folgte die Weihe, und seinen Abschluß fand das Ganze in der unter dem Zuruf des Volkes vollzogenen Inthronisation.

Man sieht: an Stelle der Wahl war tatsächlich die Ernennung getreten; die Wahl war herabgesunken zum Vorschlag eines Kandidaten, oder zur kirchlichen Legalisierung der Ernennung. Aber der vom König Ernannte erschien als der Träger eines kirchlichen Amtes, der Leiter einer kirchlichen Diözese, der oberste Seelsorger und Aufseher über Tausende von Gläubigen; gewisse Sakramente und sakramentale Handlungen konnte er allein vollziehen; er hatte den obersten und zugleich wichtigsten kirchlichen Beruf. War es vernunftgemäß, daß der König ihm sein Amt übertrug? Ja war es erträglich, daß die Freiheit der Kirche in der Wahl ihrer Vorsteher vollständig ausgeschlossen blieb? Es dauerte lange, bis diese Fragen gestellt wurden. Aber es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem sie einmal gestellt waren, die Führer der Kirche sie verneinten. An diesem Nein hat sich der große Kirchenstreit des 11. und 12. Jahrhunderts entzündet. Wir haben das gewaltige Ringen der zwei größten Mächte der damaligen Kulturwelt hier nicht darzustellen. Uns interessiert nur das Ergebnis. Im Laufe des Streites ist der Gedanke aufgetaucht, den Gegensatz zwischen Staat und Kirche dadurch dauernd zu versöhnen, daß der Episkopat auf seine Fürstenstellung verzichte. Seine ganze weltliche Gewalt sollte er dem König zurückstellen und dadurch die alte Freiheit sich erkaufen. Dies erwies sich als tatsächlich undurchführbar. Der Friedensschluß im Wormser Konkordat ließ denn auch die Fürstenstellung der Bischöfe unberührt. Man glaubte, den Anlaß zum Hader zu beseitigen, indem man die beiden Seiten in der Stellung der Bischöfe genauer schied: sie waren Vorsteher der Kirche, darum sollte die Wahl frei nach dem kirchlichen Recht vollzogen werden, aber sie waren auch Fürsten des Reiches, darum sollte sie stattfinden in Gegenwart des Königs. Ihre Herrschaftsrechte besaßen sie vom Reiche; demgemäß sollte der König in der Investitur mittels des Szepters sie damit belehnen. Ihre geistliche Gewalt hatten sie von der Kirche; sie sollten dieselbe deshalb in der Weihe durch den Empfang von Ring und Stab erhalten.

Durch diese Bestimmungen hoffte man der Doppelstellung der Bischöfe gerecht zu werden. Allein sie änderten nur das Recht, nicht auch die Verhältnisse, und sofort erwiesen sich letztere weit mächtiger als das erstere. Kaum war das deutsche Königtum unter Friedrich I. von neuem erstarkt, so wiederholten sich, ohne daß das Konkordat formell beseitigt wurde, bei den Bischofswahlen die Zustände, die von Otto I. bis Heinrich IV. geherrscht hatten: die Wahl war Form, in der Sache

bestimmte der König, wer Bischof sein sollte. Friedrich aber wählte die Männer seines Vertrauens nur mit Rücksicht auf ihre politische Brauchbarkeit. Seinen Kanzler Reinald, den er im Jahre 1159 den Kölnern zur Wahl als Erzbischof empfahl, haben wir als siegreichen Feldherrn bereits kennen gelernt: er fühlte sich nur als deutscher Patriot und war der erklärteste Gegner der päpstlichen Politik. Unverhüllt sprach er aus, sein Wunsch sei, daß der deutsche König mit den Päpsten machen könne, was er wolle. Kaum anders dachte sein Amtsgenosse in Mainz, der Erzbischof Christian. Waren es aber haltbare Zustände, wenn Männer von solcher Gesinnung an der Spitze der deutschen Kirche standen?

Die Kurie vermochte auch hier nur verneinend zu antworten. Und nun brach durch den vorzeitigen Tod Heinrichs VI. die deutsche Königsgewalt zum zweiten Male zusammen, wie einstmals durch den Tod des dritten Heinrich. Hiermit wurde der Raum frei für das Eingreifen des Papsttums: es konnte das Ringen um die Gewalt über das Bistum abermals aufnehmen. Der große Papst Innocenz III. hat es zu einem siegreichen Ende geführt. Als Otto IV. und seinem Vorgang folgend Friedrich II. dem Papste die Freiheit der Wahlen im Sinne der Kurie zusagten, verzichteten sie auf den Einfluß, den das deutsche Königtum bisher auf die Besetzung der Bistümer ausgeübt hatte: es wurde ein Recht vernichtet, das der Krone seit den Tagen Clodwigs zu eigen gewesen war. Aber die Bischöfe wurden dadurch nicht unabhängige Fürsten; im Gegenteil, an die Stelle des königlichen Einflusses trat der päpstliche. Innocenz ist es gelungen, die päpstliche Aufsicht über die Bischofswahlen durchzuführen. Nun hatte die Wahl durch Klerus und Laien der Diözese völlig ein Ende: das Domkapitel erkor den Bischof. Doch dessen Wahl erscheint nur als ein Vorschlag, denn sie wurde in päpstlichem Auftrag geprüft, bestätigt oder abgelehnt. Der Papst war der Herrscher, der Bischof sein Beamter.

Aber der päpstliche Beamte blieb Fürst des Reiches. Wieder muß man fragen: War das rationell? ja war es erträglich, daß der Papst die Männer ernannte, die Fürsten des Reiches wurden, die «den Herrn und König, den Leiter und Schirmer des Vaterlandes» zu küren hatten? Es war unerträglich. Und dennoch hat das Reich es ertragen, denn seine Kraft war seit dem Ausgang der Hohenstaufen gebrochen.

Die Kreuzzüge.

Von Max Sdralek.

Die Kräfte, die eine Erscheinung ins Dasein rufen, bestimmen auch ihr Wesen. Die romanischen und die germanischen Nationen befanden sich im 11. Jahrhundert noch in einem Heldenzeitalter überquellender Jugendkraft, von der nichts deutlicher Zeugnis ablegt, als die aller Orten und unaufhörlich zutage tretende Übervölkerung. Mochten Hunderttausende, vielleicht Millionen gerade der kräftigsten Männer der Heimat in den Kreuzfahrten verloren gegangen sein, die Folgen einer Entvölkerung sind im Abendlande so wenig gespürt worden, daß die Kreuzzüge aus manchen Gründen die Voraussetzung eines wirtschaftlichen Aufschwunges werden konnten.

Es bedurfte nur eines großen und eines gemeinsamen Zieles und die überschüssige Manneskraft des Abendlandes mußte gleichzeitig in Gärung geraten auf denselben Wegen ebenso nach ruhmreichen Abenteuern wie nach reicher Beute, auf Eroberung von Burgen, Städten und Ländern ausziehen. Diese Wege wies aber dem Tatendrang eine geistige Macht. Das 10. Jahrhundert und auch das 11. bis zur Aufrichtung des Gottesfrieden waren reich an Gewalttat und Verbrechen. Um so tiefer regte sich der religiöse Gegensatz, der der Selbstsucht den freiwilligen Verzicht auf die irdischen Glücksgüter entgegenstellte. Es gelang hervorragenden Asketen auch ihre Zeitgenossen mit dem Bewußtsein der Sündhaftigkeit zu erfüllen und den Geist der Sühne und Bußfertigkeit zu erzeugen. Diesen Geist und diese Stimmung in die weitesten Kreise und in die Massen hineinzutragen, das gesamte christliche Westeuropa in geistliche Bahnen zu lenken, dazu dienten die geistlichen Orden, die von jenen Asketen teils neu gegründet, teils reformiert worden waren. Äußere Gründe, wie der Verfall der Staatsgewalten, kriegerische Bedrängnis, Hungersnot, Epidemien und ums Jahr 1000 bis tief ins 11. Jahrhundert hinein die Angst vor dem Ende der Welt und dem Eintreten des jüngsten Gerichtes verstärkten aller Orten den religiösen Bußeifer und die geistliche Strömung. Keine Bußübung aber konnte der psychischen Ausstattung jenes reckenhaften Zeitalters mehr entsprechen als die Wallfahrt, die

bewaffnete Wallfahrt zu den heiligen Stätten, «wo die Füße des Herrn gestanden», nichts konnte ihm verdienstvoller erscheinen, als die Mühen, Kosten und Gefahren, die der Pilger auf sich nahm, nichts lohnender und beseligender als das Gebet an den weihevollen Stätten, wenn sie das Schwert den Feinden des Christentums entrissen hatte. So sind denn die Kreuzzüge nicht bloß aufzufassen «als ein gesteigerter Ausdruck des Verlangens, in heißer Andacht am Grabe Jesu Christi zu Jerusalem zu beten, sondern ebensowohl als ein großartiger und, wenn auch schließlich mißlungener, so doch überaus folgenreicher Versuch der gesamten Christenheit, die an den Islam verlorenen altchristlichen Gebiete im ganzen Umfange wieder zu gewinnen und daneben die Herrschaft des Kreuzes sogar noch nach anderen Seiten über die bisherigen Grenzen auszudehnen».

Es war «ein großer Antrag einem großen Geist gestellt», als Kaiser Michael den Papst Gregor VII. um Hilfe rief und die Vereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte.

Der Papst beschloß (1074), in eigener Person an der Spitze der Gläubigen des Abendlandes zur Befreiung der christlichen Brüder im griechischen Reiche auszuziehen, die griechische und die armenische Kirche dem Papsttum zu unterwerfen, nicht nur die Seldschuken aus Kleinasien zu vertreiben, sondern bis nach Jerusalem, zu den heiligsten Stätten der Christenheit vorzudringen. Er hatte ein Heer von 50 000 Mann gesammelt, als der Ausbruch des Investiturstreites ihn zwang, auf die großen Pläne im Orient zu verzichten.

Als Kaiser Alexios 1095 das Gesuch um abendländische Waffenhilfe erneuerte, bot er, im Gegensatz zu König Michael, die Kirchenunion nicht als Gegenleistung an und Papst Urban II. hat, im Gegensatz zu Gregor VII., darauf verzichtet, den Griechen als Preis für die Waffenhilfe die Union abzuverlangen, nicht weil die Sorge um die Befreiung Jerusalems diejenige um das Heil der Griechen überschattet hatte, sondern deshalb, weil er die Unterstützung der Griechen, die durchaus im Mittelpunkt seiner Orientpolitik stehen blieb, vom allgemein christlichen Standpunkt aus leisten wollte. Man kann den Idealismus und die Selbstlosigkeit des Papstes anerkennen und bewundern; aber realpolitisch war die Aufrichtung des griechischen Kaisertums in seiner alten kirchlich-politischen Selbständigkeit ein schwerer und verhängnisvoller Fehler, denn «indem der Papst davon absah, der Befreiung des byzantinischen Reiches eine Auseinandersetzung mit den Griechen über die Kernfragen, die sie vom Okzident trennten, vorausgehen zu lassen, legte er den Grund zu den Zerwürfnissen zwischen Byzantinern und Kreuzfahrern, die der altchristlichen Sache im Orient den größten Abbruch getan haben; statt zur festen Basis der abendländischen Expansion im Orient wurde das byzantinische Reich ihr hauptsächlichstes Hindernis».

Die Welle der Kreuzzugsbewegung, die Urban II., ein Papst französischer Herkunft im Süden Frankreichs, auf dem Konzil von Clermont (1095) entfesselte, erreichte auch die Ufer des Rheins. Aber mag der Eifer in Flandern, Lothringen und in Schwaben nicht gering gewesen sein, der Erregung im mittleren und nördlichen Frankreich kam er nicht gleich. Der erste Kreuzzug blieb im wesentlichen ein Werk des französischen Adels, mochte auch ein deutscher Reichsfürst, der Herzog von Lothringen, Graf Gottfried von Bouillon, der Führer der deutschen Ritter und Herren im Kreuzheere und nach der Eroberung Jerusalems der erste König dort geworden sein. Kein anderer deutscher Reichsfürst nahm an der Heerfahrt teil, denn als der Kreuzzugsgedanke die romanischen Ritterschaften und die breiten Massen der romanischen Nationen fortriß, lag Deutschland im Investiturstreite, im Kampfe zwischen Kaiser und Papst. Aber seinen Anteil an den Folgen jenes weltgeschichtlichen Ereignisses hat Deutschland doch davongetragen: Papst Urban II. hatte sich durch den Kreuzzug eines alle Stände gleichmäßig überwältigenden kirchlich kriegerischen Gedankens bemächtigt, an die Spitze einer bald die gesamte Christenheit des Abendlandes ergreifenden Bewegung gestellt und den romanischen Nationen, die sich vor allem anschlossen und im Anschluß an ihn wieder näher zusammentraten, von neuem einen Mittelpunkt gegeben, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreiches nicht gehabt hatten. Nunmehr «konnten die Ideen Gregors VII. wohl noch bekämpft und zeitweise unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden». Der Sieg des Papsttums im Investiturstreit war zwar noch

nicht wirklich, aber doch schon ideell und moralisch entschieden, denn «den Siegen, welche im fernen Orient die fränkischen Ritter unter der Fahne des heiligen Petrus erfochten hatten, vermochten die Könige der abendländischen Christenheit nichts an die Seite zu stellen: in diesen schien gleichsam der augenfälligste Beweis für die Notwendigkeit jener allgemeinen Oberherrschaft zu liegen, welche die Nachfolger Petri jetzt in der Christenheit in Anspruch nahmen».

Die drei im ersten Ansturm gegründeten lateinischen Herrschaften Jerusalem, Antiochien und Edessa waren durch ihre Uneinigkeit und Sonderpolitik sowie durch die Restaurationspolitik der byzantinischen Kaiser, welche die Oberherrlichkeit über diese einst von ihnen beherrschten Länder in Anspruch nahmen, besonders aber und zwar an der verwundbarsten Stelle vom Osten her, durch die immer höher steigende Macht des Sultan Zanki bedroht, der im Dezember 1144 die Vormauer der christlichen Herrschaft in Syrien, Edessa eroberte. Papst Eugen III. säumte nicht, nach Empfang der Hilfegesuche der lateinischen Christen des Orients, am 1. Dezember 1145 ein Schreiben nach Frankreich zu senden, in welchem er mit lautem Weheruf über den Fall Edessas die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer aufforderte, die Waffen für die heiligen Stätten zu ergreifen. Durch seine Streitigkeiten mit den Römern verhindert, persönlich nach Frankreich zu eilen, übertrug der Papst die Kreuzpredigt seinem Ordensgenossen, dem Zisterzienserabte Bernhard von Clairvaux. Dieser außerordentliche Mann hat ein Menschenalter hindurch mehr als irgend ein weltlicher oder geistlicher Fürst die Weltgeschicke bestimmt. Er war längst das Orakel Frankreichs in allen kirchlichen Dingen, als seine hinreißende Beredsamkeit auf dem Reichstag zu Vezelay bei Nevers, Ostern 1146, für den neuen Kreuzzug dieselbe Begeisterung entfachte, wie Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont für den ersten.

Auch diesmal erreichten die Wellen der Bewegung den deutschen Rhein, auch diesmal verursachten sie (wie 1097) zunächst die Untaten einer Judenverfolgung. Da deren Urheber Radulf ein Ordensgenosse Bernhards war, so hatte letzterer einen persönlichen Grund, zu ihrer Abstellung zu erscheinen. Aber mehr als dieser Anlaß leitete ihn die Absicht, auch Deutschlands König und Volk für den neuen Kreuzzug zu begeistern und so dessen Gelingen sicher zu stellen. Zweimal, zu Frankfurt und zu Speier, hatte Bernhard den König Konrad III. für die Kreuzfahrt zu gewinnen vergebens versucht. Als er das dritte Mal zu Speier am dritten Weihnachtstage (27. Dezember 1146) des Königs Sinn in einer Unterredung zu erweichen suchte, fand er ihn schon schwankend und sofort unternahm er es, ihn öffentlich zur Entscheidung zu drängen. Wie gewöhnlich hörte der König auch an diesem Tage mit seinem Gefolge die Messe. Die heilige Handlung war noch nicht vollendet, da erhob sich Bernhard, gegen seine Gewohnheit unaufgefordert, zur Rede und erklärte, der Festtag dürfe nicht ohne Predigt vorübergehen. Am Schluß der Rede wendet er sich mit überraschendem Freimut an den König; das jüngste Gericht stellt er ihm vor die Seele, den König Rechenschaft ablegend vor dem Throne Gottes, Christus auf dem Throne sitzend und sprechend: «Mensch, was habe ich Dir Gutes tun können und habe es nicht getan?» Während Bernhard ihm noch die Gaben, die er aus Gottes Hand empfangen, aufzählte, rief der König überwältigt unter Tränen: «Ich erkenne die Gaben der göttlichen Gnade an und will nicht ferner undankbar erfunden werden. Ich bin bereit dem Herrn zu dienen, da ich von ihm selbst dazu berufen werde.» Rührung und Begeisterung ergriffen die ganze Versammlung, als König Konrad das Kreuz und vom Altar die Fahne aus den Händen Bernhards nahm, um sie dem Heere des Herrn voranzutragen. Seinem Beispiele folgten viele der anwesenden Fürsten. Es war der größte Triumph, den die Beredsamkeit Bernhards gefeiert hat; er selbst, der Wunder nicht achtend, von welchen das Volk seine Reise in Deutschland begleitet sah, bezeichnete Konrads Überredung zum Kreuzzuge als das «Wunder der Wunder».

Und doch war dieser Erfolg Bernhards weder für das Reich und die Kirche, da der Papst den Zug des Königs zur Kaiserkrönung, die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in Rom und den Kampf gegen König Roger von Sizilien erwartete, noch für die Kreuzfahrt selbst ein Gewinn. Denn die Rücksicht auf den König von Deutschland bewog auch diesmal die Franzosen, nicht den von König Roger vorgeschlagenen Seeweg, sondern mit den

Deutſchen den Landweg, durch Ungarn und das byzantiniſche Reich, nach Syrien zu wählen. Dadurch hat man zwei der mächtigſten Haupturſachen, welche das Mißlingen dieſer und anderer Kreuzfahrten erklären, mit in Kauf genommen: man trat in einem Zeitalter ſparſamſter geographiſcher Kenntniſſe und unentwickeltſter Verkehrsmittel Märſche von endloſer Weite bei oft unüberwindlicher Schwierigkeit der Verpflegung und in der glühenden Sonne Aſiens an, und man mußte mit den Hinderniſſen kämpfen, welche die imperialiſtiſche Tendenz der byzantiniſchen Kaiſer aus dem Hauſe der Komnenen der Kreuzfahne und ihren Fortſchritten allzeit bereitete. Wenn auch König Konrad im Bunde mit Kaiſer Manuel, der ſeine Schwägerin zur Gattin hatte, ſtand, ſo waren die Franzoſen, mit den Normannen Unteritaliens befreundet, Feinde des Kaiſers, der das Fürſtentum Antiochien bedrängte, und ſo trug das gemeinſame Unternehmen der Deutſchen und Franzoſen ſchon die Keime der Zwietracht und künftiger Konflikte in ſich.

Ruhmlos und ohne jeden Erfolg verlief dieſer Kreuzzug. «Die beiden Könige waren zuſammen ausgezogen, eines Herzens, eines Sinnes, zu einem großen Unternehmen, in gleichem Glaubenseifer; ſie kehrten nicht nur auf verſchiedenen Wegen zurück, ſondern auch durch die Politik in verſchiedene Kriegslager getrieben.»

Bevor noch die Trümmer der königlichen Heere aus dem Orient zurückkehrten, war die Kreuzfahrt gegen die Wenden beendet. Der norddeutſche ſächſiſche Adel hatte nicht an der Kreuzfahrt nach Syrien teilgenommen; ſein Plan, gegen die heidniſchen Wenden zu ziehen, hatte Bernhards Beifall gefunden. Das erſte Heer der Wendenfahrer, 40000 Mann ſtark, unterſtützt von einer däniſchen Flotte, drang ins Abotritenland ein; das zweite, 60000 Mann ſtark, operierte, unterſtützt durch eine Diverſion der Polen, ſüdlich vom erſten. Ihre Erfolge entſprachen nicht den aufgewandten Mitteln; aber ſie dienten doch im allgemeinen der Stärkung des Chriſtentums und der deutſchen Herrſchaft im Oſten.

Auch nach dem verunglückten zweiten Kreuzzuge fehlte es den drei noch übrig gebliebenen Kreuzfahrerſtaaten Syriens, dem Königreich Jeruſalem, dem Fürſtentum Tripolis und dem ſehr geſchwächten Fürſtentum Antiochien weder an immer friſchem Zuzug aus dem Abendlande noch an Tatkraft und Unternehmungsluſt, wohl aber fehlte ihren Regenten und Regentinnen jede höhere, politiſche Begabung, ſo daß ſie in einem Augenblick, in welchem der Islam einen ebenſo klugen als kühnen Führer in der Perſon Sultan Saladins erhielt, planlos handelnd die Vereinigung der beiden Zentren mohammedaniſcher Macht, Ägyptens und Damaskus, in einer Hand eher förderten als hinderten. «Der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen», ſagt der zeitgenöſſiſche Erzbiſchof Wilhelm von Tyrus von der politiſchen Verblendung der ſyriſchen Chriſten. Jetzt begann bald der Todeskampf der chriſtlichen Kreuzfahrerſtaaten. Die Entſcheidungsſchlacht wurde am 4. Juli 1187 am Berge Hattin, unfern des Sees Genezareth geſchlagen. Hier an den dürren, heißen Bergabhängen ſank die Ritterſchaft des Königreichs Jeruſalem tapfer kämpfend vor Saladins Übermacht dahin. In den nächſten Wochen fielen die feſten Plätze im Lande und an der Küſte Akkon, Beirut, Sidon, Cäſarea, Jaffa, Gaza, danach am 2. Oktober 1187 Jeruſalem ſelbſt. «Die von den Franken an erinnerungsvollen Orten angelegten und dem Patriarchat unterſtellten Biſtümer erloſchen, die zahlreichen Kreuzfahrerkirchen wurden zu Moſcheen, in den Burgen lagen Saladins Beſatzungen, das ganze Land war ſeines.» Der einzige nennenswerte Platz des Königreichs Jeruſalem, den Saladin oder ſeine Emire nicht eingenommen hatten, war Tyrus unter Markgraf Konrad von Montferrat.

Die Nachricht vom Untergang der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina wirkte wie ein Weckruf an die abendländiſche Ritterſchaft, ihre Überlegenheit über die arabiſche zur Geltung zu bringen. Am 13. Januar 1188 ſchloſſen die kriegführenden Könige Philipp Auguſt von Frankreich und Heinrich II. von England den Frieden von Giſors, um ſich zum Kreuzzuge zu rüſten. Kein Reich der Welt aber ſtand damals mächtiger da als Deutſchland unter der Regierung des Neffen Konrads III., unter Friedrich I. Barbaroſſa. Das Gefühl allgemeinen materiellen und geiſtigen Wohlbehagens hatte alle Schichten der Nation durchdrungen. Seit dem Frieden von Venedig (1177) hatte der Kaiſer das Reich von Erfolg zu Erfolg geführt, bis die Anwartſchaft auf die Erwerbung

der normannischen Monarchie Unteritaliens, die Vereinigung der Mittel dieser blühenden Monarchie mit dem Imperium und den Ritterschaften Deutschlands in der Hand einer und derselben Dynastie alle bisherigen Erfolge des Kaisertums übertraf und ihm eine universale Stellung verlieh. Dies führte zu einem letzten Streite mit der Kurie. Als aber Gregor VIII. den Stuhl Petri bestieg, hielt er Frieden und bemühte sich, wie sein Nachfolger Clemens III., die Christenheit zur Wiederbefreiung des heiligen Grabes in die Waffen zu rufen. Aber von jener zündenden Gewalt, mit welcher einst Papst Urban II. und dann der heilige Bernhard die Massen zum Kampfe fortgerissen haben, findet sich bei ihrer Wirksamkeit wenig. «Die ganze Unternehmung erscheint vielmehr von Anfang an bedingt durch die freien Entschlüsse der führenden nationalen Gewalten.»

König Friedrich I. berief auf Lätare (17. April 1188) einen «Hoftag Jesu Christi» nach Mainz. Im Dom zu Mainz, wo er am Fuße des Thronsessels, den er für Christus als den Vorsitzenden freiließ, Platz nahm, empfing der Kaiser mit seinem Sohne Friedrich und Tausenden von Rittern das Kreuz. Zur Sicherung des Erfolges seines Unternehmens traf er die umfassendsten Maßregeln. Das Heer, welches sich um Georgi (23. April) 1189 zu Regensburg sammelte, dürfte das schlagfertigste und glänzendste gewesen sein, welches das deutsche Reich während des ganzen Mittelalters aufgestellt hat. Die Blüte der deutschen Ritterschaft hatte sich um den Kaiser gesammelt. Der Kaiser schien die Summe seiner militärischen Erfahrungen zu verwerten, um den Sieg zu sichern.

Am 11. Mai 1189 brach er von Regensburg auf, erzwang mit Gewalt von den vertragsbrüchigen Griechen, die den Kreuzzug nur als ein wohlberechnetes politisches Unternehmen betrachteten, freien Durchzug, Verpflegung und Transport über den Hellespont nach Kleinasien, errang durch seine schwer gepanzerten Ritter am 18. Mai 1190 einen glänzenden Sieg über den Sultan von Ikonium und fand im christlichen Armenien, dessen Fürsten Leo II. er die Krönung zum König anbot, die beste Aufnahme.

Doch da, an der Schwelle einer neuen und unberechenbaren Wirksamkeit, befand sich der Kaiser am Ende seiner Taten: auf dem Marsche von den Tauruspässen nach dem Meere, unweit der Küstenstadt Seleucia, ist Friedrich I. am 10. Juni 1190 im Flusse Saleph ertrunken. — Nach dem Tode des Führers kehrte ein großer Teil der Kreuzfahrer zur See von den armenischen Häfen aus nach Deutschland zurück. Die übrigen folgten des Kaisers Sohn Friedrich von Schwaben weiter nach Syrien, wo aber der Kern des Heeres im Juli 1190 der Pest erlag. Die letzten Überbleibsel vereinigten sich im Oktober mit den vor Akkon lagernden christlichen Scharen, welche an der Seeseite die Ankunft der Könige von Frankreich und England erwarteten. Hier starb am 20. Januar 1191 auch Herzog Friedrich von Schwaben an der Lagerseuche. Der einzige Erfolg von Wert und Dauer, den die Kreuzfahrt der beiden Könige von Frankreich und England hatte, war die Eroberung Akkons am 12. Juli 1191, das nun 100 Jahre lang der Hauptplatz der Christen und ihr letzter Besitz in Syrien blieb.

Während das Unternehmen der Hohenstaufen im Orient derartig mißglückte, gelang es bald darauf (1194) dem Kaiser Heinrich VI., von der normannischen Monarchie Süditaliens Besitz zu ergreifen. Der Machtaufschwung des deutschen Kaisertums war niemals gewaltiger. Ganz Europa und die asiatischen und afrikanischen Gestade des Mittelmeeres zog Heinrich VI. in den Kreis seiner Tätigkeit; die Leitung der ganzen Welt schien in seiner Hand zu liegen. Und nun sollte ein gewaltiger Kreuzzug unter seiner Leitung ihn als den Gebieter der Christenheit erweisen, das Papsttum mit dem tatsächlichen Verlust des Kirchenstaates und der Lehnsherrschaft über Sizilien versöhnen und vielleicht auch durch Eroberung des oströmischen Reiches die Einheit des alten römischen Imperiums wie der Kirche wiederhergestellt werden. Am 31. März 1195 nahm der Kaiser in Bari das Kreuz und bald darauf erging seine Anweisung zur Rüstung der Kreuzfahrt an die deutsche Geistlichkeit. Im Sommer 1197 standen etwa 60000 Mann deutscher Kreuzfahrer in Unteritalien; die ungeheuren Entwürfe nahten ihrer Verwirklichung, da starb am 28. September Heinrich VI. in Messina an dem Rückfall eines Fiebers, das er sich während einer Jagd zugezogen hatte. Unmittelbar nach seinem Tode trat der Zusammenbruch des stolzen Gebäudes der hohenstaufischen Weltmonarchie ein, die in der Persönlichkeit Heinrichs VI. allein, dieses größten Real-

politikers des Mittelalters, ihr Fundament hatte.

Fast in demselben Moment, in welchem das staufische Haus seinen tatkräftigsten Vertreter verlor, gewann die römische Kurie einen Führer, der ihre weltgeschichtliche Stellung wiederherstellte: Papst Innocenz III. Die Größe desselben liegt in der Vereinigung asketischer Schulung mit jener eminent staatsmännischen Begabung, von welcher uns seine Briefe und politischen Aktenstücke Zeugnis geben. Von selber fiel die Leitung der Kreuzzugsbewegung in die Hand des Papsttums zurück, und mächtig und eindringlich ließ Innocenz die Posaune des heiligen Krieges ertönen. Jeder Herrscher, so schrieb er, sei vor allem Christo, dem obersten Lehnsherrn, welchem die Feinde sein Land entrissen hätten, zur Hilfeleistung verpflichtet. Aber der vierte Kreuzzug nahm eine für ihn unerwartete Wendung; die Klugheit des Dogen Dandolo von Venedig entwand ihm die Leitung des Kreuzzuges und dieser endete nicht in Syrien, sondern mit der Eroberung Konstantinopels (1204). Wenn nun auch dieser Erfolg vornehmlich von der französischen Ritterschaft errungen war, welche der Bußprediger Fulko von Neuilly für das heilige Land in die Waffen gerufen hatte, so waren doch auch damals im südwestlichen Deutschland dem Rufe des Abtes Martin von Päris bei Colmar im Elsaß Tausende gefolgt, mit denen dieser Zisterzienser Mitte April 1202 nach Italien aufbrach und dann auch wenigstens an der ersten Waffentat, der Eroberung des ungarischen Zara (24. November 1202) teilnahm.

Nichts lehrt deutlicher, daß nunmehr auch in Deutschland, wenigstens in seinen westlichen Teilen, die Kreuzzugsidee alle Volksklassen ergriffen hatte, als der Kinderkreuzzug des Jahres 1212. Wie in Frankreich der Hirtenknabe Stephan, so fand in Deutschland der zehnjährige Nikolaus aus Köln für seine Kreuzzugspredigt bereitwilliges Gehör. Mit einem Gestell, auf welchem sich ein Kreuz in Gestalt eines lateinischen T befand, trat er auf und mit der Verheißung, er werde trockenen Fußes das Meer durchschreiten und in Jerusalem ein ewiges Friedensreich aufrichten. Entsprach es der mittelalterlichen Weltanschauung, den Sünden der Kreuzfahrer das Mißlingen der Kreuzfahrten zuzuschreiben, so ist es nicht unbegreiflich, daß man von sündenlosen Kindern die Wiedergewinnung des heiligen Grabes erhoffen mochte. Während Deutschland im Thronstreit zwischen Staufen und Welfen blutete, sammelten sich gegen 20000 Knaben und Mädchen nebst vielem liederlichen Gesindel um Nikolaus und pilgerten südwärts über die Alpen. Ging schon auf diesem Marsche ein großer Teil zugrunde, während andere, von den Beschwerden des Zuges abgeschreckt, nach Hause zurückkehrten, so kamen doch noch mehrere Tausende über Piacenza nach Genua (25. August), dessen Podestà sie jedoch zum Abzuge nötigte. Nun durchzogen sie Italien in seiner ganzen Länge bis Brindisi; aber hier mußten sie infolge der verständigen Vorstellungen und Maßregeln des Bischofs die Rückkehr beschließen, auf welcher Hunderte am Rande der Landstraßen vom Wandern erschöpft zusammenbrachen. Ein schlimmeres Los traf die Mädchen, die jeder Art von Verführung und Vergewaltigung anheimfielen. Nur geringe Reste der ganzen Schar sahen krank, verspottet und beschimpft die Heimat wieder.

«Diese Kinder beschämen uns; während wir schlafen, ziehen sie fröhlich aus, um das heilige Land zu erobern», soll Papst Innocenz III. ausgerufen haben und kaum war dieses Unternehmen zerronnen, als er die ganze Christenheit zu einem neuen Kreuzzug aufrief (19. April 1213). Eine Kirchenversammlung, das vierte allgemeine Konzil im Lateran (1215), so allgemein und so stark besucht, daß die römische Kirche «vom Ebro bis zum Nil und zum Schwarzen Meer als die gemeinschaftliche Organisation der christlichen Welt erschien, innerhalb deren die Unterschiede der nationalen und politischen Gemeinwesen fast verschwanden», traf die Vorbereitungen für die endliche Befreiung Jerusalems: am 1. Juni 1217 sollten die Kreuzfahrer in Brindisi oder Messina sich einfinden. Aber der große Papst starb vorher (16. Juli 1216), und obwohl sein hochbetagter Nachfolger keine Idee aus dem großen Erbe seines Vorgängers so hingebend pflegte als die Ausführung des angesagten Kreuzzuges, so scheiterte dennoch der fünfte Kreuzzug vollständig. Der Anteil der Deutschen an ihm war aber nicht unrühmlich. Friesische und norddeutsche Seepilger fochten erfolgreich unter den Grafen Georg von Wied und Wilhelm von Holland an Portugals und Spaniens Küsten mit den Mauren, und trugen, in Ägypten angelangt, zu

der einzigen glücklichen Waffentat des Kreuzzuges entscheidend bei: der Eroberung Damiettes. Es war ferner der Rat deutscher Reichsfürsten, des Herzogs Ludwig von Bayern und des Hochmeisters des deutschen Ordens Hermann von Salza u. a., die im Einverständnis mit Kaiser Friedrich II. im Jahre 1221 einen aussichtsvollen Angriff auf Palästina von Damiette aus befürworteten, während der päpstliche Legat Pelagius zu dem verhängnisvollen Zuge gegen Kairo drängte. Als Pelagius zur Kapitulation genötigt wurde (30. August 1221) und Damiette geräumt werden mußte, bestimmte der Wortlaut des auf acht Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, daß ihn nur ein gekrönter König sollte aufkündigen dürfen. Damit war das Eintreten des deutschen Kaisers Friedrichs II. in Aussicht genommen. Seine Abwesenheit war zwar nicht die einzige und nicht die vornehmste, aber nächst dem Starrsinn und der Kopflosigkeit des päpstlichen Legaten, der dem Rat kriegserfahrener Fürsten niemals folgte und nur Papst und Kaiser als seine Übergeordneten anerkannte, eine der wichtigsten Ursachen für das Scheitern des fünften Kreuzzuges.

An seinem Krönungstage (25. Juli 1215) hatte sich Friedrich II. unter dem Eindruck einer Kreuzpredigt im Münster zu Aachen mit dem Zeichen des Kreuzzugsgelübdes geschmückt. Unter den gespanntesten Verhältnissen und doch mit dem verhältnismäßig größten Erfolg vollzog sich dieser letzte Kreuzzug, an welchem Deutschland teilgenommen hat. Solange der weltliche Widerstand in Deutschland nicht gebrochen war, befand sich Friedrich tatsächlich nicht in der Lage, den Kreuzzug anzutreten. Nach deren Niederwerfung und nach der Kaiserkrönung (22. November 1220) nahm ihn die Reorganisation seiner unteritalischen Erbmonarchie so in Anspruch, daß er selbst vom Papst Honorius III., der nur für den Kreuzzug lebte, ohne Schwierigkeiten Aufschub erhielt. Aber als er zum dritten Male im Vertrage von San Germano (25. Juli 1225) einen Aufschub von zwei Jahren erwirkte, wurde eine Überschreitung dieser Frist bereits mit dem Banne bedroht. Papst Honorius III. erlebte sie nicht. Als nach seinem Tode (18. März 1227) der achtzigjährige, rüstige und energische Gregor IX., der bisherige Geschäftsträger des Kreuzzuges, zu seinem Nachfolger bestellt worden, erkannte Friedrich II., dem es bisher gelungen war, in einem beständigen diplomatischen Gefecht die Kurie aus einer Position in die andere zu drängen, die Bedeutung dieser Wahl sofort. Er brachte die Vorbereitungen für den Kreuzzug zum Abschluß. Während er in Sizilien Steuern eintrieb, ging Hermann von Salza nach Deutschland, um die dortigen Rüstungen zu beschleunigen. Vom Mai bis August 1227 trafen etwa 60000 Kreuzfahrer in Apulien ein, um in Brindisi auf kaiserlichen Schiffen in See zu gehen, an der Spitze der deutschen Kreuzfahrer stand Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth. Bei der unerwartet großen Zahl der Pilger stockte sowohl die Verpflegung wie die Einschiffung, und so erlag schon ein großer Teil derselben in den apulischen Häfen dem Sommerfieber. Am 8. September 1227 fuhren Friedrich II. und der Landgraf mit dem dritten und letzten Geschwader von Brindisi ab, wurden aber beide unterwegs von der herrschenden Krankheit ergriffen. Sie kehrten zurück und landeten in Otranto; hier starb am 11. September der Landgraf und Friedrich sah sich genötigt, den Zug ohne seine Führung nach Syrien abgehen zu lassen. Da verhängte Gregor IX. am 29. September auf Grund des Vertrages von San Germano den Bann über ihn. Letzterer verteidigte sich in einem Manifest gegen die Beschuldigungen, welche der Papst in einem Rundschreiben an die Christenheit gegen ihn erhoben hatte, widerrief, wiederholt gebannt, alle Gebietsabtretungen an das Papsttum und ging dann doch Ende Juni 1228 in Begleitung Hermanns von Salza mit 40 Schiffen und einem wesentlich deutschen Heere von ungefähr 10000 Mann unter Segel. Nachdem er in Cypern seine Oberlehnsherrlichkeit erneuert hatte, erreichte er am 7. September 1228 die Stadt Akkon. Wenn nun in Friedrich II. gegenüber seinen ritterlich gebildeten Ahnen die kriegerischen Neigungen hinter den diplomatischen zurücktraten, wenn sich bei ihm in der diplomatischen Behandlung der Geschäfte die außerordentliche Begabung seines Geschlechtes entwickelte, so mußte er den Ausgang seiner Kreuzfahrt von dem Fortgang der Unterhandlungen, welche er bereits vor seiner Abfahrt mit dem Sultan Kamil von Ägypten angeknüpft hatte, um so mehr abhängig machen, als seine Truppenmacht nicht groß war, die Templer und Johanniter dem gebannten Kaiser den Gehorsam ver-

weigerten und das Heer auf Grund päpstlicher Anordnung seinem Oberbefehl überhaupt nicht mehr unterstand, so daß alle Befehle «im Namen Gottes und der Christenheit» erlassen werden mußten. Aber was auf christlicher Seite fehlte, wurde von mohammedanischer ersetzt. Die Spannung Kamils mit den Sultanen von Damaskus machte ihm ein Bündnis mit dem Kaiser wünschenswert, und so kam am 4. Februar 1229 der Vertrag zustande, in welchem der Sultan den Waffenstillstand mit den Christen um 10½ Jahre verlängerte, und ferner Jerusalem, Bethlehem, Nazareth mit den dazwischenliegenden Straßen und Ortschaften und Sidon dem Kaiser überwies. Schnell und ohne Opfer kam das heiß ersehnte Jerusalem in den Besitz der Christen. Jubelnd zogen sie am 17. März 1229 mit dem Kaiser in die seit 40 Jahren verlorene Stadt ein, am freudigsten die Deutschen, die ihre Kriegslieder sangen und abends ihre Wohnungen beleuchteten. Am 18. März begab sich der Kaiser mit allem Volk in die Grabeskirche und setzte sich selbst, da kein zur Krönung berechtigter Prälat anwesend war, «zu Ehren des ewigen Königs» die Krone von Jerusalem auf das Haupt. Am 19. März verließ er Jerusalem, während die heiligen Stätten auf den Befehl des Patriarchen mit dem Interdikt belegt wurden, und rüstete sich zur Heimkehr nach Italien, wo er nach raschem Waffenerfolge leicht den Papst versöhnte und dem heiligen Lande Ruhe und Frieden wiedergab und sicherte.

Der letzte große Erfolg in den Kreuzzügen war einem deutschen Kaiser beschieden. Ein deutscher Reichsfürst hatte einst als erster die Krone Jerusalems getragen und ein deutscher Kaiser hat Jerusalem zum letztenmal der Christenheit zurückgewonnen. Freilich ging die heilige Stadt schon nach 16 Jahren durch die Eroberung der Chowaresmier (1244) verloren und nie mehr hat das Kreuzesbanner als Wahrzeichen der Christenherrschaft von den Mauern der heiligen Stadt herabgeweht. Von Deutschland, dessen Kaiser wieder einmal mit dem Papste in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt war, konnte keine Hilfe gebracht werden. Nach dem Urteile des frommen französischen Königs, der die beiden letzten erfolglosen Kreuzzüge unternahm, Ludwigs IX., war aber für den Erfolg jedes neuen Kreuzzuges die Hilfe Deutschlands und seines Kaisers unentbehrlich.

Über das Nibelungenlied.

Von Anton E. Schönbach.

An die Schwelle des Entstehens der Nationen verlegt eine alte Lehrmeinung das Volksepos: nicht mit Unrecht in manchen Fällen, wie bei den Griechen, Germanen, Franzosen, vielleicht auch Indern; doch darf man die erklärende Kraft solcher Vermutungen nicht überspannen, denn der auf Mannigfaltigkeit abzielende Trieb menschlichen Entwickelns fügt sich ungern allgemeinen Gesetzen, sondern gestaltet den einzelnen Vorgang zur Besonderheit gemäß seinen Bedingungen und Umständen. Wo das Volk sich seiner selbst als einer Persönlichkeit bewußt wird, die sich von anderen zumeist durch die Sprache und eine Verbindung auffallender Eigenschaften unterscheidet; wo das historische Gedächtnis erwacht und die Genealogie des Herrschergeschlechtes von den Göttern zu den Königen überleitet, dort stellt sich die Dichtung ein und verknüpft eine Auswahl von geschichtlichen Ereignissen und Menschen mit Erscheinungen aus heimischen Mythen und mit Motiven aus der schwebenden Überlieferung des Märchens — was alles ihr gleichwertig ist — zu einem typischen Bilde für die gesamten Schicksale der Nation. Entfaltet nach der allgemein gültigen Ordnung aller Poesie überhaupt, jedoch durchtränkt und in der Folge der Geschehnisse geleitet durch die eigentümliche Sittlichkeit und Weltauffassung des einen Heldenvolkes, gestaltet sich jedes nationale Epos anders und verkörpert das Durchdringen der geistigen Anlagen und der Geschichte einer Gemeinschaft in einem Phänomen von eigener Art. So bezeichnet es die germanische Heldenpoesie, daß in ihr nicht geschildert wird, was doch in dem ungeheuren Erschüttern der Völkerwanderung sich wirklich vollzog, wie das Weltreich Roms unter dem Ansturm der Barbaren des Nordens in sich zusammenbricht und aus den Trümmern der Paläste römischer Kultur die armen Hütten deutschen Geisteslebens im Mittelalter aufgestellt werden. Vielmehr ist das Volksepos der Deutschen — auch im weitesten Sinne, der die Angelsachsen und Skandinavier befaßt — nur von den Kämpfen der Germanen wider Germanen erfüllt, weder Kelten noch Römer, Slawen noch Griechen treten darin auf, so mächtig auch ihre Kulturen einwirkten, so heftig auch die feind-

lichen Nachbarn zusammenstießen. Und nicht einmal das Aufstreben zu einer großen historischen Rolle im Heldenzeitalter bildet den Inhalt der epischen Volksdichtung bei den Deutschen, sondern die Wirren von Stamm zu Stamm, den ursprünglichsten und dauerhaftesten Einheiten, die erst im Laufe von fast zwei Jahrtausenden zu der großen Nation verschmelzen: im höheren Sinne spiegelt also doch die Heldenpoesie wahrhaft die deutschen Geschicke wieder.

An den beiden großen Strömen, welche die Germanen zuerst erreichten, als sie nach West und Ost aus der nördlichen Heimat aufbrachen, an Rhein und Donau, entrollen sich die beiden Hauptabschnitte der Nibelungensage. Das hat kein schwanker Zufall so gefügt, sondern der Zwang der Sachen und ihrer Zusammenhänge. Vom Rhein ausziehend, begründen die Franken das erste in Dauer sich erfestende deutsche Reich, sie erstreiten es wider Alemannen und Burgunden, wider Thüringer und Sachsen. An der unteren Donau treffen zuerst Goten mit Hunnen zusammen, und trotzdem der hundertjährige Ermanarich dem Angriff der unermeßlichen Reiterscharen unterliegt, entspricht auch das bessere Verhältnis der Hunnen, deren Herrscher an der mittleren Donau gotische Namen tragen, den Tatsachen der Historie. Es wäre gewiß falsch, in der Sage von den Nibelungen zuvörderst Geschichte oder gar nur Geschichte zu suchen; wahr aber ist, daß ihre poetischen Gebilde, wie sie aus der Verschiedenheit von Zeit und Umgrund aufstiegen, nur aus historischen Vorgängen richtig zu erfassen und zu deuten sind: der Untergang eines Teiles der Burgunden im Jahre 437 und Attilas gewaltsamer Tod, den nachmals eine rächende Frauenhand bewirkt, sie stellen sich als die festen Ausgangspunkte dar für einen ungeheuren Entwurf, an dessen Eingang, getrieben durch die Frage nach der Schuld der Burgunden, ein Mythus fränkischen Ursprunges anwächst.

Noch stehen gegen das Ende der Völkerwanderung die Geschichte als Sage und die religiöse Poesie der Mythen auf einer Linie nebeneinander und treten, sobald sie sich berühren, frei ineinander über. Während die drei Burgundenkönige, Attila und Theodorich durchaus im Lichte historischer Überlieferung walten, stammt der allsiegende, unverwundbare Siegfried von den Göttern, obzwar er hinwiederum die Franken »an den wonnigen Ufern des Rheines« für die älteste uns überkommene Epik vertritt, die auf skandinavischem Boden erwuchs. Die geschichtlichen Burgunden waren in ihrer zweiten Heimstätte durch die Hunnen untergegangen, denen sich vielleicht zeitweilig ein römischer Teilfürst aus Gallien verbündet hatte. Die Hunnen bleiben auch im Epos Vollzieher eines strafenden Schicksals, der Römer aber, der die gallischen Scharen führte, ward ausgeschaltet, und an seine Stelle trat nicht, wie man erwarten dürfte, ein Merowinger — obzwar Züge aus den Erlebnissen dieses gewaltigen Königshauses in die Sage eingingen —, sondern ein Heros, bei den Festen als Orts- und Stammesgott verehrt, darum mit gutem Fug ihr Repräsentant in der Dichtung.

Uralte Volkslieder, auf Island und in Norwegen durch Jahrhunderte lebend und zersungen, spät und mangelhaft aufgezeichnet, erklingen zuerst von Sigurd (Siegfried) und der Walküre Sigurdrifa (die Siegwerberin), der ihm von den ratenden Göttern zugedachten Gemahlin. Nach glanzvollen Krafttaten der Jugend, die vielleicht zum ältesten Märchengut der Germanen gehören, treten feindselige Dämonen der Finsternis, des Winters, des Todes, dem frühlingsheiteren Lichtheros entgegen, betrügen ihn durch böse List um seine Verlobte, setzen eine Angehörige ihres eigenen Geschlechts an ihren Platz (Gudrun = Kriemhild), töten den Helden tückisch und bemächtigen sich seines kraftspendenden Hortes. Das dämonische Wesen geht auf die historischen Burgundenkönige über, wie man zumeist glaubt, veranlaßt durch äußere Namensgleichheit, möglicherweise aber auch ausgelöst durch uns noch unbekannte Umstände historischen Erinnerns oder dichterischer Konstruktion. In den nordischen Liedern bleibt fortan die Nibelungin Gudrun (= Kriemhild) im Vordergrunde und bestimmt den Gang der Erzählung: dort rächt sie nicht als Siegfrieds Witwe den gemordeten Helden an ihren Brüdern, vielmehr vollstreckt sie ihr Racheamt an Attila, als er die burgundischen Könige tötet, um ihren Schatz zu gewinnen. Diese Verschiebung begreift sich leicht in einem nordischen Lande, wo der Hunnenherrscher mit dem gotischen Namen nur als allegorischer Typus der schlimmsten Habgier, als die historische Gottesgeißel, bekannt war. Vom Rhein, aus deutschen Berichten, ist die Sage gekommen, zu ihrer Umgestaltung werden auch skandina-

vische Lieder beigetragen haben: Sigurd und Brynhild (= Sigurdrifa) steigen durch die Flammen des Leichenbrandes zur Tafel der Götter empor, in Graus und Schrecken vollendet sich das Geschick Attilas und Gudrun — Kriemhildens.

Allein nicht bloß nach dem Norden gelangte vom Rhein her die Dichtung von den Nibelungen, sie wanderte auch nach dem Süden und Südosten, in Lieder gefaßt, zum mindesten in einige umfangreichere Liedergruppen oder -massen. Dort in Süddeutschland und Österreich traf die Sage auf volkstümliche Überlieferungen von ganz anderem Gehalt und mit anders gewendetem Antlitz. Die alles überwältigende Macht und Größe Etzels, des Herrn der Hunnen, war den Österreichern in der Nähe bei weitem nicht so furchtbar als den fernen Nordleuten, ja sie genossen des Schreckens, der sich um seinen Namen breitete, wie einer Art von Schutz; dagegen war ihnen die fränkische Kriemhild verleidet und widerwärtig. Als glänzendster der Helden galt ihnen Dietrich von Bern, das poetisch erhöhte Abbild des edlen Gotenkönigs Theodorichs des Großen. Ganz alte Volksmeinung läßt ihn sich mit allen Recken der Heldensage messen und überall nach zweifelhaftem Beginn jeglichen Widerstand niederwerfen. Endlich muß auch Siegfried, der göttliche Held vom Rheine, im Einkampf (einwic ist das Wort) Dietrich gegenüber treten, dem nun seinerseits Überirdisches durch Verschmelzung mit Dämonensagen verliehen ward: so bezwingt der Gote den Franken, erwirbt den Sieg, ohne daß der rheinische Heros darob die Ehre einbüßt. In diesen Landen und bei dem Mitwirken solcher, dem ursprünglichen Sagenkomplexe fremder Anschauungen ist die österreichische Gestalt von «der Nibelunge nôt» entstanden, die uns im Nibelungenliede aus der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bewahrt blieb. Daß die Katastrophe der Burgunden im Hunnenlande sich ohne den Anteil Dietrichs von Bern vollziehen könne, scheint in der deutschen Ostmark undenkbar; es kommt aus der ostgotischen Heldensage, die dort wurzelt, daß Dietrich die letzte Entscheidung in die Hand fällt: nur wo die Dietrichsepen heimisch waren, dünkte solcher Abschluß folgerecht und notwendig. Schon die rächende Kriemhild mußte König Etzel zurückdrängen, der allmählich (wie Kaiser Ermenrich im Zusammenhange der durch Byzanz beeinflußten gotischen Sagenüberlieferung) zum Sinnbild allumfassender, aber passiver Herrschermacht geworden war, zur obersten Instanz im Streite der Völker. Dermaßen gestaltet sich auch der Untergang der Burgunden, welche die Heldensage als Westgermanen ansieht, zur Glorie des Ostgermanen Dietrich, der nun allerdings seine Mannen insgesamt verlieren muß, so daß dieser Ausgang das letzte Ende des Heldenalters darstellt, von dem nichts übrig bleibt als «ausgebrannte Stümpfe», aus denen kein neues Geschlecht noch ergrünen kann.

Nunmehr übernimmt es die Nibelungendichtung, ihre Aufgabe zum nationalen Epos zu erweitern, aus sehr verschiedenen und entlegenen Schichten der deutschen Heldensage drängen neue Helden hinzu: Dänen und Sachsen, Thüringer und Kämpen aus dem Lothringen des Westens: Irinc, Hawarts Mann, Ortwin von Metz, Helferich von Lune, die kampftüchtige Schar der Amelungen und die streitbaren Helden der rheinischen Rosengartenlieder. Wie bei der Ilias treten lokale Heroen in den Verband der Ereignisse und fordern daran ihr Teil, vor allen Rüedeger aus dem Dioskurenmythus Niederösterreichs. Daß dieser mit aller Tiefe und Weichheit als Mensch erfaßte Held zum Dienstmann Etzels, zum Grafen der östlichen Marken wird, zeigt deutlich das Bestreben, das Nibelungenepos wenigstens in seinem Ausgange nach den fernsten Grenzen des deutschen Reiches auszuweiten. Darum treten auch aus der Geschichte des zehnten und elften Jahrhunderts — die Zeit der salischen Kaiser bildete den dritten Horizont der Sagenentwicklung — die Markgrafen des Nordostens, Gere und Eckewart, aus Sachsen und Meißen in den Rahmen der Dichtung ein, die jetzt die Breite des gesamten Reiches beschließt.

Auf dem weiten Wege von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen erfuhr das Epos, das schon in einigen Hauptstücken (Siegfried der Wurmtöter, sein Tod, die Rache und die Nibelungenschlacht) zu abgerundeter Form gelangt war, die Einflüsse aller Veränderungen der Kultur innerhalb dieser Jahrhunderte, ganz vornehmlich den des Christentums. Die nordische Fassung atmet noch die grauenvolle Härte der heidnischen Zeit: Drache und Zwerg als feindliche Brüder, die Tötung des Lindwurmes, wie dem feigen und falschen Boten das Herz

aus dem Leibe gerissen wird, das Thyestesmal für Atli, der Mordbrand. Diese Motive bilden sich um, ihre schroffste Rauhheit wird gemildert, obschon unverkennbare Spuren zurückbleiben: das Hinschlachten der burgundischen Knechte in der Herberge bei den Hunnen, die Enthauptung von Etzels Sohn und seines Erziehers, der Brand des Saales, bei dem der quälende Durst mit Blut gestillt werden muß, der Tod der Könige vom Rhein. Ja, Kriemhilds Habgier nach dem Hort Siegfrieds ist gewiß das alte Motiv, das in dem geänderten Zusammenhange zwecklos wird, da doch der Hort einstens nur der Träger des Fluches war und Siegfrieds Witwe seiner jetzt nicht mehr zu der Rache bedarf. Solche Überlebsel aus der frühesten Zeit der Sage begegnen ruhig neben den neuen Stücken aus der Verchristlichung des Stoffes: Gottesdienst, Gebet und Messe, kirchliches Begräbnis, Seelenopfer und Klosterstiftung.

Ebenso unbefangen treten in unserem Nibelungenlied die Kulturschichten sehr verschiedener Zeitläufte nebeneinander zu Tage. Wie beim homerischen Epos entstammt die Bewaffnung der Helden sehr weit entlegenen Zeitaltern: der Ger der Recken der Völkerwanderung wird zugleich mit dem ritterlichen Speer gebraucht; die Jagd, bei der Siegfried durch Hagens Tücke als edelstes Wild erlegt wird, trägt die Formen des karolingischen Jahrhunderts; die Einzelkämpfe der größten Helden spielen sich nicht wesentlich anders ab wie im Hildebrandslied, indes vorher, dazwischen und darnach das höfische Zeremoniell gehandhabt wird und alle Vorgänge in die Farben des neuen Rittertumes getaucht sind. So tief dringt diese Tingierung in das Geäder der alten Poesie, daß man aus unserem mittelhochdeutschen Epos die Umbildung der deutschen Adelsgesellschaft unter dem Einwirken Frankreichs und der wichtigen Prozesse des Wirtschaftslebens nicht mehr zu lösen und auszuscheiden vermag.

Das Wichtigste unter alledem war jedoch gewiß, daß die Entstehung des deutschen Ritterwesens in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts den durchschlagenden Anstoß dazu gegeben hat, damit die bisher für sich überlieferten epischen Dichtungen größeren Umfanges zu einem Epos zusammengeschlossen wurden: ohne Chréstien von Troyes und die deutschen Meister kein Nibelungenlied. Ein großer Dichter, wahrscheinlich aus Österreich, faßt die wandernden Massen der alten Sage in ein Werk zusammen, das er in eine Art von Strophen kleidete, die aus der höfischen Lyrik stammt, ein Merkzeichen auch des Ursprunges dieser entscheidenden letzten Umbildung. Es bleiben Klüfte und Widersprüche, die aus verschiedenen Fassungen der Sage erübrigt sind, vielleicht darf man auch in Sprache und Reim die Spuren des Wanderns vom Rhein an die Donau wahrnehmen. Der Meister des deutschen Volksepos verfährt sehr frei mit dem poetischen Gut, das die Überlieferung ihm darbietet, er stilisiert das Ganze in seiner modernen Weise um, er greift aber auch den Stoff selbst energisch an und ordnet ihn den wohlerkannten Zwecken seiner gewaltigen Dichtung unter. So kürzt er reichlich, besonders im Anfang, wo er ganze Partien der Siegfriedsage verwirft, einzelnes verdunkelt er mit Absicht und schiebt es dadurch zurück. Am klarsten erkennt man den ehemaligen Bestand einiger großen Massen der gewiß auch poetisch überlieferten Nibelungensage in den Übergängen von einem der für sich abgegrenzten Stoffkreise zum andern, denn da ist heillose Verwirrung für uns erübrigt, z. B. bei der Fahrt der Burgunden ins Hunnenland. Dort, wo die Sage in reichlicher Entfaltung durch Jahrhunderte die Form der einzelnen Szenen gefestigt hatte, dort folgt auch der Dichter des Nibelungenliedes der sicheren und für ihn autoritativen Tradition, daher an wichtigen Punkten Details an Szenen und Worten von den Eddaliedern ab über die raren Zeugnisse des Mittelalters hin zur Thidrekssaga sich unversehrt übereinstimmend erhalten, sie hat auch ihr letzter Meister mit kluger Ehrfurcht unangetastet aufgenommen. Innerhalb solcher Grenzen jedoch waltete der Nibelungendichter frei über der Mannigfaltigkeit des Stoffes, und wenigstens vom Eintritt der Burgunden bei den Hunnen ab, von Etzels Gastmahl an, schuf er eine Komposition von großartiger Geschlossenheit, die allen Versuchen auflösender Kritik bis zur Stunde Widerstand leistet.

Ist nun auch unser nationales Epos unter dem Einfluß und in der Mitbewerbung des höfischen Romanes entstanden, so kann doch nichts von diesem sich mit den Nibelungen vergleichen. Die ritterliche Epik gibt sich dem Spiele der Phantasie des Dichters wohlgemut hin, alle Extravaganzen, das Barocke und Komische, finden Eingang in die um einen maß-

los emporgetriebenen Helden versammelte Erzählung. Ein Blick nur auf die Nibelungen belehrt uns über den weiten und abgrundtiefen Abstand: wo kennt der höfische Roman den furchtbaren Ernst, der das Volksepos beherrscht und es erfüllt vom Traum Kriemhildens an bis zu den letzten dräuenden Worten des alten Hildebrand, da er der Königin des Hasses das Haupt abschlägt? Die Nibelungen erwachsen aus dem Boden einer ganz anderen Sittlichkeit als die Dichtungen der Chevalerie: die Treue der alten Zeit, der ethische Ausdruck eines Urverhältnisses zwischen Herrn und Mann, auf dem das germanische Wirtschaftsleben beruht, sie gebietet allein über die Seelen, löst die Gegensätze und Konflikte aus und zwingt die Widerstrebenden unweigerlich zusammen. Die Liebe wird nicht als der normale psychische Zustand jugendlicher Helden kunstvoll analysiert, ihre elementare Gewalt macht sich ohne lyrisches Zerdehnen in Handlungen geltend: nur Wolfram von Eschenbach fühlt aus jenen höfischen Zirkeln sich dem Wesen der deutschen Heldensage innerlich verwandt. Wie beim Drama der Antike liegt auch in den Nibelungen vieles hinter der gebotenen Darstellung zurück und wird nur in den Folgen sichtbar. Doch sind die Hauptpunkte der Erzählung straff verkettet.

Wie der Dichter des Nibelungenliedes die letzten Schritte des Verhängnisses durchmißt, wie er die einzelnen Ereignisse mit ehernen Klammern aneinander schließt, daß sie sich zu der idealen Einheit von der Nibelunge nôt verbinden, das ist ein Werk, würdig der höchsten Meisterschaft, der Stolz unserer altdeutschen Poesie. Am Beginne des Abschnittes, da ze einen sunewenden der grôze mort geschach, daz diu vrowe Kriemhilt ir herzeleit errach an ir næhsten mâgen unde an vil manegen man, gerät die Handlung, durch des Künstlers Absicht geführt, beinahe ins Stocken. Es weist sich, daß genug Burgunden den Saalbrand überleben, um den Hunnen noch länger zu widerstehen, wofern diesen nicht ein großer deutscher Held Hilfe bringt. Solche wird vermittelt durch das Schelten eines vornehmen Hunnen, der dem Markgrafen Rüedeger von Bechelaren vorwirft, er genieße Lehen und Spenden König Etzels und lasse diesen bei seiner Bedrängnis im Stich, das heißt, er verfahre als ein Untreuer. Freilich erschlägt ihn kurzweg der Markgraf, wie er nicht anders kann, aber gerade das verschärft die Bitten des Königspaares und verleiht der Berufung auf den Eid, den Rüedeger einst Kriemhilden vor dem Hochzeitszuge nach dem Hunnenlande geleistet hatte, den unwiderstehlichen Nachdruck. Aus dem bittersten Seelenringen, mit ergreifender Schlichtheit beschrieben, tritt Rüedeger, der getreue und milde, in den Kampf mit seinen burgundischen Gastfreunden. Er fällt und das schreckvolle Jammern, das die riesige Burg durchtobt — wie steigert sich die Spannung durch den Zweifel der Königin! — ruft die Amelungen herbei, die Heldenschar des Königs Dietrich von Bern. Der beißende Hohn, mit dem die Burgunden, die ihr Schicksal wissen, das herzliche Klagen der meist jugendlichen Kämpen erwidern, zwingt den neuen Kampf herbei, in dem alle Amelungen auf der Walstatt bleiben, nur Hildebrand, der alte Waffenmeister und Genosse des Königs, hastet mit schwerer Wunde, seinem Herrn die bitterste Botschaft zu bringen. Auch hier vertiefen Hemmungen und Retardationen den Eindruck des Todesgrauens. So wird Dietrich von Bern vor den äußersten Druck gestellt, dem der Friedensfürst weichen muß, und damit wird das Ende der Burgundenhelden, welche die alte Sage als Brüder kannte, herbeigezwungen.

Dieser Abschluß ist grandios und hat seinesgleichen nicht in der deutschen Poesie. Da erproben sich die Herzen in diesem Männerliede, wo Leben und Ehre auf des Schwertes Schneide stehen: jenes darf der Held verlieren, diese nicht. Und dabei wird doch die allerstärkste Leidenschaft durch die Haltung der Recken bezähmt, ihre Ausbrüche gedämpft. Alle Momente, wo die Feindschaft geschlichtet, die Not gemildert werden könnte, schaltet der Dichter mit sorgsamstem Rechnen aus und macht sie unmöglich: Treue zieht Treue nach, eine Pflicht die andere. Da naht das wirkliche Ende, nichts mehr kann kommen, es fehlen die Nachfahren der kämpfenden Geschlechter. Der Dichter des Nibelungenliedes lebte in dem Bewußtsein und verstand, es in seinen Hörern zu wecken, daß die alte Zeit dieser Heldenmären vorübergerauscht war. Indem sein Lied erklingt, ist ein ganz neues Zeitalter schon herangebrochen: während der letzten Stunden der verklingenden Nibelungensage fängt sich im Spiegel der lautersten Poesie das Bild uralter Geschichte des deutschen Volkes.

Die Entstehung der deutschen Territorien.

Von Georg von Below.

Das deutsche Volk hat im früheren Mittelalter lange Zeit einen einheitlichen Staat gehabt. In diesem kamen allmählich Gewalten von selbständiger Bedeutung, Territorien und freie Städte, auf, und sie haben, im Bunde mit auswärtigen Mächten, den einheitlichen Staat schließlich zerstört. Für alles Elend, das über Deutschland infolge seiner politischen Zersplitterung hereingebrochen ist, müssen wir die Territorien mit verantwortlich machen.

Im 19. Jahrhundert haben wir wieder ein einiges deutsches Reich erhalten. Dieses ist durch die Landesherrschaft geschaffen worden, vor allem durch eine mächtige Landesherrschaft, die sich zur führenden Macht in Deutschland erhob.

Das deutsche Reich, das im 19. Jahrhundert neu begründet worden ist, hat die Gestalt eines Bundesstaates, nicht die eines Einheitsstaates. Die alten Landesherrschaften haben noch eine große Bedeutung behalten. Das neue Reich ist aufgebaut auf ihnen.

Deutschland hat vor anderen Ländern den Vorzug, daß ihm eine große Mannigfaltigkeit des Lebens eigentümlich ist. Es besitzt eine Reihe von Großstädten mit allem Reichtum des großstädtischen Lebens, die ganz unabhängig nebeneinander stehen; eine Menge selbständiger industrieller Distrikte; eine Mehrzahl von Mittelpunkten der Kunst und Wissenschaft. In den verschiedenen Landschaften pulsiert ein eigenes Leben mit besonderen sozialen Verhältnissen, Sitten und Gedankenrichtungen. Auch diese Eigenschaften unseres Vaterlandes hängen zu einem sehr beträchtlichen Teile mit der Vielheit der Landesherrschaften zusammen, die im Mittelalter aufgekommen sind und jahrhundertelang Deutschland beherrscht haben.

So gehen Unglück und Glück Deutschlands, viele seiner Mängel und seiner Vorzüge wesentlich auf die Bildung der alten Territorien zurück.

Wollen wir die Entstehung der Territorien verfolgen, so ist uns der Ausgangspunkt in Einrichtungen des fränkischen Reiches gegeben. Unter den Merowingern wurde die Grafschaftsverfassung ausgebildet, und mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft hielt auch diese ihren Eroberungszug: überall, soweit das Gebot des fränkischen Königs galt, finden wir das Grafenamt; das ganze große Reich zerfiel in Grafschaften. Der Graf war königlicher Beamter; der König konnte ihn nach freiem Ermessen ein- und absetzen, war auch in der Wahl der Personen nicht beschränkt. Die Kompetenz des Grafen war umfassender Art. Als Inhaber militärischer Gewalt hob er den Heerbann seines Distriktes aus und führte ihn an. Mit den militärischen vereinigte er gerichtliche Befugnisse, indem er die Stellung eines obersten Richters der Grafschaft einnahm, d. h., bei der mittelalterlichen Scheidung zwischen prozessualem Zwang und prozessualer Kognition, Beamter für die Leitung des Prozesses und die Exekution war. Er besaß ferner die Polizeigewalt in der Grafschaft und übte Funktionen der königlichen Finanzverwaltung aus. Wie den Beamten jener Zeit überhaupt, so fehlte auch ihm das feste Gehalt. Ihm fielen als Dienstentschädigung namentlich die Nutzung des Grundbesitzes, mit dem das Amt ausgestattet war, und ein Drittel der Gerichtsgefälle und der Bannbußen zu. Die anderen zwei Drittel bezog der König.

An diese Grafen der fränkischen Zeit knüpft der deutsche Landesherr an. Zwar haben die alten Grafschaften bedeutende Umwandlungen erfahren, bis es zur Bildung der Territorien kam. Allein in wesentlichen Stücken erkennt man doch in der Landesherrschaft das Grafenamt wieder.

Wenn der fränkische Graf den Charakter eines wahren Beamten hatte, so trat hier bald eine Änderung ein. Schon am Anfang des 7. Jahrhunderts hatte der merowingische König versprechen müssen, fortan nur Grundbesitzer desselben Gaues als Grafen einzusetzen. Erachteten die Karolinger sich auch nicht an diese Bestimmung gebunden, so gelangte doch unter den letzten Vertretern dieser Dynastie eine andere, folgenschwerere Neuerung zur Geltung: das Lehnrecht ergriff die Grafschaft. Die Verleihung des Amtes geschah jetzt nach lehnrechtlichen Grundsätzen, so daß sein Inhaber einen privatrechtlichen Anspruch erhielt, es für Lebenszeit des Empfängers und Verleihers übertragen wurde. Mit der allgemeinen Vererblichung der Lehen bildete sich dann auch die Vererbung der Grafenämter aus. Im westfränkischen Reich

war sie bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Regel; im ostfränkischen entwickelten sich die Dinge etwas langsamer. Zunächst handelte es sich freilich nur um eine tatsächliche Vererbung; später aber folgte ihr auch die Ausbildung der rechtlichen Erblichkeit nach. Im 11., spätestens im 12. Jahrhundert ist sie zu einem allgemein anerkannten Gewohnheitsrecht geworden. Beschränkte sich die Vererbung grundsätzlich auf den Mannsstamm, so fielen praktisch Grafschaften doch mehrfach auch auf weibliche Verwandte. So weit entfernte sich das Grafenamt von seinem ursprünglichen Charakter.

Neben der Umwandlung der Grafenämter in Lehen ging eine andere Entwicklung her, welche die äußere Gestalt der Grafschaft veränderte. Die Bezirke der Grafen wurden durchbrochen durch Herstellung von Immunitätsgebieten und andere Exemtionen. Insbesondere geistliche Institute, aber auch weltliche Herren erhielten vom König Privilegien, durch die ihr Besitz in größerem oder geringerem Maße von der Gewalt des Grafen eximiert wurde. Im Laufe der Zeit steigerte sich der sachliche Umfang der Exemtion und ebenso die Zahl solcher Fälle. Sehr viele geistliche und weltliche Herren besaßen jetzt Gebiete, von denen der Graf vollständig oder fast vollständig ausgeschlossen war. Mehrfach wurde auch die Gerichtsbarkeit, die einem geistlichen Herrn zugesprochen worden war, über seinen grundherrschaftlichen Besitz hinaus ausgedehnt. Endlich verkleinerten die aufkommenden Städte mit ihren besonderen Stadtgerichtsbezirken die gräflichen Gebiete. Wohl kaum eine Grafschaft behauptete noch ganz die alten Grenzen. Oft war der Teil, über den der Graf unmittelbar gebot, jetzt nur ein bescheidener Rest seines ehemaligen Gebietes. Die durch Exemtion gebildeten Bezirke sahen den verkleinerten Grafschaften im wesentlichen gleich und standen ihnen in der Gerichtsverfassung des Reiches meistens parallel. Ein Ausdruck dieser Zerstückelung, dieser Auflösung der Grafschaften war es, wenn sich jetzt die Grafen nicht mehr wie früher nach einem Gau nannten, sondern nach einer Stadt, Burg, einem Schloß, in dem sie sich gern aufhielten.

Die Grafschaftszersplitterung hätte die Stellung der Grafen schwächen müssen, wenn ihnen nicht gerade die neuen Verhältnisse Gelegenheit gegeben hätten, ihre Gewalt auf Umwegen zu vermehren, wieder größere Komplexe in ihrer Hand zu vereinigen.

In der fränkischen Zeit war grundsätzlich über jede Grafschaft ein Graf gesetzt, wie es nicht anders sein konnte, wenn der Graf wirklich Beamter bleiben sollte. Als aber mit dem Eindringen des Lehnswesens das Grafenamt mehr und mehr nach privatrechtlichen Gesichtspunkten behandelt wurde, kam es vor, daß mehrere Grafschaften unter einem Grafen standen. Man findet nun 7–15 Grafschaften in einer Hand. Einen anderen Erwerb bot den Grafen der kirchliche Besitz. Die kirchlichen Institute bestellten nämlich für ihre Immunitätsbezirke Vögte als Verwalter der Justiz. Wie diese eximierten Gebiete den Grafschaften parallel standen, so hatte auch der Vogt in ihnen Funktionen, die denen des Grafen in seiner Grafschaft entsprachen. Und eben darum mußte der Posten eines Vogtes den Grafen begehrenswert erscheinen. In größter Zahl sehen wir sie kirchliche Vogteien erwerben. Umgekehrt bot auch die Stellung eines Vogtes den Ausgangspunkt für eine Erweiterung der Herrschaft: manche mächtige Landesherrschaft der späteren Zeit setzt hauptsächlich einen alten Vogteibesitz fort. Es war in gewissem Sinne ein Rückerwerb, der sich durch das Eindringen der Grafen in die Vogtämter vollzog. Oft haben die Könige den Bischöfen und Äbten, in denen sie treuere Diener als in den selbständig gewordenen Grafen sehen konnten, vollständige Grafschaften übertragen. Aber auch solche Vorgänge verursachten den weltlichen Herren nicht ganz den Verlust, der damit verbunden zu sein schien. Denn teilweise brachten sie jene Grafschaft, als Vögte oder als Lehnsgrafen der Geistlichen, wieder an sich.

Die Inhaber der Grafschaften und der Gerichtsbezirke, die diesen jetzt parallel standen, legten sich, nachdem sie sich in ihrem Besitz befestigt hatten, eine neue Bezeichnung bei. Vereinzelt im 12., ganz gewöhnlich im 13. Jahrhundert nannten sie sich Landesherren, domini terrae. Sie wollten damit kundtun, daß ihre Stellung die eines Staatsoberhauptes sei; sie verglichen sich, wenn nicht mit dem deutschen König, so doch mit den Herrschern der Nachbarreiche. Sie fühlten sich nicht mehr als Beamte, wie die fränkischen Grafen, sondern empfanden die Selbständigkeit ihrer Gewalt; sie hatten

nun auch ein Land, wie andere Fürsten. Es ist vielleicht nicht Zufall, daß die neue Bezeichnung unmittelbar nach dem Sturz des Stammesherzogtums größere Verbreitung gewinnt. Die Stammesherzoge bildeten eine Instanz zwischen dem König und den Inhabern der gräflichen Rechte und hatten die Neigung, die letzteren herabzudrücken und von sich abhängig zu machen. Indem die Gefahr, die von ihnen den Landesherren drohte, beseitigt wurde, traten diese unmittelbar unter den König und ihm gegenüber.

Neben dem Hinweis auf die Selbständigkeit der Stellung liegt in dem Wort Landesherr noch etwas anderes, indem die Besitzungen des Herrn als eine Einheit, als ein Land zusammengefaßt wurden. Wie vorhin angedeutet, konnten sie verschiedenen Ursprungs sein. Ein Herr besaß etwa den Rest einer alten Grafschaft, einige Kirchenvogteien und einen zugunsten eines weltlichen Großen eximierten Gerichtsbezirk; ein Stück als Lehen vom König, ein anderes von einem geistlichen oder weltlichen Fürsten, ein drittes als Allod: alles aber galt jetzt zusammen als das «Land».

So finden wir nun statt der Grafschaften, in welche früher das Reich gleichmäßig geteilt war, Landesherrschaften, die Gebiete geistlicher und weltlicher Herren. Die neue Bezeichnung «Landesherr» war eine generelle. Sie schloß mehrere Gruppen mit besonderen Titeln ein. Voran standen nach mittelalterlicher Rangordnung die geistlichen Herren: Erzbischof, Bischof, Äbte, Äbtissinnen, Pröpste, Pröpstinnen. Ihr Besitz bestand aus alten Immunitätsbezirken, die zugunsten dieser Kirche hergestellt waren, aus Grafschaften, die der König ihr geschenkt hatte, und aus Immunitätsbezirken anderer Kirchen, welche die Vogtei ihr übertrugen, etwa dem Gebiet eines Klosters oder Stifts, dessen Vogtei der Bischof der Diözese erhielt. In der Reihe der weltlichen Landesherren standen voran die Herzoge. Zum Teil setzten diese in ihrem vornehmen Titel die Erinnerung an das alte Stammesherzogtum fort, besaßen jedoch nach dessen Sturz der Hauptsache nach nur eine landesherrliche Stellung. Zum anderen Teil waren die Herzoge von Haus aus bloße Titularherzoge. Auf sie folgten die Grafen, einige mit der Bezeichnung Land- und Markgrafen. Der Markgraf war ursprünglich ein wichtiger Grenzbeamter, mit mehr Rechten als der einfache Graf. Im Laufe der Zeit verschwand jedoch dieser Unterschied, und der Graf bedeutete ebensoviel wie der Markgraf. Ähnlich verhielt es sich mit den Landgrafen. In den Benennungen der Grafen zeigt sich, wie schon angedeutet, daß in den Jahrhunderten seit der karolingischen Zeit die alten Grafschaften großenteils zertrümmert worden waren. Unter den Landesherren finden sich nicht viele, die ihren Namen von alten Grafschaften haben, wie die Grafen von Flandern, Hennegau, Brabant, Holland. Es überwiegt die Bezeichnung nach einer Burg und Stadt. Die Geschlechter nennen sich nach den Besitzungen, die ihnen gehören. Diese haben teilweise eine alte Grafschaft oder ihren Rest mitumfaßt. Aber es haben sich auch, und zwar zweifellos sehr oft, neue Grafschaften gebildet. Wie bemerkt, waren zugunsten weltlicher Herren häufig Exemtionen hergestellt worden. Ein so eximierter Bezirk mochte zunächst nicht viel bedeuten. Allein sein Inhaber konnte kirchliche Vogteien erwerben und durch deren Vereinigung mit seinem ursprünglichen Besitz sich ein beträchtliches Gebiet, eine ansehnliche «Landesherrschaft» schaffen. Wir hören aus den älteren Jahrhunderten, daß die Könige den geistlichen Instituten in Menge Gerichtsbezirke übertragen, und sind überrascht, daß hinterher die Territorien derselben doch nur einen bescheidenen Umfang haben, daß manche Stifter und Klöster ihren Gerichtsbezirk sogar ganz verloren haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der Tatsache, daß jene Gerichtsbezirke durch das Mittel der Vogtei, auch durch die Verleihung von Grafschaften wieder an weltliche Herren gekommen sind. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde ein heftiger Kampf um die Vogteien geführt. Die weltlichen Großen nötigten die Kirchen, ihnen Vogteien in den Immunitätsbezirken zu übertragen. Die Könige selbst, besonders die großen Staufer Friedrich I. und Friedrich II., streckten ihre Hand danach aus. Das staufische Territorium, das sich um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts zu bilden schien, stützte sich zu einem bedeutenden Teile auf Vogteien, die die Kirchen der Familie zugestehen mußten. Die Geistlichen suchten ihren Besitz nach Möglichkeit zu wahren; aber viel verloren sie. Nur einen unvollständigen Ersatz gewährte es ihnen, wenn sie in der erwähnten Art die Vogtei über andere geistliche Institute erwarben. So ist es denn dahin

gekommen, daß kirchliche Vogteien einen wesentlichen Bestandteil sehr vieler Territorien bilden. Das berühmte Haus der Habsburger liefert ein lehrreiches Beispiel. Der erste des Geschlechts, der sich Graf von Habsburg nennt, hatte neben altem Eigenbesitz schon eine Vogtei, während die Landgrafschaft im oberen Elsaß erst nachträglich an die Familie kam, und erworbene Vogteien bildeten auch weiterhin noch lange einen Hauptbestandteil ihres Territoriums.

Die Annahme des Grafentitels ging damals ohne besondere Formalitäten vor sich. Man scheint denjenigen für würdig des Titels angesehen zu haben, der die vollen gräflichen Rechte, d. h. die volle öffentliche Gerichtsgewalt tatsächlich ausübte und über einen ansehnlichen Bezirk gebot. Wir beobachten mehrfach, daß Herren mit diesen Eigenschaften längere Zeit den bloßen Titel «Herr» führen, bis sie dann sich als Grafen bezeichnen. Solche Beispiele liefern uns außer den Habsburgern die Herren von Hohenlohe, von der Lippe und von Wied, die erst nachträglich als Grafen erscheinen. Andere solcher «Herren», z. B. die von Heinsberg am Niederrhein und unzählige mehr, behielten ihren bescheidenen Titel bis zu ihrem Aussterben oder dem Verlust ihrer Selbständigkeit. Die Stellung von Landesherren aber besaßen auch sie: gegenüber ihren Untertanen übten sie dieselben Rechte wie ein Graf oder Herzog gegenüber den seinigen.

Neben den geschilderten Abstufungen ging die Unterscheidung der Landesherren in fürstliche und nichtfürstliche her. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts gehörten zu den Reichsfürsten die Bischöfe, Reichsäbte und Reichsäbtissinnen, die Herzoge und alle Grafen. Für diesen älteren Fürstenstand war maßgebend das Amt, insbesondere das Grafenamt. Den neueren bildeten außer jenen Geistlichen, deren Stellung gegenüber dem König jetzt als eine lehnsrechtliche aufgefaßt wurde, nur diejenigen weltlichen Landesherren, welche mindestens eine Grafschaft unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen und keines anderen weltlichen Landesherrn Lehnsleute waren. Der jüngere Reichsfürstenstand charakterisiert sich so als Erzeugnis des Lehnswesens. Der Fürstenrang hatte übrigens nur für die Reichsverfassung Bedeutung, während die inneren Verhältnisse der Territorien davon unberührt blieben. Anders stand es mit der Zugehörigkeit zu dem engeren Kreise der Kurfürsten, der sich im 13. Jahrhundert ausbildete: obwohl ihre Sonderrechte gleichfalls vornehmlich die Reichsverfassung betrafen, so besaßen sie doch auch hinsichtlich der inneren Territorialverfassung Privilegien.

Wie wir gesehen, waren es keineswegs durchweg die alten Grafschaften in ihrem äußeren Umfang, an die die Landesherrschaften anknüpften. Wohl aber besteht ein fester Zusammenhang zwischen den alten Grafen und den Landesherren in der Kompetenz: nur diejenigen, welche die Befugnisse der fränkischen Grafen, vor allem die volle öffentliche Gerichtsbarkeit ausübten, sind zu Landesherren geworden. Der Landesherr ist der selbständig gewordene fränkische Beamte. Er verwaltet das Amt nicht mehr bloß für den König, sondern in erster Linie im eigenen Interesse.

Fragen wir, wie es gekommen ist, daß der abhängige Beamte des fränkischen Reiches zu einem selbständigen Inhaber des Amtes wurde, so haben wir zunächst der Tatsache zu gedenken, daß ein Reich von gewaltigem Umfang bei wenig entwickelter Kultur, bei mangelhaften Verkehrsverhältnissen nur selten die Kontrolle über seine lokalen Beamten festzuhalten vermag. Es besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausdehnung eines Staates und seiner Verfassung. Dem Herrschergenie Karls des Großen gelang es noch, über die Grafen als Beamte zu verfügen. Unter seinen Nachfolgern wurde das Band locker. Es kam hinzu, daß die Ausstattung des Amtes mit Grundbesitz den Gedanken nahelegte, es mit einem Lehen zu vergleichen und nach dessen Analogie zu behandeln. Vor allem aber führten die politischen Verhältnisse dahin, das Streben der lokalen Beamten nach Selbständigkeit zu begünstigen.

Wie wirksam dies Moment war, beobachten wir namentlich bei der Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Hatte schon der Investiturstreit des 11. Jahrhunderts die lokalen Gewalten mit dem Papsttum gegen das Königtum verbunden gesehen, so wußten die Staufer sich nur durch Konzessionen an die Landesherren im Kampfe mit der Kirche und den italienischen Städten zu behaupten. Friedrich I. gewährte einzelnen Fürsten in besonderen Urkunden namhafte Rechte. Friedrich II. lieferte durch viele Verfügungen, namentlich in zwei großen Privilegien — der confoederatio cum

principibus ecclesiasticis von 1220, die der Gesamtheit der geistlichen Fürsten, und dem statutum in favorem principum von 1232, das den geistlichen und weltlichen Landesherren gemeinsam erteilt wurde — wichtige Reichsrechte aus. Er verzichtete teils auf unmittelbare Befugnisse des Reiches, insbesondere auf nutzbare Regalien; teils gab er die Städte, in denen das Königtum wohl eine Stütze hätte gewinnen können, den Landesherren preis. Gerade damals befanden sich die Stadtgemeinden in schnellem Aufsteigen, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß sie mit den Territorien in Konflikt gerieten.

In den letzten Jahren der Regierung Friedrichs II. wurden ihm Gegenkönige von der Kurie gegenübergestellt. Damit begann ein Kampf um das staufische und Reichsgut. Ein sehr bedeutender Teil desselben ging den Staufern verloren. Aber der Gewinner war nicht ein Gegenkönig, sondern die Landesherren. Die Staufer wie die Gegenkönige mußten durch die Veräußerung von Reichsbesitz sich Anhänger erkaufen, und die Landesherren nutzten auch von sich aus den Augenblick des Zwiespaltes in der Regierung aus, um sich das königliche Gut, das in ihrer Nachbarschaft lag, anzueignen. Nach dem Fall der Staufer gab es während des Interregnums kaum eine Wahrung der Reichsrechte. Rudolf von Habsburg, der Restaurator des Königtums, bemühte sich, das königliche Gut nach Möglichkeit wieder herzustellen und zu schützen; insbesondere ergab sich für ihn auch die Pflicht, ein Verhältnis zu den selbständig gewordenen Territorialgewalten zu gewinnen. «Er war» — sagt ein neuerer Geschichtschreiber — «auf dem Wege, die Territorien vor allem durch das Territorium zu überwinden.» Vermutlich hätte sich noch viel für das Königtum erreichen lassen, wenn auf Rudolf ein Sohn, mit der durch den Vater geschaffenen Macht, gefolgt wäre. Indessen man gab die Krone einem Mitglied eines kleinen Hauses, das sich nur durch neue Veräußerungen von Reichsgut behaupten konnte. Und spätere Möglichkeiten, dem Königtum eine realere Grundlage zu geben, wurden auf ähnliche Weise vereitelt. So ist denn auch das Bestreben der Könige, sich eine Hausmacht zu begründen, dem Königtum nicht — wie in Frankreich — dienstbar, sondern abträglich geworden.

Es ist charakteristisch, daß sich das weitere Wachstum der territorialen Gewalten im wesentlichen ohne Mitwirkung der Reichsgesetzgebung vollzog. Das 14. Jahrhundert brachte bloß ein großes Reichsgesetz, welches diese Verhältnisse ordnete, hervor, und dies, die Goldene Bulle, regelte nur die Berechtigungen der Kurfürsten. Die anderen Landesherren aber setzten sich ähnliche Ziele wie die, die hier von den Kurfürsten erreicht waren, und erlangten auch das Erstrebte in beträchtlichem Umfange.

Im 14. Jahrhundert, namentlich in seiner zweiten Hälfte, bildete sich in den Territorien eine landständische Verfassung aus. Damit kann die Periode ihrer Entstehung als abgeschlossen gelten, insofern sie dadurch auch ein inneres politisches Leben entfalteten. Einer Steigerung war die Landeshoheit freilich noch in hohem Maße fähig und hat sie auch gefunden, vor allem in den Bestrebungen der Reichsreform des 15. und 16. Jahrhunderts, die überwiegend auf reichsständischer Grundlage aufgebaut wurde, durch die Kirchenreformation, den dreißigjährigen Krieg, den westfälischen Frieden, darauf, mit der Wendung gegen die eigenen Untertanen, durch die Ausbildung des Absolutismus.

Seit dem Ausgang der Hohenstaufen lag in Deutschland der Schwerpunkt des politischen Lebens ganz unzweifelhaft in den Territorien; nur die Städte, soweit sie eine ähnlich selbständige Stellung gewonnen hatten, konnten mit ihnen konkurrieren. Da das Reich nicht die Kraft und die Fähigkeit zeigte, die staatlichen Aufgaben zu erfüllen, so traten jene ein. Sie befestigten sich in ihrer Stellung und haben nach verschiedenen Richtungen hin bedeutende Leistungen aufzuweisen. Allerdings vermochten sie nicht, das zu erreichen, was einem großen Staat möglich war. Die Länder der Nachbarschaft, wie Frankreich und England, vollzogen in den Jahrhunderten des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit die Konzentrierung ihrer Kräfte und erhoben sich damit zu den führenden Mächten der Zeit. Hinter ihnen blieb Deutschland zurück, welches bei der Schwäche des Reiches reale Gewalten nur in den mittleren und kleinen Gemeinwesen der Territorien besaß. Aber wir werden auch durch deren zunächst weniger glanzvolle Geschichte gefesselt, weil das deutsche Leben nun einmal wesentlich auf ihnen beruhte und von ihnen schließlich besseres und höheres ausging.

Herren- und Freienstand im deutschen Mittelalter.

Von Richard Schröder.

Bei ihrem Eintritt in die Geschichte zerfiel das Volk der Germanen in drei Stände. Den Kern und zugleich die überwiegende Masse des Volkes bildeten die Gemeinfreien oder Volkfreien; über sie erhob sich in erheblich geringerer Zahl der Adel; unter ihnen standen in verschiedenen Abstufungen die Unfreien. Die Volkfreien bezeichnete man als «Freilinge» oder, da sie den Nacken vor niemand zu beugen hatten, als «Freihälse»; im Gegensatz zu dem adeligen Jarl (althochdeutsch und altsächsisch «erl», angelsächsisch «eorl») hieß der gemeine Mann auch «Kerl» oder «Karl» (angelsächsisch «ceorl»). Die Volkfreien waren einfache Bauern, aber jederzeit zu Krieg und Kampf bereit, mochte sie der Staat zur Heerfahrt oder die Sippe zur Teilnahme an einer Fehde entbieten. Durchschnittlich schon mit vollendetem fünfzehntem Lebensjahr erlangte der freie Knabe die Waffenreife. Dann wurde er durch Vater oder Vormund an der Seite seiner Altersgenossen in der Versammlung der Landesgemeinde vorgestellt und, nachdem sie in einem öffentlichen Waffenspiel ihre Reife erprobt hatten, feierlich unter Waffenreichung in das Volksheer aufgenommen. Fortan war er als «Heermann» vollberechtigtes Glied wie in den Versammlungen der Landesgemeinde, so im Ding seines Gaufürsten. Die Friedenstätigkeit der Freien bildete Ackerbau und Viehzucht. Wo die Ansiedelung der Germanen in Einzelhöfen erfolgt war (namentlich in der niederrheinisch-westfälischen Tiefebene und in den Gebirgen Süd- und Mitteldeutschlands), da hatte jeder freie Bauer sein eigenes Hofland, nur Wald und Weide war ungeteilte Allmende. Wo sich dagegen das Volk, und dies war weit überwiegend der Fall, dorfschaftsweise niedergelassen hatte, da nannte der einzelne nur Haus und Hof und allenfalls einen dazu gehörigen Garten sein Eigen, während das gesamte nutzbare Land ebenso wie Wald und Weide der Gemeinde gehörte und nur alljährlich in Teilstücken (Ackerlosen) nach Maßgabe des Bedürfnisses den einzelnen zur Ackernutzung überlassen wurde.

Über den Volkfreien standen die Edelinge oder Adalinge (von «adal», Geschlecht, Herkunft), bei den Nordgermanen auch Jarle (d. h. Helden) genannt. Sie alle führten ihre Geschlechter auf die Götter zurück und erfreuten sich besonders aus diesem Grunde erhöhten Ansehens bei ihrem Volke wie im Auslande. Vertraute man sich ihrer Führung an, so glaubte man auf den Beistand der Götter, die sie als ihre Ahnen verehrten, sicher rechnen zu können. Darum wurden die Könige, wo es solche gab, regelmäßig aus dem adeligsten Geschlechte genommen, und da Priesteramt und Fürstenamt ursprünglich überall zusammenfielen, so war es nur natürlich, daß auch das Fürstenamt regelmäßig mit Männern aus dem Adel besetzt wurde. Jede germanische Völkerschaft, die einen Staat für sich bildete, umfaßte eine gewisse Anzahl von Gauen, an deren Spitze als Richter und Heerführer ein von der Landesgemeinde gewählter Gaufürst stand. Aber auch die nicht mit einem Amt ausgestatteten Angehörigen der angesehensten Adelsgeschlechter hatten Fürstenrang. In ihrer Gesamtheit bildeten die Fürsten einer Völkerschaft den Fürstenrat, der in und vor der Landesgemeinde eine hervorragende politische Stellung einnahm, und zwar in den monarchischen Staaten nicht weniger wie in den Volksstaaten, an deren Spitze kein König stand. Daß es neben den fürstlichen Geschlechtern auch geringere Adelsfamilien gab, wird uns ausdrücklich bezeugt. Der Unterschied mochte sich teils auf die größere oder geringere Bedeutung der als Ahnherren an der Spitze der einzelnen Häuser stehenden Gottheiten, teils auf kriegerische oder politische Verdienste der Vorfahren gründen. Die Edelinge, soweit sie nicht zu einem Fürsten- oder Priesteramt berufen waren, huldigten ausschließlich kriegerischem Berufe, dem sie nicht bloß in Heerfahrten und Fehden, sondern auch in Raubzügen und durch Beteiligung an auswärtigen Kriegen oblagen. Jeder Fürst hatte ein durch besonderen Eid in feierlicher Weise verpflichtetes Gefolge berufsmäßiger Krieger, die von ihm Roß, Waffen, Unterhalt und Lohn empfingen und in Krieg und Frieden seine ständige Begleitung bildeten. Da das Gefolge ausschließlich aus berittenen, berufsmäßigen Kriegern bestand, so ist es als der Ausgangspunkt für den späteren Ritterstand und das Lehnswesen zu betrachten. Die feierliche Form des

Dienstvertrages der Gefolgsmannen (commendatio) entsprach der späteren Belehnung oder Investitur. Der wesentliche Unterschied lag nur darin, daß die Lehnsmannen oder Vasallen nicht mehr den Unterhalt am Hofe des Herrn, sondern statt dessen ein Lehngut als Besoldung empfingen.

Soweit die Fürsten und ihre Gefolgsmannen nicht durch Kriegs- oder Raubzüge, Fehden oder Jagd in Anspruch genommen waren, pflegten sie der Ruhe und oft ausgelassener Geselligkeit. Ernste Friedensarbeit war ihnen fremd und erschien ihnen als eine mannesunwürdige Beschäftigung. Deshalb traten die jungen Fürstensöhne, sobald sie das waffenfähige Alter erreicht hatten, nicht wie ihre gemeinfreien Altersgenossen in das Volksheer, sondern sofort als berufsmäßige Krieger in das Gefolge eines Fürsten ein, in das Gemeinfreie und Edelinge geringerer Herkunft nur aufgenommen wurden, nachdem sie, in längerem Kriegsleben erprobt, sich einer solchen Ehre würdig gemacht hatten. Daß die fürstlichen Familien regelmäßig ihre altangestammten Edelgüter besaßen, läßt sich nicht bezweifeln. Ob sie außerdem an den jährlichen Ackerverlosungen innerhalb der Gemeinden teilgenommen haben, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Von den geringeren Edelingen ist dies jedenfalls anzunehmen, da die Ackerverlosungen nach Maßgabe des Standes (secundum dignationem) erfolgten, die Vornehmeren also wohl ein mehrfaches Los gegenüber den Gemeinfreien erhielten. Es wird sich hier dieselbe Wertbemessung geltend gemacht haben, die bei den Bußen für Verletzungen und den Wergeldern für Tötungen maßgebend war. Die Edelinge hatten auch später die doppelten, dreifachen oder gar sechsfachen Beträge an Wergeld und Buße zu beanspruchen.

Daß die Edelinge nicht gleich den Gemeinfreien einer bäuerlichen Wirtschaft vorstehen konnten, war bei ihrer ausschließlich kriegerischen Lebensweise selbstverständlich. Sie waren vielmehr Grundherren, die ihre Felder durch unfreie Leute bestellen ließen. Dies geschah in der Regel in der Weise, daß die unfreien Familien nach Art der römischen Kolonen auf gesonderten Höfen angesiedelt wurden, die sie für eigene Rechnung bewirtschafteten, wogegen sie dem Herrn Zins und Dienste zu leisten hatten. Daneben gab es unangesiedelte Leute, die dem Herrn ausschließlich als Haus- und Hofgesinde dienten. Die Gemeinfreien hatten für unfreies Volk weder Platz noch Nahrung. Kam ein Freibauer ausnahmsweise einmal in den Besitz eines unfreien Knechtes, so suchte er ihn wohl immer sobald als möglich zu verkaufen. Freilassungen kamen in zwiefacher Weise vor. Wenn sie in feierlicher Form durch Waffenreichung in der Landesgemeinde vollzogen wurden, so erhielten die Freigelassenen die vollen Freiheitsrechte, sie traten in die Reihe der Heermannen ein. Andere Freilassungen bedeuteten nur einen jederzeit widerruflichen Verzicht des Herrn auf die Leistungen des Knechtes, ohne daß dieser zur Freiheit oder auch nur zu einer Halbfreiheit nach Art der Hörigen der fränkischen Zeit emporgestiegen wäre.

In dem jahrhundertelangen Ringen, das man als die Zeit der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt, war der germanische Uradel, der durch seinen kriegerischen Beruf wie durch seine Führerstellung weit mehr gefährdet war als der gemeine Mann, überall außerordentlich zusammengeschmolzen. Bei den Franken gab es nach dem Aussterben des ribuarischen Königshauses nur noch ein einziges Adelsgeschlecht, das Haus der Merowinger, das seinen Stamm von einem alten Meergotte herleitete. Die Karolinger waren Emporkömmlinge von volkfreier Herkunft, und mit der Beseitigung der Merowinger verschwand innerhalb des Frankenstammes, abgesehen von geringen Resten bei den chamavischen Franken im südöstlichen Holland, die letzte Spur des alten Volksadels. Es war charakteristisch, daß Karl Martell in den furchtbaren Kämpfen mit den Mauren bei Tours und Poitiers in seinem Heere ausschließlich über Fußtruppen verfügte, eben weil ihm die zahlreichen Fürsten mit ihren berittenen Gefolgschaften, die das germanische Volksheer so wirkungsvoll ergänzt hatten, fehlten. Sein Feldherrnblick erkannte, daß er eines Reitervolkes, wie seine Gegner, auf die Dauer nicht mächtig sein würde, wenn es nicht gelänge, dem Frankenheere eine berufsmäßig ausgebildete Reiterei einzufügen. So kam er, indem er an die spärlichen Reste der altgermanischen Gefolgschaft anknüpfte, zur Einführung des Lehnswesens, das dem Reiche für alle ferneren Kriege einen genügenden

Bestand rittermäßig ausgebildeter Krieger zur Verfügung stellte. Die nunmehrigen Vasallen des Frankenkönigs waren feierlich in den alten Formen der Gefolgschaft verpflichtete Soldritter, die aber statt des Soldes mit großen Lehen an Reichs- und Kirchengütern ausgestattet wurden. Da die großen Kronvasallen regelmäßig wieder andere Ritter zu Lehnsmannen hatten, die sie dem Könige beim Aufgebot zur Heerfahrt zuführen konnten, so war mit der zunehmenden Erblichkeit der Lehen der Grund für die Ausbildung eines neuen Adels, der sich aus den großen und kleinen Vasallen, sämtlich freien Standes, zusammensetzte, gegeben. Zu ihnen gesellte sich die fränkische Beamtenaristokratie in Staat und Kirche. Aber auch die großen Grundherren, die weder ein Amt bekleideten noch in ein Lehnsband eingetreten waren, wurden dem neuen Herrenstande zugerechnet, da sie über zahlreiche Hintersassen, nicht bloß unfreien oder hörigen, sondern auch freien Standes, geboten und mannigfache Hoheitsrechte, die sonst nur den Staatsbeamten zukamen, über sie ausübten.

Diese neue Klasse der Hochfreien, die sich anschickte, an die Stelle des alten Adels zu treten, war noch kein eigentlicher Adel, weil ihr die Erblichkeit fehlte, aber sie trug alle Keime eines neuen Geburtsstandes in sich und mußte sich zu einem solchen ausgestalten, sobald es üblich wurde, auch die hohen Staatsämter, zumal das Grafenamt, zu Lehen zu geben und die Amtslehen, die der Vater gehabt hatte, nach seinem Tode auch dem Sohne zu erneuern.

Der neuen Aristokratie des fränkischen Reiches mußten die Reste des alten Volksadels, die sich bei einigen nichtfränkischen Stämmen erhalten hatten, mit der Zeit erliegen. Die geringen Spuren, die noch bei Burgunden und Alemannen bestanden, verschwanden schon früh. Bei den Bayern gab es neben dem von Karl dem Großen beseitigten Herzogsgeschlecht der Agilolfinger noch fünf altedele «Geschlechter», die sich in der Folgezeit innerhalb des neuen Herrenstandes verloren haben. Das gleiche Schicksal hatten die thüringischen Edelinge, deren Zahl eine etwas größere gewesen zu sein scheint. Sehr bedeutend und zum Teil mit erheblichen Herrschaftsrechten gegenüber den Gemeinfreien ausgestattet war der sächsische Volksadel, der unter Führung des Westfalenherzogs Widukind dem großen Karl den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzte. Nachdem aber der sächsische Adel im Jahre 785 seinen Frieden mit Karl gemacht hatte, wußte dieser ihn mit großer politischer Klugheit ganz in sein Interesse zu ziehen, einmal durch Anstellung von Edelingen als Grafen und Königsboten, sodann indem er ihnen ihre adeligen Vorrechte gegenüber den Gemeinfreien und, soweit das Staatsinteresse es zuließ, auch gewisse Herrschaftsrechte gegenüber dem Volke bestätigte, zum Teil sogar vermehrte. Infolge dieser klugen Politik beschränkten sich die späteren Aufstände der Sachsen auf das gemeine Volk ohne Mitwirkung des Adels, ja richteten sich teilweise, wie der Aufstand der sogenannten Stellinga um 842, mehr gegen den Adel als gegen den König und wurden daher jedesmal mit Leichtigkeit niedergeschlagen. Erst im Laufe des 10. Jahrhunderts hat auch der alte Sachsenadel seinen Zusammenhang mit den götterentstammten Ahnen völlig verloren und ist in den neuen Herrenstand aufgegangen. Glücklicher als die sächsischen waren die friesischen Bauern in der Bekämpfung ihres in der Karolingerzeit ebenfalls noch recht zahlreichen Adels gewesen. Nur in Westfriesland wußte dieser sich in dem Rahmen des neuen fränkischen Herrenstandes zu behaupten, während die Klasse der in Mittel- und Ostfriesland später auftretenden bäuerlichen «Edelinge» zum Teil wohl aus einem Herabsteigen alter Edelinge zu bäuerlichem Leben, großenteils aber aus dem Emporsteigen einfacher Freibauern zu bevorzugter Stellung zu erklären ist.

Auch der Stand der Gemeinfreien hat in der fränkischen Zeit wesentliche Veränderungen erfahren. Zahlreiche Freibauern wurden zu Zinsleuten größerer Grundherren und traten damit in eine hofrechtliche Unterordnung, die sie den Hörigen annäherte. Andererseits traten solche Freien, die entweder ein Lehen annahmen oder denen es ihr eigener Grundbesitz möglich machte, auch ohne Lehen ihrer Heerpflicht in rittermäßiger Weise zu genügen, in den freien Ritterstand und damit in den neuen Stand der Hochfreien über. Die übrigen Freien, die weder Ritter noch Zinsleute wurden, behaupteten als Mittelfreie ihre alte Stellung, solange das Reichsheer noch Fußtruppen gebrauchte und demgemäß von den Kleinbesitzern nur Fußdienst verlangte. Je mehr aber der

Schwerpunkt des Heeres in die Reiterei verlegt wurde, desto häufiger blieben die Bauern daheim und überließen es ihrem Grafen, berittene Stellvertreter für sie zu beschaffen, wogegen sie ihm eine Heersteuer zahlten. Seit dem 12. Jahrhundert verwendete das Reich auf den Heerfahrten nur noch Reitertruppen, die nichtritterlichen Freien nahmen nur noch an der Landwehr oder Landfolge, d. h. den allgemeinen Landesaufgeboten zur Abwehr feindlicher Überfälle, teil, zahlten dagegen für ihre Befreiung von der Heerfahrt eine feste Steuer, die Königs- oder Grafenschatz, Schoß oder Pflege, später aber, nachdem sich zu dieser aus der Heerpflicht erwachsenen Abgabe noch andere Leistungen an den Grafen gesellt hatten, gewöhnlich Bede oder Bete genannt wurde.

Demnach zerfiel im Mittelalter die freie Bevölkerung in zwei Klassen, die abgabenfreien Rittersleute und die steuerpflichtigen Bürger und Bauern, die wegen ihrer Abgabenpflicht auch als «schoßbare» Leute oder «Pfleghafte» bezeichnet wurden. Eine andere, noch nicht genügend aufgeklärte Benennung für sie war «Bargilden», später in «Biergelten» entstellt. Als eine Freiheitsminderung wurde die Steuerpflicht nicht angesehen, aber in Verbindung mit der geringeren sozialen Stellung gegenüber den Rittersleuten genügte sie doch, um zwischen beiden Klassen eine scharfe Grenze zu ziehen, die den nunmehr zu einem Geburtsstande gewordenen Herrenstand als den Stand der Edelherren von dem der Gemeinfreien trennte. Wenn aber die Steuerpflicht als eine Last öffentlichen Rechtes noch nicht als eine Minderung der Freiheit empfunden wurde, so war dies anders bei der privaten Zinspflicht der unter grundherrliches Hofrecht geratenen Vogtelleute. Sie wurden im Mittelalter nicht mehr zu den Freien, sondern zu den Hörigen gerechnet. Nur die freien Erbleiheverhältnisse, die mit keiner hofrechtlichen Unterordnung verbunden waren, sondern den zinspflichtigen Grundbesitzer in seiner öffentlich-rechtlichen Stellung unbeeinträchtigt ließen, blieben unberücksichtigt, so daß insbesondere die Ansiedler in den Kolonisationsgebieten des nordöstlichen Deutschlands, die allgemein einen Grundzins zahlten, zu den Gemeinfreien zählten. Auch die freien Nichtgrundbesitzer, die sogenannten «Gäste» oder «freien Landsassen», die als Pächter, Handwerker oder freies Gesinde ihre Nahrung suchten, wurden dem Freienstande zugerechnet.

Der Herrenstand, nunmehr auch als der Adel oder Stand der Edelfreien bezeichnet, setzte sich zusammen aus der alten Beamtenaristokratie der geistlichen und weltlichen Fürsten und der nichtgefürsteten Grafen (bis 1180 hatte man alle Grafen noch zu den Fürsten gerechnet) und aus den freien Ritterseuten, die größtenteils Lehnsmannen, zum Teil aber auch ritterliche Allodialbesitzer waren. Die Angehörigen dieser Klasse hießen «freie Herren» (liberi barones), auch wohl einfach «Freie» oder «Herren», hier und da auch «Häuptlinge» (capitanei). Die Geringeren unter ihnen, die sich vielfach genötigt sahen, Lehnsmannen ihrer mehr begünstigten Standesgenossen zu werden, erscheinen zuweilen unter besonderem Namen, so die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels und (im Gegensatz zu den Hochfreien) die Mittelfreien des Schwabenspiegels. Eine den Angehörigen des Herrenstandes gemeinsame Bezeichnung war «homines synodales», «sendbare Leute», «Semperleute» oder «Semperfreie», so von den bischöflichen Sendgerichten, die nur noch für sie abgehalten wurden, während die Gemeinfreien die unteren Sendgerichte besuchten. Hier hatte sich dieselbe Entwicklung wie gegenüber den weltlichen Gerichten vollzogen, indem die Edelfreien auch hier überall einen privilegierten Gerichtsstand erlangt hatten.

Während in der angegebenen Weise der alte Freienstand nach oben durch die Trennung vom Adel, nach unten durch die Ausscheidung der Vogtelleute erheblich vermindert wurde, wuchs aus dem Stande der Unfreien eine neue bevorzugte Klasse empor, die sich allmählich zu einem niederen Adel ausgestaltete. Schon in der fränkischen Zeit hatten die Könige auserlesene Unfreie als «pueri regis» oder «ministeriales» zu ihrer persönlichen Bedienung innerhalb der vier Hofämter des Truchsessen, Marschalls, Kämmerers und Schenken verwendet. Indem diese Hofdienste im Laufe der Zeit dauernd mit bestimmten Familien der Königsleute verbunden wurden, bildete sich ein geschlossener Stand der «Ministerialen» oder «Dienstmannen», die bald auch an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten in derselben Weise Eingang fanden. Sie waren un-

freie Leute, die aber ausschließlich zu vornehmen Diensten verwendet wurden. Neben dem Hofdienst im Rahmen des Hofamtes, dem sie durch ihre Geburt zugewiesen waren, hatten sie besonders militärische Dienste zu leisten, wurden aber auch mit Vorliebe zu wirtschaftlichen Ämtern (z. B. als Meier, Weinbergsaufseher oder Kellner, Förster, Vögte) bestellt. Vor allem aber dienten sie ihren Herren als bewaffnete Reitersleute oder Reisige, wie zu Botendiensten und als reitende Post, so zu Polizeidiensten und zu Schutzgeleiten als «Scharmänner»; zu Fehden und Jagden waren sie die jederzeit bereiten Genossen ihrer Herren. Besonders wichtig aber war ihr Eintritt in das Reichsheer, indem die Fürsten die von ihnen zu stellenden Ritterpferde (worunter man je einen schwer gepanzerten Ritter mit zwei bis vier Knappen und einem Buben, ebenfalls beritten, verstand), soweit sie nicht eine genügende Lehnsmannschaft an freien Herren besaßen, durch Aufgebot ihrer Dienstmannen besorgten. Durch alle diese Aufgaben, die sie für ihren Herrn erfüllten, wurden sie für diesen so unentbehrlich, daß die Reichsdienstmannen geradezu als ein eiserner Bestand des Reichsgutes und die ihnen im Range gleichstehenden Ministerialen der geistlichen Fürsten als untrennbares Zubehör der einzelnen Fürstentümer angesehen wurden. Die Dienstmannen der Laienfürsten hatten etwas geringeren Rang, da sie mehr der freien Verfügung ihrer Herren unterlagen. An den Höfen der Grafen und Prälaten oder gar der freien Herren gab es nur selten einen Hofstaat mit fest organisierten Hofämtern, so daß hier für eigentliche Dienstmannen in der Regel kein Platz war. Doch fehlte es auch hier nicht an unfreien Rittersleuten, den sogenannten eigenen oder einschildigen Rittern, auch schlechthin «Ritter» (milites) genannt, nur daß diese nicht zu Hofdiensten, sondern vorwiegend zu militärischen Diensten, namentlich als Burgmannen, verwendet wurden. Durch festes genossenschaftliches Zusammenhalten wußten die Ministerialen seit dem 11. Jahrhundert überall eine erhebliche Verbesserung ihrer Stellung durchzusetzen, insbesondere erlangten sie das Recht, als Entgelt für ihre Dienste mit Lehen ausgestattet zu werden, so daß sie nunmehr als belehnte Rittersleute ungeachtet ihrer persönlichen Unfreiheit in sozialer Beziehung ihre Stellung unmittelbar hinter den Edelfreien und vor den Gemeinfreien einnahmen. In Österreich gelang es den Dienstmannen im Laufe des 13. Jahrhunderts, sich zu «Dienstherren» aufzuschwingen und die Zulassung zum hohen Adel zu erringen. Auch anderwärts ist es einzelnen Ministerialengeschlechtern, wie den Grafen von Erbach und den Vögten von Weida (den heutigen Fürsten von Reuß), gelungen, zu gleicher Stufe emporzusteigen. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war die Bedeutung der Ministerialen bereits so groß geworden, daß das Nibelungenlied in seiner abschließenden Gestalt seine Hagen, Dankwart, Volker, Ortwin, Rumolt usw. nicht mehr als Edelherren, sondern als Dienstmannen auffaßte. Als Lehnsbesitzer hatten die Dienstmannen auch ihre eigenen Burgen, oft mehrere, von denen sie einzelne wieder an andere Dienstmannen zu Lehen geben konnten. Regelmäßig verfügten die Dienstmannen auch über unfreie Eigenritter, die ihr Eigentum waren. Diese empfingen keine größeren Lehen, sondern nur ein Wohnhaus und als Besoldung eine Rente; ihre Lehen hießen «Burglehen», sie selbst «Burgmannen», weil sie vorzugsweise zur Verteidigung der Burgen verwendet wurden. Eine spätere Zeit stellte ihnen die Dienstmannen als «schloßgesessenen Adel» gegenüber.

Durch die Entstehung der Ministerialität kam es zur Ausbildung einer zweiten Klasse des Ritterstandes gegenüber der der Edelherren, so daß man nunmehr zwischen höherem und niederem Ritterstande (ordo equestris maior und minor) unterschied. Aber für alle Angehörigen des Ritterstandes galten dieselben Normen, sie hatten gleiche Standesrechte und Standespflichten und unterschieden sich streng von der nichtritterlichen Bevölkerung, von der sie sich, obwohl sie zunächst nur ein Berufs- und kein Geburtsstand waren, durch die Aufstellung des Begriffes der Ritterbürtigkeit noch schärfer sonderten. Der Eintritt in den Ritterstand erfolgte, ganz wie in der germanischen Urzeit der Eintritt der jungen Freien in das Volksheer, durch Waffenreichung (nun «Schwertleite» oder «Nehmen des Schwertes», die Anlegung des ritterlichen Schwertgurtes) im Kreise der Genossen, auch hier regelmäßig in Verbindung mit einem Waffenspiel (Turnier) zur Erprobung der Kräfte. Die Schwertleite stand ursprünglich jedem rittermäßig ausgebildeten Freien oder Ministerialen offen, seit den Hohenstaufen

wurde sie aber Bauernsöhnen grundsätzlich verweigert, so daß aus nichtritterlichen Kreisen nur noch die Bürgersöhne der Städte den Ritterstand erwerben konnten; sie gehörten, soweit sie in der Stadt blieben, zum städtischen Patriziat und bildeten den Ausgangspunkt für den späteren Stadtadel. Aber die neu in den Ritterstand Eingetretenen waren, obgleich sie im übrigen aller Standesrechte teilhaftig wurden, noch nicht ritterbürtig. Nur wer bereits in der dritten Geschlechtsfolge, also von den Großeltern her, dem Ritterstande angehörte, war ritterbürtig. Dies war die Bedeutung des sogenannten Vierahnenadels, der häufig als Bedingung für die Zulassung zu öffentlichen Turnieren und für die Aufnahme in Domkapitel, Kollegiatstifter oder Klöster aufgestellt wurde. Gegen Ende des Mittelalters ging man oft noch weiter, indem man einen auf die Urgroßeltern zurückgehenden Achtahnenadel verlangte, der deshalb auch stifts- oder turniermäßiger Adel genannt wurde.

Von dem Begriff des Ritterstandes streng zu unterscheiden ist der des Ritterordens, der seit dem 13. Jahrhundert als eine Nachbildung der geistlichen Ritterorden im ganzen Abendlande Eingang fand. Nur Personen, die bereits dem Ritterstande angehörten, konnten in den Orden aufgenommen werden. Die Aufnahme hatte außerdem die Leistung einer anerkannten Waffentat und die Ablegung eines besonderen Rittergelübdes zur Voraussetzung. Sie geschah durch die Erteilung des Ritterschlages (drei Schwertschläge auf den Rücken), der von jedem Mitgliede des Ritterordens erteilt werden konnte. Der Ritterschlag wird von Laien häufig mit der Schwertleite und den Vorgängen bei der Investitur oder Belehnung verwechselt. Durch die Schwertleite trat man in den Ritterstand, durch den Ritterschlag in den Ritterorden ein, durch die Investitur empfing der Mann von Rittersart seinen Sold in Gestalt eines Lehens. Es gab auch reine Soldritter, die eine Löhnung in Geld, aber kein Lehen empfingen. Die Angehörigkeit zum Ritterorden gewährte nur soziale Vorrechte. «Ritter» im eigentlichen Sinne hieß seit dem 13. Jahrhundert nur noch, wer den Ritterschlag empfangen hatte; die übrigen Ritter bezeichnete man als «Knechte» oder, zum Unterschiede von den gemeinen Knappen, als «Edelknechte». Nur dem Ritter kam die Bezeichnung «Herr» zu, auf die unter den Laien sonst nur die Ratsherren der Städte einen Anspruch hatten; auch die goldenen Rittersporen und der Purpurmantel zeichneten den Ritter vor den Knechten aus. Im späteren Mittelalter verzichteten einsichtsvolle Rittersleute nicht selten auf den kostspieligen und nur äußere Ehren bringenden Luxus des Ritterwerdens, indem sie zeitlebens Edelknechte blieben.

Durch das Ritterwesen waren die Dienstmannen und in beschränkterem Maße auch die Eigenritter trotz ihrer persönlichen Unfreiheit zu einer bevorzugten sozialen Stellung gelangt, die sie innerhalb eines bestimmten Kreises als Genossen des Herrenstandes erscheinen ließ, so daß man anfing, beide Klassen des Ritterstandes als hohen und niederen Adel zu bezeichnen. In materieller Beziehung waren die Dienstmannen sogar erheblich besser gestellt, als viele Edelfreie, denn da sie durch die Unfreiheit ihrer Person viel enger an ihren Herrn gebunden waren und insbesondere als sogenannte Ledigmänner (homines ligii) in allen Fehden ihrer Herren Heeresfolge leisten mußten, während die Lehnsmannen von hohem Adel sich im allgemeinen nur zur Teilnahme an Reichskriegen verpflichteten, so zogen Fürsten und Grafen es mehr und mehr vor, ihre Lehen nur an Ministerialen zu verleihen. Dieser Umstand veranlaßte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die meisten freiherrlichen Geschlechter, um materieller Versorgung willen in die Ministerialität, also aus dem hohen in den niederen Adel überzutreten. Da sie sich dabei aber vielfach ihre angestammten Freiheitsrechte vorbehielten, so konnte man diese auch den geborenen Dienstmannen auf die Dauer nicht versagen. So erwarben diese im Laufe des 13. Jahrhunderts die volle Lehnsfähigkeit, so daß sie auch von anderen, als von ihren Dienstherren, Lehen empfangen konnten, ferner die Fähigkeit zum Erwerbe allodialen Grundbesitzes, den Gerichtsstand vor den Landgerichten, die ihnen als Unfreien bis dahin verschlossen gewesen waren, und die Fähigkeit zum Schöffen- und sogar zum Grafenamte. Erst seit dieser Zeit fand der Grafen- und bald auch der Freiherrntitel bei dem niederen Adel, der alle wesentlichen Beschränkungen der Unfreiheit abgestreift hatte, Eingang, während die freiherrlichen Geschlechter immer mehr zusammenschmolzen und schließlich, soweit sie nicht den Grafentitel annahmen, völlig eingingen.

Die Landleihe des deutschen Mittelalters.

Von Siegfried Rietschel.

Auf dem Besitz von Land baut sich die Existenz des Mannes auf. Diese Anschauung kann für ein Zeitalter der Naturalwirtschaft, das über die primitiven Formen des Nomadenlebens und der Feldgemeinschaft hinausgelangt ist, fast als selbstverständlich gelten, sie tritt auch in der Vergangenheit unseres deutschen Volkes zutage. Ist auch die von manchen früher vertretene Ansicht, nur der Grundeigentümer sei in der älteren Zeit vollberechtigter Volksgenosse gewesen, nicht haltbar, so können wir doch den freien Grundeigentümer als den Normaltypus des freien Mannes in der merowingisch-karolingischen Periode ansehen. Ja, selbst die Unfreien und Halbfreien darbten nur zum Teil des Landes. Konnten sie auch nicht ein Stück Bodens ihr eigen nennen, so bildete doch der Typus des landlosen Tagewerkers und Hofhandwerkers die Ausnahme. Die größere Zahl dieser der Vollfreiheit Darbenden waren schon zur Zeit des Tacitus und ebenso in der fränkischen Zeit Bauern, die als Hintersassen auf dem Gute eines Grundherrn angesiedelt für eigene Rechnung eine ihnen überlassene Hufe bestellten. Den Entgelt für diese Landgewährung entrichteten sie durch Zahlung von Natural-, später auch Geldzinsen und in noch höherem Grade durch Arbeitsleistungen, die der Bestellung des im Eigenbetrieb des Grundherrn befindlichen Ackerlandes, des sogenannten Sallandes, zugute kamen. Ursprünglich beruhte dies Landnutzungsrecht allein auf der Gnade des Grundherrn. Aber wohl selten nur mag dieser von seinem Rechte, dem Hintersassen das Land zu entziehen, Gebrauch gemacht haben; bot ja doch dies Verhältnis meist die einzige Möglichkeit für ihn, aus seinem Lande Nutzungen zu ziehen. Tatsächliche Zustände, die Jahrzehnte unangefochten dauern, erlangen aber schließlich rechtlichen Schutz. So hat sich auch im Laufe der Zeit die von der Willkür des Grundherrn abhängige Landnutzung des persönlich abhängigen Mannes in ein festes Besitzrecht verwandelt, ein Besitzrecht, das wohl schon in karolingischer Zeit allgemein gegen willkürliche Entziehung und Zinserhöhung seitens des Herrn geschützt wurde, und das meist über die Lebenszeit des Erstbeliehenen hinaus zur Erblichkeit gelangte. Es entstand die älteste deutsche Landleiheform, die sogenannte **Leihe nach Hofrecht.** Ihre Eigentümlichkeit bestand nicht, wie häufig gesagt wird, darin, daß sie den Beliehenen unfrei machte; die, welche zunächst an ihr teilnahmen, waren schon an und für sich unfrei, und andererseits werden wir sehen, daß auch Freie an ihr teilgenommen haben, ohne ihre Standesrechte einzubüßen. Das Eigentümliche dieser hofrechtlichen Leihe war vielmehr, daß sie den Leihemann in den Wirtschaftsbetrieb des Herrn, den Fronhofsbetrieb, eingliederte, daß sie ihn an einen grundherrlichen Fronhof kettete, an den er seine Zinsen entrichtete, dessen Ackerland er bestellen half, und in dem er zusammen mit seinen übrigen dem gleichen Hofe zugewiesenen Genossen eine Hofgemeinde bildete, eine Hofgemeinde, die im Zusammenwirken mit den Beamten des Grundherrn in allen Fragen, die sein Leihegut und seine Leistungen der Herrschaft gegenüber betrafen, die entscheidende Instanz für ihn war.

Mochte auch diese Leihe nach Hofrecht eine gewisse Abhängigkeit mit sich bringen, so war doch das Los eines solchen Grundhörigen recht erträglich, ungleich besser jedenfalls als das Los eines Freien, der eigenen Landes entbehrte oder auf einer winzigen Parzelle sich durchhungerte. Und solche Freie fehlten nicht, seitdem die alten periodischen Landverteilungen aufgehört hatten und die Erbteilungen, Verkäufe, Fronungen den Grundbesitzstand verändern konnten. Für diese landbedürftigen Freien mußte der Eintritt in eine Grundherrschaft eine wirtschaftliche Verbesserung bedeuten; die Abhängigkeit wurde reichlich durch den gesicherten Landgenuß aufgewogen. So ist es erklärlich, daß schon in der fränkischen Periode und ebenso später auch Freie in den grundherrlichen Verband eintraten und an der Leihe nach Hofrecht teilnahmen. Mit diesem Eintritt war bisweilen eine Hingabe in Unfreiheit verbunden, aber in den meisten Fällen schloß die hofrechtliche Leihe keine Minderung des freien Standes in sich. Die in eine Grundherrschaft eingetretenen Freien behielten ihren Gerichtsstand im Landgericht, sowie die Rechte des freien Standes. Immerhin mußte die Eingliederung in einen fremden Gutsverband

doch eine gewisse persönliche Abhängigkeit nach sich ziehen, aus der sich vielfach eine Art Munt oder Vogtei des Grundherrn entwickelte.

Dem Bedürfnis nach Landleiheformen war jedoch mit dieser Leihe nach Hofrecht nicht Genüge geschehen. Zwar nach einer Leiheform, die uns als das geläufigste Nutzungsrecht an fremdem Grund und Boden erscheint, nach der auf eine feste Zahl von Jahren begrenzten Zeitpacht, bestand in jener Zeit kein Verlangen. Diese Zeitpacht ist das Erzeugnis eines Zeitalters, in dem Grund und Boden nicht mehr in dem Grade Existenzbedingung für den einzelnen ist, daß er sich den Genuß desselben für Lebenszeit sichern muß, sondern ein Betriebskapital, aus dem er während einer bestimmten Zeit Erträgnisse zieht, um dann vielleicht sein Glück anderswo zu versuchen. Erst das ausgehende Mittelalter hat eine Zeitpacht in diesem Sinne entwickelt. Dagegen strebt die ältere Zeit nach der Ausbildung einer lebenslänglichen Landleihe, die im Gegensatz zur hofrechtlichen Leihe auf rein vermögensrechtlicher, nicht personenrechtlicher Grundlage ruht, die dem Beliehenen zwar die Verpflichtung zu gewissen Gegenleistungen, vor allem zur Zahlung eines Leihezinses auferlegt, aber ihn nicht in den grundherrlichen Wirtschaftsbetrieb eingliedert oder ihn in irgendwelche persönliche Abhängigkeit vom Grundherrn bringt. Für eine derartige «freie Leihe» bot das römische Vulgarrecht einen Anknüpfungspunkt in der Landleiheform des precarium, das, wenn auch rechtlich seitens des Leiheherrn frei widerruflich, doch tatsächlich in Gallien ein lebenslängliches Nutzungsrecht geworden war. Im Anschluß an das precarium entwickelte sich die deutsche Leiheform der precaria.

Die **precaria** ist eine Landleihe, der ein Bittgesuch des Beliehenen vorausgegangen ist. Die Initiative zum Leihevertrag ist also bei ihr vom Leihemann ausgegangen. Deutlich sehen wir daraus, wie nicht etwa das Bedürfnis der Grundherren nach Kolonen, sondern das Verlangen der Landbedürftigen nach geliehenem Lande zur Ausbildung der freien Landleihe geführt hat. Ein Fall der precaria ist besonders häufig, nämlich der, daß jemand seine Grundstücke einer Kirche zum Geschenk macht, sich aber dieselben, sei es allein, sei es vermehrt um andere Grundstücke, als Leihegut wieder zurückgewähren läßt, um bis zu seinem Tode im Genuß des Landes zu verbleiben. Ja, seit der Mitte des 9. Jahrhunderts wird der Name precaria ausschließlich für Leihen gebraucht, denen eine derartige Landvergabung des Beliehenen vorausgegangen ist.

Ein anderer Name für diese freien Leihen ist **beneficium**. Während die precaria auch die Fälle des unentgeltlichen Nießbrauchs mitumfaßt, wird das Wort beneficium nur für solche Leihen verwandt, bei welchen der Beliehene irgendwelche Gegenleistung zu entrichten hat. Dagegen macht es für den Begriff des beneficium keinen Unterschied, ob der Leihe ein Bittgesuch oder gar eine Landschenkung des Beliehenen vorausgegangen ist, ob also ein Prekarienvertrag vorliegt. Beneficium und precaria sind demnach keine Gegensätze, vielmehr pflegen die meisten Leiheverhältnisse unter beide Begriffe zu fallen.

Von der Leihe nach Hofrecht scheiden sich diese freien Leihen dadurch, daß sie allein dem vermögensrechtlichen Gebiet angehören. Wer ein beneficium oder eine precaria genießt, steht dem Leiheherrn und dessen ganzem Wirtschaftsbetrieb persönlich unabhängig gegenüber. Von einer Eingliederung in einen Fronhofsverband oder gar von einer weitergehenden Abhängigkeit ist keine Rede.

Diese freien Leihen der fränkischen Periode sind der Ausgangspunkt für die verschiedensten Rechtsinstitute des deutschen Mittelalters geworden. Hier soll uns nur einer unter den Ausläufern dieser älteren Rechtsformen beschäftigen, die gegen Zins erfolgende freie Landleihe, insbesondere die freie Erbleihe, wie sie im späteren Mittelalter vor allem in den Städten, daneben aber auch auf dem Lande eine gewaltige Rolle gespielt. Man hat diese freien Landleihen der späteren Zeit lange für ein aus der hofrechtlichen Leihe hervorgegangenes Rechtsinstitut gehalten. Neuere Untersuchungen haben diese Annahme zerstört; heute wissen wir, daß die freien Leihen des späteren Mittelalters unmittelbar an das beneficium und insbesondere an die precaria der merowingisch-karolingischen Periode anknüpfen.

Schon in der fränkischen Zeit kommt es vor, daß bei Prekarienverträgen die Schenker sich den Genuß des wiederverliehenen Gutes nicht nur für ihre eigene Lebenszeit, sondern auch für die ihrer Gattin, ihrer Geschwister, Kinder oder gar Enkel ausbedingen. Das

Leiheverhältnis erstreckt sich dann, wie der technische Ausdruck lautet, auf mehrere Leiber. Aber auch wenn eine solche Vereinbarung nicht vorliegt, ist es das Natürliche, daß nach dem Tode des auf Grund eines Prekarienvertrages Beliehenen dessen Erben das Gut wieder zur Leihe erhalten. Ein Bedürfnis, dies Land in den Fronhofsbetrieb einzugliedern, es in Eigenwirtschaft zu nehmen oder mit Hofhörigen zu besetzen, tritt nirgends hervor; was freies Leihegut ist, bleibt freies Leihegut, und wird nach dem Tode des Beliehenen regelmäßig an seine nächsten Angehörigen, insbesondere seine Abkömmlinge, von neuem ausgetan. So entwickelt sich eine tatsächliche Erblichkeit, die schließlich im Laufe der Zeit zur rechtlichen Erblichkeit wird; aus der auf einen oder mehrere Leiber ausgedehnten lebenslänglichen Leihe entsteht die Erbleihe. Schon in St. Gallener Urkunden des 9. Jahrhunderts können wir die Anfänge dieser Entwicklung feststellen; den Gang derselben veranschaulicht in besonders klarer Weise das Würzburger Urkundenmaterial, insbesondere die Traditionen des Würzburger Stefansklosters aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Nicht alle Bodenarten sind in gleicher Weise von dieser Umwandlung betroffen. Während für Ackerland und für fertige Gebäude neben der Erbleihe auch späterhin die Zeitleihe, sei es in der Form der lebenslänglichen Leihe, sei es in der Form der Jahrespacht oder Jahresmiete, häufig vorkommt, vollzieht sich die Verleihung von Hausstellen (areae), auf denen erst der Beliehene Häuser errichten soll, und von Weinbergen fast ausschließlich in der Form der Erbleihe. Wer wie der Weingärtner und der Hauserbauer nur zum geringen Teil den Ertrag seiner Arbeit noch selbst ernten kann, läßt sich nicht mit einem auf seine Lebenszeit beschränkten Genußrecht abfinden.

Die Vererblichkeit hatte unmittelbar im Gefolge die freie Veräußerlichkeit. Ursprünglich war jede Veräußerung des Leihegutes an die Mitwirkung des Leiheherrn gebunden, der sich dafür eine Handänderungsgebühr (Ehrschatz) bezahlen ließ. Aber die Mitwirkung schwächte sich im Laufe der Zeit zu einem bloßen Konsensrecht ab, und schließlich blieb nur als bloße Verkaufssteuer der Ehrschatz bestehen, ohne daß dem Grundeigentümer ein Einspruch gegen die Veräußerung zugestanden hätte.

Diese freien Leiheformen haben seit dem Ausgange der Karolingerzeit bis gegen das Ende des Mittelalters von Jahrhundert zu Jahrhundert an Verbreitung gewonnen. Was freies Leiheland war, blieb es. Dazu traten aber immer neue Grundstücke, die von ihren bisherigen Eigentümern einem Grundherrn aufgetragen und als Leihegut zurückempfangen wurden. Vor allem aber kam die mit dem 11. Jahrhundert beginnende Auflösung der Fronhofsverfassung der freien Leihe zugute. In jener Zeit hörte der landwirtschaftliche Eigenbetrieb der großen Grundherren auf; das dadurch frei gewordene Land ist zum Teil zu freier Leihe ausgetan worden. Vor allem aber sind häufig Grundstücke, die bisher nach Hofrecht verliehen waren, schon seit dem 11. Jahrhundert aus ihrem alten Fronhofsverbande gelöst und in freies Leihegut verwandelt worden. Das ist besonders in den älteren deutschen Städten der Fall gewesen, wo wir später hofrechtliche Leiheformen nur in den außerhalb des Stadtrechtes stehenden Immunitäten finden, während das deutsche Stadtrecht allein freie Leiheformen kennt. Aber auch auf dem Lande sind in manchen Gegenden, so in den Ländern des niedersächsischen Meierrechtes, die alten Formen der hofrechtlichen Leihe in erheblichem Maße durch freie Leiheformen ersetzt worden. Selbst dort, wo es nicht zu einer direkten Umwandlung der Leiheform kam, hat die Leihe nach Hofrecht unter dem Einfluß der in der unmittelbaren Nachbarschaft geltenden freien Leihe starke Abänderungen erfahren und viel von ihrer alten Strenge eingebüßt.

So nimmt unter den Faktoren, welche die Entwicklung unseres deutschen Volkes bestimmt haben, die freie Landleihe, und zwar in erster Linie die freie Erbleihe, eine hervorragende Stellung ein. In einer Zeit, in der bäuerliches Eigenland selten und der Grund und Boden überwiegend unter die Mächtigen des Landes verteilt war, in einer Zeit, deren allgemeine politische und wirtschaftliche Entwicklung dem Landmanne keineswegs günstig war, hat sie das Fortbestehen eines im ganzen wirtschaftlich selbständigen Bauernstandes ermöglicht und unser Volk vor einer Proletarisierung der Masse bewahrt.

Eine wohl noch höher zu wertende Kulturmission hat eine andere Form der freien Erbleihe erfüllt, die ich im Gegensatz zur privaten

Landleihe als Gründerleihe bezeichnen möchte. Ihr verdanken wir den gewaltigen Aufschwung des Städtewesens, der sich vom 11. bis 13. Jahrhundert vollzieht; ihr verdanken wir ferner ein Werk, das man als die Großtat des deutschen Volkes bezeichnen kann, die Kolonisierung und Germanisierung des deutschen Ostens, der Länder östlich von Elbe und Saale.

Es kann heute als feststehende Tatsache gelten, daß weitaus die meisten und — wenn wir von einigen wenigen in römische Zeit zurückreichenden Städten absehen — die wichtigsten deutschen Städte nicht aus Dörfern allmählich erwachsen, sondern als Kaufmanns- oder Marktansiedelungen von dem größten Grundherrn, dem Könige, sowie den geistlichen und weltlichen Fürsten auf ihrem Grund und Boden planmäßig gegründet worden sind. Während nun bei den ältesten, ins 9. oder 10. Jahrhundert zurückreichenden Marktansiedelungen der Grund und Boden den anziehenden Kaufleuten und Gewerbetreibenden, wie es scheint, meist unentgeltlich gegeben wurde, ist seit dem 11. Jahrhundert ausnahmslos die Vergabung in Form der städtischen Erbleihe üblich. Der Stadtgründer und nachmalige Stadtherr teilt den Grund und Boden der künftigen Ansiedelung in einzelne gleich große Hausstellen (areae, Worten) auf, von denen jeder Ansiedler eine zu erblichem und frei veräußerlichem Recht erhält. Er wird aber nicht Eigentümer, sondern hat an den Stadtherrn einen meist für alle Worten gleichmäßig bestimmten Leihezins und bei Veräußerung auch meist einen Ehrschatz zu entrichten, so daß sich sein Besitzverhältnis als Leiheverhältnis charakterisiert.

Ihr Analogon findet diese städtische Gründerleihe auf dem flachen Lande in der bäuerlichen Kolonistenleihe. Den Markt- und Stadtgründungen schließen sich seit dem 12. Jahrhundert die Dorfgründungen an. Aber während die ersteren sich über ganz Deutschland verteilen, bleibt im altdeutschen Mutterlande diese Anlegung von Kolonistendörfern auf einige wenige Wald- und Moordistrikte beschränkt. Ihr eigentliches Gebiet ist der deutsche Osten, das dünnbevölkerte Slawenland östlich von Elbe und Saale, das durch diese Leihe in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert dem deutschen Volkstum gewonnen wurde. Der Gründungsvorgang bei derartigen Dörfern ist der Städtegründung durchaus ähnlich. Auch hier erscheinen als Gründer die deutschen Fürsten, insbesondere die Markgrafen des Ostens. Auch hier wird ein Stück Land für die neue Gründung ausgeschieden und in gleichmäßige Parzellen geteilt, allerdings nicht in Hausstellen, sondern dem Zwecke der Gründung entsprechend in reichlich bemessene bäuerliche Hufen. Auch hier werden diese Hufen gegen einen gleichmäßigen, übrigens ziemlich niedrig bemessenen Zins an die zuziehenden Ansiedler zu frei veräußerlichem und vererblichem Besitzrechte ausgetan.

Sowohl in den Märkten und Städten wie in den Dörfern ist diese Gründerleihe eine freie Erbleihe. Von einer Eingliederung der Ansiedler in einen Fronhofsverband ist nirgends die Rede. Aber doch bestehen gegenüber der privaten freien Leihe erhebliche Unterschiede. Zunächst spielt sich diese Gründerleihe nicht bloß auf dem Boden des Privatrechtes ab; die Ansiedler treten mit dem Stadt- oder Dorfgründer nicht nur in vermögensrechtliche Beziehungen, sondern erhalten von ihm auch weitgehende politische Rechte, vor allem gerichtliche Exemtion und Unterstellung unter besondere landesherrliche Stadt- oder Dorfrichter. Ferner aber ist für die Gründerleihe charakteristisch ein gewisser Schematismus. An die Stelle der bei der privaten Leihe üblichen einzelnen Leihebriefe, die jedes einzelne Leiheverhältnis besonders regeln, tritt bei der Gründerleihe das Gründungsprivileg, das völlig gleichmäßig für alle Ansiedler Größe des Leihegrundstücks, Höhe des Zinses und alle sonstigen Rechtsverhältnisse bestimmt. Und endlich noch eins: Wir können bei der Gründerleihe keine allmähliche Entwicklung feststellen; als fertig ausgebildetes Rechtsinstitut tritt sie uns gleich bei ihrem Auftreten entgegen. Von Anfang an ist die Pflicht des Ansiedlers auf Zahlung von Zins und Ehrschatz beschränkt, von Anfang an ist eine bis zum Äußersten gehende Freiheit der Veräußerung und Vererbung statuiert. Es ist nicht möglich, zwischen der Gründerleihe des 12. und der des 14. Jahrhunderts Unterschiede von wirklich grundsätzlicher Bedeutung festzustellen. Gerade diese Gleichmäßigkeit macht es schwer, den Ursprung dieser Leiheform zu erkennen. Ob und wie sie mit der privaten Landleihe zusammenhängt, läßt sich nicht feststellen. Sehr

beachtenswerte Spuren deuten darauf hin, daß sie nicht auf dem Boden des deutschen Reiches erwachsen, sondern aus dem Auslande, aus Flandern, eingeführt worden ist. In Flandern können wir nämlich die städtische Gründerleihe schon im 10. Jahrhundert nachweisen; die deutschen Kolonistendörfer aber, in denen wir zuerst die bäuerliche Gründerleihe finden, sind mit flämischen Einwanderern besiedelt worden.

Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts haben die freien Leiheformen die Höhe ihrer Blüte erreicht. Seitdem beginnt der Niedergang. Am schnellsten verschwunden ist die städtische Gründerleihe. Die Stadtgründungen, bei denen sie zur Verwendung kam, wurden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts seltener und hörten schließlich ganz auf. In den Städten aber, in denen die Gründerleihe von früher her bestand, ist der städtische Grund und Boden meist noch im Mittelalter Eigentum der Einzelnen geworden. Leihezins und Ehrschatz wurden entweder von der Bürgerschaft abgelöst oder verwandelten sich in bloße Grundsteuern. Die private Areal- und Häuserleihe hat noch während des ganzen Mittelalters in den deutschen Städten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und zwar nicht nur in den ältesten deutschen Städten, sondern auch in den später gegründeten Marktansiedelungen. Auch in diesen haben häufig die Einwohner ihre Leihegrundstücke oder die darauf errichteten Gebäude zu privater Leihe weiter vergeben. Aber auch bei dieser privaten Leihe hat sich vielfach schon im Mittelalter die Umwandlung des Leihegutes in freies Eigen des Besitzers vollzogen, während die Leihezinse zu bloßen Renten oder Reallasten wurden. Nur vereinzelt haben sich in den Städten Reste alter Erbleiheverhältnisse, oft unter dem Decknamen der römischen superficies, bis in unsere Zeit erhalten.

Viel länger hat die Landleihe auf dem flachen Lande ihre Bedeutung bewahrt. Allerdings mußte sie auch hier manche Umgestaltungen erfahren. Im deutschen Mutterlande ist mit der Auflösung der Fronhofsverfassung der Gegensatz zwischen hofrechtlicher und freier Leihe so gut wie ganz verschwunden. Aus der Vereinigung beider sind bäuerliche Leiheformen hervorgegangen, die bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen doch das Eine gemeinsam hatten, daß sie dem Bauer ein fast durchweg erträgliches, stellenweise sogar recht günstiges Besitzrecht an seinem Lande gewährten. Anders war der Gang der Entwicklung im östlichen Kolonisationsgebiet. Hier wurde es dem Bauernstande zum Verhängnis, daß nicht nur das Zinsbezugrecht, sondern auch die öffentlichen Rechte, die der Landesherr in den Kolonistendörfern besaß, vor allem die Gerichtsbarkeit, in die Hand einzelner Adeliger gelangten, die diese ihnen verliehene Macht in rein egoistischem Interesse ausbeuteten. So ist es gekommen, daß im 17. und 18. Jahrhundert der ursprünglich völlig freie Bauernstand des Ostens in das drückende Abhängigkeitsverhältnis der Erbuntertänigkeit geriet, und daß an die Stelle des alten, dem Bauern so günstigen Besitzrechtes der freien Kolonistenleihe fast überall ein Leiheverhältnis trat, das ihn mehr oder weniger der Willkür seines adeligen Herrn preisgab und seine Arbeitskraft für den herrschaftlichen Gutsbetrieb ausnutzte. Erst das 19. Jahrhundert hat — für den Osten leider vielfach zu spät — die Bauernbefreiung und die Verwandlung des Leihegutes in Eigentum des bäuerlichen Besitzers gebracht.

Die alte Landleihe, vor allem die Erbleihe, ist heute im größten Teile Deutschlands so gut wie tot, und sie wird, wenigstens soweit der ländliche Grundbesitz in Frage kommt, keine Auferstehung feiern. Zu tief haben die Sünden früherer Jahrhunderte Mißtrauen und Unwillen gegen jenes alte bäuerliche Rechtsinstitut wachgerufen, so daß nur zu oft über der späteren Entartung vergessen wird, welch große Kulturmission diese Leihe einst in unserem Volke erfüllt hat. So viel steht wenigstens fest, daß für die neue Bauernkolonisation des Ostens, die sich jetzt unter dem Schutze der preußischen Regierung vollzieht, die Erbleihe keine Rolle spielen wird.

Anders liegen die Verhältnisse in den Städten. Immer lauter erheben sich in der jüngsten Zeit die Stimmen, welche angesichts der Bodenspekulation in unseren Großstädten für Maßnahmen eintreten, die bis zu einem gewissen Grade eine Erneuerung der alten Erbleihe bedeuten würden. Das Bürgerliche Gesetzbuch aber, das eine bäuerliche Erbleihe nicht kennt, hat unter dem Namen Erbbaurecht ein auf städtische Verhältnisse zugeschnittenes Erbleiherecht aufgenommen, dem vielleicht noch eine segensreiche Zukunft beschieden ist.

Der Sachsenspiegel.

Von Philipp Heck.

Ein merkwürdiges Bücherschicksal. Ein schlichter Privatmann verfaßt zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine anspruchslose Darstellung des sächsischen Rechtes, ein Lehrbuch, das er, der Sitte der Zeit entsprechend, als «Spiegel» bezeichnet. Und dieses einfache Buch, der «Sachsenspiegel», gewinnt bestimmenden Einfluß auf wichtigen Gebieten der deutschen Rechtsentwicklung. Es erlangt gesetzliche Geltung in einem großen Teile Deutschlands. Und es behält diese Gesetzeskraft während des Wechsels der Zeiten und der Verhältnisse, wenn auch unter allmählicher örtlicher und sachlicher Einschränkung bis in die Gegenwart, bis in das 20. Jahrhundert hinein. Diese lange Zeit hindurch gilt das Werk als Muster der Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit. Die moderne Forschung erklärt Hauptzüge der Schilderung für freie Erfindungen, veranlaßt durch eine fast abergläubische Vorliebe für gewisse Zahlen, oder für Fälschungen im Standesinteresse.

Von der Entstehung des Buches wissen wir nur wenig. Der Verfasser heißt Eyke von Reppichau. Das Dorf Reppichau liegt im Herzogtum Anhalt, dicht bei der Stadt Aken, dort wo die Elbe von Dessau kommend nach Norden umbiegt, um Magdeburg zu erreichen. In diesem Orte ist die Familie vor und nach Eyke begütert. Auch nach Magdeburg bestanden Beziehungen. Zur Zeit Eykes besaßen Mitglieder der Familie einen Lehnshof in der Stadt. Mitglieder einer früheren Generation erscheinen als vollfreie Vasallen des Erzbischofs von Magdeburg, jüngere Mitglieder in späterer Zeit als nichtfreie erzbischöfliche Dienstleute (Ministerialen). Über die Person Eykes schweigen unsere Quellen fast völlig. Er tritt nur in verschiedenen Urkunden als Zeuge auf, anfangs sicher als Vollfreier. Daß er später seine Freiheit durch Eintritt in die Dienstmannschaft (Ministerialität) geändert habe, wird zwar von der neueren Forschung angenommen, ist aber nicht sicher erweislich. Außer Eyke ist an der Entstehung des Rechtsbuches noch ein anderer Mann beteiligt, Graf Hoyer von Falkenstein. Eyke erzählt in der Vorrede, er habe sein Buch zuerst lateinisch niedergeschrieben und dann auf Hoyers Bitte mit großer Mühe in die deutsche Sprache übertragen. Hoyer ist genauer bekannt, unter anderem als Vogt (oberster Richter) der Stadt und des Stifts Quedlinburg. Mit Recht schließt Eyke an jene Mitteilung die Aufforderung an «nu danket al gemeine, dem von Falkensteine». Gerade die Wahl der deutschen Sprache hat dem Rechtsbuche seine geschichtliche Wirksamkeit ermöglicht. In ihr liegt auch ein erheblicher Teil seiner dauernden Bedeutung. Ungewiß ist es, ob die Niederschrift Eykes in oberdeutscher oder in niederdeutscher Mundart erfolgte, oder ob Eyke Ausgaben in beiden Mundarten veranstaltet hat. Ebenso läßt sich das Datum der Abfassung nicht genau bestimmen. Als Grenzen kommen die Jahre 1215 und 1235 in Betracht.

Das Rechtsbuch behandelt zuerst das Landrecht und dann das Lehnrecht. Der Spiegler will das ganze weltliche Recht Sachsens darstellen. Bewußt und ausdrücklich ausgeschieden hat er die örtlichen Abweichungen der einzelnen Landschaften und das Recht der Dienstleute (Ministerialen), weil es örtlich allzu verschieden sei. Im übrigen schaut er die Dinge vom Standpunkte des vollfreien Ritters aus. Im Vordergrunde seiner Interessen stehen die Rechtsverhältnisse der ländlichen Gebiete und von ihnen die Verhältnisse der freien Bevölkerung. Er kennt drei Arten von Freien, die sich nach dem Besuche der geistlichen und weltlichen Gerichte gliedern. Die Schöffenbaren besuchen das Gericht des Bischofs und des Grafen, die Pfleghaften das Gericht des Dompropstes und des Schulzen; die Landsassen sind dem Erzpriester und dem Gografen dingpflichtig. Am eingehendsten behandelt Eyke die Schöffenbaren. Die Rechtsverhältnisse der Unfreien, auch der in Sachsen so zahlreichen Laten werden nur gestreift. In sachlicher Hinsicht ist der Inhalt ein sehr mannigfacher. Die Darstellung erstreckt sich auf öffentliches Recht, Privatrecht, Strafrecht und namentlich Prozeß ohne scharfe Disposition. Getrennt ist das Lehnrecht dargestellt. Es ist das Lieblingsgebiet des Verfassers. Die Darstellung wird besonders ausführlich. Anders als im Landrecht werden selbst Einzelheiten berücksichtigt. Die Disposition ist straffer. Das speziell juristische Interesse an der präzisen Formulierung tritt deutlicher hervor.

Das Werk Eykes hat, wie man auch über die sachliche Zuverlässigkeit des Verfassers denken mag, jedenfalls ein dreifaches Ver-

dient. Es ist die erste literarische Darstellung eines deutschen Stammesrechtes. Ob Eyke bei einzelnen Teilen schriftliche Vorlagen benutzt hat, ist unsicher. In der Hauptsache hat er aus der mündlichen Überlieferung, aus den in seiner Umgebung lebenden Rechtsanschauungen geschöpft. Die Ordnung und Aufzeichnung eines solchen Rechtsstoffes ist immerhin eine Tat. Er hat uns ferner eines der ersten Prosawerke in deutscher Sprache geschenkt. Mit Recht betont er gerade die Schwierigkeit dieser Aufgabe. Gewiß! Die deutschen Rechtsausdrücke waren vorhanden. Deutsch wurde im geschäftlichen Verkehre verhandelt. Deutsch vor den Gerichten plädiert und von ihnen entschieden. Aber es galt die Terminologie zu lichten, die für eine umfassende Darstellung passenden Bezeichnungen auszuwählen, die mannigfachen Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche der Übertragung des gesprochenen Wortes in die Schrift entgegenstehen. Eyke hat diese Aufgabe musterhaft gelöst. Seine Sprache ist schön und frei, kurz und prägnant. Jedes Wort ist überlegt und abgewogen. Uns, die wir den Verhältnissen ferne stehen, wäre manchmal eine etwas breitere Darstellung erwünscht gewesen. Seinen Zeitgenossen war sie entbehrlich. Eyke hat endlich eine umfassende Darstellung erstrebt. Ein volles Bild des sächsischen Rechtslebens wollte er zeichnen. Und wenn auch dieses Ziel nicht ganz erreicht ist, wenn es auch lokale Zustände verallgemeinert, so muß man doch die Schwierigkeiten würdigen, welche die damals bereits einsetzende örtliche Zersplitterung des Rechtes dem großen Unternehmen entgegensetzte.

Die Vorzüge des Werkes verschafften ihm eine rasche Verbreitung. Noch zu Lebzeiten Eykes scheinen sachlich verschiedene Ausgaben erfolgt zu sein. Es liegen Anhaltspunkte dafür vor, daß Eyke selbst sein Werk revidiert und mit erläuternden Zusätzen versehen hat. Schon im 13. Jahrhundert ist das Buch außerhalb seiner engeren Heimat bekannt. Es wird in Süddeutschland umgearbeitet und gibt zu der Entstehung der süddeutschen Rechtsbücher Anlaß. Es wird 1270 bei der Abfassung des Hamburger Rechtes ausgiebig benutzt. Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts begegnen uns immer mehr Spuren seiner praktischen Anwendung.

Besonders wichtig für das Schicksal des Sachsenspiegels wurde die Glosse, die der märkische Ritter und Hofrichter Johann von Buch zwischen 1325 und 1340 verfaßte. Johann von Buch hatte in Bologna studiert und suchte vor allem das Recht des Sachsenspiegels aus dem römischen und kanonischen Rechte zu erläutern. Sein Verständnis der Vorlage war gering. Er behandelt das Rechtsbuch nicht als eine Schrift Eykes, sondern sieht in ihm die Übersetzung und Bearbeitung kaiserlicher Privilegien. Die Hauptmasse des Landrechtes sei ein Privileg, das Karl der Große 810 den Sachsen zu Sachsenburg gegeben habe. Auch die heute übliche Einteilung des Landrechtes in drei Teile rührt von Buch her. Diese Glosse erfreute sich allgemeiner Anerkennung. Sie wurde Bestandteil aller jüngeren Handschriften und der Drucke. Auch die Zurückführung auf die Kaiser fand Glauben. Ja die spätere Literatur stellte eine entsprechende Hypothese auch für das Lehnrecht auf. Es wurde für ein Gesetz Friedrichs I. erklärt. Das schlichte Buch Eykes erlangte die Gloriole kaiserlichen Ursprunges.

Die Verbreitung des Rechtsbuches erfolgte zunächst natürlich handschriftlich. Die Zahl der erhaltenen Handschriften ist eine sehr große. Als eine besondere Klasse treten die Bilderhandschriften hervor. Die reichen Illustrationen dienten nicht dem Zwecke der Belehrung, sondern nur des Schmuckes. Sie sind für uns nicht Erkenntnismittel des Inhalts, sondern nur ein Zeugnis der Wertschätzung, die dem Rechtsbuche zuteil wurde. Das praktische Bedürfnis führte auch zu Übersetzungen. Drei lateinische Übersetzungen entstanden, eine polnische und eine niederländische, erstere namentlich für den Gebrauch in Polen, wo der Sachsenspiegel in den Städten Verbreitung fand.

Das wachsende Ansehen des Spiegels schuf ihm auch Gegner. Eyke vertrat in Hinsicht auf das Verhältnis der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt die Anschauungen, die in der Hohenstaufenzeit in den Laienkreisen herrschten, die aber den Ansichten der Kurie nicht entsprachen. Ein Augustinermönch, Johann Klenkok, fand diesen Widerspruch heraus und erhob Anklage. Ungeachtet einer von dem Magdeburger Rat eingeleiteten Gegenaktion gelang es Klenkok, eine Bulle Gregors XI. zu erwirken, welche 14 Artikel des Rechtsbuches als ketzerisch verdammte. Aber selbst diese Bestimmungen, die sog. articuli reprobati, wurden nur vereinzelt fortgelassen. Das An-

sehen des ganzen Rechtsbuches wurde nicht erschüttert. Fast in dem ganzen weiten Gebiete des sächsischen Stammes einschließlich der Marken gelangte es zur Geltung. In der anwachsenden Literatur, in Prozeßschriften und Gutachten, in den Entscheidungen der Gerichte und bei schiedsrichterlichen Austrägen wurden die Aussprüche Eykes als völlig unbestreitbar, als geschriebenes Recht behandelt. Die Popularität des Rechtsbuches erhellt auch aus folgendem Belege. Luther wollte in seinen Tischreden die Bedeutung der Bücher Mosis als weltliches Gesetz der Juden erläutern. Er wählte die bezeichnenden Worte: «Moses ist der Juden Sachsenspiegel.» Das Lehrbuch Eykes war nicht mehr eine Darstellung des sächsischen Landrechtes. Es war das Landrecht selbst geworden.

Das Eindringen des römischen Rechtes konnte freilich durch unser Rechtsbuch nicht verhindert werden. Vergeblich wurde auf dem Reichstage zu Freiburg von 1498 gegen den Vorschlag, eine erbrechtliche Frage entsprechend dem römischen Rechte zu ordnen, der Spiegel ins Feld geführt, «der von beinahe einem Drittel deutscher Nation gebraucht werde». Das römische Recht drang durch. In der Tat. Die Rezeption bot den deutschen Juristen den Niederschlag vielhundertjähriger Arbeit hervorragender Geister. Der fremde Stoff war zudem durch die italienische Jurisprudenz in eine brauchbare Form gebracht. Diesem damals unerschöpflichen Reichtum gegenüber mußte das Werk Eykes dürftig erscheinen. Sein Landrecht behandelte ja nur die einfachen Probleme des ländlichen Lebens. Es ist verständlich, daß auch die Gebiete des sächsischen Rechtes sich dem fremden Rechte öffneten. Aber der Sachsenspiegel wurde nur ergänzt, nicht verdrängt. Er behielt ganz überwiegend seine Geltung als primäre Quelle vor dem fremden Rechte und bildete unter Hinzutritt anderer Elemente eine besondere Rechtsmasse des Privatrechtes, welche die Wissenschaft als «gemeines Sachsenrecht» bezeichnet.

Erst die partikulare Gesetzgebung der Neuzeit hat den Sachsenspiegel allmählich beseitigt. Besonders einschneidend wirkten die Kodifikationen des Allgemeinen Landrechtes und des Sächsischen Gesetzbuches von 1863. Aber bis zum 1. Januar 1900 galt der Sachsenspiegel noch in großen Teilen von Holstein, Oldenburg, in den Thüringischen Staaten und in seiner Heimat, dem Herzogtum Anhalt. Noch das Reichsgericht des neuen Reiches hat wiederholt die Auslegung des Sachsenspiegels als geltendes Recht nachgeprüft. Erst das Bürgerliche Gesetzbuch hat diese Geltung des Spiegels aufgehoben, aber auch nicht vollständig. In den zahlreichen Spezialgebieten, in denen das Landesrecht aufrecht erhalten wurde, z. B. im Lehnrechte, ist auch dem Sachsenspiegel die Möglichkeit der Anwendung geblieben. Er gehört noch heute nach fast 700 Jahren zu den Quellen des geltenden Rechtes.

Die geschichtliche Bedeutung des Sachsenspiegels beschränkt sich nicht auf diese unmittelbare Anwendung. Er hat in weitem Umfange anregend gewirkt. Zunächst auf die juristische Literatur. Schon im 13. Jahrhundert sind in enger Anlehnung an das Buch Eykes die beiden süddeutschen Rechtsbücher, der Deutschspiegel und der sogenannte Schwabenspiegel, entstanden. Ihr Vorbild haben sie freilich weder an innerem Werte noch an Einfluß erreicht. In der Heimat hat sich an dem Sachsenspiegel eine ganze juristische Literatur angeschlossen. Der Glosse Johann von Buchs sind andere gefolgt. Spezialgebiete und örtliche Gestaltungen fanden gesonderte Bearbeitung, so das Stadtrecht in dem «sächsischen Weichbilde», das Prozeßrecht in den Richtsteigen. Von zusammenfassenden Arbeiten ist das Rechtsbuch nach Distinktionen des Eisenacher Stadtschreibers Johann Rothe die bedeutendste. Leider wurde den Nachfolgern Eykes durch die Bekanntschaft mit der überwältigenden Masse des römischen Rechtsstoffes Freiheit und Selbständigkeit des Schaffens gehemmt.

Der Sachsenspiegel hat ferner auf die Gesetzgebung eingewirkt. Die Stadtrechte und Landesordnungen Sachsens haben seine Sätze vielfach aufgenommen und durchweg Anschluß an das in dem Rechtsbuche gesehene allgemeine Landrecht erstrebt. Der Spiegel ist endlich für die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte gerade bei ihrem Beginn eine reiche Fundgrube der Erkenntnis gewesen. Die Begründer unserer Wissenschaft haben an der Zuverlässigkeit des Spieglers nicht gezweifelt. Noch Stobbe hat erklärt, daß jede weitere Forschung das Vertrauen in den Spiegel bestärke.

Diese glänzende Geschichte des Spiegels hat nun in neuester Zeit eine überraschende Wendung erfahren. Nachdem sich der Zweifel in einzelnen Fragen leise geregt hatte, ist das

Vertrauen, das die Jahrhunderte dem Rechtsbuche in so reichem Maße gezeigt hatten, durch die Untersuchungen Richard Schröders und von Zallingers tief erschüttert worden. Die beiden Forscher haben die Darstellung des Spieglers mit dem Inhalte der ostfälischen Urkunden verglichen und haben anscheinend unvereinbare Widersprüche gefunden.

Die Beanstandungen betreffen nicht Nebenpunkte, sondern Hauptzüge der ganzen Darstellung. Zwei der Hauptgerichte des Spiegels sollen Erfindungen sein, nämlich die beiden Gerichte der Pfleghaften, das weltliche Gericht des Schulzen und das Sondergericht des Dompropstes. Ebenso haltlos sei die Scheidung der Pfleghaften und Landsassen. Die schöffenbaren Freien, die der Spiegler als den Hauptstand der Freien behandelt und überall zu den Dienstleuten (Ministerialen) in Gegensatz stellt, sind in Wirklichkeit unfrei und zwar Dienstleute (Ministerialen) gewesen. Nur über das Motiv dieser Erfindungen herrscht Meinungsverschiedenheit. Zallinger vermutet bei den Schöffenbaren Fälschung im Standesinteresse. Schröder findet bei dem Spiegler eine fast abergläubische Vorliebe für gewisse Zahlen und gelangt zu dem Ergebnisse, daß Eyke die in Wirklichkeit fehlenden Gerichte und Stände aus Vorliebe für die Dreizahl hinzugefügt habe. Den tieferen Grund sieht Schröder in dem Mangel romanistischer Schulung. «Ihm (Eyke) fehlte nur die geistige Disziplin, wie sie dem Juristen einzig durch das römische Recht zuteil wird.» Die Kritik der beiden Forscher hat ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden.

Haben wir uns ihr anzuschließen? Ist es wirklich richtig, daß am Anfange unserer juristischen Literatur, am Anfange der deutschen Prosa überhaupt, das Werk eines Phantasten oder Fälschers steht? Der großartige Erfolg des Buches genügt noch nicht für die Verneinung. Das Mittelalter war gläubig. Und die Weltgeschichte ist oft ungerecht. Aber sie ist es doch nicht immer. Und in diesem Falle ist sie es tatsächlich nicht gewesen. Die nähere Nachprüfung führt zu einer glänzenden Rechtfertigung des Spiegels. Gerade seine Verdienste sind ihm oft zum Verhängnis geworden. Der Spiegler hat aus der mündlichen Tradition geschöpft. Die mündliche Überlieferung gruppiert die Rechtsätze ziffermäßig aus Gründen der Mnemotechnik. Der treue Anschluß an die alte Form hat Eyke den Vorwurf einer «fast abergläubischen» Zahlenmystik eingetragen. Eyke hat deutsch geschrieben zu einer Zeit, aus der nur lateinische Kontrollnachrichten vorliegen. Der Sinn der von ihm gebrauchten deutschen Ausdrücke ist nicht erkannt worden, weil ihr Vorkommen in anderen zeitgenössischen Nachrichten durch die lateinische Decke verschleiert wird. Der Spiegler hat das ganze Land in seine Schilderung einbezogen, auch die Stadtbezirke. Die moderne Forschung hat diese Vollständigkeit nicht erwartet. Sie hat als selbstverständlich vorausgesetzt, daß Eyke die Stadtbezirke ignoriere, obgleich die Städte bestanden und blühten, obgleich die Beziehungen zwischen Stadt und Land sehr enge waren und obgleich der Miturheber Hoyer von Falkenstein selbst Stadtrichter gewesen ist. Deshalb hat man die Stadtrechtsinstitute, die der Spiegler schildert, nämlich die beiden obenerwähnten Gerichte der Pfleghaften, für Erfindungen erklärt. Tatsächlich sind sie in ostfälischen Städten vorhanden und von dem Spiegler wahrheitsgemäß gezeichnet. Diese angeblichen Phantasien des Spieglers sind nichts als eine optische Täuschung der Kritik. Auch die vermutliche Erfindung hinsichtlich der Schöffenbaren beruht auf einem durch das Hauptversehen bedingten Irrtume. Die Freibauern Ostfalens hält man für die Pfleghaften des Spiegels. Sobald man diese Pfleghaften in die Stadt verlegt, ist in den Freibauern das bisher fehlende Original für die Schöffenbaren vorhanden. Alle Vorwürfe gegen den Spiegler fallen zusammen. Eykes Buch ist nicht ein Beweis für die Unentbehrlichkeit des römischen Rechtes. Sondern es zeigt in derselben Weise, wie die skandinavischen Rechtsaufzeichnungen, daß klares Denken und gewissenhafte Arbeit auch ohne romanistische Schulung zum guten Juristen machen.

Die Geschicke des Sachsenspiegels haben sich noch nicht erfüllt. Seine Bedeutung als Rechtsquelle gehört fast völlig der Vergangenheit an. Aber seine Bedeutung als Erkenntnisquelle wird erst die Zukunft voll würdigen. Wenn einmal die Grundlosigkeit der heute herrschenden abfälligen Urteile erkannt ist, dann wird der Sachsenspiegel als das wirken, was er wirklich ist, als eine voll zuverlässige, an Wert unerreichte Schilderung unserer rechtshistorischen Vergangenheit.

König Rudolf von Habsburg.

Von Dietrich Schäfer.

Unter den deutschen Königen des späteren Mittelalters gibt es keinen, dessen Name in weitere Kreise gedrungen wäre als der Rudolfs von Habsburg. Einen Teil dieser Volkstümlichkeit verdankt der mittelalterliche Herrscher zweifellos neuzeitlichen Sängern, seinen schwäbischen Landsleuten, von denen der eine das festliche Krönungsmahl, der andere den Grabesritt nach Speier dichterisch verherrlichte. Aber es ist nicht zu verkennen, daß schon die Zeitgenossen dem ersten königlichen Habsburger mit wärmerer Teilnahme begegneten als den meisten seiner Nachfolger an des Reiches Herrlichkeit. Daß er der Begründer eines der glanzvollsten und lebenskräftigsten europäischen Fürstenhäuser wurde und in seiner Nachkommenschaft dem deutschen Reiche durch Jahrhunderte eine lange Folge von Königen und Kaisern schenkte, hat dann seine Persönlichkeit in die vordere Reihe derjenigen gestellt, deren Gestalten sich zunächst unserer Erinnerung aufdrängen, wenn wir an deutsche Vorzeit zurückdenken. Die geschichtliche Forschung hat daher Rudolf von Habsburg stets mit Vorliebe ins Auge gefaßt und uns noch neuerdings durch einen ihrer angesehensten österreichischen Vertreter mit einer eingehenden und wertvollen Monographie über ihn beschenkt.

Was der Dichter singt über das Ende der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, und daß wieder ein Richter war auf Erden, gibt einen treffenden Hinweis auf die Empfindungen, mit denen weite Kreise des deutschen Volkes die Wahl des Habsburger Grafen zum deutschen Könige begrüßten. Zwei Ausländer, von denen keiner durch irgendein festeres Band oder ein tieferes Interesse an deutsche Dinge geknüpft war, deren einer deutschen Boden überhaupt nicht betreten hat, während der andere sich nur in den rheinischen Landschaften gelegentlich und flüchtig sehen ließ, hatten durch ein halbes Menschenalter nebeneinander die deutsche Königswürde dem Namen nach inne gehabt. Und das war der Fall gewesen in einer Zeit, wo der Reichtum deutschen Lebens und der in den glänzenden Kaisertagen geweckte Tatendrang des in allen Schichten bewegten Volkes in jeder Richtung nach neuen Gebieten suchte, der überschäumenden Kraft Betätigung zu schaffen, im Zeitalter der Kolonisation und der Städteentwicklung, der ständischen Sonderung in fürstliche, ritterliche, bürgerliche und bäuerliche Kreise. In einer Zeit, wo nur die festeste Hand und der überlegenste zielbewußte Geist die Fülle der wogenden Gewässer in sichere Betten hätte leiten können, fehlte jegliche Führung. Jedermanns Hand war gegen jedermann; es entwickelten sich die Zwischenreichszustände, die mit dem altgebrauchten Worte Faustrecht treffend gekennzeichnet sind. Als am 1. Oktober 1273 der Graf von Habsburg von den in Frankfurt versammelten wahlberechtigten Fürsten einstimmig zum Könige gewählt wurde, war die Überzeugung, daß man doch im Reiche selbst wieder einen König haben müsse, nicht die letzte, die zur gefaßten Entschließung mitwirkte.

Rudolf von Habsburg gehört einem Geschlechte an, das sich bis in die Tage Kaiser Ottos I., also mehr als 300 Jahre vor seiner Erhöhung zur Königswürde, zurückverfolgen läßt. Ursprünglich wird es im oberen Elsaß begütert gewesen sein. Bald aber erscheint es auch in der unteren Schweiz, wo um 1020 die Habichtsburg, die dem Geschlechte den Namen gegeben hat, auf der Höhe über der Aare, da wo die Reuß sich ihr nähert, von einem Grafen Werner, der zugleich Bischof von Straßburg war, erbaut wurde. Sie steht noch heute und wird bewohnt, obgleich schlecht gehalten und zum Teil verfallen. Die beiden Hausklöster Muri im Aargau, halbwegs zwischen der Habsburg und Luzern, und Othmarsheim, links am Oberrhein zwischen dem badischen Müllheim und dem elsässischen Mülhausen, kennzeichnen den Familienbesitz, wie er sich in den folgenden Jahrhunderten erhielt, bzw. langsam erweiterte. Ihn mächtig zu vergrößern, war der 1218 geborene Graf Rudolf bestimmt. Er war ein Patenkind Kaiser Friedrichs II. und ist bis nahe zum Untergange der Staufer ein treuer Verfechter ihrer Sache gewesen. Noch im Winter 1267—68 hat er mit Herzog Ludwig von Bayern und Graf Meinhard von Tirol den jungen Konradin nach Oberitalien geleitet. Ein Teil des staufischen Besitzes im oberen Schwaben ist dementsprechend auch in seine Hand übergegangen. Besonders aber ist Rudolfs Macht gesteigert worden durch die Beerbung der kiburgischen Hauptlinie, die 1264

ausstarb; sie war das weitaus mächtigste Grafenhaus im Gebiet zwischen Aare, Rhein, Alpen und Bodensee. Die Erbschaft verwickelte ihn in scharfen Streit mit Peter von Savoyen, dem Haupte eines mächtig aufstrebenden Hauses, und nötigte ihn, an der Sprachgrenze im Gebiete des Saaneflusses seine Ansprüche gegen diese welsche Macht zu vertreten. Gleichzeitig sind die elsässischen Besitzungen in Kämpfen mit den Bischöfen von Straßburg und Basel erweitert worden. So war der Graf, als er 55jährig zum Könige gewählt wurde, der mächtigste Territorialherr, den Schwaben aufzuweisen hatte. Daß er diese Erfolge vor allem persönlicher Tüchtigkeit verdankte, unterliegt keinem Zweifel. «Sein Ruhm flog durch die Welt, daß niemand kriegsgewaltiger sei als er», sagt der Straßburger Ellenhard. Sein politisches Geschick stand dem kriegerischen nicht nach. In den tausendfältigen Künsten des Forderns und des Nachgebens, des Einmischens und Vermittelns, des Aufschiebens, Vorbehaltens, Parteiwechselns und richtigen Losschlagens, die von der unendlich verschlungenen Diplomatie der Dynastenpolitik gefordert wurden, war er Meister. «Herrgott im Himmel, sitze fest; sonst nimmt dir dieser Rudolf deinen Platz», soll der Bischof von Basel gerufen haben, als die Nachricht kam, daß der gegen ihn zu Felde liegende Habsburger zum Könige gewählt werden solle. Man kann nicht sagen, daß die wählenden Fürsten sich einen Scheinkönig erkoren hätten. Doch hat auch ein solcher Mann entfernt nicht vermocht, das Königtum wieder emporzuheben zu der Bedeutung, die es hundert Jahre früher gehabt hatte.

Aus König Rudolfs Regierung hat sich dem Gedächtnis am festesten eingeprägt seine Gegnerschaft gegen Ottokar von Böhmen. Seit den Tagen des Investiturstreits hatte das geschlossene böhmische Land, mit dem Mähren fortdauernd verbunden war, in den inneren Zwistigkeiten des Reiches wiederholt, unter Barbarossa auf den italienischen Feldzügen auch in der auswärtigen Politik, eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Wenige rein deutsche Territorien waren ihm an Macht gewachsen. Die Wirren, die nach Friedrichs II. Tode hereinbrachen, hatten dem kraftvollen Könige Ottokar Gelegenheit gegeben, seine Herrschaft über die unter Friedrich II. ans Reich gezogenen babenbergischen Lande, zunächst über Österreich, dann über Steiermark und weiter noch über Kärnten und Krain auszudehnen, so daß sich seine Macht von den schlesischen und meißnischen Bergen bis zum Adriatischen Meere erstreckte, über ein Gebiet, das nach Umfang und Bevölkerungszahl alles, was sonst an politischen Bildungen in Mitteleuropa vorhanden war, weit übertraf. Auch das deutsche Egerland ist durch ihn zuerst böhmisch geworden. Enge Beziehungen zu schlesischen und zu benachbarten deutschen Fürsten verstärkten das Gewicht seiner politischen Stellung. Er war, selbst ein Wahlfürst des Reiches, als Bewerber um die deutsche Königskrone aufgetreten. Ohne Erfolg, doch konnte er sich auch nicht dazu verstehen, die Wahl Rudolfs anzuerkennen. Damit war der Zwist geschaffen, der dem Habsburger Gelegenheit geben sollte, seinem Hause neuen, wertvollen Besitz zu erwerben und den Grund zu legen zu jener Großmachtsstellung, zu der es sich im Laufe der Jahrhunderte emporgearbeitet hat.

Auf einem im November 1274 zu Nürnberg gehaltenen Reichstage ist das Recht gefunden worden, das dem Könige zustehe gegen den unbotmäßigen Vasallen und Entfremder von Reichsgut. Er sei vor ein Lehensgericht zu fordern, und der König habe des Reiches Gut wieder herbeizubringen. Als Ottokar auf dreimalige Ladung nicht erschien und die Herausgabe der babenbergischen Lande schroff ablehnte, wurde er in die Acht erklärt, wahrscheinlich am 24. Juni 1275.

Der Heereszug, den König Rudolf ein Jahr später gegen Ottokar ins Werk setzte, war doch weit entfernt, eine Reichsexekution darzustellen. Auch in den Zeiten stärkerer Königsgewalt war es außerordentlich schwer, ja unmöglich gewesen, in solchen Fällen ein wirkliches Reichsaufgebot zusammenzubringen; die Könige hatten sich in der Hauptsache begnügen müssen mit den Streitkräften, die sie aus eigenem Besitztum und durch ihre politischen Verbindungen aufzustellen vermochten. Für den neuen Herrscher wirkte hindernd, daß der natürliche Gegensatz der Interessen zwischen dem Königtum und den Fürsten trotz der einstimmig erfolgten Wahl bald genug seine Wirkungen äußerte. So sah er sich auf die Kriegsmacht angewiesen, die er seinem habsburgischen und dem Königsgut zu entnehmen und mit Hilfe seiner weitverzweigten und natürlich nicht ohne

Gegenleistung aufrecht zu erhaltenden politischen Beziehungen aufzubringen vermochte. Seine rührige Diplomatie sorgte dafür, daß die zu Böhmen hinneigenden Fürsten Ottokar entfremdet wurden, nicht ganz ohne Versprechungen, die später nicht gehalten worden sind. Vor allem aber knüpfte Rudolf Beziehungen zu Ottokars eigenen Untertanen. Der Adel der babenbergischen Lande, nicht allzu sehr erbaut über des Böhmenkönigs durchgreifendes Regiment, wandte sich alsbald dem Habsburger zu, als dieser, nachdrücklich unterstützt von den westlichen und südwestlichen Grenznachbarn des Gegners, gegen Ende September 1276 über Regensburg in Österreich eindrang. Selbst unter dem Adel seiner angestammten Lande erstanden Ottokar Widersacher. Erst vor Wien stieß König Rudolf auf ernste Gegenwehr. Paltram vor dem Friedhofe, durch Dienst und Gelöbnis dem Böhmenkönige persönlich verbunden, wurde der Führer seiner Mitbürger. Doch vermochte seine tapfere Haltung die Sache seines Herrn nicht mehr zu retten. Im Lager vor der Stadt kam es am 21. November zu einem Ausgleich zwischen den Streitenden, dem vier Tage später eben dort eine persönliche Begegnung folgte. Ottokar verzichtete auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Egerland und leistete für Böhmen und Mähren die Huldigung. Eine Milderung des schmerzlichen Verlustes lag in der Verabredung einer Doppelverlobung zwischen den beiderseitigen Kindern, durch die gewisse Teile der aufgegebenen Lande als Heiratsgut wieder eingebracht werden sollten.

Aber eben über die Ausführung dieser Verabredungen ist es dann bald zu neuen Zerwürfnissen gekommen. Der Verlust war zu groß, als daß Ottokar ihn leicht hätte verschmerzen können, während andererseits Rudolf das babenbergische Besitztum ungern mit einem anderen teilte. So folgte dem ersten 1278 ein zweiter Waffengang. Der Zusammenstoß war schärfer, und größere Streitkräfte wurden von beiden Seiten aufgeboten. Rudolf stützte sich diesmal besonders auf ein Bündnis mit Ungarn, dessen Interessen schon wiederholt zu Zusammenstößen mit Böhmen geführt hatten. Wesentlich mit der Hilfe, die König Ladislaus herbeigeführt hatte, errang er am 26. August 1278 den Sieg bei Dürnkrut auf dem Marchfelde. Sein tapferer Gegner fand daselbst den Tod. Rudolfs schon oft bewährtem kriegerischem Geschick ist ein Anteil am Erfolge nicht abzusprechen. Da Ottokars ältester Sohn Wenzel erst sieben Jahre alt war, vermochte Rudolf, in die Erblande eindringend, den Frieden leicht zu erzwingen. Der Besitz der babenbergischen Lande ward nun vollständig gesichert, die Verwaltung Böhmens dem Brandenburger Otto dem Langen, der für Ottokars Erben im Felde erschienen war, als Vormund des jungen Wenzel auf fünf Jahre überlassen, während König Rudolf für die gleiche Zeit die Mährens an sich nahm. Die verabredeten Heiraten wurden trotz des jugendlichen Alters der Verlobten mit glänzender Pracht vollzogen; die Verlobung einer weiteren Tochter des Königs mit einem Bruder Ottos des Langen sollte auch diese Beziehungen fester knüpfen. Von den erworbenen Landen ist Kärnten an Meinhard von Görz und Tirol, der besonders wertvolle Dienste geleistet hatte, überlassen worden, doch mit habsburgischer Anwartschaft, die schon 1335 zum Heimfall des Herzogtums geführt hat. An territorialer Macht überragte Habsburg jetzt alle anderen deutschen Fürstenhäuser.

Dieser Umschwung der Verhältnisse läßt sich nicht hinwegdenken. Aber die Frage liegt nahe und ist oft aufgeworfen worden, ob der gegenteilige Ausgang oder gar eine Nachfolge Ottokars in der Königswürde an Stelle Rudolfs für die Entwicklung der deutschen Dinge notwendig hätte verderblich werden müssen. Sie kann nur mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Denn Ottokars Reich war auch in seinen böhmisch-mährischen Bestandteilen keineswegs ein rein tschechisches. Ottokar selbst hat die Flut der deutschen Wanderung, die sich auch in seine Lande ergoß und gerade um diese Zeit die gebirgigen Randgebiete füllte, im ganzen Königreiche ein neues Städteleben schuf, weit mehr gefördert als eingedämmt und hätte als deutscher König schwerlich eine andere Haltung eingenommen. Von einer Gefahr tschechischer Herrschaft in Deutschland kann schlechterdings nicht die Rede sein, wohl aber boten Ottokars geeinte Lande eine ganz andere Grundlage für die Wiederaufrichtung eines starken Königtums in Deutschland, als die Rudolfs selbst nach seinem Erfolge auf dem Marchfelde. Vor allem Furcht vor der Macht Ottokars hat 1273 die deutschen Fürsten abgehalten, ihn zu wählen. Vom deutschen Standpunkte aus hat man keinen

JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD

RUDOLF VON HABSBURG EMPFÄNGT WÄHREND DER BELAGERUNG VON BASEL DIE NACHRICHT VON SEINER ERWÄHLUNG ZUM DEUTSCHEN KÖNIG, 20. SEPTEMBER 1273

Graf Rudolf von Habsburg erfährt während der Belagerung von Basel im Jahre 1273, daß ihn die Kurfürsten in Mainz einstimmig zum deutschen König erwählt haben. Rudolf von Habsburg steht im Zelt, zu seiner Linken Burggraf Friedrich von Nürnberg; im Vordergrunde überreicht ein Abgesandter (Graf Pappenheim) die Insignien der Königswürde. Im Hintergrunde die Stadt Basel.



Anlaß, im Kampf der beiden Könige von vornherein Rudolf seine Sympathien zuzuwenden.

Denn der weitere Verlauf seiner Regierung hat deutlich gezeigt, daß der errungene Erfolg nicht ausreichte zu mehr als zu einer erweiterten Hausmachtspolitik. Ein ernster Versuch, die großen Aufgaben, die das innere und äußere Leben der Nation stellte, zu lösen, ist von Rudolf nicht gemacht worden und konnte, wie die Dinge lagen, von ihm nicht gemacht werden. Besonders zeigt sich das in der italienischen Politik, der sich in dieser Zeit ein deutscher König ohne schwere Schädigung des Reiches nicht völlig fernhalten konnte. Daß eine Neuwahl vorgenommen worden war, während Alfons von Kastilien noch lebte, und daß sie einen deutschen Fürsten getroffen hatte, war besonders auch unter Mitwirkung päpstlichen Einflusses geschehen. Gregor X., der kurz vor Beginn seines Pontifikats im Heiligen Lande gewesen war, war erfüllt von Kreuzzugsgedanken, die an einem willigen und kräftigen deutschen Könige ein brauchbares Werkzeug finden konnten. Er hatte trotz Alfons zur Neuwahl aufgefordert und der Kandidatur des französischen Königs, den Karl von Anjou aufstellte, entgegengewirkt. Er unterstützte auch Rudolfs Ansprüche gegen Ottokar und bewog Alfons, auf die Königskrone zu verzichten. Im Oktober 1275 kamen Papst und König in Lausanne zusammen. Rudolf leistete hier das Kreuzzugsgelübde; ein Romzug sollte ihm zu Pfingsten 1276 die Kaiserkrone bringen. Als dann aber Gregor X. im Januar 1276 starb, ist Rudolf derartigen Plänen nie wieder näher getreten. Die österreichischen Bestrebungen drängten die italienische Politik völlig in den Hintergrund. Die Vermählung der Tochter Clementia mit Karl Martell, einem Enkel Karl Anjous (1281), bedeutete eine Annäherung an Frankreich, mit der eine Art Verzicht auf die Wahrnehmung der Reichsrechte gegen Süden und Westen ausgesprochen war. Es blieb den Aragonesen, den italienischen Städten und dem Papste überlassen, Italien den Anjous und ihrer französischen Bundesgenossenschaft streitig zu machen, und die wiederholten Feldzüge, die König Rudolf in der zweiten Hälfte seiner Regierung in die jetzige Westschweiz und die angrenzende Freigrafschaft unternahm, haben nicht vermocht, die sinkende Stellung des Reiches im Arelat zu heben. Vergebens hat er versucht, dieses Königreich für einen seiner Söhne zu erwerben, vergebens auch sich 66jährig mit der 14jährigen Isabella, der Schwester des mächtigen Herzogs Robert von Burgund, vermählt. Deutschland mußte in diesen Gebieten der wachsenden Geltung Frankreichs den Platz räumen.

Und die Dürftigkeit der äußeren Erfolge ward nicht ausgeglichen durch durchschlagende innere. Auch im Reiche selbst hat König Rudolf nicht vermocht, dem Königtum wieder eine maßgebende Stellung zu erringen. Die böhmisch-österreichischen Erfolge haben sein Verhältnis zu den Kurfürsten nicht gebessert. Erst 1282 haben diese nacheinander in der Form der üblich gewordenen Willebriefe ihre Zustimmung gegeben, daß Rudolf seine Söhne mit den österreichischen Erwerbungen belehnte. Sie standen der wachsenden Macht des königlichen Hauses eifersüchtig und mißtrauisch gegenüber. Auf ihre, der übrigen Fürsten und der Städte Politik hat der König nur gelegentlichen, selten entscheidenden Einfluß gewinnen können. Die überlieferten Gegensätze dauerten fort und fanden in zahlreichen, heftigen und langwierigen Fehden ihren Ausdruck. In Bayern bekämpften sich die beiden Linien des wittelsbachischen Hauses, dann der Erzbischof von Salzburg und seine Nachbarn. In Schwaben riefen die Hausmachtsbestrebungen des Königs und seine Versuche, das Herzogtum Schwaben für seinen Sohn Rudolf wieder aufzurichten, eine ganze Schar von Grafen und Herren ins Feld, unter denen die Württemberger die leistungsfähigsten und ausdauerndsten Gegner der Habsburger wurden. Thüringen litt schwer unter dem unnatürlichen Kriege, den Landgraf Albrecht der Entartete jahrelang gegen seine Söhne Friedrich den Freidigen und Diezmann führte. Die rheinischen Erzbischöfe wurden auch unter Rudolfs Regierung nicht frei von den überlieferten Fehden, die sie mit den zahlreichen, unbotmäßigen Dynasten der Gegend auszufechten hatten. Ganz besonders wurden Vergrößerungssucht und kriegerischer Sinn des Kölner Erzbischofs Sigfrid von Westerburg Quelle und Anlaß zu zahllosen Streitigkeiten. Über die limburgische Erbfolge teilte sich der ganze Nordwesten vom Meer bis ins Gebirge in eine kölnische und antikölnische Partei, die ihre Sache ohne irgendwelche königliche Einmischung 1288 in einer der größten und blutigsten Schlachten des Jahr-

hunderts bei Worringen unterhalb Köln zum Austrag brachten. In all diesen Fehden und Verwicklungen spielte König Rudolf sehr viel weniger die Rolle des Reichsoberhauptes, als die des beobachtenden und abwartenden Dynasten, der sich bereit hält, zu rechter Zeit den eigenen Vorteil wahrzunehmen und der seinen Augenblick zu wählen weiß. Das Gelübde, das er alsbald nach seiner Wahl abgelegt hatte, von jetzt ab ein «Schirmer des Landfriedens», nicht mehr «wie bisher ein unersättlicher Kriegsmann» zu sein, hat er doch nur sehr teilweise gehalten. Die Landfrieden, die unter seiner Mitwirkung geschlossen wurden, waren auch keine anderen als landschaftlich und zeitlich begrenzte, wie sie ohnehin üblich waren. Wenn der König 1289–90 in Thüringen in die Streitigkeiten des Landgrafen Albrecht und seiner Söhne energischer eingriff und sich dort fast ein Jahr lang der Ordnung der Verhältnisse widmete, so spielten Gründe mit, die mit der Erfüllung der Königspflicht nur in losem Zusammenhange standen. Über das thüringische Gebiet ist Rudolf während seiner Regierungszeit nie hinausgekommen. Das ebene Norddeutschland, das ja überhaupt nach Otto von Braunschweig nur noch einmal einen deutschen Kaiser gesehen hat (und diesen auch nur als Landesherrn) hat er nie betreten. Nacheinander haben hier sächsische, braunschweigische, brandenburgische Herren eine Reichsverweserstellung innegehabt, und das große Landfriedensbündnis von 1283, das für diese Gebiete eine besondere Bedeutung gewann, ist ohne entscheidende königliche Mitwirkung zustande gekommen. Ohne irgendwelche Beziehungen zum Könige haben 1284–85 auch die geeinigten Hansestädte gegen Norwegen ihren ersten auswärtigen größeren Erfolg errungen.

In den letzten Jahren seiner Regierung ist König Rudolfs Politik besonders stark beeinflußt worden von dem Wunsche, einem seiner Söhne die Nachfolge im Reich zu sichern. Wäre das gelungen, so hätte der willensstarke, kluge und skrupellose Albrecht (nach dem 8. Mai 1290 konnte nur noch er als der einzige überlebende in Frage kommen) weiter bauen können auf dem Grunde, den Rudolf gelegt hatte; vielleicht wäre es ihm im ununterbrochenen Anschluß gelungen, die gesteigerte Hausmacht zu einer wirkungsvollen Königsgewalt weiter zu entwickeln. Das heiße Begehren sollte nicht erfüllt werden; zu starke und zu zahlreiche Sonderinteressen standen ihm entgegen. So blieb König Rudolf der Begründer der Macht seines Hauses; dem deutschen Reiche hat er nicht mehr geleistet, als daß er es zum Aufatmen brachte nach den Wirrnissen des Zwischenreiches. Er hat das Herauswachsen der Fürstenrepublik, die nun für ein halbes Jahrtausend das Reich darstellen sollte, nicht zu hindern vermocht.

Was das Lied von Rudolfs Ende singt, ist geschichtliche Wahrheit. In Germersheim erkrankt und auf das nahende Ende hingewiesen, befahl er den Aufbruch nach Speier. Dort ist er am 15. Juli 1291 gestorben und am nächsten Tage, seiner Bestimmung entsprechend, neben Philipp von Schwaben beigesetzt worden. Mag das überschauende historische Urteil seine unmittelbaren Verdienste um Reich und Volk nicht allzu hoch einschätzen, die geschichtliche Bedeutung seiner Persönlichkeit kann nicht geleugnet werden. In der sehr energischen Vertretung seiner Familieninteressen folgte er dem Geist seiner Zeit; es ist mehr als fraglich, ob irgendein anderer Weg der Betätigung gangbar gewesen wäre. Daß in den folgenden Jahrhunderten ein deutsches Regentenhaus bestand, das zugleich im Südosten und Südwesten des Reiches, an seinen meist gefährdeten Grenzen, umfassend begütert war, ist für den Bestand unseres Volkes nicht gleichgültig gewesen und wird doch Rudolf von Habsburg verdankt. Unsere Geschichte kennt ja vom 13. bis ins 19. Jahrhundert keine andere Lage, als daß des Reiches Bestand und Gedeihen beschlossen liegt im Bestehen seiner politischen Sondergebilde. Nur wo ihre und des Reiches Interessen zusammenfallen, gewinnt das verknüpfende Band Festigkeit. Und in dieser Entwicklung nimmt die Königs- und Kaisergewalt keine andere Stellung ein als jede beliebige andere auf dem Boden des Reiches emporgewachsene Territorialmacht. Auch bei ihr wird der Umfang entschiedenen Eintretens für das Reich bestimmt durch das Maß der territorialen Interessen. Nur wer das im Auge behält, hat den richtigen Gesichtspunkt gewonnen für die Beurteilung der Bedeutung Rudolfs von Habsburg, der von ihm begründeten Dynastie und des habsburgisch-österreichischen Staatswesens für den Bestand des deutschen Volkes und Staates. Sie wird, in diesem Lichte gesehen, kaum überschätzt werden können.

Kaiser Heinrich VII.

Von Graf Albert de Gerbaix de Sonnaz.

Heinrich IV. Graf von Luxemburg, als Kaiser und König der Römer Heinrich VII. genannt, Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg und seiner Gemahlin Beatrice von Avesnes, wurde im Jahre 1271 oder 1272 zu Valenciennes geboren. Als sein Vater zu Worringen den Heldentod erlitten, wurde Heinrich mit 16 Jahren regierender Graf von Luxemburg und vermählte sich bald darauf mit Margarete von Brabant, der Tochter des Siegers von Worringen. Im November 1300 ging Heinrich zum Jubiläum nach Rom und wurde anläßlich des Todes Albrechts I. von Habsburg zum Könige der Römer erwählt und am 6. Januar 1309 mit der deutschen Königskrone geschmückt. Die Kurfürsten, vornehmlich geistliche, hatten den Grafen von Luxemburg neun anderen Bewerbern namentlich wegen seines geringen Landbesitzes, und damit seiner Machtlosigkeit wegen vorgezogen. Seine Wahl hatten besonders Peter von Eichspelt, Erzbischof von Mainz, und Heinrichs Bruder Balduin, Erzbischof von Trier, betrieben, welche beide ihren Sitz der Freundschaft verdankten, die Heinrich dem Papste Clemens V. bei der Krönung zu Lyon im Jahre 1305 erwiesen hatte.

Die ersten Taten Heinrichs VII. als deutscher Herrscher bestanden darin, daß er die sterblichen Überreste seiner unmittelbaren Vorgänger, Adolf von Nassau und Albrecht von Habsburg, in die Kathedrale zu Speier überführen ließ, die Mörder des letzteren zum Tode verurteilte und sich überall im Reiche anerkennen ließ. Er bestätigte auch den Schweizern die von den Kaisern gewährten Freiheiten und belehnte, um den Groll des Hauses Habsburg zu beschwichtigen, die Söhne des ermordeten Königs, Friedrich den Schönen und Leopold, unverzüglich mit dem Herzogtum Österreich. Zu gleicher Zeit tat er den Grafen Eberhard von Württemberg in die Reichsacht, weil dieser ein Feind der freien Städte Schwabens war, und betonte die unmittelbare Hoheit der Königskrone über die Reichsstädte, indem er den Lehnsfürsten verbot, den Gemeinden Freiheiten zu gewähren. Endlich verlieh er das Königreich Böhmen seinem Sohne Johann, welchen er mit Elisabeth, der letzten Erbin der Przemysliden, vermählte.

Heinrich VII. legte großes Gewicht darauf, in Rom zum Kaiser gekrönt zu werden: eine Zeremonie, welche seine unmittelbaren Vorgänger seit nahezu 60 Jahren außer acht gelassen hatten. Es ist nicht zu vergessen, daß die Kaiserkrone im Mittelalter bedeutendes Ansehen verlieh und daß, nach der allgemeinen Ansicht der Christenheit, immer der gekrönte Cäsar der erste und erhabenste Herrscher war. So mußte also einem Könige der Römer, wie Heinrich VII., der, obwohl einem vornehmen Herrscherhause entsprossen, doch nicht mächtig war, viel an dem Zauber des Kaisertitels gelegen sein. Unmittelbar nach der Krönung zu Aachen sandte Heinrich VII. eine Botschaft an Papst Clemens V. nach Avignon, bestehend aus mehreren Bischöfen und dem Grafen Amadeus V. von Savoyen, um die Bestätigung seiner Wahl, sowie die Zusage, daß ihn der Papst persönlich in Rom krönen würde, einzuholen. Clemens V. bestätigte die Wahl und versprach, daß seine Bevollmächtigten in Rom die Krönung vollziehen sollten. Die kaiserlichen Gesandten schworen, daß der Kirche Ehrfurcht erweisen werde, und verhandelten mit König Robert von Neapel über einen Vertrag wegen des Arelat, welches eigentlich zum Reiche gehörte. Zur selben Zeit war eine zweite Gesandtschaft an Philipp den Schönen, König von Frankreich, abgeschickt, um ihn der Freundschaft des Luxemburgers zu versichern, und seinem Wunsche, in gutem Einvernehmen mit Frankreich zu verbleiben, Ausdruck zu verleihen.

Im folgenden Jahre unternahm Heinrich seinen Romzug. Voraus schickte er drei neue Gesandtschaften, um die politischen Angelegenheiten vorzubereiten. Die eine war für den Papst in Avignon, die zweite für die lombardisch-venetianischen Städte und die dritte für Piemont und Toskana bestimmt. Nach Schluß des Reichstages von Speier machte sich Heinrich VII. selber auf den Weg mit einem kleinen Heere von etwa 300 Reitern und 2000 Fußsoldaten. In Lausanne, welches er am 10. Oktober 1310 erreichte, empfing er den Besuch des Legaten des Papstes: Johann von Molans, welchem er versprach, die päpstlichen Besitzungen zu respektieren, indem er alle Rechte und Privilegien, welche seine kaiserlichen Vorgänger der Kirche eingeräumt hatten,

beſtätigte. Ferner verſprach er, keine richterliche Gewalt über die päpſtlichen Gebiete auszuüben. Von Lauſanne reiſte Heinrich über Genf nach Turin, wo er zahlreiche Große Italiens: Guelfen und Ghibellinen, empfing. Unter dieſen befanden ſich die Visconti von Mailand, Langosco von Pavia, Simon Avogadro da Collobiano von Vercelli, Anton Fiſſiraga von Lodi und eine römiſche Geſandtſchaft unter Führung der Colonna, Orſini und Anibaldi, den Häuptern der römiſchen Adelsparteien. Dieſe begaben ſich von Turin nach Avignon zum Papſte, um ihn zu bitten, nach Rom zurückzukehren und den Kaiſer zu krönen. Heinrich ſeinerſeits zog über Chieri, Aſti, Caſale, Vercelli und Novara nach Mailand, wo er am 23. Dezember ankam und nach Verſöhnung der mailändiſchen Guelfen und Ghibellinen von dem Erzbiſchofe zum König von Italien gekrönt wurde.

Der Luxemburger ſtand auf ſeiner Höhe: ganz Italien, mit Ausnahme Bolognas, der guelfiſchen Städte Toskanas und der Anjouſchen Beſitzungen erkannte die Autorität Heinrichs an. Ihn umgaben die Krieger Deutſchlands, Savoyens und Italiens. Von Deutſchen wohnten der Krönung in Mailand bei: ſeine Brüder Erzbiſchof Balduin von Trier und Walram von Luxemburg, ſowie die Herzöge von Öſterreich und Bayern und der Biſchof von Lüttich. Die Bevollmächtigten (sapienti) der lombardiſchen Städte erbaten als kaiſerlichen Stellvertreter oder Präſidenten den Grafen Amadeus von Savoyen, welcher den Guelfen und Ghibellinen, ſowie dem Papſte genehm war, und Heinrich ernannte ihn auch zu dieſem hohen Amte.

Bald aber änderten ſich die Dinge. Am 12. Februar 1311 brach in Mailand ein Aufſtand gegen die kaiſerlichen Truppen aus. Dieſe ſchlugen, unterſtützt von den Ghibellinen, den Freunden der Visconti, die guelfiſche Partei in die Flucht und vertrieben die Herren della Torre und ihre Begünſtiger aus der Stadt. Nach der Empörung von Mailand erklärten ſich die Städte: Lodi, Crema, Cremona und Breſcia gegen Heinrich. Zwar Lodi und Crema unterwarfen ſich unmittelbar nachher, und Cremona wurde von Heinrich beſtraft; Breſcia jedoch war zu ernſtem Widerſtande entſchloſſen. Es gab für den König zwei Wege. Der richtigſte war derjenige, den Dante vorſchlug, nämlich Breſcia in Ruhe zu laſſen, Florenz zu beſtrafen und alsdann auf Rom loszumarſchieren. Der andere beſtand darin: Breſcia zu belagern und einzunehmen, um die lombardiſchen Guelfen niederzuſchlagen. Der Bruder des Kaiſers, Walram, ließ ſich von Ghibellinen einreden, die Stadt ſei in zwei Wochen zu erobern. Leider folgte der König dem Rate Walrams und griff Breſcia an. Ich ſage leider, denn wenn Heinrich dem Wunſche Dantes gefolgt wäre, der Italien vom Jahre 1300 her genau kannte, ſo iſt faſt ſicher, daß ſich Toskana, ja ſelbſt Neapel der Gnade des großmütigen Cäſar ergeben haben würde. Jetzt hingegen dauerte die Belagerung von Breſcia vier Monate und koſtete faſt das kaiſerliche Heer. Der tapfere Walram fiel, 10000 kaiſerliche Soldaten ſtarben an anſteckenden Fiebern. Auch Königin Margarete von Brabant, die ſo milde und barmherzige Gemahlin Heinrichs, erlag in Genua den Folgen des Fiebers, welches ſie in Breſcia beſchlichen hatte. Endlich zog der Luxemburger als Sieger in die Stadt ein und ließ die Tore als Siegestrophäen nach dem Kapitole von Rom ſchaffen.

Nach dieſem ſchweren Erfolge hegte Heinrich nur noch den einen Wunſch, ſich ſchnell zur Kaiſerkrönung nach Rom zu begeben. Clemens V. hatte die Krönung zuerſt auf den 15. Auguſt 1311 feſtgeſetzt. Doch die Belagerung Breſcias verzögerte die Handlung, ſo daß ſie bis zum Sommer 1312 aufgeſchoben werden mußte. Von Breſcia zog Heinrich über Cremona und Piacenza nach Pavia, welches ſich in den Händen der Guelfen befand. Dort ſchwebte das Leben des Königs in großer Gefahr, denn ſeine Armee war in Breſcia faſt vernichtet worden. Er wurde von einigen Getreuen, unter anderen von den Grafen von Flandern und Savoyen begleitet. Dann begab er ſich nach Genua, welches er am 21. Oktober erreichte. Die Genueſer empfingen ihn mit großen Ehrenbezeugungen, verliehen ihm das Hoheitsrecht über ſie auf 21 Jahre und leiſteten ihm den Treueſchwur. Der König ſtellte Frieden zwiſchen den Dorias und Spinolas her und wählte Genua als Aufenthaltsort zur Wiederherſtellung ſeines Heeres für den Römerzug.

Die Nachrichten aus Rom lauteten ſchlecht. Der Toskaniſche Guelfenbund und Fürſt Johann von Anjou-Achaja hatten ſich des bevölkertſten Teiles der Stadt mit Hilfe des verräteriſchen Stellvertreters des Senators Ludwig von Sa-

voyen bemächtigt, das Gold der Florentiner bewirkte fortwährende kaiserfeindliche Bewegungen. Die wenigen Getreuen, welche dem Luxemburger gefolgt waren, trugen das Fieber von Brescia nach Genua, so daß die Stadt bald einem Krankenhause und Kirchhofe glich. Der Senator Ludwig von Savoyen und die Colonnas wurden nach Rom zurückgesandt, um zu versuchen, die Stadt zu beruhigen. Kurze Zeit darauf schickte Heinrich den Bischof Nicolas von Botronto und Pandolfo Savelli als Botschafter an Johann von Anjou, welche aber nach mehrtägiger Unterhandlung eine Kriegserklärung desselben erhielten.

Endlich verließ der Luxemburger Genua zur Romfahrt. Er reiste auf dem Seewege nach Pisa, woselbst er am 6. März landete, und blieb dort zwei Monate, um ein Kaiserliches Heer zusammen zu bringen. Drei Kardinallegaten, welche dazu bestimmt waren, Heinrich zu krönen, waren zugegen. Am Sonnabend, den 6. Mai war das Marschziel erreicht, in Schlachtordnung bewegten sich die Truppen auf Rom. Abends hielt der König seinen Einzug durch die Porta del Popolo und schlug sein Hoflager in dem Lateran auf. Der Vatikan, die St. Peterskirche, das Kastell St. Angelo und das Kapitol von Area Coeli befanden sich in Händen der Gegner. Bald begann der Straßenkampf. Man focht vom 23.–26. Mai; besonders blutig am 26. Mai, wo zwei Verwandte des Königs, Peter von Savoyen und Theobald von Bar, der Fürstbischof von Lüttich, ihren Tod fanden. Balduin, der Bruder des Königs, führte persönlich als Krieger die Mannen des Erzbistums Trier. Satt des Blutvergießens zwang schließlich das römische Volk die zögernden Legaten, Heinrich am 29. Juni 1312, dem St. Peterstage, in der Laterankirche die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Der nunmehrige Kaiser zeigte den Herrschern und Fürsten der Christenheit seine Krönung an, erließ eine Verfügung gegen die Ketzer und bestätigte die der Kirche in Lausanne erteilten Privilegien. Ferner schloß er ein Bündnis mit Friedrich von Sizilien, um die Guelfen von Neapel und Florenz zu bekämpfen, zerstörte die Burg der Cäcilia Metella und versuchte mit dem Fürsten Johann Waffenstillstand zu schließen. Bald mußte er aber, der Hitze wegen, nach Tivoli gehen. Ludwig von Savoyen hatte sein Senatorenamt beendigt und an seiner Stelle wurde Johann von Savigny zum Volkshauptmann erhoben. Im Gefolge Heinrichs VII. nennen die Chroniken jener Zeit viele deutsche Fürsten und Herren, darunter: den Herzog von Bayern und den Erzbischof Balduin von Trier.

Am 19. August verließ der Kaiser Tivoli, marschierte durch Rom und zog aus, die Guelfen von Toskana, besonders die Florentiner, zu bekämpfen. Nach dem Siege von Ancisa belagerte er Florenz lange Zeit, jedoch erfolglos. Er ging mit seinem Heer durch Toskana und erreichte Pisa im März 1313, um hier auszuruhen und ein neues Heer für einen Feldzug gegen Neapel zu sammeln. Bereits seit einiger Zeit litt der Kaiser an Fieberanfällen, welche durch Sorge und Unmut verschlimmert wurden, denn während des Sommers und Herbstes waren unter anderem auch ernste Unruhen in der Lombardei und Piemont ausgebrochen.

Der Kaiser blieb fünf Monate in Pisa. Sein Plan war: Toskana zu durchziehen und sich einige Tage in Rom aufzuhalten, wohin er Heinrich von Blankenburg geschickt hatte, damit er sein Quartier im Vatikan einrichte. Sodann wollte er nach Terracina marschieren, um sich dort mit den Galeren von Genua, Pisa und Sizilien zu vereinigen und mit dieser imposanten Armee den König Robert anzugreifen, welcher mehr mit der Feder, als dem Schwerte vertraut, schon seine Flucht in die Provence vorbereitete. Die Freude der Ghibellinen hatte ihren Gipfel erreicht. Doch Heinrich war schon, als er in Pisa zu Pferde stieg, um seine Heerfahrt anzutreten, am Toskanischen Fieber erkrankt. Vergeblich hatten ihm seine Getreuen geraten, sich zu pflegen, aber der Kaiser wollte auf niemand hören. Er ging nach Filetto, nahm ein Bad in Macereto und glaubte sich geheilt. Doch nach seiner Ankunft in Borgo Buonconvento mußte er sich zu Bette legen. Das Leiden verschlimmerte sich, und am 24. August 1313, nach rührendem Abschied von seinen Waffenbrüdern, entschlief er sanft ergeben in den Willen Gottes. Die Sterbesakramente hatten ihm Dominikanermönche des benachbarten Klosters gereicht. Plötzlich durcheilte das Gerücht das Heer, daß der Kaiser von den Guelfen unter frevelhaftem Mißbrauch der Kommunion vergiftet worden sei. Die wutentbrannten deutschen Krieger eilten nach dem Kloster und straften die Dominikaner durch Waffengewalt. Die moderne Kritik ist überzeugt, daß der Luxemburger nicht vergiftet wurde, sondern an dem tödlichen Fieber starb,

welches die unwissenden Ärzte des 14. Jahrhunderts nicht zu behandeln verstanden.

Das kaiserliche Heer begann sich nun aufzulösen. Die deutschen Krieger, die Burgunder, Flamländer und Savoyarden, Lombarden und Pisaner blieben unter Befehl des kaiserlichen Marschalls Heinrich von Flandern und des Grafen von Savoyen zurück und trugen den Leichnam des Kaisers nach Pisa. Hier wurde er im Dome unter Kundgebung allgemeinen Schmerzes, sowie lebhaften Bedauerns seiner Krieger, bestattet. Die Pisaner ehrten ihn durch ein glänzendes Grabmal, dessen Mittelstück mit der Kaiserstatue jetzt eines der wertvollsten Bestandteile des Campo Santo bildet.

Heinrich VII. hatte seinen Bruder Balduin bestimmt, nach Deutschland zu gehen und eine Hilfsarmee zusammenzubringen. Balduin war schon im März 1313 abgereist und traf im September mit seinem Heere in den Alpen ein. Er führte mit sich: die Vasallen vom Rhein und von der Mosel, den König Johann von Böhmen mit seinen Truppen und Leopold von Österreich, der seine Schwester Katharina, die Braut Heinrichs VII., begleitete. Balduin ist wie der Graf von Savoyen die treueste Stütze des Kaisers gewesen. Bei der Todesnachricht kehrte das Heer Balduins in die deutsche Heimat zurück. Und dort, wo einst sein Bruder zum Kaiser erwählt worden, ließ der Trierer Erzbischof ihm ein Denkmal errichten.

Selten wurde ein deutscher Herrscher in Italien so beweint, wie Heinrich VII. Selbst die Guelfen, seine Todfeinde, lobten und bewunderten seinen Mut, seine Redlichkeit, seine Milde und Seelengröße, und kein Zeitgenosse wagte an der Berechtigung der schmeichelhaften Bezeichnung: «l'alto Arrigo», welche ihm Dante gegeben, zu zweifeln. In der Tat wird das edle Gesicht des letzten Repräsentanten der germanisch-kaiserlichen Idee im Mittelalter durch einen sanften Glanz von Heldenhaftigkeit und erhabener Größe verklärt. Gewiß, der Luxemburger war kein Genie, aber ein hochherziger, großmütiger Herrscher. Er hat nicht ganz fünf Jahre regiert und mehr als die Hälfte dieser Zeit in Italien verlebt. Die gesamte Christenheit beschäftigte sich von 1310 bis 1313 nur mit dem Romzuge Heinrichs VII., welcher als das denkwürdigste Ereignis im Anfange des 14. Jahrhunderts zu gelten hat.

Kaiser Ludwig der Bayer.

Von Sigmund von Riezler.

Von der Sage umsponnen, in Dramen gefeiert, zählt der erste Wittelsbacher auf dem deutschen Throne zu den populärsten Gestalten unserer deutschen Kaiser. Seine Volkstümlichkeit ist nicht allein in seinen wechselvollen Geschicken und gewinnenden Charaktereigenschaften, sondern auch in seiner politischen Bedeutung begründet: als einsichtsvoller Gönner und Förderer des Bürgertums, als der erste deutsche König, der eine zielbewußte Städtepolitik trieb, und durch seinen schweren Kampf gegen ein in französischer Abhängigkeit und würdelosem Gelderwerb erniedrigtes Papsttum weist er Züge auf, die ihn dem modernen Menschen näher bringen. Und wie sehr er sich auch durch eigene Fehler geschadet haben mag, vor allem war er doch ein Opfer der Reichsverfassung, unter deren Gebrechen kein deutscher Herrscher mehr gelitten hat: sein Kampf mit der päpstlichen Kurie entsprang aus der Verquickung des deutschen Königtums mit dem Kaisertum und aus der deutschen Herrschaft in Italien, während der langwierige Waffengang mit Habsburg durch die Wahlverfassung und den Mangel eines Wahlgesetzes verschuldet war.

Nach dem Tode Heinrichs VII. standen sich Habsburger und Lützelburger als die mächtigsten Parteien im Reiche gegenüber. Wenn aber die Führer der letzteren, Balduin von Trier und der Mainzer Erzbischof Peter von Aspelt, zuerst an Heinrichs VII. Sohn, Johann von Böhmen, als Nachfolger dachten, erkannten sie bald, daß sie mit dem Siebzehnjährigen nicht durchdringen konnten. Durch Berthold von Henneberg ließen sie nun die Kandidatur Ludwig, dem jüngeren der beiden oberbayrischen Herzoge, anbieten. Was die Augen auf ihn lenkte, war seine Kriegstüchtigkeit. Daneben war in seiner Vorgeschichte eine auch später bewährte Eigenschaft schon deutlich hervorgetreten: die Leichtigkeit, womit er, der Lage sich anschmiegend, seine politische Stellung wechselte. Geboren als der zweite Sohn Herzog Ludwigs II. von Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein und der Habsburgerin Mechtild, Tochter des Königs Rudolf, war er in habsburgischer Gesinnung aufgewachsen. Früh hatte er sich mit dem älteren Bruder Rudolf entzweit, da dieser nur

Oberbayern, nicht auch die Pfalz mit ihm teilen wollte. Als Vormund der niederbayrischen Prinzen hatte er bei seinem Freunde, Friedrich dem Schönen von Österreich, und dessen Brüdern einen Rückhalt gesucht. Da aber die niederbayrischen Städte, durch den wachsenden Einfluß Österreichs und Steuerdruck der heimischen Adelsregierung geschreckt, sich ihrerseits an Herzog Rudolf um Schutz wandten, wurde Ludwig auf das Mißliebige seiner habsburgischen Politik aufmerksam und versöhnte sich mit dem Bruder. Als ein österreichisch-niederbayrisches Heer durch Bayern zog, kam Ludwig seiner Vereinigung mit schwäbischen Streitkräften zuvor, überfiel die Österreicher (9. November 1313) bei Gammelsdorf nördlich Moosburg a. d. Isar und brachte ihnen eine entscheidende Niederlage bei. Von diesem Tage an, der die Blüte der österreichischen und niederländischen Ritterschaft als Gefangene in seine Hände gab, war sein Übergewicht über den älteren Bruder entschieden, sein Name in deutschen Landen berühmt. Auf einer Zusammenkunft in Salzburg (April 1314) hatte er sich aber mit Friedrich von Österreich bereits wieder ausgesöhnt, als die unselige Doppelwahl vom 19. und 20. Oktober 1314 die Jugendfreunde aufs neue entzweite.

In Mainz wurde damals das Kaufhaus «auf dem Brand» erbaut. Da sah man als Zinnen vor dem Giebel des Hauses (jetzt in der Sammlung des Mainzer Altertumsvereins) die Standbilder des Kaisers und der Wähler, jene, die gegen Ludwig stimmten, in abwehrender Bewegung. Es waren Rudolf von der Pfalz, der auch die Stimme des abwesenden Kölners führte, Rudolf von Sachsen und Heinrich von Kärnten, der, des Königreichs Böhmen rechtmäßig entsetzt, doch an seinem Anspruch auf dieses festhielt.

Das bessere Recht der Wahl war auf Ludwigs Seite: er hatte, da sich die beiden sächsischen Stimmen, über deren Berechtigung nicht entschieden war (Johann von Sachsen für Ludwig), gegenseitig aufhoben, vier gültige Stimmen: Mainz, Trier, Johann von Böhmen und Waldemar von Brandenburg, sein Gegner Friedrich von Österreich nur zwei. Das ersparte ihm jedoch — zumal man an die Forderung einstimmiger Wahl gewöhnt war — nicht den Waffengang mit Habsburg, der nun, unter der Teilnahmslosigkeit des deutschen Nordens, in Schwaben, Bayern und am Rhein acht Jahre lang sich hinzog. Hatte Friedrich die Überlegenheit der Hausmacht, so verfügte Ludwig über zahlreichere Bundesgenossen aus dem Reiche, besonders die Mehrzahl der Reichsstädte. Fand aber Friedrich bei seinen Brüdern tatkräftige Unterstützung, besonders bei dem energischen Leopold, so sah Ludwig seine Stellung erschwert durch einen neuen Bruderkrieg gegen Rudolf — den ersten hatte er wegen der Landesteilung 1311—13 geführt. Im Herbst 1315 erstürmte er die Burgen dieses häuslichen Widersachers und am 26. Februar 1317 verstand sich Rudolf zum Verzicht auf die Regierung. Unbeachtet ist dieser Fürst, von dem nach dem Aussterben der Ludwigschen Linie 1777 alle überlebenden Wittelsbacher stammen, gestorben. Er führte den Beinamen: der Stotterer — vielleicht muß dieses Gebrechen mit in Rechnung gezogen werden, um das auffällige Übergewicht des jüngeren Bruders zu erklären.

Viermal sind sich die Heere der Gegenkönige im Verlaufe des langen Krieges gegenübergestanden, ohne daß der Entscheidungskampf gewagt wurde. Endlich am 28. September 1322 fielen die Würfel zwischen Mühldorf am Inn und Ampfing in der letzten, ohne Feuerwaffen gekämpften großen Ritterschlacht auf deutschem Boden. Sie endete mit dem glänzenden Siege der Bayern, die dem rechtzeitigen Eingreifen eines Rückhaltes unter dem Nürnberger Burggrafen Friedrich von Hohenzollern viel zu danken hatten. Mit 13—1400 Rittern seines Heeres geriet Friedrich in Gefangenschaft. Aber noch behauptete sein Bruder Leopold eine machtvolle Stellung, die er durch Anschluß an Frankreich zu verstärken suchte: in Bar-sur-Aube versprach er dem französischen Könige, seine Wahl in Deutschland zu betreiben. Ludwig hatte mittlerweile den ersten Schritt zur Vergrößerung seiner Hausmacht gewagt, indem er nach dem Aussterben der Markgrafen von Brandenburg auf einem Nürnberger Reichstage im Frühjahr 1323 seinen ältesten gleichnamigen Sohn mit der Mark belehnte. Wenn er auch dem Böhmenkönige Johann Bautzen und andere Gebiete überließ, war dieser doch verstimmt, zumal seit der junge Markgraf Friedrich II. von Meißen, der bereits mit seiner Tochter Gutta versprochen war, sich mit Ludwigs Tochter Mechtild verlobte. Johann schloß (18. September 1323) seinen Frieden mit den Habsburgern und trug sich nun mit dem Plane,

selbst Kaiser zu werden. Und fortan hatte der durch die lützelburgische Partei auf den Schild erhobene Herrscher bald mit offener Feindschaft, bald mit versteckter Mißgunst dieses reichbegabten und ritterlichen, aber würdelosen Fürsten zu kämpfen. Als Ludwig (Anfang 1325) die Belagerung des habsburgischen Burgau notgedrungen aufhob, hinterließ dieser Mißerfolg im Reiche starken Eindruck. In dieser Lage knüpfte er mit dem auf der Burg Trausnit im Nordgau gefangenen Gegenkönige Unterhandlungen an. Die alte Jugendfreundschaft machte ihre Rechte wieder geltend. Und als Friedrich daheim die Einwilligung seines Bruders Leopold in das mit Ludwig getroffene Abkommen – Verzicht auf das Königtum, aber Bündnis und Heiratsverbindung zwischen den beiden Häusern – nicht erreichte, kehrte er nach Bayern zurück, nicht mehr als Ludwigs Gefangener, sondern als sein Freund nach München. Vor ihren Beichtvätern beschworen dort die beiden Fürsten eine merkwürdige, auch urkundlich festgestellte Übereinkunft: gemeinsam wollten sie das Reich besitzen, gemeinsam Glück und Unglück tragen, Brüder sich nennen und gleiche Ehre genießen. Zweifellos war eine Teilung der Herrschaft in der Weise beabsichtigt, daß Ludwig nach Italien ziehen und die Kaiserkrone erwerben, Friedrich in Deutschland regieren sollte. Nach dem Zeugnisse eines Chronisten teilten die Freunde in der nächsten Zeit Mahlzeit und Schlafgemach. Auf einer Zusammenkunft in Ulm mit Friedrich und Leopold trat Ludwig (7. Januar 1326) Friedrich sogar das Königreich ab unter der Voraussetzung, daß dieser bis Ende Juli die päpstliche Bestätigung erlange. Die Ausführung scheiterte nicht nur, weil sich der Papst hierzu nicht verstand: das Abkommen verstieß auch gegen die Verfassung des Reiches und mußte den Widerstand der Lützelburger wachrufen. Leopolds Tod (28. Februar 1326) benahm der habsburgischen Gegnerschaft ihre größte Gefahr für Ludwig und besiegelte das Ende des Thronstreites. Doch trat zwischen Ludwig und Friedrich später wieder Verstimmung ein.

Mittlerweile hatte Ludwig durch sein Eingreifen in Italien, wo der Thronstreit allen Feinden der Deutschen zugute kam, den Kampf mit einem neuen und furchtbaren Gegner, dem Papsttum, heraufbeschworen. «Lieber sterben», schrieb er einmal an seinen Schwiegervater, «als das durch so viel deutsches Blut erworbene Weltreich in fremde und räuberische Hände kommen lassen.» Die Idee des Weltreiches hatte ein Vierteljahrhundert vorher auch Dante in seiner Monarchia verherrlicht – ein Buch, das nach Boccaccio erst dadurch recht bekannt wurde, daß Ludwig und dessen Anhänger sich seiner bedienten. Man hat die Meinung ausgesprochen, bei der unsicheren Grundlage des deutschen Königtums wäre es für Ludwig geratener gewesen, dem Papste in jeder möglichen Weise entgegenzukommen. Aber historische Erbschaften lassen sich nicht so leicht abschütteln und den Papst zu gewinnen gab es kaum andere Wege als den Verzicht auf Herrschaft in Italien, Preisgabe der Ghibellinen, Überlassung des Kaisertums an die Franzosen. Ein so schmähliches Zurückweichen hätte den Wittelsbacher auch um jede Autorität in Deutschland gebracht. Ludwig dachte anders: in gehobenem Siegesgefühl hatte er im Frühjahr 1323 Berthold von Neifen, Grafen von Marstetten, als Statthalter des Reiches mit einem Heere in die Lombardei entsandt. In Avignon regierte Johann XXII. aus Cahors, in seiner Geldgier ein echter «Kawersche» – denn wohl mit Recht bringt man den Namen der romanischen Geldhändler in Oberdeutschland, der «Kawerschen», mit der durch Wuchergeist berüchtigten Stadt der Gascogne in Verbindung. Johann betrachtete sich als Lehnsherrn des Reiches, die Gegenkönige als Erwählte, denen ein Recht auch auf die deutsche Krone erst aus seiner Bestätigung erwachsen könnte. Er erklärte die Verwesung des Imperiums auf den Papst übergegangen, ließ einem erbitterten Feinde der Deutschen, dem von Kaiser Heinrich VII. geächteten Könige Robert von Neapel aus dem Hause Anjou die noch von Clemens V. beschlossene Ernennung zum Reichsstatthalter in Italien zustellen und betraute seinen Legaten Bertrand von Pojet mit der Führung des Kampfes gegen die Ghibellinen. Als nun Berthold von Neifen dem von Robert und den Welfen bedrängten Matteo Visconti in Mailand Hilfe brachte und das welfische Heer von der Belagerung dieser Stadt abzustehen zwang, erging am 8. Oktober 1323 der erste der sogenannten päpstlichen Prozesse gegen Ludwig: darin wurde er mit dem Kirchenbanne bedroht, wenn er nicht binnen drei Monaten das Königtum niederlege. Ludwig erließ am 18. Dezember in Nürnberg einen Protest und

drang auf Einberufung eines Konzils. Auf die päpstliche Exkommunikation vom 23. März 1324 antwortete er mit einer zweiten heftigen Appellation, die gegen den Papst Klage auf Ketzerei erhob. So griff er zur Abwehr auf das kirchliche Gebiet über, wie der Papst im Angriff auf das weltliche. Damals lag der volkstümliche Orden der Minoriten oder Franziskaner in dogmatischem Streit mit dem Papste, weil dieser die Anschauungen der Minoriten, Christus und die Apostel hätten kein Eigentum besessen und ihr Orden müsse diesem Beispiel nachfolgen, als häretisch verdammte. Die Sachsenhauser Appellation enthielt eine Erörterung über diese dogmatische Frage im Sinne der Minoriten. Ludwig hat später behauptet, sein Protonotar Meister Ulrich der Wilde habe sie oder doch die Erklärung seines Einverständnisses ohne sein Wissen aufgenommen. Ein Speierer Spirituale (so nannte sich eine strengere Richtung des Ordens), Franz von (Kaisers-) Lautern, scheint diese Unterschiebung veranlaßt zu haben.

Die Verquickung des kirchenpolitischen Streites mit einem Kampfe der Geister verleiht Ludwigs Konflikt mit der Kurie eigenartiges Gepräge. Bald wurde sein Hoflager zum Sammelpunkt geistlicher und gelehrter Widersacher des Papstes. Außer dem Haupte der Spiritualen, Ubertino von Casale, und unzufriedenen Minoriten erschienen hier die Pariser Professoren Marsilius von Padua und Johann von Jandun und überreichten ihren «Defensor pacis». Darin war der radikalste Bruch mit der mittelalterlichen Weltanschauung vollzogen, staatsrechtlich nach antikem Muster das Volk als die Quelle aller öffentlichen Gewalt erklärt, in kirchlicher Hinsicht aber nichts Geringeres gefordert als Abschaffung des päpstlichen Primats, der Hierarchie und der weltlichen Gewalt des Papsttums. Wahrscheinlich auf Ludwigs Wunsch hat Marsilius dann die Schrift von der Übertragung des Kaisertums verfaßt, worin der päpstliche Anspruch auf Suprematie bekämpft wurde.

Auf wiederholte Aufforderungen der Ghibellinen faßte Ludwig nach Herzog Leopolds Tode den Entschluß, sich in Rom die Kaiserkrone zu holen. In Mailand setzten ihm exkommunizierte Bischöfe die eiserne Krone auf. Ergrimmt sprach ihm der Papst alle Lehen, ja alle seine Güter ab. Ihm hieß er fortan nur «der Bayer», ein Beiname, der Ludwig blieb, ohne daß man an seinen ursprünglich herabwürdigenden Sinn denkt. In Deutschland hatte der Aufruf zur italienischen Heerfahrt besten Erfolg, so daß Ludwig statt des geringen Gefolges, das ihn auf dem improvisierten lombardischen Zuge begleitete, ein glänzendes Heer von 4—5000 Rittern nach Rom führen konnte. Seine natürlichen Verbündeten waren in Unteritalien König Friedrich von Sizilien, in Oberitalien außer den Visconti die Ghibellinen: Cangrande de la Scala in Verona, Nicolaus und Obizo von Este, Passarino Buonacossi in Mantua und der rücksichtslos energische Castruccio, Herr von Pistoja und Lucca. Nach Pisas Eroberung zog der Bayer am 7. Januar 1328, von der demokratischen Partei mit Jubel empfangen, in Rom ein. Zum Staunen der Welt und zum Entsetzen der kirchlich Gesinnten setzte ihm Sciarra Colonna als Vertreter der vier Syndici des römischen Volkes am 17. Januar in der Peterskirche die Kaiserkrone auf. Die Darstellung auf Kreitings Bild, wonach nicht Sciarra Colonna, sondern ein Bischof Ludwig die Kaiserkrone aufsetzte, wird besonders durch das Zeugnis Castruccios als falsch erwiesen. Vorher hatten die Bischöfe von Castello und Aleria die Salbung an ihm vollzogen. Mit ihm wurde seine zweite Gemahlin, Margarete von Holland, gekrönt (die erste war Beatrix von Schlesien-Glogau). Papst Johann wurde durch eine Volksversammlung auf dem Kapitol als abgesetzt erklärt, ein Minorit Peter von Corvara unter unselbständiger Mitwirkung des Volkes und Klerus tatsächlich durch den Kaiser als Nikolaus V. zum Papste erhoben. Ludwig setzte eigenmächtig Bischöfe ein, um der päpstlichen Hierarchie eine kaiserliche entgegenzustellen. Die revolutionären Theorien des Marsilius schienen verwirklicht. Aber wie so oft bei den italienischen Heerfahrten der Deutschen erfolgte auch hier bald ein Rückschlag: nach unbedeutenden Erfolgen ward der Kampf gegen die Neapolitaner aufgegeben; mit den durch Steuerforderungen ernüchterten Römern und in Ludwigs eigenem Heere zwischen Süd- und Norddeutschen brachen Streitigkeiten aus; der König von Sizilien wurde umsonst erwartet. Am 4. August räumte Ludwig Rom unter Verwünschungen und Steinwürfen des Volkes, das er als Träger der Souveränität anerkannt hatte. Fast ein halbes Jahr verweilte er in Pisa, dessen Anhänglichkeit er königlich belohnte.

Dort stießen zu ihm die aus Avignon entflohenen Häupter des Minoritenordens: der General Michael von Cesena, der Publizist und Philosoph Wilhelm von Occam, Bonagratia von Bergamo. Ohne Erfolg wurde Mailand belagert, wo Azzo Visconti sich empört hatte, und als Ludwig auf die Nachricht vom Tode Friedrichs des Schönen (13. Januar 1330) Italien verließ, war fast alles, was er eingerichtet hatte, schon zusammengebrochen — was den Sanguiniker doch nicht abhielt, sofort und immer wieder an einen neuen italienischen Zug zu denken. Die Rückkehr auf heimatlichen Boden feierte er durch Gründung des Klosters Ettal mit einer Anstalt für invalide Ritter. Der einzige mehr als scheinbare politische Erfolg, auf den er zurückblicken konnte, bezog sich auf sein Heimatland und war mit schweren Opfern erkauft: der Vertrag, den er am 4. August 1329 zu Pavia mit zwei Söhnen und einem Enkel seines Bruders Rudolf geschlossen hatte, räumte diesen die Pfalz und den später als Oberpfalz bezeichneten größeren Teil des bayrischen Nordgaues ein und entschied auf 448 Jahre über die Trennung der Pfalz von Bayern.

In Deutschland hatten die päpstlichen Prozesse namenlose Verwirrung angerichtet. Doch die Mehrheit der Nation mißbilligte das Auftreten des Papstes und wahrte auch dem gebannten Herrscher die Treue. Von kirchlichen Kreisen waren ihm besonders wohlgesinnt die meisten Domkapitel, die durch den Papst ihr Wahlrecht beseitigt sahen, die Ritterorden, die Bettelorden der Minoriten und Augustiner-Eremiten. Das Bürgertum stand mit geringen Ausnahmen auf Seite der staatlichen Gewalt und fand in Ludwig einen Beschützer und einsichtsvollen Förderer. Ludwig verstand es, die mächtig aufblühenden Städte fruchtbringend in den Dienst des Reiches zu stellen und sah sich für mannigfache Pflege ihrer Interessen durch treue Anhänglichkeit belohnt. Wie Handel und Gewerbe dankten ihm Verkehr und Landwirtschaft manche glückliche Anordnung. Der wohlwollende Schutz, den er den Juden gewährte, verrät einsichtsvolle Verachtung des wüsten Pöbelgeschreies. Seinen Erblanden gab er eine organische Gesetzgebung in dem Stadtrechtbuche und in dem Landrecht für Oberbayern. Er war auch der erste deutsche Herrscher, in dessen Kanzlei die deutsche Sprache die lateinische in allen deutschen und weltlichen Angelegenheiten fast völlig verdrängte. Unermüdlich und erfolgreich wirkte er für den Landfrieden in Oberdeutschland, wobei er im Anschlusse an die Landfriedensbündnisse seinem zweiten Sohne Stephan eine Machtstellung in Schwaben zu begründen verstand.

Unversieglich aber waren die Schwierigkeiten in der äußeren Politik. Auch hier waren die Anfänge nach seiner Heimkehr glücklich. Einen gefährlichen Bund, der sich unter päpstlicher Führung gegen ihn gebildet hatte (Österreich, Niederbayern, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Constanz), vermochte er bald zu sprengen. Am 6. August 1330 versöhnte er sich zu Hagenau mit den österreichischen Herzogen. Eine Zeitlang gelang es ihm, freilich nicht ohne Doppelzüngigkeit, die rivalisierenden Großmächte Lützelburg und Habsburg glücklich im Gleichgewicht zu halten. Balduin von Trier, der zum Erzbischofe von Mainz gewählt, als solcher die päpstliche Bestätigung nicht erlangte, näherte sich infolgedessen dem Kaiser. Schon warf die kärntisch-tirolische Erbfrage ihre Schatten herein. Johann von Böhmen hatte eine Ehe zwischen Margarete Maultasch, der Erbin dieser Länder, und seinem Sohne Johann Heinrich zuwege gebracht und suchte in der Hoffnung auf das Erbe Anschluß an den Kaiser. Dieser aber plante, Kärnten den Habsburgern zu überlassen, Tirol für sich zu nehmen. Johanns abenteuerlicher, wider Erwarten erfolgreicher Zug nach Italien endete mit seinem engen Anschlusse an den Papst (zu Piumaccio 17. April 1331). Eine Regensburger Zusammenkunft im Juli 1331 stellte jedoch wieder ein gutes Verhältnis zwischen ihm und Ludwig her und eine Zeitlang schien der Kaiser die kärntischen Ansprüche der Lützelburger zu unterstützen. Im Sommer 1332 gewährte er den jüngeren niederbayrischen Herzogen Kriegshilfe gegen Heinrich d. Ä. und belagerte Straubing. Seine Erklärung, zugunsten Heinrichs d. Ä., des Schwiegersohnes König Johanns, auf das Reich verzichten zu wollen (November 1333), wenn dadurch seine immer wieder angestrebte Aussöhnung mit dem Papste erzielt würde, beruhte wohl auf einem von Johann im Einverständnis mit Frankreich ausgeheckten Plane. Ludwig ließ ihn fallen, als ein neuer theologischer Widerspruch, den Papst Johann wachgerufen hatte, sogar zu einer Spaltung im Kardinalskollegium führte. Doch die Unterhandlungen, die Ludwig mit Napoleon

AUGUST KRELING

KAISERKRÖNUNG LUDWIG DES BAYERS IN ROM, 17. JANUAR 1328

Ludwig der Bayer wird in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser gekrönt. ◘

Unter den kaiserlichen Kriegsleuten rechts im Vordergrunde Münchner und Landshuter Bürger, kenntlich durch das Banner mit dem Münchner Kindl und den bayrischen Rauten sowie durch die drei Eisenhüte, das Wappen der Stadt Landshut. ◘



Orsini, dem Führer der Opposition unter den Kardinälen, in der Absicht, den Papst durch ein Konzil absetzen zu lassen, anknüpfte, verliefen im Sande und ein Feldzug gegen den päpstlich gesinnten Bischof Nikolaus von Constanz brachte keinen Erfolg.

Mit Papst Benedikt XII., dem Nachfolger Johanns XXII., wurden die Aussöhnungsversuche aufs neue aufgenommen. So harte Bedingungen der Papst stellte, bevollmächtigte Ludwig doch seine Gesandten sie anzunehmen. Im letzten Augenblick hintertrieb der französische König den Abschluß, gegen den, wie es scheint, auch der Böhmenkönig und dessen Schwiegersohn arbeiteten. Ein Annäherungsversuch an Frankreich brachte Ludwig seinem Ziele nicht näher. Nun aber starb Herzog Heinrich von Kärnten und Tirol (1335) und König Johann wurde schwer gegen den Kaiser gereizt, als dieser Kärnten und Südtirol Österreich überließ, Nordtirol für sein Haus in Anspruch nahm. Johanns Sohn, Markgraf Karl von Mähren, setzte sich in Tirol fest, Johann selbst griff (Februar 1336) die Österreicher an. Ludwig unterstützte Otto von Österreich, überwarf sich aber durch die Forderung von vier Burgen im Enns- und Donautale mit seinen habsburgischen Verbündeten, die nun mit Johann von Böhmen ein Bündnis schlossen. Als der Kaiser am 20. März 1339 seinerseits Frieden mit diesem Fürsten schloß, mußte er Tirol, für das er in richtiger Wertschätzung selbst Brandenburg zu opfern bereit gewesen wäre, den Lützelburgern überlassen.

Eine bedeutsame Schwenkung in der auswärtigen Politik brachte der Sommer 1337: Ludwig verbündete sich mit seinem Schwager König Eduard III. von England, der Erbansprüche auf Frankreich erhob, und stellte ihm Kriegshilfe in Aussicht. Und diese antifranzösische Politik fiel zusammen mit einer entschiedenen Stellungnahme der Reichsstände gegenüber der Kurie. Als des Reiches Bischöfe und Städte mit ihren Fürbitten für Ludwig vom Papste ungnädig abgewiesen worden waren, traten auf Versammlungen zu Lahnstein und Rense auch die Kurfürsten für ihr gebanntes Oberhaupt ein und erklärten: der König, wenn auch nur von einer Mehrheit gewählt, bedürfe zur Verwaltung des Imperiums nicht der päpstlichen Bestätigung; Sache des Papstes sei es nur, durch die Krönung den Kaisertitel zu übertragen. Ein Reichstag zu Frankfurt wies die Ansprüche und Zensuren des Papstes als nichtig zurück. Auf einer Zusammenkunft zu Coblenz (31. August 1338) sprach Ludwig König Eduard das französische Königreich zu, ernannte ihn zum Reichsverweser in deutschen Landen jenseits des Rheins und empfing dafür seine Huldigung. Zum Teil unter dem Einfluß dieses nationalen Aufschwungs gestalteten sich auch Ludwigs Verhältnisse zu den territorialen Gewalten günstiger. Heinrich von Niederbayern schloß (Februar 1339) Frieden mit ihm, vermählte seinen einzigen Sohn Johann mit des Kaisers Tochter Anna, und da sowohl dieser als sein Vater bald starben, konnte Ludwig Niederbayern an sich ziehen. Im Mai 1339 befestigte er sein altes Bündnis mit Albrecht von Österreich. Der Ausgleich mit dem Böhmenkönige freilich vollzog sich nicht zu Ludwigs Vorteil. Und die an das englische Bündnis geknüpften Hoffnungen fanden keine rechte Erfüllung. Bei der lebhaften Kriegsstimmung gegen Frankreich, welche damals in der Nation herrschte, hinterließ Ludwigs Versagen an diesem Punkte, mochte auch der englische König manchen Anlaß dazu gegeben haben, ungünstigen Eindruck. Als König Philipp nach seiner Niederlage bei Sluys Entgegenkommen zeigte, ließ sich der Kaiser sogar für ein französisches Bündnis gewinnen, das am 24. Januar 1341 in Vilshofen beurkundet wurde, und widerrief im Juli König Eduards Reichsvikariat. Entscheidend für diese Wendung war wieder die Sehnsucht nach Aussöhnung mit der von Frankreich beherrschten Kurie, doch trat eben damals eine Spannung zwischen den Höfen von Paris und Avignon ein, welche die Absicht des Kaisers scheitern machte.

Zuletzt ließ sich doch, als Ludwig auf die wertvollste Verstärkung seiner Hausmacht nicht verzichten wollte, der Entscheidungskampf mit den Lützelburgern nicht verhindern. Der neue Herr Tirols, Johann Heinrich, hatte den Widerwillen seiner Gemahlin und zugleich Erbitterung der Tiroler Landherren gegen sich wachgerufen. Margarete Maultasch wünschte als ihren Gemahl den verwitweten Markgrafen Ludwig von Brandenburg, und der Ausbruch einer Verschwörung trieb Johann Heinrich (November 1341) aus Tirol. Als alter Bestandteil und natürliche Ergänzung der bayrischen Lande, als Brücke zu Italien, wohin sein Herz noch immer verlangte, hatte Tirol für den Kaiser einen Wert, der ihn schwere Bedenken über-

winden ließ. Nach einem Gutachten Occams wurde Margaretens erste Ehe als Scheinehe und darum als nichtig erklärt. Markgraf Ludwig, anfangs widerstrebend, ließ sich zur Vermählung mit Margarete (10. Februar 1342) überreden. Trotz aller üblen Nachrede, die sich an das Vorgehen des Kaisers knüpfte, soll es diesem gelungen sein, auf der Versammlung einiger Kurfürsten zu Rense (Juni 1343) nochmals die Gemüter zu beschwichtigen. Schon stand auch der Ausgleich mit Karl von Mähren nahe, dem Ludwig die Lausitz bot, als ihn ein enger Bund des dynastischen und des kirchlichen Gegners durchkreuzte: König Johann bewog seinen Sohn zum Abbruch der Verhandlungen, da er sich eben mit Papst Clemens VI., Karls früherem Erzieher, gegen Ludwig verbündet hatte und durch das neue Oberhaupt der Kirche diesen zu stürzen gedachte. Als der Wittelsbacher sich auch bei Clemens um Aussöhnung bemühte, stellte dieser noch härtere Bedingungen als Benedikt XII. Die Stände des Reiches, die darüber berieten, mit größter Entschiedenheit die Städte, erklärten sie als unannehmbar. Balduin von Trier aber unterwarf sich dem Papste Clemens, und als die Lützelburger in Deutschland persönlich gegen Ludwig warben, fielen auch alte Anhänger von diesem ab. Sein Plan, zugunsten seines ältesten Sohnes abzudanken, ward von den Fürsten zurückgewiesen. Nochmals gelang es ihm, durch einen Bund von Feinden im Osten und durch eigene kriegerische Überlegenheit König Johann so in die Enge zu treiben, daß er Unterhandlungen einleitete. Und zum drittenmal fand Ludwig Gelegenheit, seine Hausmacht zu vergrößern, da er nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Holland (15. Januar 1346) seine Gemahlin, des Verstorbenen Schwester, mit Holland, Seeland und Friesland — Hennegau fiel ihr als Frauenlehen ohnedies zu — belehnen konnte. Der Papst aber ließ sich durch alle Gesandtschaften und Fürbitten nicht umstimmen. In entsetzlichen Flüchen im Stile des alten Testaments sprach er am 13. April 1346 ein neues Verdammungsurteil über Ludwig aus und am 11. Juni 1346 setzte er durch fünf mit Mühe zusammengebrachte Wähler die längst geplante Wahl Karls von Mähren zum römischen Könige durch. Die Nation stand überwiegend zu Ludwig. Und trotz des üblen Ausganges seines ersten Gegenpapstes (mit einem Strick um den Hals hatte sich Nikolaus V. im August 1330 vor Johann XXII. gedemütigt) dachte dieser nochmals an die Aufstellung eines Gegenpapstes. In Tirol ward Karls Festsetzungsversuch vom Markgrafen Ludwig mit leichter Mühe vereitelt. Auch in Schwaben und am Mittelrhein war der Sieg auf Seite der wittelsbachischen Partei. Da endete am 11. Oktober 1347, während sich Karl von Böhmen aus gegen Bayern in Bewegung setzte, ein Schlagfluß das Leben des vielgeprüften Kaisers. Aus München war er zur Bärenjagd ausgeritten; beim Dorfe Puch, nahe dem Kloster Fürstenfeld, sank er vom Pferde und verschied gleich darauf in den Armen eines Begleiters. Die Vergiftungsgerüchte, an denen es nicht fehlte, sind unbegründet. In der Münchener Frauenkirche, wo Ludwig bestattet wurde, erhebt sich über einem Grabsteine des 15. Jahrhunderts das schöne Erzdenkmal, das 1622 Maximilian I. seinem Ahnen setzen ließ, derselbe Fürst, der trotz seiner kirchlichen Gesinnung eifrig bemüht war, das Andenken des gebannten Kaisers auch durch die Geschichtschreibung ehren zu lassen.

Ludwig war eine schöne und würdevolle Erscheinung, von hohem, kräftigem Körperbau, von heller und blühender Gesichtsfarbe. Aus seinen Augen strahlte die Heiterkeit eines glücklichen Temperamentes. Ein tüchtiger Kriegsmann, war er doch mild, leutselig, gütig — ein Herrscher, dem mehr daran lag, geliebt als gefürchtet zu sein. Natürliche Beredsamkeit und geschmeidige Gewandtheit verschafften ihm manchen diplomatischen Erfolg. Das Streben nach Ausdehnung seiner Hausmacht darf man nicht tadeln, da die königliche Macht für sich allein ohne die Grundlage einer starken landesfürstlichen Gewalt durchaus unzulänglich war. Durch Ausnützung ihrer Oberlehnsherrlichkeit als Könige hatten auch der erste Habsburger und der erste Lützelburger auf dem Königsthrone die Großmachtstellung ihrer Häuser begründet. Daß die politische Zukunft der Deutschen in den territorialen Gestaltungen lag, war schon damals entschieden. Aber ein widriges Geschick und zum Teil die Unfähigkeit der Nachkommen hat es verschuldet, daß die von Ludwig begründete wittelsbachische Großmacht keinen langen Bestand hatte. Schon durch ihre Landesteilungen haben sie des Kaisers Söhne selbst untergraben. Tirol gelangte 1364 (definitiv 1369) an die Habsburger,

die in Herzog Rudolf IV. einen energischen, auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckenden Politiker hatten. Brandenburg fiel 1373 an den andern Rivalen, die Lützelburger, deren Haupt Karl IV. die jugendliche Unerfahrenheit Ludwigs des Römers und Ottos V. trefflich auszunutzen verstand. Zuletzt fielen nach dem Aussterben der bayrisch-holländischen Linie (1425) die niederländischen Provinzen Philipp dem Kühnen von Burgund in die Hände.

Im Innern hat Ludwig wohltätig gewirkt, in der äußeren Politik war er den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage nicht völlig gewachsen. Sein ganzes Leben verlief als ein mühevolles Ringen in jähem Wechsel von Sieg und Niederlage. Die Rolle, die er in diesen Kämpfen spielte, stellt der Forschung eine Fülle von Rätselfragen. Sie haben die verschiedenartigsten Antworten gefunden und manche — gestehen wir es — lassen verschiedenartige zu. An die demütigen Unterwerfungsversuche gegenüber der Kurie muß man mittelalterlichen Maßstab anlegen. Daß Ludwigs Politik in dieser Richtung nicht ganz verfehlt war, zeigt die erfreuliche Kundgebung der Kurfürsten in Rense. Waren aber seine wiederholten Abdankungspläne von Mutlosigkeit eingegeben oder von Berechnung? — indem er der Welt nur dartun wollte, daß er dem kirchlichen Frieden jedes Opfer zu bringen bereit sei, insgeheim hoffend, daß die Ausführung an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern werde? Daß auch der Willensstärkste in der hohen Politik ohne Lavieren und Stellungswechsel nicht durchkommt, werden die Zeitgenossen eines Bismarck am wenigsten übersehen. Doch allzu häufig und allzu seltsam sind die Sprünge in Ludwigs Politik, als daß man sie immer aus dem Zwang der Verhältnisse erklären dürfte. Als wankelmütig erschien der Wittelsbacher schon den Zeitgenossen — Johann von Winterthur nennt ihn «allewege unbeständig und unzuverlässig». Ihm scheint die besonnene Kraft gefehlt zu haben, die Festigkeit und Folgerichtigkeit in der Ausführung der Beschlüsse erzeugt. Ihm fehlte auch die geistige Durchbildung, die seine literarischen Bundesgenossen zu überzeugten Gegnern der Kurie erhob und im Kampfe stärkte. Aber auch von diesen haben die meisten vor ihrem Ende sich reuig vor der allgewaltigen kirchlichen Autorität gebeugt — noch war die Zeit zu erfolgreichem Ansturm gegen das Papsttum nicht gekommen.

Kaiser Karl IV.

Von Theodor Lindner.

Alles, was große Männer tun und schaffen, geht in den allgemeinen geschichtlichen Bestand über und wirkt in ihm weiter; die Absicht, von der aus sie handelten, tritt darüber zurück. So wenig sich der Geschichtschreiber kann nehmen lassen, den lebenden Menschen zu schildern, das letzte Urteil wird immer fragen: was ist von ihm geblieben? was lebt von seinen Werken noch heute weiter?

Nur die Böhmen erinnern sich Kaiser Karls IV. mit Dankbarkeit; in Deutschland ist sein Name verloschen. Selbst die gelehrte Geschichtschreibung hat sich lange nur ungern mit seiner Regierung beschäftigt, und erst in neuerer Zeit ist ihr gerechtere Würdigung widerfahren. An Karls Namen haftete zudem ein Spottwort, weil ein späterer Kaiser, Maximilian I., ihn «den Erzvater Böhmens, den Erzstiefvater des deutschen Reiches» genannt hat. Aber gerade dieser Habsburger, der die Weltpolitik seines Hauses eröffnete, hätte alle Ursache gehabt, seinen Vorgänger zu ehren, denn Karl vollbrachte, freilich wider Willen, die grundlegende Vorarbeit für die Größe des Hauses Habsburg und für jene Stellung im Osten, welche es noch besitzt.

Das 14. Jahrhundert ist in seinem äußeren Wesen wenig erfreulich. Der hohe Schwung, der das vorhergehende auszeichnete, war erlahmt, seine großen Bewegungen, die ins folgende noch hinüberzitterten, waren matt und epigonenhaft geworden, die Welt nahm einen philiströsen Zug an, und auch Karl gilt als der nüchterne Philister, der Pfennig um Pfennig den pfiffigen Vorteil berechnete und für Ideale unzugänglich war. Aber war das wirklich kleiner Sinn, oder erkannte Karls sicherer Geist das wahre Wesen der Dinge?

Karl war geboren am 14. Mai 1316 als Enkel des Kaisers Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg und Sohn König Johanns von Böhmen, der durch seine Gattin Elisabeth den Thron der alten Przemysliden erworben hatte. Als Knabe nach Paris an den Hof der verwandten französischen Königsfamilie gekommen, dann vom Vater in die verwirrten Verhältnisse Italiens eingeführt, nachher als Verwalter Böhmens eingesetzt, hatte Karl reiche Bildung erworben und

kannte Welt und Menschen, als Papst Clemens VI. bewirkte, daß er am 11. Juli 1346 von dem größeren Teile der Kurfürsten zum römisch-deutschen König gewählt wurde. Der Papst bedurfte seiner gegen den gebannten Kaiser Ludwig den Bayern, der zugleich Feind und Schädiger der luxemburgischen Familie war. Der plötzliche Tod Ludwigs verschaffte Karl die Herrschaft im Reiche ohne Kampf. Clemens, der den König als sein Geschöpf betrachtete, rechnete auf Ergebenheit, auf die Vernichtung der Wittelsbacher, doch Karl zog es vor, sich mit ihnen auszusöhnen; und so verstand er stets, mit der Miene der tiefsten Ehrfurcht die Anforderungen der Päpste abzuwehren und ihren politischen Einfluß zu beschränken. Seit geraumer Zeit erhoben sie den aus ihrem unbestreitbaren Recht der Kaiserkrönung abgeleiteten Anspruch: der gewählte deutsche König dürfe erst regieren, nachdem er von ihnen approbiert, das heißt bestätigt worden sei. Wohl hatten bereits unter Ludwig dem Bayern die Kurfürsten dagegen Widerspruch erhoben, aber das ganze Staatsrecht des Reiches lag im Unklaren. Da erließ Karl 1356 die Goldene Bulle, die das vornehmste Gesetz des deutschen Reiches bis an sein Ende 1806 geblieben ist, und schuf damit eine schriftliche Rechtsgrundlage, auf die man sich fortan stützen konnte. In ihr legte Karl die Ordnung nieder, wie in Frankfurt ein rechtmäßiger König zu wählen sei. Er buchte nur bereits bestehenden Brauch, denn schon lange war es üblich, daß die lieben Kurfürsten den König wählten; aber er entfernte jeden Zweifel, wer berechtigter Kurfürst sei und wie viele Stimmen zu einer gültigen Wahl gehörten, so daß fortan Anfechtung und Streit unmöglich schienen. Damit war das große Problem gelöst. Indem die Goldene Bulle den Papst gar nicht erwähnte, war festgestellt, daß der von den Kurfürsten Erkorene rechtmäßiger König sei, ohne daß jener irgendwelche Forderungen erheben konnte. Nur die Kaiserkrönung blieb ihm, dem Herkommen gemäß. Außerdem ordnete das Gesetz die Rechtsverhältnisse für die Zeit zwischen dem Tod eines Königs und der Wahl seines Nachfolgers, so daß auch da der Papst sich nicht in das Reichsregiment einmengen durfte. Karl gedachte die Kurfürsten näher an den König, als dessen nächste Ratgeber heranzuziehen, um gemeinsam mit ihnen für das Reich zu sorgen; daß sich die Kurfürsten selber der guten Absicht versagten, war nicht seine Schuld. Der letzte, von den Päpsten aufgestellte Gegenkönig nahm ihnen also die Möglichkeit, einen solchen dem Reiche verderblichen Versuch noch einmal zu machen.

Die römische Kurie befand sich damals in Avignon, das zwar nicht zu Frankreich gehörte, aber in dessen Machtsphäre lag. Die Deutschen hatten unter Ludwig dem Bayern zur Genüge erfahren, welche Störungen daraus erwuchsen; allgemein war die Überzeugung, das feindliche Papsttum besorge nur die Geschäfte Frankreichs. Karl erreichte unter kluger Benutzung politischer Vorgänge, daß Papst Urban V. im Jahre 1367 nach Rom zurückkehrte, und so jenes bedenkliche Verhältnis gelöst, der deutsche Einfluß wieder gehoben wurde. Freilich erschienen Urban und seinen Kardinälen die Zustände in dem verwilderten Rom so fürchterlich, daß sie nach drei Jahren in die Provence zurückeilten; aber Urbans Nachfolger Gregor XI. mußte aufs neue den schweren Schritt der Heimkehr nach dem Sitze Petri tun. Karl durfte glauben, die normale politische Lage in Europa hergestellt zu haben. Daß die Kardinäle selbstmörderisch die Kirche zerrissen, indem sie nach Gregors Tode 1378 Urban VI. wählten, ihn bald wieder verließen, um einen anderen Papst Clemens VII. aufzustellen, konnte der Kaiser nicht hindern; und nicht Deutschland, sondern das Papsttum selber mußte die Folgen tragen.

Karl war, nachdem sein Vater Johann 1346 in der Schlacht bei Crécy als Verbündeter der Franzosen gegen die Engländer den Tod gefunden hatte, König von Böhmen. In der Tat wurde er der «Erzvater Böhmens»; aber Böhmen gehörte zum Reich, und was er dafür tat, kam Deutschland zugute; nur in Böhmen konnte er eine selbständige Regierung ausüben, die in dem engeren Deutschland allein den Landesfürsten zustand. Bewundernswert ist, wie er sich bemühte alle Fortschritte, die wirtschaftlichen wie die wissenschaftlichen, in Böhmen heimisch zu machen. Noch heute muß ihm das Land danken, daß er Getreide- und Hopfenbau förderte; er bezog auch Reben aus Ungarn, Burgund und vom Rhein und führte feine Obstsorten ein. Den Bergbau, die reichste Gabe, die Böhmen den Deutschen verdankt, brachte er zum höchsten Ertrage. Der Kaiser wußte alle Quellen des Wohlstandes zu schätzen. Prag wurde durch ihn eine der ersten Handelsstädte Europas; er selber entwarf den durch weite Plätze ausgezeich-

neten Plan zur Erweiterung und verband mittels der gewaltigen Steinbrücke über die Moldau, die erst sein Sohn Wenzel vollendete, die Altstadt und die Kleinseite. Hiermit bewies er sein Geschick als Bauherr und als Kunstfreund. Er legte den Grund zu dem herrlichen St. Veitsdom auf dem Hradschin, erbaute die romantische Feste Karlstein, die Goldschmiedekunst, der Erzguß erhielten reichliche Arbeit, und in Prag entstand eine Malerschule, die die Bücher prachtvoll verzierte und künstlerische Wand- und Tafelbilder entwarf.

Karl war ein vielseitiger Gelehrter, der keinem Professor an Wissen nachstand. Er selbst führte die Feder, und es war das erstemal, daß ein deutscher König daranging, sein eigenes Leben zu beschreiben. Denn für die Geschichte hegte er besondere Vorliebe. Doch jede Wissenschaft wußte er zu schätzen. Wie er dem Italiener Petrarka Ehren erwies, zog er an seinen Hof zahlreiche Gelehrte. Sein Eifer für Bücher gab Anlaß, daß die antike lateinische Literatur mehr Verbreitung fand; aber auch die deutsche ging nicht leer aus. Die kaiserliche Kanzlei bediente sich der deutschen Sprache mehr als vordem üblich war, und aus der von ihr angenommenen oberdeutschen Form hat sich dann das Hochdeutsch herausgebildet. Als Mittelpunkt seiner gelehrten Bestrebungen schenkte Karl gleich zu Anfang seiner Regierung Deutschland die erste Universität, wie sie Italien und Frankreich längst besaßen. Die 1348 zu Prag begründete Hochschule mit ihren bald zahlreichen Nachfolgern hob die deutsche Wissenschaft aus der Abhängigkeit von der Fremde. Huldigte der Herrscher auch persönlich einer mystischen Frömmigkeit, so vertrat er doch zugleich voll die Rechte auf das Leben, die das Laientum erworben hatte, und lenkte in eine neue Zeit hinüber.

Karl war keineswegs ein Erzstiefvater des deutschen Reiches. Er erfüllte seine Regentenpflichten, wie sich dazu die Möglichkeit bot in diesem aufgelösten, von Unruhen heimgesuchten und von unfügsamen Fürsten beherrschten Deutschland, ohne Aufregung, doch nicht ohne Nutzen für das Ganze, hauptsächlich für den öffentlichen Frieden tätig. Er trug Sorge, das Königtum überall als sichtbaren Ausdruck der Reichseinheit zu zeigen. Oft und für geraume Zeiten nahm er in dem eigentlichen Deutschland seinen Aufenthalt: Nürnberg war seine zweite Residenz; und was schon längst kein Kaiser getan hatte: er besuchte alle Länder des Reiches, Italien, Burgund, wo er sich in Arles die Königskrone aufsetzte, Lothringen, wo er in Metz einen Reichstag hielt, Westfalen, selbst Lübeck, wohin seit Friedrich I. kein Kaiser gekommen war, beehrte er mit seiner Gegenwart.

Dennoch erfolgte durch ihn der große Umschwung: das Reichsregiment, das bisher seinen Schwerpunkt im Süden und Westen Deutschlands gehabt hatte, wurde in den Osten verschoben und blieb dort für die Dauer des alten Reiches, denn das spätere klägliche Zwischenspiel unter König Ruprecht von der Pfalz änderte daran nichts. Im Osten Deutschlands entstand eine großartige Masse luxemburgischen Gebietes, das sich an Böhmen und Mähren schloß. Schon Karls Vorgänger hatten begonnen, das in viele Herzogtümer geteilte umfangreiche Schlesien an Böhmen zu ziehen; er vollendete ihr Werk und erwarb auch die Lausitzen seinem Hause. Ebenso entwand er den Wittelsbachern die Markgrafschaft Brandenburg; nicht sie von Anfang an mit hinterhaltiger List umgarnend, wie er oft beschuldigt worden ist; sondern sie selber in ihrer Zwietracht und Unfähigkeit veranlaßten ihn zum Eingreifen. Alle diese Länder vereinigte der Kaiser mit der Krone Böhmen zu dauerndem Besitze. Nicht bloß Herrschaftsbegierde leitete ihn dabei, sondern ein großartiger politischer Blick. Das benachbarte polnische Königreich war eine stete Gefahr für Deutschland, denn es machte von alters her Ansprüche auf Schlesien und schaute begehrlich auf die Mark Brandenburg. Indem Karl hier mit bewußter Absicht feste Dämme errichtete, sicherte er diesen Landen, vor allem Schlesien, ihre deutsche Zukunft.

Wie Polen, blieb auch Ungarn unter dem tatendurstigen Könige Ludwig dem Großen ein bedrohlicher Nachbar. Ohnehin war in diesen Gegenden ein unruhiges Element vorhanden in dem Herzoge Rudolf IV. von Österreich, dem Gründer der Universität Wien, einem zwar hochbefähigten, doch überaus ehrgeizigen Herrn, der Karl feindlich wurde und sich Ludwig von Ungarn näherte. Da legte der Kaiser den Zwist bei, indem er 1364 zu Brünn mit dem Habsburger einen gegenseitigen Erbvertrag über ihre gesamten Lande schloß. Noch dauerte es geraume Zeit, ehe derselbe in Kraft trat, aber die Folge war, daß nach dem Tode Kaiser Sigis-

munds, des Sohnes Karls IV., im Jahre 1437, die Habsburger Böhmen, Mähren und Schlesien, und, weil Sigismund zugleich König von Ungarn war, auch dieses Königreich erbten. Selbst die ungarische Krone hatte der Vater für Sigismund vorbereitet, indem er ihn mit Maria, der Tochter Ludwigs, der keine Söhne besaß, verlobte. Diese ungarische Sache beschäftigte den Kaiser in seinen späteren Lebenszeiten und bewog ihn allerdings, Frankreich große Zugeständnisse in Burgund zu machen, um dessen Widerstand abzulenken.

Noch in seinen letzten Jahren legte Karl den Schlußstein zu dem errichteten Machtgebäude. Um dauernd die Verbindung Deutschlands und der böhmischen Gebiete seinem Hause zu bewahren, setzte er durch, daß die Kurfürsten 1376 seinen Sohn Wenzel zum deutschen Könige wählten. Da es wie ein Rechtssatz galt, der Sohn dürfe dem Vater im Reiche nicht nachfolgen, konnte Karl seinen Wunsch nur durch Überredung, Geschenke und Trinkgelder erreichen. Aber die Wiederherstellung eines erblichen und mit großer eigener Macht ausgerüsteten Königtums war die einzige Möglichkeit, dem zerrissenen Deutschland wieder inneren Halt und äußere Macht zu verleihen. Zugleich erfüllte Karl die Verpflichtung, die er mit dem Erlaß der Goldenen Bulle übernommen hatte: mit feiner List bewirkte er die Wahl und Krönung Wenzels, ohne daß der Papst es zu verhindern vermochte und sein beanspruchtes Recht der Approbation ausüben konnte.

Karl starb zu Prag am 29. November 1378, ein Mann, dem die heroischen Seiten fehlten, die am meisten Bewunderung erregen, der lieber mit verschlagener Staatskunst als mit den Waffen wirkte, mit klug berechnender Meisterschaft die Schwächen seiner Gegner auszunutzen wußte, aber groß an Arbeit war, reich an Interessen und Zielen. Außer dem, was er unmittelbar vollbrachte, eröffnete er hoffnungsvolle Aussichten für die Zukunft. Daß sie sich für Deutschland nicht erfüllten, daß schließlich nicht sein Haus, sondern die Habsburger und die Hohenzollern einen Teil von den Früchten ernteten, die er gesäet hatte, wurde die Schuld Wenzels; und daß er einen solchen Sohn zum Nachfolger hatte, war das Tragische im Schicksale Karls, welches ihn um den vollen Ruhm brachte, auf den er gerechten Anspruch besitzt.

Huß und die Hussiten.

Von Max Sdralek.

Man kann vom Hussitismus nicht wie von der Reformation sagen, er sei nur der Teil einer Bewegung, die mächtiger als er selbst gewesen. Die Gärung wurde zwar auch in Böhmen nicht erst durch den Hussitismus hervorgerufen; aber wenn auch sie von seiner Seite die mächtigste Rückwirkung erfahren hat, so hat doch sie den Hussitismus nicht aus ihrem Schoß geboren. Vielmehr begegnen wir hier einer in der Geschichte fast einzig dastehenden Erscheinung, daß Ideen und Richtungen, die nicht aus benachbartem, sondern aus einem fremden, durch große Länderstrecken und Meere getrennten Lande stammen, so mächtig und nachhaltig auf ein Volk einwirken, daß es in kürzester Zeit, man könnte fast sagen, seine frühere Eigenart großenteils preisgibt.

Die fortschreitende Minderung des königlichen Ansehens seit Wenzels Thronbesteigung hatte naturgemäß die Bedeutung des Adels in Böhmen gesteigert, der mit seinem wachsenden Einfluß zugleich ein nationales Moment zur Geltung brachte, insofern gerade der Landadel am meisten an der tschechischen Nationalität festhielt. Die Rückkehr zu dem, was unter den Vorfahren Recht gewesen ist, hat der böhmische Herrenbund, der 1393 sogar den König gefangen zu setzen wagte, auf seine Fahne geschrieben, und diese Devise richtete ihre Spitze gegen die Einrichtungen, welche das in Böhmen mächtig vorgedrungene Deutschtum und dessen Begünstigung, namentlich unter Karl IV., geschaffen hatte. Was die breiten Massen des tschechischen Volkes angeht, so mögen auch sie durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die steigende Wohlhabenheit während der gesegneten Regierung Karls IV. für die Aufnahme nationaler Ideen und die Pflege und Vertretung nationaler Interessen vorbereitet worden sein; dennoch war bei diesen nur eine religiöse oder kirchliche Bewegung imstande, sie in ihren Tiefen aufzuregen und nur das Zusammenwirken des religiösen mit dem nationalen Faktor hat jene mit elementarer Gewalt hervorbrechende Erhebung des tschechischen Volkes bewirkt, welche dem 15. Jahrhundert einen charakteristischen Zug verleiht und zu den außerordentlichen Erscheinungen der Religionsgeschichte zählt.

Die Regierung Karls IV. war auch für die Kirche Böhmens das goldene Zeitalter. Der große Reichtum der kirchlichen Körperschaften hatte zwar auch hier eine Verweltlichung herbeigeführt, deren Folgen auf dem Gebiete der kirchlichen Sitte und Disziplin nicht ausgeblieben sind. Gegen diese Mißbräuche, nicht aber gegen die Lehre der Kirche oder gegen den Bestand der kirchlichen Ordnung war der reformatorische Eifer von Männern wie Konrad von Waldhausen, Militsch von Kremsier und Matthias von Janow gerichtet. Man nennt sie mit Unrecht die Vorläufer des Huß; sie standen in Wort und Schrift auf dem Boden der katholischen Kirche. Aber ein neues Zeitalter brach heran, als die ersten reformatorischen Schriften Wiclifs ins Land kamen; sie wirkten in Böhmen wie ein Feuerbrand. Wie im Fluge eroberten die neuen Ideen des Engländers alle Gemüter und erzeugten jene tiefe Bewegung, die alles mit fortriß: alt und jung, arm und reich, hoch und niedrig schloß sich an. Der Name des englischen Magisters, den man in Böhmen viele Jahrzehnte hindurch als den fünften Evangelisten bezeichnet hat, befand sich in aller Munde; seine Lehren vernahm man in den Sälen der Fürsten, in den Kollegien und von den Kathedern der Priester, in den Schulen der Studenten, unter dem Haufen des gemeinen Volkes. Von seiner Gelehrsamkeit, seiner scharfen Dialektik wurden Wunderdinge erzählt, vornehmlich aber von seinem Eifer für «das Gesetz Christi». In der Tat war Wiclif einer der reichsten Geister, die England jemals besessen hat, und der einzige in Wahrheit bedeutende «Reformator» vor der Reformation. Aber seine Ideen haben die elementare Wucht ihrer Wirksamkeit im öffentlichen Leben des böhmischen Volkes doch erst durch die Persönlichkeit ihres Wortführers und «Apostels» Huß erhalten.

Huß stammte aus dem kleinen, im südlichen Böhmen nicht weit von der bayrischen Grenze gelegenen Marktflecken Hussinetz, nach welchem er sich anfänglich Johannes de Hussynecz, später, der Sitte der Zeit folgend, einfach nach seinem Geburtsorte, und zwar in abgekürzter Form, Magister Huß nannte. Tag und Jahr seiner Geburt sind unbekannt. Aus ärmlichen und beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, mußte er, wie später Luther, als Kirchenknabe und Sänger seinen Unterhalt verdienen und hat sich ohne Beruf dem geistlichen Stande gewidmet. Seit der Mitte der achtziger Jahre lag er in Prag den höheren Studien ob, aber er war kein hervorragender Student; die Doktorwürde hat er niemals erreicht; Leidenschaftlichkeit, Anmaßung und Eitelkeit bildeten den Grundzug seines Wesens. Vermag deutsche Geschichtschreibung kein anderes Charakterbild von ihm zu entwerfen, so will sie doch nicht verschweigen, wie sein Bild seinen Volksgenossen voranleuchtete: Die Lauterkeit seines Lebens, das man von seiner Jugend an zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, sein Wirken als Lehrer, seine rasche Auffassung, seine Schlagfertigkeit, die Tiefe seiner Antworten, seinen Eifer in der Predigt und seine Lehre ohne Fehl, seine Demut und Frömmigkeit, seine Verachtung des Reichtums, seine Fürsorge für die Armen, sein apostelgleiches Leben, das die Reinheit und Einfachheit der alten Kirche habe herstellen wollen, das alles rühmt die Prager Universität nach Huß' Tode in einem Ausschreiben an verschiedene Königreiche und Länder. Das ist ein Bild ohne Schatten, aber das Licht, in welchem ihn seine Anhänger sahen; es begreift sich, daß sie seiner volkstümlichen, eifervollen und demagogischen Beredsamkeit lauschten und folgten. Rasch gewann Huß an der Universität Geltung; 1401 Dekan der philosophischen Fakultät, wurde er schon 1402 Rektor der Universität. Doch Huß war nicht der Mann, in einer wissenschaftlichen Stellung seine Befriedigung zu finden. Schon 1400 war er Priester geworden und 1402 Prediger an der Bethlehemskirche in Prag, wo er an Sonn- und Feiertagen das Wort Gottes in tschechischer Sprache verkündigte und so aufs Volk zu wirken Gelegenheit fand. Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Huß Rektor und Prediger geworden war (1401—02), gelangten die ersten theologischen Schriften Wiclifs nach Böhmen; sie machten den tiefsten Eindruck auf ihn. Eine rezeptive, jeder Originalität und schöpferischer Selbständigkeit entbehrende Natur, erfüllte er sich ganz mit den Ideen Wiclifs. Dessen sämtliche Schriften waren ihm nicht bekannt; aber kein zweites Buch seines englischen Lehrmeisters hat er in dem Maße in sich aufgenommen, als das Buch von der Kirche. In der gleichen Absicht wie Wiclif schrieb er sein Buch «von der Kirche», das ebenfalls 23 Kapitel zählt und fast Wort für Wort entlehnt ist, denn mit Ausnahme weniger pole-

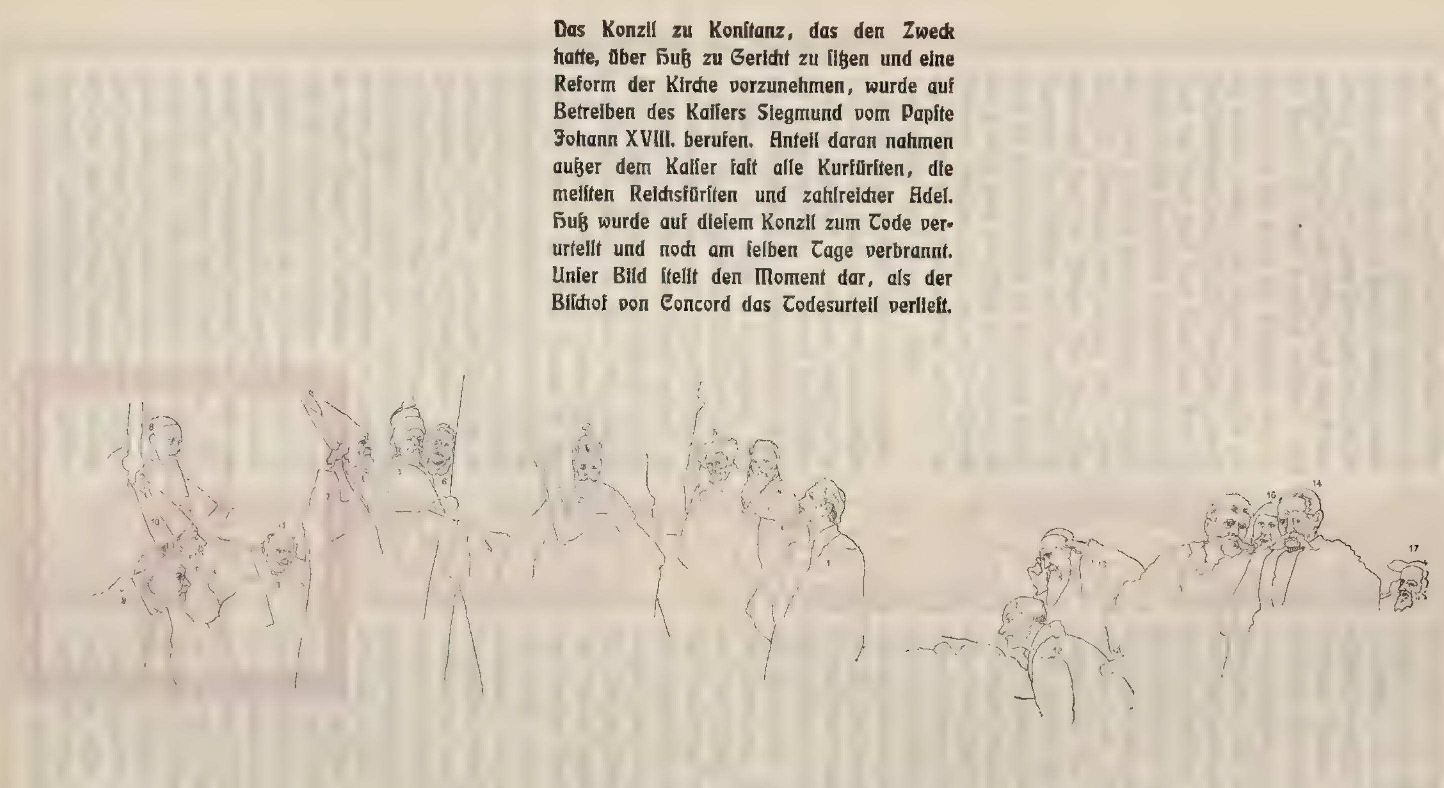
mischer Stellen gegen seine böhmischen Widersacher ist alles das geistige Eigentum des Engländers. Hier sind jene Grundsätze niedergelegt, welche, im Leben durchgeführt, der bisherigen Stellung der Kirche und des Klerus im Lande ein Ende bereiten mußten. Daß dieses Ende ein Ende mit Schrecken war, dafür haben wieder die heftigen Angriffe auf die Bettelmönche in Wiclifs Predigten gesorgt. Man hat diese nach dem Tode des Huß als dessen eigene im Volke verbreitet; aber auch das, was Huß in seinen eigenen Predigten über die Entartung von Kirche und Klerus, besonders über die Mönche, über die großen Nachteile des Besitzes der «toten Hand» sowohl für die Eigentümer als für ganze Länder und Reiche, über die Pflicht der Obrigkeit, die Kirche zu reinigen, sagt, hat er fast wortgetreu aus Wiclifs Predigten entlehnt und nur das Wort Anglia durch Boemia ersetzt.

Mochte Huß arm an Ideen und Gedanken sein, die Lehren seines Lehrers auszubreiten und zur Herrschaft zu bringen, dazu war er der geeignete Mann. Vergeblich war das Verbot der Universität, die Schriften Wiclifs zu verbreiten, über ihre Sätze zu disputieren. Wirkungslos die Ungnade des Erzbischofs Sbinko von Hasenburg, der auf die Mitarbeit des Huß verzichtete und ihm seine Gunst entzog, als Huß in seinen Predigten die Habsucht und das unordentliche Leben des Klerus öffentlich angriff. Auf die Höhe seines Ansehens schwang sich Huß empor, als König Wenzel in dem herrschenden Papstschisma dem Papst Gregor XII. seine Obedienz entzog und als seine Forderung, den beiden Päpsten gegenüber Neutralität zu beobachten, nur von der tschechischen Nation an der Universität Prag erfüllt wurde, während der Erzbischof und die drei auswärtigen Nationen (die polnische, bayrische und sächsische) an Papst Gregor XII. festhielten. Erbittert erließ König Wenzel auf Betreiben von Huß und anderen Magistern am 19. Januar 1409 das Dekret, wonach bei allen Universitätsangelegenheiten der böhmischen Nation drei, allen auswärtigen Nationen nur eine Stimme eingeräumt wurde. Die Gesamtheit der Deutschen (denn auch die polnische Nation bestand seit der Gründung der Universität Krakau fast ausschließlich aus Deutschen, Schlesiern, Pommern, Preußen), Tausende von Doktoren, Magistern und Studenten wanderten im Laufe des Sommers 1409 aus und gründeten die Universität Leipzig. Prag sank von seiner universellen Bedeutung auf die Stufe einer national-tschechischen Universität herab, aber Huß wurde 1410 nochmals Rektor, jetzt der erste Rektor der tschechisch gewordenen Universität. Stadt und Land wurden von Wiclifschen Lehrmeinungen überflutet. Die Verbrennung der Wiclifschen Schriften in mehr als 200 Exemplaren und der Bann gegen Huß (18. Juli 1410) mehrte nur die Zahl seiner Anhänger, machte ihn noch kühner und trug die Aufregung in die untersten Schichten des Volkes. «Unser König, sein ganzer Hof, die Barone und das gemeine Volk sind für das Wort Christi», konnte Huß nach England schreiben. Auch das über Prag verhängte Interdikt entzog ihm nichts von seiner Gefolgschaft. Eine Spaltung in den Reihen seiner bisherigen Anhänger trat erst 1411 ein, als Papst Johannes XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel, den Beschützer des Papstes Gregor XII., den Kreuzzug predigen ließ. Mit den Worten Wiclifs bekämpfte jetzt Huß von Kanzel und Katheder den Kreuzzugsablaß. Da trat die theologische Fakultät für den Papst in die Schranken. Aber weder deren Polemik, noch des Königs strenge Maßnahmen, noch die Erneuerung von Bann und Interdikt durch den päpstlichen Legaten vermochten Huß zu beugen: nach dem von Wiclif erzählten Beispiel des englischen Bischofs Robert Grosseteste von Lincoln appellierte Huß vom Papste an den obersten Richter Jesus Christus. Auch als der König, dem der ketzerische Ruf Böhmens naheging, 1412 selbst die Ausgleichung der Gegensätze in die Hand nahm, scheiterten seine Versuche an dem Wiclifschen Begriff von der Kirche, den Huß in seinem gleichnamigen, damals verfaßten Buche entwickelt hatte und den er selbst vor dem Scheiterhaufen zu vertreten sich bereit erklärte. Als nun seine theologischen Gegner vom böhmischen Kampfplatz wichen, um ihm später auf einem anderen, in Konstanz, zu begegnen, als König Wenzel den Deutschen im Altstädter Rat das Heft aus der Hand nahm und verfügte, daß in Zukunft neben neun Deutschen auch neun Tschechen als Ratsherren fungieren sollten, war Huß der Führer seines Volkes geworden, dem in Stadt und Land bald alles zufiel, und schon versuchte der böhmische Wiclifismus in Polen, ja selbst in Ungarn, Kroatien und Österreich festen Fuß zu fassen.

VÁCLAV VON BROŻIK

DIE VERURTEILUNG DES JOHANNES HUSS AUF DEM KONZIL ZU KONSTANZ, 6. JULI 1415

Das Konzil zu Konstanz, das den Zweck hatte, über Huß zu Gericht zu sitzen und eine Reform der Kirche vorzunehmen, wurde auf Betreiben des Kaisers Siegmund vom Papste Johann XVIII. berufen. Anteil daran nahmen außer dem Kaiser fast alle Kurfürsten, die meisten Reichsfürsten und zahlreicher Adel. Huß wurde auf diesem Konzil zum Tode verurteilt und noch am selben Tage verbrannt. Unser Bild stellt den Moment dar, als der Bischof von Concord das Todesurteil verliest.



1. Johannes Huß; 2. Kaiser Siegmund; 3. ungarischer Magnat; 4. Heinrich, Herzog von Bayern; 5. Friedrich, Burggraf von Nürnberg; 6. Ludwig, Pfalzgraf von Heidelberg; 7. Bischof von Concord; 8. Kardinal Johann de Brogni, Bischof von Ostia, Vorsitzender des geistlichen Gerichtes; 9. Peter von Ailly, Bischof von Cambrey; 10. Erzbischof von Mailand; 11. Francesco Zarabella, Kardinal von Florenz; 12. Berchtold von Wildungen, päpstlicher Auditor; 13. Jan Železný, Bischof von Leitmeritz; 14. Wenzel von Dubé und auf Leschitz; 15. Johann von Chlum; 16. Heinrich von Chlum; 17. Stephan von Páleč.



Von Anfang an war von dem allgemeinen Konzil in Konstanz auch die Beseitigung häretischer Lehrmeinungen ins Auge gefaßt worden. Lag dem König Sigismund als dem Erben der Krone Böhmens viel daran, die religiösen Wirren des Landes beizulegen, so war auch Huß gern bereit, der Aufforderung Sigismunds Folge zu leisten und auf dem Konzil zu erscheinen, denn seine Ideen über die Reformation der Kirche nahmen einen immer kühneren Flug; über den Boden seiner engeren Heimat hinweg wollte er die ganze abendländische Kirche in die Reform einbeziehen. Als er daher am 11. Oktober 1414 nach Konstanz aufbrach, war sein Vorhaben nicht so sehr darauf gerichtet, seine Lehre vor den Konzilsvätern zu rechtfertigen, als die ganze Versammlung für diese Lehre zu gewinnen. Von König Sigismund erhielt er die Zusage freien Geleites; drei Herren vom böhmischen Adel hatten den Auftrag für seine Sicherheit auf der Reise und während des Konzils zu sorgen. Anfangs auf freiem Fuß, wurde er unter dem Verdacht eines Fluchtversuches am 28. November 1414 gefangengesetzt. König Sigismund, zunächst über die Nichtachtung seines Geleitsbriefes aufbrausend, ließ schließlich gewähren. Die vom Konzil bestellte Kommission, in ihr das gelehrteste Konzilsmitglied Petrus d'Ailli, Bischof von Cambray, übernahm die Untersuchung und die Berichterstattung an das Konzil, worauf letzteres, zur schlimmen Vorbedeutung für Huß, am 4. Mai 1415 die Irrlehren Wiclifs verurteilte. In dem persönlichen Verhör, das nun am 5. Juni begann und zu welchem Huß in das Franziskanerkloster nach Konstanz gebracht wurde, wo er die letzten Wochen verlebte, bestritt Huß, die Wiclifsche Abendmahlslehre vorgetragen zu haben, bekannte aber seine hohe Verehrung für Wiclif und suchte seine Appellation an Jesus Christus, seinen Anteil an der Vertreibung der Deutschen aus Prag, die Gewalttätigkeiten gegen den Klerus zu verteidigen oder zu entschuldigen. Als man aber im letzten Verhör (8. Juni) die Erklärung verlangte, daß er in den bisher behaupteten Sätzen geirrt habe, ihnen in Zukunft entsagen, sie widerrufen und das Gegenteil davon lehren wolle, lehnte er diesen Widerruf und alle weiteren Versuche, ihn dazu zu bestimmen, ab. So erfolgte am 6. Juli im Dome zu Konstanz seine feierliche Verurteilung, welcher die Amtsentsetzung und die Ausstoßung aus dem geistlichen Stande folgte. Auf des Königs Befehl übernahm der Pfalzgraf Ludwig den Verurteilten und übergab ihn dem Vogt von Konstanz zum Verbrennen. Festen Schrittes, singend und betend, ging Huß zur Richtstätte, dem «Brühl» zwischen Stadtmauer und Graben.

Huß galt im Leben den Tschechen als Apostel und Prophet, nach dem Tode verehrten sie den Nationalheros zugleich als Märtyrer und Heiligen. Der hussitisch gesinnte Adel, zum Herrenbund zusammengetreten, sandte dem Konstanzer Konzil einen Absagebrief, an welchem nicht weniger als 452 Siegel hingen, erhob feierlichen Protest gegen die Verbrennung des Huß, verpflichtete sich, die freie Predigt des Evangeliums auf allen seinen Gütern und Besitzungen zu schirmen, der bischöflichen Gewalt nur da Folge zu leisten, wo es den biblischen Anforderungen entsprach. Das niedere Volk erhob sich in großen Versammlungen, von eifrigen Priestern aufgereizt. In Prag wurden die Geistlichen, welche sich der hussitischen Bewegung feindlich gezeigt hatten, vertrieben, zum Teil gemißhandelt, nahegelegene Klöster zerstört und geplündert und als König Wenzel, der zuerst den Hussiten mit Nachsicht und einer gewissen Sympathie begegnet war, sich endlich zu strengeren Maßregeln entschloß und in Prag einen neuen, der Bewegung feindlichen Rat einsetzte, wurde dieser am 30. Juli 1419 zum Fenster heraus in die Spieße der erbitterten Menge gestürzt; 17 Tage nachher endete ein Schlagfluß das Leben König Wenzels (16. August 1419). Der nächste Erbe der böhmischen Krone war Wenzels Bruder: König Sigismund, in dem die Böhmen den wortbrüchigen Henker des Huß verabscheuten. Sigismund zeigte sich entschlossen, dieses Erbrecht zu behaupten und ohne der hussitischen Bewegung Konzessionen zu machen, Böhmen zu unterwerfen. Es ist höchstwahrscheinlich, daß, wenn er sofort mit den gerade bereitstehenden Truppen gegen Böhmen gezogen wäre, anstatt dasselbe vorläufig der machtlosen Regentschaft der Witwe Wenzels zu überlassen, er hier, wo man zu bewaffnetem Widerstande noch in keiner Weise gerüstet war, einen durchschlagenden Erfolg hätte erzielen können.

Schon in den letzten Lebensjahren Wenzels waren im Hussitismus zwei Richtungen hervorgetreten, deren Gegensatz und Zwietracht aller-

dings mehr den Ausgang der Bewegung bestimmte als den Fortgang der Entwicklung und des Machtaufschwunges im Anfang. Die Gemäßigten, vertreten durch die Universität, den höheren Adel und die Prager Bürger blieben im ganzen auf der von Huß eingeschlagenen Linie stehen und formulierten ihr Programm in den vier Prager Artikeln vom Juli 1420, in welchen sie freie und ungehinderte Predigt des Wortes Gottes, die Spendung des Abendmahles unter beiderlei Gestalten, die Säkularisierung des Kirchengutes und die apostolische Armut der Geistlichen und endlich die Verpflichtung der zuständigen Obrigkeit zur Bestrafung aller Todsünden und öffentlichen Unordnungen verlangten. Da sie auf den zweiten Artikel das größte Gewicht legten und der Kelch ihr Wahrzeichen wurde, unter dem sie kämpften, hießen sie Utraquisten oder Kalixtiner. Hatte diese Partei ihren Mittelpunkt in Prag, so fanden die Radikalen ihren Stützpunkt in dem Städtchen Austie an der Luschnitz, bis sie auf dem benachbarten Hügel eine festere Stadt, Tabor gründeten, wonach sie Taboriten genannt wurden. Ihr Programm liest man in dem Werke Wiclifs über die Kirche und in seinen Predigten: Zurückführung der Kirche auf den Stand der apostolischen Zeit, somit Beseitigung der bestehenden Hierarchie und Säkularisierung des Kirchengutes. Galt die Bibel als die einzige Norm des Glaubens, so verwarfen sie alles, was nicht in der Bibel begründet erschien: Heiligenverehrung, Bilderkultus, Fasten, Segnungen und Weihen aller Art, den Eid, die Fürbitte für die Toten, die Ohrenbeichte, die Ablässe, die Sakramente der Firmung und der letzten Ölung; sie spendeten Taufe und Abendmahl in den einfachsten Formen; Feinde künstlerischer Kirchenbauten und alles Prunkes beim Gottesdienste nahmen sie von Kirchen, Altären und geistlichen Gewändern Umgang, ließen Laien, selbst Frauen zum Predigtamt zu, wählten ihre Priester selbst und verfolgten in echt wiclifschem Geist mit leidenschaftlichem Haß die Klöster und besonders die Bettelmönche. Aber nicht bloß für die religiöse, auch für die politische und gesellschaftliche Ordnung sollte die Bibel Regel und Richtschnur sein; überzeugt davon, daß die Heilige Schrift genüge, die christliche Welt zu regieren, und daß es unmöglich sei, die Einheit in der Kirche herzustellen, Reiche und Länder zu regieren, Völker zu beglücken und einzelne Personen zu befriedigen, wenn das nicht durch das Gesetz Christi geschehe, dem nichts hinzugefügt und nichts weggenommen werden dürfte, ließen sie allen anderen Gesetzen nur dann Geltung, wenn sie mit der Heiligen Schrift in Übereinstimmung waren. Im Geiste des Alten Testaments waren die Taboriten allzeit bereit, mit dem Schwerte in der Hand das Reich Gottes auszubreiten und die Feinde des Gesetzes Gottes auszutilgen. Die beste Kraft des Taboritentums beruhte anfangs in dem böhmischen Bauernstande, der Haus und Hof verließ und aus dem sich die «Feldgemeinde» bildete, eine kriegerische Kaste, im Gegensatz zu der bei der Feldarbeit verbleibenden bäuerlichen und der ein Handwerk betreibenden städtischen Bevölkerung, der «Hausgemeinde». Geleitet waren sie durch Geistliche und verarmte Adelige.

Wenn es nun der gemäßigten sogenannten Prager Partei nicht gelang, zum Frieden und zur Anerkennung bei König und Kirche zu gelangen, so mußte sie die Hegemonie an die radikale Partei der Taboriten und ihre breiten Massen in dem Augenblicke abgeben, in welchem letztere volkstümliche und hervorragende Führer gewannen. Unter den letzteren ragt der einäugige Johann Žižka hervor. Aus einer niederen Adelsfamilie zu Trotznow, einem Meierhofe bei Budweis stammend, Kämmerer der hussitenfreundlichen Königin Sophie, hat er in den Fehden Wenzels ein Auge eingebüßt, aber jene Kenntnis des Landes und der Kriegskunst erworben, als deren Meister er sich in den Schlachten der Hussitenkriege erwies. Ihm gelang es, aus den zahlreichen Leuten, welche religiöser Fanatismus unter seine Fahnen führte, ein schlagfertiges Heer zu schaffen, das sich zwar an Ausrüstung mit den Heeren damaliger Zeit nicht messen konnte, aber an Manövrierfähigkeit jedem Ritterheere überlegen war. Zu diesem stießen nur im Falle des Bedürfnisses die Mitglieder der «Hausgemeinde», bewehrt mit Waffen, mit denen sie von Jugend an vertraut waren: Lanzen, Streitkolben, Armbrüsten, besonders aber mit Dreschflegeln. Weiber folgten dem Heer, um für seine Verpflegung zu sorgen. Fast nur auf Fußvolk angewiesen, schützte Žižka letzteres gegen die Angriffe eines Reiterheeres durch Wagen. Zu Verschanzungen waren letztere auch bisher schon gebraucht worden; neu war es, daß Žižka seine Bauern-

haufen lehrte, die Wagen ohne Schwierigkeiten auch für den Angriff auf dem Marsch, im Lager und bei dem in Schlachtordnung aufgestellten Heere zu verwenden. «Es wurden jetzt förmliche Wagenburgen errichtet, d. h. die Wagen in mehrfacher Reihe so aufgestellt und durch herabhängende Bretter derart geschützt, daß sie jeden Augenblick aus dem Zusammenhang gelöst und mitten in die Feinde geführt werden konnten.» Auch der Tod Žižkas am 11. Oktober 1424 vermochte den deutschen Waffen nicht zum Übergewicht zu verhelfen. An die Spitze seiner Anhänger, die sich aus Trauer über den Verlust ihres Feldherrn «Waisen» nannten und in religiösen wie in politischen Fragen den rechten, gemäßigteren Flügel der Radikalen darstellen, trat der bedeutendste Feldherr aus Žižkas Schule, Prokop der Kahle oder der Große. Als Feldherr seinem Meister und Vorgänger nicht ebenbürtig, überdies nicht imstande, strenge Disziplin aufrecht zu erhalten, so daß die Taboriten- und Waisenheere selbst dem eigenen Lande gegenüber zu Freibeuterscharen ausarteten, übertraf er, Friedensverhandlungen nicht abgeneigt, seinen Lehrer an diplomatischem Geschick. Jetzt verwandelte sich das bisherige Verteidigungssystem der Hussiten unter dem Drucke der einheimischen wirtschaftlichen Not und in dem Bestreben religiöser und revolutionärer Propaganda in eine Offensivpolitik; von nun an beginnt die blutigste Periode der Hussitenkriege; während die deutschen Reichstage meistens ergebnislos verliefen, suchten die Hussitenheere die Nachbarländer Böhmens, Schlesien, die Lausitz, Sachsen, Franken, zuletzt auch die Mark Brandenburg mit ihren Raub- und Plünderungszügen heim.

Wie aber sind des deutschen Volkes Haltung und des deutschen Reiches Mißerfolge gegen die Hussiten zu erklären? Es ist doch unleugbar, daß den Hussitismus auch Ideen bewegten, die das deutsche Volk in seiner Mehrheit ein Jahrhundert später zu den seinen gemacht hat, Ideen, welche Luther auf der Leipziger Disputation als mit den seinigen identisch hat anerkennen müssen. Kein Kenner wird dem 15. Jahrhundert besondere Kirchlichkeit zuschreiben und seine Ablehnung hussitischer Ideen und seine Bekämpfung hussitischer Heere auf die Vorherrschaft klerikaler Gesinnungen und Tendenzen zurückführen wollen. Aber das Deutschtum vermochte sich von dem reformatorischen Element, das im Hussitismus lag, nicht im Entferntesten angezogen zu fühlen. Der Hussitismus war von vornherein zu sehr mit deutschfeindlichen Tendenzen verwachsen. Hatte einst Huß den Auszug der Deutschen von der Universität Prag mitveranlaßt, so haben selbst die gemäßigten Prager den Befehl des Königs Sigismund (10. Februar 1420) «der Wiclifie zu entweichen» mit einem Manifest beantwortet, das gegen die Deutschen als «die natürlichen Feinde des tschechischen Volkes» die leidenschaftlichsten Beschuldigungen erhob. Von König Sigismund wurde das Gerücht verbreitet, er beabsichtige, das tschechische Volk auszurotten und Böhmen mit Deutschen zu besiedeln, während in Wirklichkeit die deutschen Familien an Leben und Gut so gefährdet waren, daß sie aus Prag entflohen und ihr Besitz an Hussiten umsonst oder zu billigen Preisen abgegeben wurde. Als «Feind der böhmischen Nation» wurde Sigismund im Juni 1421 vom allgemeinen Landtag des Thrones für verlustig erklärt und als König Wladislaw von Polen ablehnte, wurde die Krone Witold von Litauen angeboten, der sich in der Hoffnung auf einen Ausgleich mit der Kirche zu ihrer Annahme bereit zeigte. Nicht minder als das antideutsche Gebahren erregte das kirchenstürmerische Vorgehen der radikalen Partei, die vandalischen Verwüstungen der böhmischen Klöster, die Vertreibung, Mißhandlung und Tötung der Geistlichen, vornehmlich der deutschen, in so hohem Grade die Abneigung des deutschen Volkes, daß ihm die Hussiten nicht mehr als eine kirchliche Reformpartei, sondern als Feinde der Christenheit und aller christlichen Ordnung erschienen, zu deren Vertilgung man sich für verpflichtet erachtete; der Kampf gegen sie gestaltete sich zum Kreuzzug.

Aber in diesen Kreuzzügen litt der militärische Ruf Deutschlands vollständig Schiffbruch. Im ersten und zweiten Kreuzzug besiegt, liefen die deutschen Heere im dritten (1427) und vierten (1431) Kreuzzug bei Ankunft der hussitischen Scharen in regelloser Flucht davon. Hundert Jahre vorher (1337) ging in der Erwartung des großen englisch-französischen Erbfolgekrieges eine gewaltige nationale Bewegung durch Deutschland, welche im Bewußtsein von Deutschlands kriegerischer Überlegenheit zu einem Kriege mit Frankreich drängte.

Jetzt, in dem Jahrhundert seiner höchsten Kulturentwicklung und seiner größten Wohlhabenheit, holte sich Deutschland nichts als schmähliche Niederlagen. Die Not der Hussiteneinfälle mag von den Zeitgenossen übertrieben worden sein, wie auch die Kläglichkeit der militärischen Verhältnisse Deutschlands. Auch die Zahl der «Kreuzfahrer» mag durchgängig zu hoch angegeben worden und darum ihre Niederlage weniger schimpflich, der Vorwurf der Feigheit nicht völlig zutreffend sein. Aber zweifelsohne war die Kampfesweise der Ritterschaft veraltet, die Führung der Heere schlecht und vor allem die Rüstungen ungenügend. Denn die allgemeine Zerfahrenheit hinderte jeden nationalen Aufschwung. Bei dem Argwohn, mit welchem sich König, Kurfürsten und Fürsten, Reichsritterschaft und Städte gegenseitig betrachteten, bei der Selbstsucht, mit der jeder Stand nur sein Interesse verfocht und bei der Besorgnis, welche jeder Stand hegte, daß seine Leistungen einem anderen zugute kommen könnten, blieb die Reform des Reichssteuerwesens und des Reichskriegswesens ein unerreichbares Ziel. Dazu waren Fürsten und Städte in endlose Fehden verwickelt, der König Sigismund mit anderen, zum Teil weitaussehenden Projekten, selbst mit der Wiedereroberung des Heiligen Landes beschäftigt. So vermochten sich Fürsten, Herren und Städte nur schwer und mit ungenügenden Mitteln zur Herstellung ihres militärischen Ansehens zusammenzufinden.

Mit dem vierten Kreuzzug waren die Kräfte des Reiches erschöpft und es blieb nichts übrig, als den Weg der Verhandlungen zu betreten. Ein allgemeines Konzil hatte einst durch die Verurteilung des Huß den Brand entzündet, einem allgemeinen Konzil sollte es auch beschieden sein, ihn zu löschen. Als die Kreuzzugsbullen außer Kraft gesetzt waren, von bedingungsloser Unterwerfung nicht mehr die Rede war, böhmischen Gesandten auf dem Konzil freies Gehör gewährt werden sollte, fand die Einladung des Konzils von Basel (15. Oktober 1431) bei den Hussiten gute Aufnahme und eine Gesandtschaft aller hussitischen Parteien erschien am 4. Januar 1433 in Basel; ihre bedeutendsten Mitglieder waren der Taborit Prokop der Große und das Haupt der Utraquisten Johann von Rokytzan, durch Beredsamkeit und nationalen Eifer hervorragend. Die Verhandlungen wurden nach dreimonatlicher Dauer von Basel nach Prag verlegt, wo namentlich der Einfluß des Adels, der den politischen Radikalismus des Taboritentums ebenso fürchtete, wie er den kirchlichen verabscheute und als Frucht der kirchlichen Umwälzung die ungeheure Masse des böhmischen Kirchen- und Krongutes an sich bringen oder behalten wollte, die Annahme der Friedensbedingungen, der sogenannten Prager Kompaktaten am 30. November 1433 bewirkte. Den Kelch und die freie Predigt in der Landessprache räumte man den Böhmen ein, doch sollten die Priester lehren, daß Christus unter jeder der beiden Gestalten gegenwärtig sei, und die Prediger sollten von den geistlichen Vorgesetzten bestellt werden. Ebenso sollten die Geistlichen unter weltliche Gerichtsbarkeit treten. Dagegen gaben die Utraquisten darin nach, daß die Geistlichen und die Kirche weltlichen Besitz haben dürften. Doch vermochten die böhmischen Friedensparteien auf dieser Grundlage den Frieden mit den Taboriten und Waisen nicht zu erreichen; es schien, als ob neuer Kampf unvermeidlich sei, das Konzil bewilligte schon neue Kreuzzugsteuern gegen die Böhmen, als letztere selbst die Entscheidung herbeiführten. Der utraquistische Adel errang mit einem überlegenen Heere am 30. Mai 1434 bei Deutschbrod nach einem furchtbaren Kampfe den Sieg über Taboriten und Waisen; ihrer 13000 deckten die Wahlstatt, darunter Prokop der Große; die Übermacht der radikalen Elemente war gebrochen. Als Sigismund die Kompaktaten aufrecht zu erhalten sich verpflichtet und auf eine Wiederherstellung der früheren Besitzverhältnisse verzichtet hatte, wurde er vom Landtag in Iglau, wo der Schlußakt stattfand, am 5. Juli 1436 als König von Böhmen anerkannt. Hiermit war die Aufrichtung eines tschechischen Nationalstaates, der außer Böhmen auch dessen Nachbarländer umfaßt hätte, und die Gefahr einer großen slawischen Konföderation des Ostens beseitigt. Dagegen waren die Machtverhältnisse unter den Ständen Böhmens gewaltig umgestaltet: das Königtum war zur Machtlosigkeit herabgesunken, der Klerus nach Verlust seines großen Landbesitzes politisch einflußlos; das Deutschtum in den Städten fast vernichtet, die Bauern den Leibeigenen gleich geworden; als Erbe aller Früchte der hussitischen Bewegung erhob sich über allen Ständen der Adel.

Die Burggrafen von Nürnberg und das Reich.

Von Martin Spahn.

Die kraftvolle Herrschaft der Staufen war nach außen lange erfolgreich. In den Kernlanden des Reiches selber jedoch, in «Francien» lösten sich unter ihr die festen Träger des früheren Reichslebens, die politischen Stammesgemeinschaften der Franken und Schwaben auf, und alle politische Macht fand hier fortan nur noch im bloßen Territorialbesitz einen realen Rückhalt. Die staufischen Kaiser, darüber sich klar, schufen denn auch vom Vogt- und Egerlande bis zum Bodensee und zu den Vogesen ein Reichsterritorium, das ihnen in Süddeutschland die Ausübung ihrer Gewalt sicherte. Der Bestand dieses jungen Staatswesens hing davon ab, daß es gepflegt wurde. Der zweite Friedrich aber mußte durch seine italienische Politik Deutschland mehr und mehr sich selbst überlassen. Da ging auch das Reichsterritorium wieder aus den Fugen. Indessen, seine Wirkung war schon erheblich geworden. Hunderte trefflicher Männer verpflichtete zunächst ihre materielle Stellung, dann die Richtung ihrer Denkweise als seine Beamten oder Kriegsmannen zu seiner Erhaltung und damit zur Erhaltung des Reiches. An sein Wachstum war ihre soziale wie ideelle Existenz geknüpft. Tiefer noch! Ein ungemeines seelisches Feuer hatte sich von den Staufen, vorzüglich dem Rotbart, auf die Ministerialen und freien Adeligen ergossen, die von ihnen in den Dienst des Reiches gezogen wurden. Moderne Geschichtsforscher haben deshalb sogar geglaubt, daß sich in den letzten Tagen des Stauferhauses eine vollständige Reichspartei sammelte, die durch allen Wechsel der Königsgeschlechter bis in die Zeit Maximilians I. dem «Reiche» gefolgt sei, um es zu retten. In der Tat ist ja die lebensvolle staufische Reichsgesinnung in den Kreisen des Reichsadels noch in späten Jahrhunderten häufig durchgebrochen, da auch die letzte Hoffnung auf die Reichserneuerung geschwunden und die Liebe zum Reich Romantik geworden war. Im 13. Jahrhundert wirkte sie in ihrer ersten Frische. Vielen galt es damals, gleich jenem Gottfried von Hohenlohe, als Schande, von Staufen und Reich zu lassen. Viele waren bereit, zur Herstellung des staufischen Besitzes und der Königsmacht zu helfen. Auch das deutsche Empfinden der Kaisergeschlechter der Zukunft, der Habsburger wie der Hohenzollern hat damals seinen leidenschaftlichen Antrieb erhalten, und zumal an der Geschichte der Zollern als Burggrafen von Nürnberg kann man die erste Glut, die späteren Wandlungen, wie die unversehrbare Art dieser Reichsgesinnung verfolgen.

Der Ort Nürnberg und die Reichsburg dort waren seit Heinrich III. beständig im Ansehen gestiegen. Burggrafen waren im 12. Jahrhundert die Grafen von Raabs. Als sie ausstarben, übertrug Heinrich VI. kurz nach 1190 das Amt auf den Gemahl ihrer Erbtochter, einen schwäbischen Grafen Friedrich von Zollern. Der neue Burggraf folgte dem Kaiser sowohl in den Jahren 1192—94 in seine schweren Kämpfe mit dem Fürstentum, als auch während seiner Bemühungen um die Erbkaiserwürde. Um 1200 starb er. Seine Söhne hielten sich staufisch gleich ihm, traten aber nicht hervor, bis sie sich 1227 trennten, Friedrich II. die schwäbischen Stammgüter, Konrad die Burggrafschaft übernahm. Im Jahre vorher war Ludwig von Bayern in Abwesenheit des Kaisers Reichsverweser für den jungen König Heinrich geworden. Konrad fand sich nun ebenfalls beim Könige ein und harrte bei ihm aus, auch als zuerst der Bayernherzog, dann Heinrich selbst gegen seinen kaiserlichen Vater sich empörte. Zuletzt scheint er zwischen Friedrich und seinem Sohn vermittelt zu haben. Die wertvollsten Güter seines Besitzes lagen auf österreichischem Boden. Schutzlos waren sie dem Babenberger dort preisgegeben, der eine zweideutige, gewinnsüchtige Stellung zu dem Streit im Staufenhause einnahm. Heinrich unterwarf sich 1235. Darauf begleitete der Burggraf den Kaiser durch Westdeutschland und im Jahre 1237 bei dem erfolgreichen Zuge gegen Österreich. Wien wurde seiner Obhut unterstellt. Auch wurde er Mitglied der Landeshauptmannschaft, die das Herzogtum einstweilen verwaltete. Es war in Friedrichs letzten Sieges- und Herrschaftstagen auf deutschem Boden.

Zu Lyon beim Konzil entband Innozenz IV. die Deutschen ihrer Eide gegen den Kaiser. Konrad und sein Sohn waren noch vor kurzem, zugleich mit dem jungen Rudolf von Habsburg, in Italien bei Friedrich gewesen. Jetzt schloß sich der Burggraf, von der Kurie ausgerüstet, dem Gegenkönig Heinrich Raspe an. Zum

Danke verlieh ihm der die Domanialgerichtsbarkeit über jene ausgedehnten Königsgüter in Franken, deren Mittelpunkt Nürnberg war. Manche davon gingen auch ganz in die Hände Konrads über. Noch weiteren stattlichen Zuwachs erwarb er seinem Hause aus einer Fehde, die er mit dem Bischof von Bamberg um den Nachlaß des jüngst verstorbenen letzten Herzogs von Meran führte. Von da an verfügten die Hohenzollern über die Grundlage zur Bildung eines selbständigen burggräflichen Territoriums. Zwischen beiden Erwerbungen hatte sich Konrad zu den Staufen zurückgefunden. Dabei wurde ihm seine neue Gerichtsbarkeit im Bereich des ostfränkischen Königsgutes ausdrücklich als ein öffentliches «Landgericht» bezeichnet. Seine Nachfolger breiteten dessen Geltung im siegreichen Wettbewerb mit dem Bamberger Nachbar über die gesamte «provincia Nurembergensis» aus. 1265 nannten sich die Burggrafen in Urkunden, die sie als Landrichter oder Lehnsherren ausfertigten, zuerst «von Gottes Gnaden». 1273 ward ihnen das Landgericht zum erblichen Reichslehen gegeben. Sie fingen an, aus Territorialbesitz und Gerichtsherrlichkeit eine Landeshoheit zu entwickeln.

Aber noch war wohl zu kurze Zeit verflossen, seit Heinrich VI. die Zollern auf die Reichsburg geschickt hatte, noch ihr Reichsbeamtenbewußtsein in Stellvertretung des kaiserlichen Gerichtes zu lebhaft, noch auch der Abstand zwischen dem kleinen, zerstückelten Territorium in ihrem Eigenbesitze und dem weiten Landgerichtsbezirke zu groß. Und anderseits war doch die Stunde für die Erhaltung des staufischen Erbes und des Reiches zu kritisch! 1260 löste Friedrich III. den altgewordenen Konrad ab. Eben reifte nach dem frühen Tode Konrads IV. in Conradin von Schwaben wieder ein Staufe zu Jünglingsjahren heran. Auf ihn richteten sich die schmerzlich bewegten Gefühle aller, die unter dem Königtum des Kastiliers und Engländers litten. Auch die Manneskraft Burggraf Friedrichs wandte sich der gemeinen Sache zu, er gesellte sich Conradins ständigen Räten bei und wirkte unermüdlich in den Schiedsgerichten mit, durch die die Fürsten und Herren in Francien untereinander verglichen werden sollten. Dabei nützten ihm seine mannigfachen verwandtschaftlichen Beziehungen, insbesondere solche zum mittelrheinischen Adel und zum Erzbischof Werner von Mainz. Vor allem wurden die bayrischen Brüder, Vormünder Conradins, sowie der Pfalzgraf und Werner versöhnt. An Conradins Hofe begegnete Friedrich auch dem getreuesten aller staufischen Anhänger, Rudolf von Habsburg wieder. Conradins Hinrichtung lähmte die Einheitsbemühungen, beendigte sie nicht. Sie wurden erneut, und diesmal ward der Burggraf ihr Träger. Er war der erste geistig überlegene, persönlich hinreißende Hohenzoller, von dem die Geschichte meldet, zwar des Schreibens und der lateinischen Sprache unkundig, doch ein Mann, der die Dichter seiner Zeit und die Chronisten beschäftigte als der witzige und weise, der sinnereiche, der klug im Rate, wacker in der Tat war. Er befürwortete anfangs die Königswahl des Pfalzgrafen, des Erben Conradins. Kurz danach lenkte er die Aufmerksamkeit auf den Habsburger, der dem staufischen Reichsbeamtentum und den fränkisch-schwäbischen Geschlechtern näher stand und unbedingter als der Wittelsbacher die staufischen Überlieferungen vertrat. Rudolf besaß eine starke Hausmacht in Schwaben und konnte das staufische Reichsterritorium herstellen. Die Wahlfürsten einigten sich auf ihn. Der Burggraf überbrachte ihm selber ihre Bedingungen, geleitete ihn nach Frankfurt und Aachen und darauf fast bei allen wichtigen Zügen. Traute Freundschaft verband sie bald, und Rudolf «pflog alle seine Tage seines Rates» und «folgte ihm vor allen nach, die er je um sich sah».

1276 trieb Friedrich den König in den Krieg um die Donaulande. Er war in Sorge um das von den Wittelsbachern geschmälerte, von Ottokar beraubte Reichsgut, wie auch persönlich geschädigt um seinen österreichischen Familienbesitz. Auf dem Marchfeld trug er die Sturmfahne des Reiches. In dem sich stets erneuernden Streite der bayrischen Brüder waltete er als deren «lieber Freund» auf Rudolfs Geheiß mehr denn einmal als Vermittler. Noch als Greis unterstützte er den gleich ihm gealterten Habsburger fast ein Jahr hindurch zu Erfurt, dann wieder in Frankfurt, um die Königskrone für Rudolfs Sohn zu erlangen. Der König hatte wahrlich Grund, in mancher Urkunde «die leuchtenden Verdienste der Treue» dieses Mannes zu preisen. So sehr gab Friedrich sich dem Reiche hin, daß man nach wie vor ihn nur seinem burggräflichen Range gemäß als «allerwegen fursten genozz» gelten ließ. Trotz seiner Landesherrschaft und Heirat mit einer Herzogin von Sachsen zählte er nicht

unter die Reichsfürsten selber. Friedrich persönlich war es, der solche Freiheit und Ehre seinem Hause zu wahren «in etlicher mazze versaumet» und «danach nicht so heftiglich noch mit sulchem fleizze gestanden, daß es also landkundig und offenbar wurde». Nun scheiterten aber die letzten Bemühungen des Burggrafen und Rudolfs um das Reich; nicht Albrecht, sondern Adolf von Nassau erhielt die Königswürde. In die Geschichte unserer Nation schnitt dies Ereignis entscheidend ein. Die Wahl und Regierung des ersten Habsburgers war noch aus dem staufischen Zeitalter und Reichsgebiet herausgewachsen. Sie hätte das Reichsterritorium wieder begründen, das Reichsbeamtentum wieder organisieren sollen. Schicksalsfügung drängte Rudolf und seinen Sohn nach Österreich ab, und das Königtum wurde ihnen wieder genommen. Das vielhundertjährige Interregnum der deutschen Geschichte begann. Der staufische Reichsbesitz war fortan nicht mehr zu retten, dem Reiche vorderhand kein nützlicher Dienst zu leisten. Für alle Schwächeren und Rechtlichen zogen schwere Tage herauf. Endlos rieb sich die Macht der innerdeutschen Wittelsbacher und die der Österreicher und Böhmen gegeneinander.

Notwendigkeit und Möglichkeiten dieser Lage haben die Söhne und Enkel Friedrichs III. wohl begriffen, als er selbst sich bei Rudolfs Tod verdrossen zurückzog. Sie sind so wenig wie die meisten ihres Geschlechtes Idealisten zu unrechter Stunde gewesen. Was blieb vom Reich noch anderes als der Name? Friedrich III. selber hat sich zu Adolf schon kühl gestellt. Die Beziehungen seiner Söhne, Johannes und Friedrich, zu Adolfs Nachfolger waren freundlich, doch unwirksam. Zu Heinrich VII. trat Friedrich IV. allerdings wieder in ein näheres Verhältnis; aber er folgte darin nur dem ersten Berater des Königs, Berthold von Henneberg, der ihm verschwägert war und von ihm mit jugendlicher Begeisterung verehrt wurde. So diente Friedrich als «heimlicher Rat» auch Ludwig dem Bayern erst dann, als Ludwig den Henneberger zu sich herübergezogen hatte und ihm den unter Heinrich geübten Einfluß wieder einräumte. Friedrichs Söhne dagegen kümmerten sich lange Zeit um Ludwig kaum. Nur zu kriegerischer Hilfe waren die Burggrafen in dieser Periode unmittelbar und gern gegen die Könige bereit — immerhin auch zu ihr nicht mehr um des Reiches willen, sondern auf Grund von Verträgen und gegen Entgelt. Einen solchen Vertrag schloß Friedrich IV. 1314 mit Ludwig, worauf er ihm den Sieg bei Mühldorf über Friedrich den Schönen erstritt. Auch Johann II. tat desgleichen, als er 1345 das wichtige Amt als Pfleger der Kurmark Brandenburg übernahm und damit zuerst das zollerische Schwert und Banner dorthin führte. Wie fremd stand er selbst da dem Wittelsbacher gegenüber! Er sicherte sich schriftlich, daß er die Mark nicht herauszugeben brauche, ehe er für alle Unkosten entschädigt sei. Und als sich im Jahre darauf Karl IV. wider Ludwig erhob und der süddeutsche Adel ihm zufiel, eilte Johann dem König zwar mit 200 Helmen zu Hilfe, doch auch in dieser Stunde nur durch Vertrag mit des Königs Sohn, «Ludwig von Rome». Noch kurz vor Ablauf der gesetzten Frist trat er zu dem siegreichen Karl über. Seine, wie seines Vaters Arbeit, ihr Eifer und ihre Treue, galt nicht den Königen, die des Reiches nicht mächtig waren, sondern der Hut und Entwicklung des eigenen Ländchens! Die Einheit und Stärke, die sich dem Reiche trotz aller Hingabe nicht mehr hatte verschaffen lassen, suchten sie jetzt im engeren Bezirke ihres Hausbesitzes zur eigenen Sicherheit und Größe zu erlangen. Der Kern ihres Gutes und ihre gesamte Einflußsphäre lag eingeklemmt inmitten der ringenden Mächte: dem bayrischen Stammlande vorgelagert, für die Böhmen ein begehrenswerter, sie mit dem Reich verbindender Außenposten. Da haben sie sich zuerst im rechten Augenblick und solange als nötig vor der Übermacht der Wittelsbacher gebeugt; später pflegten sie die Freundschaft der Luxemburger. Sie waren sparsam, tüchtig und bedachtsam; es fehlte ihnen im Gegensatz zu den meisten Fürsten und Herren ihrer Zeit weder an Geld noch Gelegenheiten. Unermüdlich förderten sie die Geschlossenheit ihres Territoriums, sie erhöhten ihr Landgericht zum Ansehen eines mit dem kaiserlichen Hofgericht konkurrierenden höchsten Gerichtes, jedes Recht, jeden Anspruch, selbst das Bergwerksregal erwarben sie, das noch die Goldene Bulle nur den Kurfürsten einräumen wollte. Auf diese Weise gestaltete sich in der Spanne von 1297 bis 1360 jenes ansbachisch-bayreuthische Territorium, das einerseits das Quellgebiet der Altmühl und Rednitz, anderseits das des Roten Mains, der Saale

und Eger umfaßte, — neben der Grafschaft Württemberg der einzige kräftige Territorialstaat in Süddeutschland. Beide zusammen haben dem Vordringen der Wittelsbacher Halt geboten.

Um 1360 war das burggräfliche Gebiet im wesentlichen so weit entwickelt, wie es die fränkischen Verhältnisse erlaubten. Da stellt sich uns zum erstenmal in prägnanter Weise das Problem dar, das in der späteren brandenburgisch-preußischen Geschichte als eines ihrer psychologisch reizvollsten Probleme wiederkehrt: das rastlose Wachstum der zum Selbstbewußtsein gelangten Dynastie, für das es nur vorübergehende Sättigung, kurzes Ruhen gibt und das zu immer mächtigerer Entfaltung, immer stärkerer Ausbreitung und immer wirksamerer Leistung führt. Wenige Jahre nach dem Anschluß an Karl IV. trat Burggraf Johann II. aus seiner Zurückhaltung gegen das Königtum heraus. 1355 begleitete er Karl nach Rom, dann zum Reichstag der Goldenen Bulle nach Metz, 1357 schlossen beide eine «ewige Einung». Im März 1363 ließ sich Johanns Nachfolger, Friedrich V., alle in Franken erworbene Herrschaft in ihrer reichsfürstlichen Fülle und Ausdehnung vom Kaiser bestätigen. Eheabreden wurden zwischen ihm und Karl getroffen und wenigstens die erfüllt, die Karls Tochter dem ältesten Sohne Friedrichs verlobte. Der Zollernaar schickte sich zum Flug nach höheren Zielen an.

Deutschland hatte in Karl IV. noch einmal einen staatsmännisch hochveranlagten, nach dem Erreichbaren trachtenden Monarchen erhalten. Während er die Fundamentierung der Reichsgewalt durch Heerwesen und Finanzen entschlossen in sein böhmisches Hausland verlegte, suchte er die Deutschen für die Reichsidee wieder zu gewinnen, indem er die Exekution ihres so gestörten Landfriedens auf das Reich übernahm und der Reichsidee damit einen nicht neuen, aber niemals so entschieden und bedeutsam hervorgehobenen Inhalt gab. Als seine natürlichen Mitarbeiter boten sich ihm die höheren Bezirksbeamten des Reiches aus der habsburgischen Zeit, die Landvögte und die Landrichter dar. Doch keiner erwies sich so vorbereitet und geeignet wie der Inhaber des fränkischen Landgerichts. Friedrich V. waltete in Karls Abwesenheit als Landeshauptmann in Franken und war für ihn auch sonst auf manchem Posten tätig. Stets regierte er mit der gleichen politischen Reife, womit er zur selben Zeit als Landesfürst im Gebiete der Stadt Nürnberg seine ältesten, aber abgestorbenen burggräflichen Rechte Zug um Zug aufgab, um seine Kräfte desto gesammelter anderwärtigen Errungenschaften zuzuwenden. So ward das Amtsbewußtsein und das Gefühl der Amtsverpflichtung gegen das Reich in den Burggrafen sofort wieder lebendig, da das Reich selbst wieder einen Zweck und eine Wirksamkeit erhielt. Nur versäumten sie über dem Reichsdienst jetzt nicht mehr ihre landesherrliche Würde. Ihre erhöhte Tätigkeit für die Allgemeinheit trug diesmal im Gegenteil dazu bei, daß ihnen die Reichskanzlei seit 1380, die Reichsstände nach 1390 ausdrücklich den reichsfürstlichen Titel zubilligte. Die Töchter des töchterreichen fünften Friedrich heirateten in das österreichische, pfälzische und lothringische Herzogshaus, sein Sohn Johann in die Königsfamilie. Treu wie dem ausgezeichneten Karl, diente dieser Friedrich auch dessen unebenbürtigem Nachfolger Wenzel. Aber schon versagten die Kräfte des Königtums nach kurzem Aufschwung von neuem. Der Städtekrieg verwüstete das deutsche Land, tausend Fürsten- und Ritterfehden mehrten die Not. Gegen die Grenze zog der Türke heran. Friedrichs Söhne erlebten bei Nicopolis mit, welche Macht dem schrecklichen Feinde innewohnte. Noch in demselben Jahre (1397) überließ ihnen der Vater die Herrschaft. Auch der persönliche Einfluß der Burggrafen zerfiel mit den Organisationen König Karls wieder. Was Wunder, daß sie an den Luxemburgern irre wurden, und der stürmische Friedrich VI. sich sogar für ein Gegenkönigtum entschied, um dadurch zum Landfrieden zu helfen. Die wittelsbachische Macht war wieder im Steigen. Ruprecht von der Pfalz, ein Schwager der Burggrafen, ging also aus der Wahl hervor. Bei deren Vorbereitung wurde aber auch das burggräfliche Haus zum erstenmal als wählbar zur königlichen Würde anerkannt. Aufwärts, aufwärts führte der Flug trotz aller Hindernisse. Freilich gelang es nicht, den Gegenkönig wider die Böhmen durchzusetzen, und Ruprecht leistete deshalb im Reiche so wenig wie Wenzel. Da richtete Friedrich VI., was er noch an Hoffnung für Einkehr heilsamer Ordnung besaß, weiter auf Wenzels Bruder Siegmund, den Ungarn. Wie sein Ahn für Rudolf, warb er 1410 für ihn, daß man ihn zum König erhebe. Er tat es noch als sein Diener und Beamter. Bald jedoch entwickelte sich zwischen

beiden Männern eine Freundschaft, die abermals die Erinnerung an den Habsburger und Friedrich III. weckt. Die Ostmarken deutscher Nation brachen soeben vor dem heranflutenden Slawen- und Türkenstrom zusammen. Siegmund ließ durch den Burggrafen den Nordosten schützen, indessen er selber sich in Ungarn und Böhmen zur Wehr setzte. Des Burggrafen Tätigkeit in Brandenburg, als Hauptmann und seit 1415 als Kurfürst, war arbeits- und erfolgreich. Für eine Weile erfaßte ihn darüber der egoistische Gedanke, dort einen besonderen Großstaat vom Mittelgebirge bis zur Ostsee für sein Haus zu schaffen. Ins Reich zurückkehrend, erneuerte er dennoch von erhöhter Stelle aus das Lebenswerk des Vaters, die Landfriedensexekution, und baute darauf den vollständigen, systematischen Plan einer Reichsreform. In den Beziehungen der Nürnberger Burggrafen zum mittelalterlichen Reich bedeutet dieser Entschluß den Gipfelpunkt. Er hat nicht nur dem Wirken Friedrichs VI., sondern auch der gesamten Geschichte der Burggrafen einen vollen Ausklang gegeben. In den Fehden Albrecht Achills für Kaiser Friedrich III. und in den Diensten Casimirs von Ansbach-Bayreuth für Maximilian I. hallte er noch lange nach.

Nur allmählich ward im 15. Jahrhundert aus dem burggräflichen Geschlechte das Haus der Markgrafen von Brandenburg. Bei der Entwicklung Brandenburgs lag fortan, vier Jahrhunderte hindurch, die Zukunft der Hohenzollern. Die deutsche Geschichtschreibung achtete über dem Glanze des preußischen Königtums nicht mehr des Fleißes der Burggrafen und Landrichter in Franken. Und doch! Friedrich der Große nannte sich noch ebenso den ersten Diener seines Staates, wie sich der erste zollerische Kurfürst als schlichten Amtmann Gottes bezeichnet hatte. Der erste Hohenzollernkaiser sagte auf dem Sterbebette, daß er keine Zeit habe müde zu sein. Warum sollen wir uns da des Gedankens erwehren, daß eine psychologische Verknüpfung wirksam ist zwischen denen, die so demütig erhabene Worte sprachen, und denen, die im 13. Jahrhundert ihre Kraft im Dienste des Staufenreiches und im Jahrhundert darauf im Dienste des luxemburgischen Landfriedenwesens entfalteten? Amtleute des Reichs und der Kaiser zu jener Zeit, Amtleute des Allmächtigen seitdem bis auf unsere Tage und, wie das deutsche Herz es hofft, in ferner Zukunft noch!

Die Anfänge der Mark Brandenburg.

Von Paul Hirsch.

Die älteste nachweisbare Bevölkerung des Landes zwischen Oder und Elbe, der heutigen Mark, ist jedenfalls eine germanische gewesen; doch wann sie dorthin gekommen oder woher sie eingewandert war, entzieht sich unserer Kenntnis. Erst aus einer verhältnismäßig späten Zeit, dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, erfahren wir einiges Nähere über die Bewohner jenes Landstriches. Da wohnten jenseits der Elbe bis zur Oder im Osten und nach Süden bis in die heutige Lausitz hinein die Semnonen, ein Volksstamm, der nach des Tacitus Bericht der älteste und edelste Stamm des mächtigen Volkes der Sueven war. Werden auch nach den Berichten desselben Schriftstellers die Semnonen als ein volkreicher Stamm geschildert, der mehr denn hundert Gaue bewohnte, so muß die Bevölkerung der Mark in jener Zeit immerhin eine recht spärliche gewesen sein. Aus den sandigen Einöden und sumpfigen Brüchen, an denen noch heute die Mark trotz aller Kultur nicht arm ist, können wir uns leicht ein Bild machen, wie es vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: dichte und gewaltige Waldungen bedeckten das Land, bisweilen unterbrochen von Sümpfen, Seen und dürren Sandflächen. Nur verschwindend werden die Gebiete gewesen sein, die mit dem Pfluge sich bewirtschaften ließen, und darum waren Jagd und Fischfang der Hauptunterhalt, den das Land den Menschen zu gewähren vermochte. Eine derartig unwirtliche Gegend mußte naturgemäß allen kulturellen Einflüssen auf lange Zeit unzugänglich bleiben, und so ist es zu erklären, daß bis ins Ende des ersten Jahrtausends, als das westliche Europa schon auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe stand, das Land östlich der Elbe noch in tiefer Barbarei lag. Nicht unwillkommen mag es deshalb unseren germanischen Vorfahren gewesen sein, als die Wogen der großen Völkerwanderung sie in die gelegneteren Fluren des westlichen und südwestlichen Europas drängten.

Aus dem Osten aber fluteten neue, slawische Stämme herein, das Land bis an die Elbe be-

setzend. So wurde dieser Strom der Grenzfluß zwischen zwei Völkern, die sich Jahrhunderte hindurch in blutigen und grausamen Kämpfen befehdet haben. Das Bild, das uns zeitgenössische Schriftsteller von diesen neuen Ansiedlern auf dem Boden der heutigen Mark überliefert haben, ist allerdings nicht das beste. Roh und wild, treulos und grausam werden die wendischen Völker geschildert. Doch dieses Bild stammt aus einer Feder, die der Haß gegen das heidnische Nachbarvolk oder die Erbitterung über die langjährigen blutigen Fehden geführt hat. Dieselben geistlichen Quellen wissen auch gute Seiten von ihren Feinden zu berichten, und alle Schriftsteller stimmen überein in dem Lobe der wendischen Gastfreundschaft. Wenn auch bei diesen neuen Bewohnern von einer geistigen Kultur nicht die Rede sein kann, so standen sie doch auf einer etwas höheren Stufe, als ihre Vorgänger; denn außer Jagd und Fischfang waren Ackerbau und Viehzucht ihr Erwerbszweig, und von ihrem Handel wissen wir, daß er sich nordwärts bis Skandinavien, nach Osten bis weit ins russische Reich und auch über die Elbe unter die deutschen Stämme ausdehnte. Eine solche Vereinigung von Landwirtschaft und Gewerbe setzt aber feste Niederlassungen voraus; und wie im Osten unseres heutigen Vaterlandes eine große Anzahl Städte ihr Entstehen den Wenden verdankt, so weisen besonders im Gebiete der Mark die Namen der meisten Städte und Dörfer auf einen slawischen Ursprung hin.

Wann die Wenden sich mit ihren germanischen Nachbarn im Westen in Kämpfe einzulassen begonnen haben, ist ungewiß. Die erste sichere Kunde haben wir aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, als Karl der Große die Stämme der Wilzen und Sorben sich tributpflichtig gemacht hatte. Doch von langer Dauer war dies Verhältnis nicht. Unter den Nachfolgern Karls des Großen, den Karolingern, drangen die Slawen ihrerseits siegreich über die Elbe bis tief ins eigentliche Deutschland hinein. Erst Heinrich I. gelang es abermals, östlich der Elbe siegreich vorzudringen nach Eroberung eines Hauptstützpunktes des Feindes, des Ortes Brennaburg, im Jahre 928, und besonders durch den im Jahre darauf erfolgenden blutigen Sieg bei dem heutigen Lenzen in der Priegnitz. Aber immer wieder und wieder suchten die verschiedensten Stämme der Slawen sich ihrer Bedrücker zu entledigen; und gelang es auch Otto I., alle Empörungsversuche mit kräftiger Hand niederzuhalten, so wurde doch unter seinem Sohn und Nachfolger Otto II. das Deutschtum und damit auch das Christentum auf lange Zeit aus den Gauen zwischen Elbe und Oder verdrängt. Mit einem Ruck war die deutsche Herrschaft durch den blutigen Aufstand des Jahres 983 von den Schultern der Wenden geworfen, und die Anfänge des Christentums, das Otto I. durch Begründung der Bistümer Havelberg und Brandenburg unter den Heiden verbreitet hatte, vernichtet. Jahrzehnte hindurch verstanden es die Wenden, sich die verhaßten Feinde durch ununterbrochene Grenzkriege fern zu halten, denn die Ottonen sowohl wie die Kaiser aus dem fränkischen Hause taten für die Wiederunterwerfung des Ostens so gut wie nichts. Was aber Feuer und Schwert nicht gelang, erreichte die stille und unermüdliche Tätigkeit der Missionare, die sich unerschrocken für ihre heilige Sache in die heidnischen Gaue wagten und dort namentlich unter den Edelsten des Volkes viele dem christlichen Glauben gewannen. Der bedeutendste Erfolg dieses stillen Missionswerkes war die Bekehrung des Hevellerfürsten Pribislaw. Denn als in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Nordmark, die fast nur noch dem Namen nach bestand, dem ehrgeizigen und zugleich tatkräftigen Grafen Albrecht aus dem askanischen Hause als Lohn für seine Teilnahme an dem Römerzuge des Kaisers Lothar übertragen wurde, und als dieser Fürst, den die Geschichte durch den Beinamen des Bären ausgezeichnet hat, mit dem Schwerte das Gebiet der heutigen Priegnitz erobert hatte, da setzte der christliche Wendenfürst Pribislaw, der selbst kinderlos war, Albrecht den Bären zum Erben und Nachfolger im Havellande ein, und schon zu seinen Lebzeiten trat er ihm den südlichen Teil seines Landes, die Zauche, ab. Zwar machte des Pribislaw Schwestersohn, Jazko von Köpenick, noch einmal den Versuch, sich Brandenburgs zu bemächtigen, allein Albrecht gelang es bald, die Stadt wieder zurückzuerobern, die nun dauernd in Händen der Deutschen blieb. Brandenburg wurde der Hauptsitz der Markgrafen, und Albrecht konnte sich seitdem mit Recht Markgraf von Brandenburg nennen. Die Regierungszeit dieses Fürsten wie auch

seiner Nachfolger aus dem Hause der Askanier war in jeder Hinsicht eine segensreiche für diese Gebiete des Ostens. Außer der politischen Sicherung erwarben sie zu dem bisherigen Bestande, d. h. der Altmark und der Mittelmark, noch die Ukermark, die Neumark, die beiden Lausitz, die Mark Landsberg (bei Halle), die Meißner Mark, Sternberg und Krossen und einen Teil von Hinterpommern. Diesen vielleicht zu schnellen und zu großen Zuwachs der Markgrafschaft bauten die Askanier auch nach innen aus: Dörfer und Städte entstanden durch Zuzug von Kolonisten aus dem Sächsischen und aus den Niederlanden; drei Bistümer: Brandenburg, Havelburg und Lebus, sowie zahlreiche Klöster, namentlich Chorin und Lehnin, trugen für die Verbreitung des Christentums Sorge, das nun unaufhaltsam seinen Weg durch die märkischen Gaue nahm.

Das askanische Geschlecht erlosch, als es auf dem Gipfel seines Glanzes angelangt war. Der letzte Markgraf, Waldemar, hatte die Grenzen seines Reiches bis an die Weichsel und darüber hinweg ausgedehnt; selbst Danzig hatte er seinem Szepter unterworfen, das er dann gegen eine hohe Summe dem Deutschen Orden in Preußen verkaufte. Das Todesjahr dieses Markgrafen, 1319, bedeutete für Brandenburg das Ende einer fast zweihundertjährigen glücklichen Zeit; denn die nun folgenden 50 Jahre bayerischer Herrschaft waren keine glücklichen zu nennen. Stück für Stück bröckelte von dem märkischen Besitz ab, von den Nachbarn im Süden, Osten und Norden als willkommene Beute an sich gerissen; und keiner der Wittelsbacher Markgrafen, der neuen Herren des Landes, vermochte die verloren gegangenen Gebiete wieder einzubringen. Wie zerrüttet die Verhältnisse waren, beweist allein schon, daß es einem Abenteurer, dem sogenannten falschen Waldemar, zwei Jahre hindurch gelang, nicht nur die Bewohner der Mark, sondern selbst den Kaiser und eine Anzahl Fürsten zu täuschen. Bloß ein Ereignis war in dieser traurigen Periode für die Zukunft des brandenburgischen Staates von hervorragender Bedeutung: die Anerkennung der Markgrafen als Kurfürsten, welche 1356 durch das Reichsgesetz der Goldenen Bulle erfolgte.

Eine erfreuliche Wendung in den inneren und äußeren Verhältnissen trat ein, als der Luxemburger, Kaiser Karl IV., die Mark erwarb und fünf Jahre lang, zum Teil durch persönlichen Aufenthalt im Lande, den Wohlstand seiner neuen Untertanen zu heben sich bemühte. Das beste Denkmal für seine landesväterliche Fürsorge hat der Kaiser sich selbst in dem 1375 entstandenen Landbuch der Mark gesetzt. Nach dem Tode Karls IV. fiel der Besitz an seinen Sohn Sigismund. Aber in Anspruch genommen durch größere Unternehmungen im Reiche hatte dieser Fürst keine Zeit und noch weniger Interesse für das ihm zugefallene Erbe, welches er bald samt der Kurwürde an seinen mährischen Vetter Jobst verpfändete, während die Neumark durch Kauf an den Deutschen Orden überging. Allein auch Jobst von Mähren sah in den Marken weiter nichts als eine Geldquelle, und so brach für das Land von neuem eine schreckliche Zeit an, die jene der Wittelsbacher noch weit hinter sich ließ. In schamlosester Weise brandschatzte der Adel, dem fast alle landesherrlichen Schlösser, Rechte und Einnahmen verpfändet waren, die übrigen Bewohner. Straßenräubern gleich lauerten die edelsten Ritter, an ihrer Spitze die gefürchteten Brüder Johann und Dietrich von Quitzow, den vorüberkommenden Handelszügen auf, plünderten Dörfer und Städte und verbreiteten über das Land eine wahre Schreckenswirtschaft, daß Zeitgenossen sagen konnten: «Rauben und Stehlen ist in der Mark die größte Kunst gewesen» oder «je näher jemand den Marken gekommen ist, desto gefährlicher er gereiset oder gewandert hat.» Weder Landes- noch Reichsregierung zeigten den ernsten Willen, diesen unerhörten Zuständen zu steuern, und das unglückliche Land wäre für unabsehbare Zeiten einem schonungslosen Raub- und Plünderungswesen preisgegeben worden, wenn nicht die Erlösung durch ein Fürstengeschlecht gekommen wäre, welches das Schicksal erkoren hatte, Brandenburg aus dem tiefsten Elende zum höchsten Glanze emporzuheben.

Im Jahre 1411 starb Jobst und die Kurmark fiel an Sigismund zurück, der aber durch seine Tätigkeit im Reich und in Ungarn immer noch verhindert blieb, die Regierung jener Gegend selbst zu übernehmen. Den märkischen Abgeordneten, die an seinen Hof nach Ungarn gekommen waren, um ihm als Landesherrn von neuem zu huldigen, versprach Sigismund, einen Stellvertreter zu senden. Einen solchen fand er in

der Person des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, den er zum «vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann der Marken» bestellte. Burggraf Friedrich hatte Sigismund schon früher auf einem Feldzuge gegen die Türken begleitet, war dann 1409 förmlich in seine Dienste getreten und hatte sich seinem Gebieter in jeder Beziehung so ergeben und nützlich erwiesen, daß dieser ihn als Vertreter der kurbrandenburgischen Stimme zu der 1410 erforderlichen Königswahl sandte. Friedrichs Bemühungen war es zu danken, daß sein Herr als neuer König gewählt und anerkannt wurde. So konnte Sigismund zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in den brandenburgischen Landen keinen geeigneteren Mann finden, als diesen Zollern, dessen Umsicht und persönliche Tapferkeit er mehrfach kennen gelernt hatte.

Als Friedrich im Sommer 1412 in der Kurmark eintraf und die Stände nach Brandenburg beschied, leisteten ihm wohl die Bischöfe und die Städte die Huldigung; der größte Teil des Adels jedoch, besonders in der Altmark und der Priegnitz, verhielt sich ablehnend oder gar trotzig. Allein diplomatische Gewandtheit und das Schwert, das Friedrich vortrefflich zu führen verstand, brachten auch die festesten Burgen zu Falle, so daß der neue Verweser der Marken nach dreijährigem Aufenthalte endlich auf dem Landtage in Tangermünde durch Festsetzung eines Landfriedens geordnetere Verhältnisse schaffen konnte.

Zum Dank für diese zielbewußte und erfolgreiche Tätigkeit übertrug König Sigismund am 30. April 1415 auf dem Kostnitzer Konzil dem Burggrafen Friedrich auch die Kurwürde samt dem Erzkämmereramte. Zwei Jahre später, am 18. April 1417, erfolgte dann auf demselben Konzil unter Entfaltung eines großen Gepränges die feierliche Belehnung Friedrichs mit Kurbrandenburg, der somit als Kurfürst Friedrich I. und als erster Hohenzoller die Regierung übernahm.

Friedrich hatte die Mark als ein verlorenes Land erhalten. Von dem einstigen umfangreichen Besitze der askanischen Blütezeit waren, dank der wittelsbachischen und luxemburgischen Mißwirtschaft, nur noch die Altmark, die Priegnitz und Teile der Mittelmark geblieben. Die Erweiterung dieser engen politischen Grenzen war erst Friedrichs Nachfolger vorbehalten, weil er selbst die letzte Zeit seiner Regierung leider außerhalb zubrachte mit allerlei Reichsgeschäften belastet. Aber immerhin war die Tätigkeit dieses ersten Hohenzollernfürsten von bleibendem und segensreichem Einfluß auf die spätere Entwicklung des Landes, dessen vielgeprüfte Bewohner nun zum ersten Male die Sonne landesväterlicher Fürsorge aufgehen sahen.

Hatte Friedrich I. es verstanden, den Trotz des Adels zu brechen, so wußte sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. auch den Städten gegenüber, die mit der Zeit allzuselbständig geworden waren, seine Fürstenbefugnisse zur Geltung zu bringen; insbesondere gelang es ihm, die mächtigste, die Doppelstadt Berlin-Kölln, durch Anlegung einer Burg inmitten ihres Weichbildes zu unterwerfen. Auch mit der äußeren Politik konnte Friedrich II. zufrieden sein, denn abgesehen von dem Erwerb einiger Gebiete in der Lausitz, gelang es ihm, die Neumark durch Kauf von dem Deutschen Orden zurückzugewinnen. Wichtig für die weitere Entwicklung des jungen Staates erwies sich, daß der dritte Kurfürst Albrecht Achilles 1473 ein Hausgesetz, die Dispositio Achillea, erließ, kraft dessen jedesmal der älteste Sohn die Kurmark ungeteilt erhalten sollte; und von Einfluß war es nicht minder, daß Albrechts Nachfolger Johann Cicero der erste Kurfürst war, der seinen Aufenthalt dauernd im Lande nahm, und zwar meist in Berlin. So wurden die Geschicke der Kurmark mehr und mehr in geregelte Bahnen gelenkt. Nach innen und nach außen wurde der Staat zunehmend ausgebaut. Wenn es Joachim I. gelang, das Recht der Erbfolge in Pommern für sich und seine Nachfolger zu erhalten, so eröffnete Joachim II. auf friedlichem Wege seinem Hause die Aussicht auf zwei weitere Gebietserwerbungen. Durch Erbverbrüderung mit den Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau faßte er festen Fuß in Schlesien, und durch die Anwartschaft auf das Herzogtum Preußen wurde der Grund zur brandenburgisch-preußischen Monarchie gelegt. Die Erwerbungen dieses Kurfürsten wie seines Nachfolgers Johann Georg, der seinem Hause die Aussicht auf Jülich, Cleve und Berg eröffnete, verwirklichten sich zum größten Teil bereits in der für Brandenburg so bedeutungsvollen Regierung Johann Sigismunds, unter

dessen Szepter das frühere Ordensland und spätere Herzogtum Preußen für immer mit Brandenburg vereinigt wurde.

In gleicher Weise befestigten sich inzwischen die inneren Verhältnisse des Staates. Zwar versuchte der Adel noch einmal sein trotziges Haupt zu erheben, doch Joachim I. verstand es, Bürger und Bauer durch rücksichtslose Strenge vor Übergriffen zu schützen. Besonders die Städte suchte er weitgehend zu kräftigen, wie er sich auch bemühte, sein Land in geistiger Hinsicht zu heben. Selbst ein eifriger Freund humanistischer Studien, wurde dieser Kurfürst der Stifter der Frankfurter Universität. Aber auch zur Stärkung des Rechtsgefühls tat er einen wesentlichen Schritt, indem er das Kammergericht als oberster Gerichtshof einsetzte. Dem größten Ereignisse seiner Zeit aber, der kühnen Tat des Augustinermönches in Wittenberg, stand Joachim I. feindlich gegenüber. Von dem Grundsatz ausgehend, daß eine Reform der Kirche nur durch dessen Oberhaupt erfolgen dürfe, verurteilte er Luther und seine Lehre als vermeintliche Quelle des Ungehorsams wider die Obrigkeit und eines allgemeinen Umsturzes der Verhältnisse, obgleich schon viele seiner Untertanen und selbst die eigene Gemahlin der neuen Lehre heimlich ergeben waren. Erst seinem Sohne, Joachim II., war es vorbehalten, den für den Werdegang des Staates so wichtigen Schritt zur Ausführung zu bringen, indem er am 1. November 1539 in aller Form zur lutherischen Kirche übertrat. Dem Beispiele seines Herrschers folgte nunmehr das ganze Land, so daß, als Brandenburg mit dem ebenfalls schon evangelischen Preußen vereinigt wurde, die neue Lehre eine kräftige und bleibende Stütze in dem Hohenzollernstaate finden konnte.

Blicken wir zurück auf Brandenburgs Geschichte, so steht vor uns ein prächtiges Gebäude, zu dem die Askanier den Grund gelegt, das die Hohenzollern als Markgrafen und Kurfürsten aufgerichtet und als preußische Könige ausgebaut und vollendet haben, bis es seinen schönsten Schmuck im deutschen Kaisertume erhielt.

So können die Märker mehr als jedes andere Volk dankbar und stolz zu einem Fürstengeschlechte emporschauen, das sie tatkräftig und zielbewußt geführt hat

per aspera ad astra!

Entstehung und Ausgang der Hanse.

Von Goswin Freiherr von der Ropp.

Zu den eigenartigsten Gebilden unserer so vielgestaltigen Geschichte gehört unfraglich die deutsche Hanse. Ihre Anfänge ragen in Zeiten hinauf, da der deutsche Handel sich eben erst zu entfalten begann, ihre Ausläufer reden heute noch eine vernehmliche Sprache, ihre Bildung und Blüteperiode fallen zusammen mit dem Niedergang des alten Reiches im Mittelalter.

Das Aussterben der sächsischen Dynastie mit Heinrich II. und die nur durch Kaiser Lothar unterbrochene Thronfolge der Salier und Staufer verrückte den politischen Schwerpunkt des Reiches dauernd von Nord- nach Mittel- und Oberdeutschland. Der Südwesten zumal übernahm die Führung; die Sicherung des Besitzes von Italien und die Auseinandersetzung mit dem Papsttum erwuchsen zu den Hauptaufgaben des Reiches. Der Norden und Nordosten blieben im wesentlichen sich selbst überlassen. Denn Lothar der Sachse hatte zwar den unter seinen Vorgängern so schroff hervorgetretenen Gegensatz zwischen seinen Stammesgenossen und den Oberdeutschen durch Wiederaufnahme der Slawenpolitik Ottos I. abgelenkt, und Heinrich der Löwe das Vorbild des Schwiegervaters mit noch größerem Erfolge nachgeahmt. Dafür zerstörte jedoch der jähe Sturz des Welfen dauernd die stolze Stellung des sächsischen Herzogtums, und er machte zugleich die Bildung einer vorwaltenden Fürstenmacht im Norden auf lange hin unmöglich. Der Zug nach dem Osten aber blieb, und die folgenreichste Tat des späteren Mittelalters, der Erwerb und die Kolonisation von fast drei Fünftel der heutigen deutschen Lande, vollzog sich demzufolge bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache ohne Zutun des Reiches und ohne einheitliche Führung. Dafür wirkten hier alle Stände mehr oder minder einträchtig zusammen. Was das Schwert des Ritters errungen, wurde sowohl durch den Pflug des Bauern, als auch, und noch mehr, durch die Gründung zahlreicher rasch aufblühender Städte gesichert. Denn wenn auch gewiß der deutsche Bauer der Germanisierung der Tieflande von der Elbe bis zum Pregel ihren wahren Halt verlieh, so drang doch der deutsche Bürger im

Verein mit dem Ritter noch weiter bis zum finnischen Meerbusen, und allein nach Skandinavien sowie über Schlesien und Böhmen hinaus tief nach Polen und Kleinrußland vor. Nicht nur die Ostseegestade, auch das große Hinterland der in die Ostsee mündenden Ströme wurden dem deutschen Kaufmanne zugänglich und bald wirtschaftlich untertan. Hatten bislang nur Rhein und Weser den Deutschen als Verkehrsstraßen zum Meere gedient, so waren jetzt der bisherige Grenzfluß die Elbe und dazu die Oder deutsche Ströme geworden, waren die Mündungen und unteren Läufe von Weichsel, Düna und Narowa besetzt, fanden sich deutsche Niederlassungen auch in den Gemeinwesen an den Nordküsten der Ostsee.

Die Wirkungen dieser kräftigen Ausbreitung des Deutschtums in Nord und Ost traten überraschend schnell zutage. Das dadurch begründete wirtschaftliche Übergewicht des deutschen Kaufmanns verdrängte den älteren skandinavisch-russischen Warenverkehr von der westlichen Küste der Ostsee und führte den niederdeutschen Händler bereits im 12. Jahrhundert nach Wisby auf Gotland. Hier in der Fremde entstand durch die Verhältnisse bedingt zum ersten Male eine fest organisierte Genossenschaft deutscher Kaufleute, welche die Angehörigen aus zahlreichen niederdeutschen Städten einte und deren Gesamtinteressen vertrat. Ihr Zusammenschluß ließ sie bald einen bedeutenden Einfluß gewinnen. Von Wisby aus wurden die verschiedenen Ostseegebiete dem deutschen Handel zugänglich gemacht; von hier aus ist Livland aufgesegelt oder entdeckt worden, von hier aus gewann die Genossenschaft im Gefolge der Gotländer den Zugang zu Nowgorod. Der nordrussische Handel, von der Ostsee verdrängt, fand fortab in der Stadt an der Wolchow einen mächtigen Mittelpunkt, während der deutsche Hof in Nowgorod dem deutschen Handel volle drei Jahrhunderte eine feste Stellung gewährte.

Der Einfluß dieser gotländischen Genossenschaft erstreckte sich indessen alsbald nicht bloß auf den Ostseehandel. Die überaus starke Beteiligung der westfälischen und niederrheinischen Gebiete an der Kolonisation der östlichen Lande hatte eine ebenso starke Vertretung der nordwestdeutschen Kaufleute innerhalb der Wisbyer Gesellschaft zur naturgemäßen Folge. Und dieser Umstand lenkte deren Augenmerk notwendig wie nach Osten so auch nach dem Westen. Die Gestade der Nordsee wurden nicht minder in den Bereich ihrer merkantilen Tätigkeit gezogen wie die der Ostsee, zumal Köln an der Spitze der niederrheinischen Kaufmannswelt schon seit langen Jahren einen lebhaften Verkehr mit England unterhalten hatte. Neben ihm erwarb sich nun auch die Wisbyer Genossenschaft dort Rechte und Freiheiten. Noch wesentlicher war jedoch ihre Festsetzung auch in Flandern, denn damit wurde die Bildung des neuen, wesentlich von den Deutschen beherrschten nordeuropäischen Handelssystems zu einem gewissen Abschluß gebracht und zugleich Brügge zum Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen West- und Nordeuropa erhoben. Wie für das südliche Europa durch die Kreuzzüge, die Eroberung von Konstantinopel, und durch den Einbruch der Mongolen in Vorderasien die alten Handelswege verschüttet und neue Verkehrsverhältnisse geschaffen worden waren, welche vornehmlich den italienischen Handelsrepubliken und ihren zahlreichen Kolonien zugute kamen, so führte in ähnlicher Weise für den Norden die Kolonisierung der ostelbischen Tieflande eine Zeit der Handelsvorherrschaft der niederdeutschen Kaufmannswelt herauf. Die alten Messen der Champagne verödeten zugunsten des ständigen Marktes in Brügge, auf dem neben den Produkten des industriereichen Flanderns die Erzeugnisse der Levante und des südlichen Europas sich begegneten mit den «schweren» Waren und Massenartikeln der nördlichen und östlichen Gebiete unseres Erdteils.

Diese Wandlungen traten in ein helleres Licht zur Zeit des Zwischenreiches, als zwei Ausländer um die Krone stritten und auch das oberdeutsche Bürgertum im rheinischen Landfriedensbunde zum ersten Male sich zusammenschloß und einen seiner Kraft entsprechenden Einfluß auf dem Gebiete der inneren Politik beanspruchte. Doch der überraschend plötzlichen Erhebung blieb ein nachhaltiger Erfolg versagt; indessen zeitigte der dadurch neu belebte Einungstrieb in Süd und Nord frische Blüten in engeren Kreisen. Eine große Zahl von meist landschaftlich gruppierten Städtebünden setzte sich die Erhaltung des Landfriedens und die Sicherung der Straßen zur Aufgabe, weil das Reich diese vornehmste Pflicht nicht mehr zu erfüllen vermochte. Während aber die oberdeutschen Bünde sich hierauf beschränkten, schritten die

niederdeutschen weiter vor. Sie übernahmen neben dem Schutz ihrer Angehörigen im Inlande auch die Erhaltung der Verkehrsfreiheit im Auslande. Erst dieser Umstand wurde entscheidend für den Abschluß der deutschen Hanse.

Jene Wisbyer Genossenschaft und die ihr folgenden weiteren Niederlassungen der deutschen Kaufleute in Ost und West, also auswärtige Gründungen, haben lange sich einer großen Selbständigkeit erfreut, und ihnen gebührt das Verdienst, den Gedanken eines «gemeinen» deutschen Kaufmanns (communis mercator=geeinigter, gemeinsamer Kaufmann) erzeugt und lebendig erhalten zu haben. Ihr engerer Zusammenschluß aber und ihr Aufgehen in die deutsche Hanse wurde erst möglich und zugleich notwendig, als ihnen Bünde auch der Städte in der Heimat zur Seite traten. Das Reich und das heimische Fürstentum schenkte den lebenskräftigen Schöpfungen seiner Angehörigen in der Ferne, mit verschwindenden Ausnahmen, keinerlei Beachtung; um so wichtiger und bedeutungsvoller wurden sie für die Städte.

Denn wir dürfen nicht vergessen, die Angehörigen jener auswärtigen Niederlassungen weilten in der großen Mehrzahl niemals dauernd in der Fremde. Sie hielten sich wohl kürzere oder längere Zeit, immer aber nur vorübergehend und so lange es ihre Geschäfte erheischten, in Wisby oder Nowgorod, Brügge oder London auf, und blieben stets Bürger ihrer Städte. Der Zusammenhang mit der Heimat wurde niemals unterbrochen; diese verlor nie das Interesse an dem Geschick ihrer auswärts befindlichen Angehörigen. Dazu bestand der Rat in den Städten, zum mindesten in den Kolonialgebieten, noch lange hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, aus Männern, die auf kühnen Handelsfahrten Mut und Tatkraft gestählt und in der Ferne den Blick erweitert und geschärft hatten. Je mehr nun der Rat seine Gewalt erweiterte, und das vollzog sich im 13. Jahrhundert ungemein rasch, desto größer wurde sein Einfluß auch auf die in auswärtigen Genossenschaften befindlichen Bürger. Umgekehrt wandten sich auch diese, zum Teil selber Mitglieder der Räte, desto häufiger an die Städte in der Heimat, je wesenloser die königliche Gewalt geworden und je geringer die politische Macht der noch so festen Vereinigungen war. Bei Verwicklungen im Auslande, die nirgends fehlten, boten schließlich die Städte den einzigen zuverlässigen Rückhalt.

So sehen wir denn bereits im 13. Jahrhundert bald einzelne Städte, bald Städtegruppen auftreten, um die Verhältnisse der auswärtigen Niederlassungen zu ordnen. Sie fassen Beschlüsse im Interesse des nach der Fremde handelnden deutschen Kaufmanns und schließen Verträge zu dessen Gunsten. Bei jener Festsetzung in Flandern z. B. vertreten Ratsmitglieder von Lübeck und Hamburg «die Kaufleute des römischen Reiches»; wenige Jahre später verbündet sich Lübeck mit der Wisbyer Genossenschaft zu gemeinsamer Befriedung der Ostsee vom Sunde bis nach Nowgorod u. a. m. Je mehr es sich aber bei diesen und anderen Gelegenheiten herausstellte, daß einen wirksamen Schutz gegen Beeinträchtigungen in der Tat nur die auch vor einem Kampfe nicht zurückscheuenden Städte gewähren konnten, um so deutlicher tritt das Bestreben der heimischen Räte zutage, die Selbständigkeit der Verbindungen der eigenen Bürger im Auslande zu beschränken und die oberste Leitung von deren Angelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen. Dieses Ziel wurde noch im 13. Jahrhundert erreicht. Als die Wisbyer Genossenschaft 1287 es wagte, Beschlüsse zu fassen, welche die Städte daheim öffentlich verkünden sollten, und diese, falls sie die Vorschrift mißachteten, mit dem Ausschluß ihrer Angehörigen von den Rechten der gotländischen Gesellschaft im Auslande bedrohte, da erfolgte alsbald der Gegenschlag und wurde der Schwerpunkt für den deutschen Kaufmann von Wisby an die Trave verlegt. Sechs Jahre darauf verfügte ein Städtetag in Rostock, daß fortab in Rechtszwisten vom Hofe in Nowgorod nach Lübeck, anstatt wie bisher nach Wisby appelliert werden solle, und nach weiteren sechs Jahren, 1299 beschlossen die «Seestädte» zusammen mit Vertretern westfälischer Städte in Lübeck, daß hinfort auf Gotland kein Siegel des «gemeinen Kaufmanns» mehr gehalten werden solle, denn «es könne damit besiegelt werden, was den anderen Städten nicht gefalle». Seitdem verschwindet die Gesellschaft der deutschen Kaufleute auf Gotland aus der Geschichte; sie wird nicht mehr genannt. An ihre Stelle tritt der kaufmännische Städtebund, der sich später Hanse nannte. Die Bedeutung der Genossenschaft wird darum nicht geschmälert. Die von

ihr geschaffene Einheit des deutschen Kaufmanns im Auslande bedingte die Einigung der Städte in der Heimat zu derselben Zeit, da im Reiche nach dem Zusammenbruch der Kaisermacht alles in die Bahnen des territorialen Partikularismus einlenkte. Die auswärtigen Niederlassungen bildeten das Band, welches die Gesamtheit der an den nordeuropäischen Handel beteiligten Städte umschlang und ihnen in dem gleichartigen Interesse ihrer Kaufleute in der Fremde einen Mittelpunkt gemeinsamer Politik verlieh.

Das Verdienst wiederum, die heimischen Städte mit dieser Aufgabe vertraut gemacht und sie unermüdlich zu gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen veranlaßt zu haben, gebührt in erster Linie Lübeck. Diese ruhmreichste Schöpfung des letzten Stammesherzogs der Sachsen und einzige Reichsstadt an der Ostsee nahm im 13. Jahrhundert einen ähnlich überraschend schnellen Aufschwung wie manche unserer Gemeinwesen im 19. Lübeck wurde innerhalb weniger Jahrzehnte die unbestrittene Führerin der norddeutschen Städte. Die für uns leider meist namenlosen Männer, welche seine Geschicke lenkten, verstanden es vortrefflich, die für jene Zeit ganz unvergleichlich günstige geographische Lage der Travestadt umfassend auszunutzen, und die Übertragung des lübischen Rechtes auf die Mehrzahl der neugegründeten Ostseestädte erwarb dem ersten Handelsplatz an der Ostsee vollends Einfluß und Ansehen. Nun hatte der wachsende Verkehr die heimischen Städtebünde im Laufe des 13. Jahrhunderts ohnehin genötigt, neben der Sicherung der Straßen und neben dem Schutze der städtischen Selbstherrlichkeit gegen die vordringende Fürstengewalt gar mancherlei weitere Vereinbarungen zu treffen behufs Erleichterung der gegenseitigen Handelsbeziehungen. Regelung der Münzverhältnisse, Zusicherung des gegenseitigen Rechtsschutzes, der Zollfreiheit usw. bilden den Inhalt einer stattlichen Reihe von Verträgen nicht nur zwischen Städten der einzelnen Landschaften, sondern auch zwischen verhältnismäßig weit auseinander liegenden Orten, wie etwa Köln und Hamburg (1258), oder auch zwischen ganzen Städtegruppen. Es sind Bündnisse und Beziehungen, welche sowohl die Vorortschaft einzelner Städte innerhalb größerer Verbände deutlich hervortreten lassen, als auch den Zusammenschluß der Gesamtheit dem Auslande gegenüber ermöglichten. Ohne durch einen förmlichen urkundlichen Akt geeinigt zu sein, ohne bestimmte Verträge oder Statuten bilden derart die norddeutschen Städte an der Schwelle des 14. Jahrhunderts tatsächlich eine große Gemeinschaft, welche Schutz und Förderung des auswärtigen Handels ihrer Angehörigen als ihre gemeinsame Aufgabe betrachtet. Sie tritt wesentlich nur in die Erscheinung, wenn die Sicherung der Handelsinteressen gemeinsame Beratungen und gemeinsame Maßnahmen erfordert; im übrigen sind den einzelnen Gliedern keinerlei Schranken auferlegt und verbleibt auch den landschaftlichen Verbänden volle Bewegungsfreiheit. Es war eine ebenso umfassende wie lockere Einung und noch lange entbehrte sie sogar einer gemeinsamen Bezeichnung. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird die Gesamtheit aller Städte, deren Angehörige nach Flandern Handel trieben, als die deutsche Hanse bezeichnet: ein Ausdruck, der im 13. nur in England für die Genossenschaft der deutschen Kaufleute vorkommt. Fortab wurde das Wort — Hanse bedeutet ursprünglich Schar, dann Genossenschaft, Innung — von den auswärtigen Niederlassungen auf den Bund der Städte daheim übertragen: ein weiterer Beleg dafür, daß jene das einzige alle Städte umfassende Bindeglied bildeten, und die Vertretung der Rechte und Freiheiten des Kaufmanns im Auslande die vornehmste Aufgabe des unter den Städten obwaltenden Bundes war.

Aus diesem Werdegange der Hanse erklärt sich die Unmöglichkeit, die Mitglieder des Bundes vollzählig namhaft zu machen. Die wiederholten Forderungen fremder Mächte auf Einreichung von Listen der Teilnehmer an den hansischen Privilegien sind niemals erfüllt worden; und wenn in Verhandlungen mit Rußland von dem Bunde der 70 Städte die Rede ist, so hat die Hanse anderwärts sich wohl gehütet, derartige Zahlenangaben zu verlautbaren. Ebenso versteht es sich hiernach von selbst, daß es zu keiner Zeit an inneren und mitunter recht erheblichen Gegensätzen von Gliedern des lockeren Bundes gemangelt hat. In einer Gemeinschaft, die sich über so weit zerstreute Gebiete erstreckte, mußten die Daseinsbedingungen verschiedene sein. Und schließlich ergab sich daraus, daß die Hanse gleich allen politischen Gebilden, deren Lebens-

nerv der Handel ist, kriegerischen Verwicklungen soweit möglich aus dem Wege gegangen ist. Nur notgedrungen haben die Städte zum Schwerte gegriffen und es dann allerdings zum öfteren mit Energie und Erfolg geführt, besonders gegen Dänemark, welches den Ostseehandel gefährdete und die Verbindungsstraße zur Nordsee beherrschte. Im allgemeinen zogen sie stets Verhandlungen vor, und blieben Verkehrsverbote und Abbruch der Handelsbeziehungen ihre wirksamsten Waffen. So genügte zu Nowgorod in der Regel die Entziehung des Salzes, um Beschwerden über Beeinträchtigungen abzuhelfen. Ihre wesentlichsten Erfolge errang die Hanse indessen auf dem diplomatischen Gebiet. Daheim gewährten die ewigen Zwiste der Fürsten und Herren bequeme Handhaben, im Westen die langwierigen französisch-englischen Kriege mit ihren Begleiterscheinungen, später das Ringen der beiden Rosen in England; in Skandinavien und namentlich in Dänemark: Thronkämpfe und Hader zwischen Königen und Adel. Überall fand die kluge und berechnende hansische Politik hierbei Anlaß und Gelegenheit, merkantile oder finanzielle Vorteile zu erwerben, und mit erstaunlicher Geschicklichkeit verstand sie es, das einmal Errungene zu behaupten. Diese beharrliche Befolgung des immer gleichen Interesses in allem mannigfaltigen Wechsel der politischen Wandlungen steht im Mittelalter beispiellos da.

Aber diese Politik und mit ihr das handelspolitische Übergewicht der Hanse hat das Mittelalter nicht zu überdauern vermocht. Die Wandlung setzte bereits im 15. Jahrhundert ein. Die gleichen Ursachen, welche die Hanse groß gemacht, haben sie auch wieder gestürzt. Die Auflösung der Reichsgewalt machte freilich weitere Fortschritte und trat besonders in den Hussitenkriegen grell zutage. Zugleich aber begann nun das Abbröckeln von Reichslanden in Ost und West und ihm entsprechend ein Erstarken der Nachbarstaaten. Die Niederwerfung des Deutschen Ordens durch das vereinigte Polen-Lithauen löste das kolonisierte Gebiet an der unteren Weichsel vom Reiche, die Eroberung von Nowgorod durch das sich erhebende Zarentum in Moskau zerstörte den deutschen Hof, von dem man in den Städten rühmte, daß dort Leute mit geringen Mitteln «zu Männern hätten gedeihen können». Im Westen entfremdeten sich die Niederen Lande unter dem Einfluß ihrer burgundischen Herzöge vom Reiche, und wurde besonders der Gegensatz der Holländer zur Hanse von dem neuen Herrscherhause geflissentlich genährt, während in Frankreich Karl VII. und Ludwig XI., in England das Haus Tudor die königliche Gewalt wieder aufrichteten, und ihren Reichen zur inneren Einheit verhalfen. Mit alledem waren bereits Einbußen und allmähliches Zurückdrängen des hansischen Handels verbunden, doch fielen die Umwälzungen im Ostseegebiet noch weit schwerer ins Gewicht. Hier erlag der Kern der hansischen Macht. Mit städtischer Hilfe eroberte Gustav Wasa sich Schweden; auf dem Throne aber wurde aus dem «Engel», der er gewesen, der «Teufel». Er hat, unbeirrt durch Dankespflichten, allen hansischen Rechten in Schweden ein Ende gemacht, und seine Söhne haben die väterliche Politik folgerichtig fortgeführt. Sie zerstörten vor allem den hansischen Handel nach Rußland, und der Untergang der livländischen Selbständigkeit, der Verlust einer weiteren Kolonie, für die das Reich wiederum nur auf dem Papier eintrat, benahm den Städten die Möglichkeit, die Handelsverbindung mit Rußland ausschließlich zu behaupten. Schweden und Dänen, Russen und Polen stritten unbehelligt um das letzte Gebiet des Deutschen Ordens. Schweden und Polen teilten zunächst die Beute unter sich, doch fanden auch die Russen wieder den Zugang zur Ostsee.

Den letzten Schlag führte Dänemark, indem es den Holländern den Sund öffnete. Der Mitbewerb dieser Erben der Hanse war schon im 15. Jahrhundert recht fühlbar geworden und fast bei allen Verwicklungen der Hanse mit den skandinavischen Reichen war die Sperrung der Ostsee in Frage gekommen. Jetzt wurde sie endgültig beseitigt. Wiewohl Friedrich I. seine Krone ähnlich wie Gustav Wasa nicht zuletzt Lübeck und seinen Bundesgenossen verdankte, während sein Gegner Christian II. sein Reich mit niederländischer Hilfe wiederzuerobern versuchte, mußte die Hanse in Dänemark die gleiche Erfahrung machen wie in Schweden. Die Dankbarkeit des Verpflichteten konnte unmöglich sich so weit erstrecken, daß er das Wohl seines Landes den Bedürfnissen der hansischen Handelspolitik unterordnete. Eine innere, wesentlich durch Finanznöte bewirkte Umwälzung in Lübeck beschleunigte den Gang der Dinge. Der neue durch Volksgunst

erhobene Leiter der Stadt, Jürgen Wullenwever, faßte den kecken Plan, Lübeck eine beherrschende Stellung im Sunde zu erwerben und damit die Überwachung und Regelung des Ostseeverkehrs in städtische Hände zu legen. Das Wagnis mißlang vollkommen. Die Kraft der Städte war ihm nicht entfernt gewachsen, und die Grafenfehde — so genannt, weil Lübeck zwei Grafen die Kronen von Dänemark und Schweden in Aussicht stellte — wurde der letzte hansische Seekrieg, an dem sich mehrere Städte beteiligten. Ihre politische Macht war gebrochen. Fortab wurde auch in Dänemark Grundsatz, daß Landesrecht vor Vertragsrecht gehe. Die einst so bevorrechteten Hansen sahen sich benachteiligt, oft hart bedrückt: allerorten mußten sie sich der Gewalt beugen.

In ihre Stelle rückten hauptsächlich die Niederländer ein, denn weder Dänen noch Schweden vermochten ungeachtet aller Bemühungen ihrer Landesherren, die Erbschaft der Hanse sogleich anzutreten. Der Ostseehandel wurde vielmehr für lange Zeit genau ebenso die vornehmste Nährquelle des Wohlstandes für die Holländer, wie er es Jahrhunderte hindurch für die Hanse gewesen. Denn die neuen Handelsherren behaupteten sich in dieser Stellung, weil ihnen zur Verfügung stand, was den Hansen mangelte: die politische Macht. Zu Beginn stand hinter ihnen die junge habsburgisch-spanische Weltmonarchie, deren Herrscher die wahren Goldgruben ihrer Finanzen, den Handel der burgundischen Erblande, nach Kräften förderten. Der siegreiche Kampf gegen Spanien und die Abschüttelung des fremden Joches verstärkte dann die merkantilen Kräfte der nördlichen Provinzen erst recht, denn nun kam auch der Wettbewerb der spanisch gebliebenen Lande im Süden für sie in Wegfall. Amsterdam trat an die Stelle von Brügge und Antwerpen. Die neue Republik der vereinigten Staaten, deren Streben ähnlich dem der Hanse ausschließlich auf Handelsgröße gerichtet war, befand sich in der Lage, eine militärische Macht zu entwickeln, welche die Ostseereiche zwang, gegen die niederländischen Schiffer und Kaufleute nicht geringere Rücksichten walten zu lassen, wie einst gegen die hansischen.

Die Städte haben sich diesem Wandel keineswegs mut- und tatenlos gefügt. Lübeck bestand sogar allein, im Bunde mit Dänemark, tapfer einen siebenjährigen Kampf mit Schweden. Ungeachtet aller Hindernisse hat man die alten Plätze zu behaupten, neue zu gewinnen gesucht, ist man bis nach Spanien vorgedrungen, um einen Anteil an dem neuen überseeischen Verkehr zu erwerben. Das Ringen war vergeblich, es fehlte der Rückhalt einer wirklichen Macht. Der gefeierte Franz Drake nahm 1589 auf der Höhe von Lissabon sechzig hansische Schiffe fort, seine Königin Elisabeth erklärte die Rechte der Hansen für erloschen und ließ ihren Stahlhof in London schließen: die Städte konnten hier wie anderwärts nur klagen, verhandeln und Vorstellungen machen; schadlos halten konnten sie sich nicht. Und in der Heimat, um die sie sich in der Zeit der Größe wenig gekümmert, bekümmerte sich nun auch fast niemand um sie. Das Interesse des Reiches verzehrte sich in der konfessionellen Spaltung und in den Machtbestrebungen des habsburgischen Hauses, während in den Fürstentümern das neue landesherrliche Beamtenregiment in der Niederwerfung der städtischen Selbstherrlichkeit seine vornehmste Aufgabe erblickte. Teilnahmslos sah man die hansische Herrschaft zur See dahinschwinden, und erst nachdem der letzte Hansetag abgehalten, verbürgte das Reichsrecht, das vorher von der Hanse keine Notiz genommen, im westfälischen Frieden den civitatibus anseaticis Freiheit der Schiffahrt und des Handels wie vor dem dreißigjährigen Kriege. Die Wahlkapitulationen der Kaiser im 18. Jahrhundert reden überhaupt nicht mehr von den Hansestädten, sondern «von den vor anderen zum gemeinen Besten zur See trafikierenden Städten Lübeck, Bremen und Hamburg». An ihnen haftete der Name fort, nachdem das alte Reich untergegangen, und als «freie Hansestädte» sind sie eingetreten in das neue deutsche Reich. Der alte Ehrenname ist geblieben, aber er hat einen neuen Inhalt erhalten. Nicht in Absonderung vom Reiche, wie die alte Hanse, sondern im engen Anschluß an das Reich und unter dessen lebendiger Anteilnahme suchen die neuen Hansen ähnliche Ziele wie ihre Vorfahren zu erreichen, d. h. dem gesamten Deutschland eine seiner Kraft entsprechende Stellung im wirtschaftlichen Leben der Völker zu erwerben. Dauernd gelingen kann das nur, wenn man auf allen Seiten die Lehre der hansischen Geschichte beherzigt, daß sich gegenseitig bedingen müssen: wirtschaftliche Größe und politische Macht.

Kaiser Maximilian I.

Von Edmund Meyer.

Unter den achtzehn Kaisern, die das Haus Habsburg dem deutschen Reiche gegeben hat, ist Maximilian I. unstreitig derjenige, dem die Herzen unseres Volkes am wärmsten entgegengeschlagen haben und dem es ein liebevolles Andenken treu bewahrt hat. In der Tat besaß er Eigenschaften, die ihn besonders unserem Volke sympathisch machten: eine stattliche Gestalt und trotz der großen habsburgischen Nase nicht unschön, war er ein Ritter durch und durch, im Turnier und im ernsten Kampfe wie nicht minder im Festsaal, kühn, hochsinnig, offen, freigebig, warmherzig und leutselig; dazu voller Humor, der sich oft selbst ironisierte, klug, scharfsinnig und erfindungsreich sowie so hochgebildet, daß er acht Sprachen verstand und sich in vieren fließend ausdrücken konnte, endlich ein verständnisvoller Gönner von Wissenschaft und Kunst, — hat er alle, die mit ihm in Berührung kamen, ja oft selbst seine Feinde für sich eingenommen, und der Zauber seiner Persönlichkeit hat die Eigenschaften, welche die Kehrseite jener glänzenden Begabung bildeten, überstrahlt, selbst in den Augen der Geschichte. Wohl hat diese anerkannt, daß sein lebendiger und rastloser Geist, ein Erbteil des südlichen Naturells seiner früh (1465) verstorbenen Mutter, Stetigkeit nicht kannte, so daß ein Gedanke den anderen verdrängte und Plan auf Plan folgte: half ihm auch dies über sein vieles Mißgeschick leicht hinweg, so wurde letzteres doch gerade oft dadurch verschuldet, daß er richtige Gedanken und gute Pläne anscheinend besseren gegenüber aufgab; ja seine Unbeständigkeit wurde mitunter geradezu zur Unzuverlässigkeit. Aber damit ist das Urteil der Geschichte noch nicht erschöpft.

Bekanntlich ist er es gewesen, der von Karl IV. sagte, er sei Böhmens Erzvater, aber des römischen Reiches Erzstiefvater gewesen. — Das gilt auch von ihm für Österreich oder noch besser für seine Dynastie. Denn bei aller Unbeständigkeit hat er doch ein Ziel sein ganzes Leben hindurch unentwegt im Auge behalten: die Macht und die Größe seines Hauses, hierin der echte Sohn seines sonst sehr gleichgültigen Vaters, der, aus seinen Erblanden vertrieben und ohne Geld auf einem Ochsenwagen das Reich durchziehend, dennoch fortfuhr, die Vokale des Alphabets deutsch und lateinisch auf die österreichische Weltherrschaft zu deuten: «Alles Erdreich ist Österreich untertan», d. i. «Austriae est imperare orbi universo», sagte er, und was er anstrebte und prophetisch voraussah, das hat Max der Wirklichkeit zugeführt: er hat den Grund des Reiches gelegt, in dem bald die Sonne nicht unterging, und damit die Weltmachtstellung angebahnt, auf die Österreich noch immer Anspruch erheben darf. Freilich war sein Weg nicht der, welcher sonst in der Geschichte zur Bildung großer Reiche führt; Maximilians Politik, die übrigens die der ganzen Zeit war, hat in seiner Form das Distichon gekennzeichnet:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube;
quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus,

zu deutsch:

Krieg laß andere führen; du heirate, glückliches Östreich:
Reiche, die Mars sonst erringt, dir Huld der Venus verleiht.

Somit wird Maximilian in der Weltgeschichte immer eine Rolle von Bedeutung spielen; wenn er aber als Träger des Titels, der «noch das Höchste in der Welt bedeutet», die Aufgabe hatte, in erster Linie ein Mehrer der Macht und Größe des Reiches zu sein, so kann die Geschichte nicht verhehlen, daß er von dem Reiche nur das entnommen hat, was ihm persönlich noch höheren Glanz verlieh. Seine Regierungszeit ist nicht ohne Bedeutung auch für Deutschland gewesen, aber sein persönlicher Anteil daran ist nicht groß, ja manches von dem Wichtigen, was zustande kam, ist nicht nur nicht nach seinem Willen, sondern gegen denselben ins Leben getreten. Die Nemesis der Geschichte ist für den habsburgischen Egoismus, den eben auch Maximilian bei aller Liebenswürdigkeit besaß, nicht ausgeblieben: den festen Boden Deutschlands hat Österreich verloren, und Kriege glücklich zu führen hat es nur kurze Zeit unter dem Prinzen Eugen verstanden.

Dennoch hat Maximilian ein Ideal vorgeschwebt, das ihn unseren großen Kaisern an die Seite stellt: er wollte als Herr des heiligen römischen Reiches das Werk wieder aufnehmen und vollenden, das jene nicht hatten vollenden können: einen Zug gegen die Türken zur Eroberung des Heiligen Landes, um so das Kaisertum im Sinne der alten römischen Kaiser wieder herzustellen und so viel von demselben

zurückzugewinnen, als die Waffen seinem Glücke nur immer gestatten würden. — Maximilian heißt mit Recht der letzte Ritter, aber die Zeit des Rittertums mit ihren Idealen war eben doch vorbei, wenn auch Karl V. noch ähnliche Gedanken bewegt haben.

Wir haben Maximilian mit Karl IV. verglichen, mit dem er auch das gemein hat, daß, wie jener Böhmen die Universität Prag gab, so er die Universität Wien wenn nicht gründete, so doch zu neuem Leben erweckte. Jedoch in einem Punkte unterschied er sich von Karl IV. sehr zu seinem Schaden: es fehlte ihm dessen Geschick, mit Geld umzugehen. Mangel an Mitteln hat seine Unternehmungen nicht minder oft gehemmt wie seine Unbeständigkeit, ja war oft der Grund, daß er seine Ziele und Wege ändern mußte.

Geboren am 22. März 1459, entwickelte er sich unter der sorgsamen Erziehung seines Vaters, der nicht ohne Sinn für Wissenschaften war, doch nur langsam; seine Mutter, die portugiesische Prinzessin Eleonore, die als schön und klug gerühmt wird, hatte er sechs Jahre alt verloren. Kaum war er, früh in allen ritterlichen Künsten hervorragend, zum Jüngling herangewachsen, als bereits der Ruf des Schicksals an ihn erging: der Tod Karls des Kühnen vor Nancy (2. Januar 1477) machte seine Vermählung mit dessen ihm schon seit lange verlobten Erbin Maria nötig, die Ludwig XI. von Frankreich nötigen wollte, sich mit dem Dauphin Karl (VIII; 1493—98) zu verheiraten, um so Frankreich womöglich die ganze burgundische Erbschaft (Herzogtum Burgund, Freigrafschaft Burgund, Niederlande) zu gewinnen, während er höchstens auf das Herzogtum Burgund und geringe Teile der Niederlande Anspruch hatte. — Dies war für Maximilian der Anfang der Kriege mit Frankreich, die fast seine ganze Regierung erfüllten, zugleich aber begann für Österreich der welthistorische Gegensatz zu Frankreich, der die ganze neuere Geschichte beherrscht hat.

Die Ehe war glücklich, aber kurz. Es entsproßten ihr Philipp der Schöne, Karls V. Vater, und die kluge Margarete, die später besonders durch den Damenfrieden von Cambrai (1529) berühmt geworden ist. — Aber die Liebe der republikanischen Niederlande hat Maximilian sich nicht mit Marias Hand erworben. Charakteristisch dafür ist der Friede von Arras 1482, der den ersten französischen Krieg beendete. Siegreich in der Franche-Comté und besonders bei Guinegate (1479), erschien Maximilian den Niederländern nur noch gefährlicher für ihre Freiheit, und so schlossen die Stände nach Marias plötzlichem Tode, ohne auf Maximilian Rücksicht zu nehmen, den genannten Frieden, in welchem sie die zweijährige Margarete dem französischen Dauphin zusagten, dem sie die streitigen Gebiete als Mitgift zubringen sollte; sie wurde sogar zur Erziehung dem französischen Hofe überlassen. Weiter mußte es Maximilian erleben, daß ihm die Vormundschaft über Philipp von einzelnen Städten streitig gemacht wurde.

Eher noch schlechter als besser wurde seine Stellung in den Niederlanden, als er 1486 zum deutschen König gewählt wurde. Dies würde unzweifelhaft seine Augen mehr von den Niederlanden abgezogen haben, hätte ihn sein argwöhnischer Vater an der Reichsregierung teilnehmen lassen; so war seine Wahl nur der Anlaß, daß er sich der von Erzbischof Berthold von Mainz geführten Reformpartei gegenüber zu deren Zielen verpflichten mußte. In den Niederlanden aber führten die Zwistigkeiten so weit, daß Brügge 1488 den deutschen König durch List gefangen nahm und ihn nicht eher freiließ, als bis ein starkes Reichsheer unter Friedrichs III. eigener Führung heranrückte. Da haben denn harte Strafen den Widerstand der Opposition gebrochen: der Habsburger wurde nun allgemein als Vormund anerkannt.

Eine offene Wunde blieb freilich Geldern, das Karl der Kühne sich widerrechtlich angeeignet hatte: der von dem Volke unterstützte Prätendent aus dem alten Herzogsgeschlecht ist von Maximilian nie zur Unterwerfung gebracht worden und hat ihm gerade in schlimmen Krisen schwere Sorgen gemacht.

Bald wurde jedoch Maximilians Anwesenheit in den Erblanden nötig, die Matthias Corvinus von Ungarn seit 1485 besetzt hielt. Verhandlungen mit diesem unterbrach dessen Tod (April 1490), aber es gelang jetzt Maximilian, die Ungarn zu vertreiben und den Frieden von Preßburg zu schließen (Dezember 1491), der allerdings die alten habsburgischen Ansprüche nicht zur Geltung brachte.

Noch mitten in diesen Wirren hatte er einen Schritt getan, welcher das trotz des Vertrages von Arras immer gespannte Verhältnis mit

Frankreich in offenen Krieg verwandelte: er hatte sich um die Hand der Erbin der Bretagne, Anna, beworben, und die junge, sehr ehrgeizige und energische Fürstin war ihm durch Prokuration in aller Form angetraut, so daß sie sich «römische Königin» nannte. Jedoch Ludwig XI. wollte sich die Bretagne nicht verloren gehen lassen: unbekümmert darum, daß auch der Dauphin schon voll als Margaretens Gemahl galt, löste er, mit doppelter Dispens vom Papste versehen, nicht nur letzteres Verhältnis, sondern nötigte Anna, die vergeblich auf Hilfe von Maximilian hoffte, durch Krieg, Maximilian zu entsagen und den Dauphin zu heiraten. — Der Habsburger, von der allgemeinen Entrüstung getragen, rächte diesen Brautraub durch Krieg, den Mai 1493 der Friede von Senlis endete. Derselbe ließ wenigstens Artois und die Franche-Comté in seinen Händen.

Schon aber hatte Maximilian seine Augen auf östliche Feinde, die Ungarn und die Türken gerichtet, und in den Kreis dieser Politik gehört seine Werbung um Bianca Sforza, die Nichte Ludovico Moros, des Regenten von Mailand. Im März 1494 mit ihm vermählt, brachte sie ihm die stattliche Mitgift von 300 000 Dukaten mit, ist ihm aber, gänzlich Italienerin und ohne Kindersegen bleibend, nicht näher getreten.

Inzwischen war Friedrich III., 78 Jahre alt, verstorben, gerade als seine Erblande schwer von den Türken bedroht waren: es ist wie eine Vorbedeutung für Maximilians ganze Regierung gewesen, daß ihn die politischen Verhältnisse seiner Erbländer zwei Jahre lang hinderten, sich um das Reich zu kümmern. Nachdem er der Türken wegen bis April 1494 in Österreich verweilt, erschien er zwar im Reich, um einen Zwist zwischen Berthold von Mainz und dem Pfalzgrafen zu schlichten, auch verlängerte er eigenmächtig den 10jährigen Frankfurter Landfrieden von 1486, aber er war doch nur auf der Durchreise nach den Niederlanden, wo sein Sohn Philipp mit 15 Jahren großjährig wurde (August 1494). Bald jedoch beschäftigten ihn Angelegenheiten von großer Bedeutung: zuerst die Doppelheirat seiner beiden Kinder mit denen des spanischen Königspaares Ferdinand und Isabella, sodann der Zug Karls VIII., der angetrieben durch Ludovico Moro, die Ansprüche des Hauses Valois auf Neapel gegen die Aragonier geltend machte. Maximilian begünstigte den Zug, in der Hoffnung, daß Karl, wenn siegreich, ihm eine Gebietserweiterung auf Venedigs Kosten nicht vorenthalten werde. Doch als die Anmaßungen der Franzosen die italienischen Mächte Venedig, Ludovico Moro, den Papst und Ferdinand von Aragon 1495 zu der heiligen Liga veranlaßten, trat, wenngleich nach längerem Schwanken, auch Maximilian ihr bei. Der Krieg aber, der nun für ihn in Aussicht stand, erforderte Geld und Truppen, so daß er zur Berufung eines Reichstages schreiten mußte; doch ist bemerkenswert, daß in dem Ausschreiben von den Reformen, die er 1485 zugesagt, keine Rede ist. Dagegen zeigte sich bald, daß der zahlreich besuchte Reichstag zu Worms 1495 an Bewilligung irgendwelcher Art nicht ohne vorgängige Reformen dachte, und so kamen Gesetze zustande, die für das Reich von dauernder Bedeutung geworden sind, wenn auch nicht zur Befriedigung Maximilians, der an dem Gedanken des patriarchalischen uneingeschränkten mittelalterlichen Kaisertums festhaltend, seine Machtbefugnisse eingeschränkt fühlte. Es waren: der ewige Landfriede, d. h. das dauernde Verbot jeder Selbsthilfe durch Fehde und Bestrafung des Friedbruches durch Reichsacht, sodann die Errichtung eines höchsten Gerichts, des Kammergerichts, vor dem auch die Reichsfürsten und -stände Recht nehmen sollten; es bestand aus einem Richter, d. h. Präsidenten, und 16 gemeinsam vom Reichstage zu wählenden Urteilern. Beide Einrichtungen kamen allerdings zuerst sehr mangelhaft zur Ausführung, namentlich wechselte das Kammergericht, zuerst in Frankfurt am 31. Oktober 1495 von Maximilian in Person eröffnet, seinen Sitz neunmal, bis es seit 1689 ständig in Wetzlar blieb. Zur Handhabung und Vollstreckung des Friedens sollten jährlich die Reichsstände zusammentreten, was sich aber als unmöglich erwies.

Aber Hilfe wurde Maximilian nun bewilligt in Gestalt des hundertsten Pfennigs, d. h. einer 1prozentigen Steuer, die, wohl auf französisches Vorbild zurückgehend, seit 1427 mehrfach in Anwendung gekommen war und zugleich nach Vermögen, Einkommen und Köpfen erfolgte. Aber sie fand starken Widerstand und brachte wenig ein.

Der Krieg, den Maximilian nun gegen Frankreich in Italien führte, zuletzt (1496) als besol-

deter Heerführer Mailands und Venedigs, war für ihn reich an Enttäuschungen; und auch die Reichstage, die er berief, um Reichshilfe für denselben zu erhalten, machten ihm wenig Freude, da die Stände die Reformen weiterführen wollten. Dagegen fanden 1497 die so wichtigen und folgenreichen Hochzeiten Philipps mit Johanna (der Wahnsinnigen) und Margaretens mit dem spanischen Infanten statt.

Der Krieg mit Frankreich verlief ohne Entscheidung, da aber starb 1498 Karl VIII. Nun hoffte Maximilian auch das Herzogtum Burgund wiederzuerlangen, als 1499 ein Krieg mit der Schweiz seinen Plänen ein Ende machte. Letztere wehrte sich gegen ihre Unterwerfung unter das Kammergericht und den hundertsten Pfennig. Der Schwäbische Bund, zu dem die Schweiz gehören sollte, führte den Krieg jedoch so unglücklich, daß es bald (September 1499) zum Frieden von Basel kam, der tatsächlich die Schweiz vom Reiche löste. — Einen weiteren Mißerfolg hatte Max im Kriege gegen Frankreich dadurch, daß Ludwig XII., Karls VIII. Nachfolger, jetzt als Enkel einer Visconti Ansprüche auf Mailand erhob und Ludovico Moro, Maximilians Verbündeten, vertrieb. Der Krieg bot überhaupt, bei der geringen Hilfe, die 1500 (Sommer) der Reichstag zu Augsburg bewilligte, wenig Aussichten, als Erzherzog Philipp den Gedanken faßte, den Streit der Häuser Valois und Habsburg durch die Heirat seines inzwischen geborenen Sohnes Karl (V.) mit Ludwigs XII. zweijähriger Tochter Claudia zu beenden; Ludwig XII. sollte dann mit Mailand belehnt werden. Da gab Maximilian im Vertrage zu Trient 1501 nach. — Der Reichstag von 1500 hatte aber die Reichsreform um einen wichtigen Schritt weitergeführt: da die jährlichen Reichsversammlungen sich als unmöglich erwiesen, beschloß man, ein Reichsregiment, d. h. eine aus den Reichsständen besonders zur Beaufsichtigung des Landfriedens zu wählende Kommission, einzusetzen. Zum Zwecke der Wahl teilte man die Stände (außer den Kurfürsten) in sechs Kreise, — der Anfang der Kreisverfassung des Reiches, die bis zum Ende des Reiches bestanden hat. Dagegen hatte das Reichsregiment, das Maximilians Macht einzuschränken drohte, keinen Bestand.

Das Abkommen von Trient gestattete Maximilian zwei Plänen näher zu treten, die ihn schon länger bewegten: dem seiner Kaiserkrönung und dem eines Türkenzuges. Da trat wiederum ein Krieg in Deutschland hindernd in den Weg: der Landshuter Erbfolgestreit der pfälzischen und bayerischen Wittelsbacher um die Erbschaft Herzog Georgs des Reichen von Landshut-Ingolstadt. Maximilian nahm selbst an ihm gegen den Pfälzer teil, und wurde bis Juli 1505, wo die Sache auf dem Reichstage zu Köln erledigt wurde, durch ihn in Anspruch genommen. — Dieser Reichstag hat auch sonst eine gewisse Bedeutung, denn er gebot aufs neue den «ewigen Landfrieden» und organisierte das Kammergericht neu, und zwar auf besseren Grundlagen.

Jedoch Maximilian begann damals mit Sorge nach Osten zu blicken, wo die habsburgischen Ansprüche auf Ungarn in Frage gestellt wurden. Er verfolgte, um Ungarn seinem Hause zu sichern, den Plan, eine Heirat zwischen einem der jungen Söhne Philipps, Karl und Ferdinand, und der Tochter des Königs Wladislaus zustande zu bringen; aber dies reizte die Magnatenopposition zum offenen Kriege gegen Wladislaus. Maximilian sah sich genötigt, ihn zu unterstützen, und da sich inzwischen eine Reihe jüngerer deutscher Fürsten teils aus eigenem Interesse, teils durch den kaiserlichen Dienst angezogen, um ihn geschart hatte, verfügte er auf dem Reichstage zu Köln (1505) über eine gewisse Majorität und erhielt eine ausreichende Kriegsunterstützung bewilligt. Der Krieg verlief glücklich, und in zwei Friedensschlüssen zu Wien (Juli 1506 und November 1507) erreichte er die Verabredung einer Doppelheirat zwischen einem von Philipps Söhnen und Wladislaus' Tochter einerseits und dem eben geborenen Sohne Wladislaus' (Ludwig, fiel 1526 bei Mohacz) und Philipps Tochter andererseits. — Daß inzwischen Ludwig XII. den Vertrag von Trient gebrochen, indem er die deutschen Fürsten gegen Maximilian insgeheim aufzureizen suchte, hatte ihn wenig gekümmert.

Unmittelbar nach dem ersten Wiener Frieden konnte Maximilian endlich wieder an seinen Römerzug denken, und ein Reichstag zu Konstanz 1507 gewährte ihm die Mittel dazu. Um so mehr fürchtete man in Italien, er werde dort die alten Rechte des Reiches wieder herzustellen suchen. So wagte es Venedig, ihm den Durchzug durch sein Gebiet mit einem Heere zu verweigern. Die Möglichkeit, ihn mit Hilfe einer spanischen Flotte zu erzwingen, war ihm

durch den plötzlichen Tod Philipps (25. September 1506) genommen, und so ging er auf einen vom Papst schon früher angeregten Gedanken ein und legte sich zu Trient am 4. Februar 1508 den Titel eines «erwählten römischen Kaisers» bei, den dann alle Kaiser beibehielten.

Der Krieg, in dem er sich nun an Venedig rächen wollte, verlief so unglücklich, daß er schon im Juni 1508 einen dreijährigen Waffenstillstand unter Preisgabe einiger Besitzungen in Görz, Friaul und Istrien erkaufen mußte.

Aber schnell änderte sich die Szene: denn besorgt vor Venedigs Macht und mißgünstig auf dessen Blüte, schlossen Ludwig XII., der Papst und Ferdinand von Aragonien als Besitzer von Neapel, die mit Venedig gegen Maximilian verbündet gewesen waren, im Dezember 1508 die Liga von Cambrai, um die Republik ihrer reichen Besitzungen zu berauben. Jedoch die französischen Erfolge ließen die Italiener wieder Furcht empfinden, und so gelang es Venedig, zuerst Papst Julius II., dann auch Ferdinand von dem Bündnis abzuziehen: es kam 1511 wieder zu einer «heiligen Liga» gegen Ludwig XII. Maximilian hielt zuerst noch zu Ludwig XII., bis er sah, daß dieser ihm gegen Venedig keine Hilfe zuteil werden ließ. Ein Konzil, das beide behufs Reformation der Kirche zum September 1511 nach Pisa berufen hatten, blieb machtlos vor dem vom Papste dagegen versammelten (5.) Lateran-Konzile (1512—1517). Daß Maximilian selbst daran gedacht habe, sich zum Papst erheben zu lassen (er war Witwer), entbehrt der Wahrscheinlichkeit. Erst März 1513 ließ er Frankreich ganz fallen, das bald darauf (Juni) Oberitalien durch die blutige Niederlage bei Novara so gut wie ganz verlor. Mit Venedig dauerte trotzdem der Krieg bis 1518 fort.

Inzwischen hatte Maximilian 1512, um Reichshilfe zu erlangen, einen Reichstag nach Trier berufen, der jedoch der Pest wegen nach Köln verlegt wurde: auf ihm gelangten die früheren Reformen zu einem gewissen Abschluß, indem den Kreisen, die 1500 nur für die Wahl der Mitglieder des Reichsregiments eingerichtet waren, die weitere Bestimmung zugewiesen wurde, den Landfrieden innerhalb der zu ihnen gehörenden Territorien aufrechtzuerhalten, zu welchem Zweck der Kaiser und die Kurfürsten für ihre Lande beitraten. Sie bildeten vier neue Kreise zu den sechs alten, und diese Zahl hat bis 1806 fortbestanden. Jeder Kreis wählte einen Hauptmann (oder Oberst), der die Urteile des Kammergerichts zu vollstrecken hatte, nötigenfalls mit Truppen, welche ihm die Kreisstände stellen mußten.

Der Krieg gegen Frankreich war wieder nicht glücklich für Max, als 1515 Franz I. zur Regierung kam und besonders durch den blutigen Sieg bei Marignano über die mit Mailand verbündeten Schweizer das Glück Frankreichs ganz wiederherstellte, während ein Zug Maximilians gegen Mailand erfolglos war. Aber 1515 wurde auch Maximilians Enkel Karl in den Niederlanden für mündig erklärt, und bald darauf (Januar 1516) folgte er auch in Castilien seinem Großvater Ferdinand: in dieser Machtstellung zauderte er nicht, Schritte zur Beilegung des Krieges zu tun; ja, er trat Maximilian gegenüber, der zuletzt mit mehr Glück in Italien gekämpft hatte, fast bevormundend auf. Er verhandelte mit Franz, und man einigte sich im Frieden von Cambrai (März 1517) dahin, daß Franz' junge Tochter Luise mit Karl vermählt werden sollte, während in Italien Franz Mailand und Maximilian seine Eroberungen behielten, nur daß Verona gegen eine Summe von 200000 Goldtalern an Venedig zurückgegeben werden sollte; Maximilians bei Ludwig XII. gemachte Anleihe von 325000 Talern wurde für gelöscht erklärt. — Maximilian mußte sich fügen, und ebenso Venedig 1518. Letzteres war mit geringen Abtretungen davon gekommen, aber die österreichischen Erblande waren im höchsten Grade verschuldet.

Diese Kriege nach Westen, Süden und Osten haben Maximilian gehindert, die nordischen Angelegenheiten dauernd zu verfolgen. Dennoch hat er 1491 den Versuch gemacht, in den schwedisch-dänischen Wirren die schwedische Krone zu gewinnen; auch hat er Schweden zu Lübecks Gunsten in die Acht erklärt u. a. m.: Christian II. von Dänemark gab er 1513 die Hand seiner Enkelin Elisabeth. — Mehr beschäftigte ihn der Deutsche Orden. Zu dessen Gunsten erkannte er zwar den Thorner Frieden von 1466 nicht an, doch wollte er Polen nicht reizen, das die ungarische Doppelheirat leicht hintertreiben konnte. Gleichwohl hat er den Orden deutsch erhalten, indem er die Bestimmung von 1466 beseitigte, daß die Hälfte der Ordensritter Polen sein müßten.

Bereits seit 1517 fing Maximilian an, das beginnende Alter zu fühlen; da lag es für ihn nahe, sich einen Nachfolger in seinem Enkel Karl zu geben. Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt, weil er trotz aller Bemühungen auf dem Reichstage von Augsburg 1518 nur fünf Kurfürsten für ihn gewinnen konnte. Auch anderes machte ihm Sorge: am Rheine lastete Sickingens Fehde schwer auf dem Lande, in Württemberg die Wirren mit Herzog Ulrich, dazu kam Mißwachs und Hungersnot, welche die Erbitterung der Bauern gegen die sozialen Zustände noch steigerten. Der Reichstag zu Mainz 1517, wo die Not des Reiches erörtert wurde, verschob Maßregeln auf den nächsten Reichstag, der 1518 zusammentrat. Dieser war der Wahl Karls und der Türkenhilfe wegen berufen: denn die Kriegsruhe, die in diesem Jahre eintrat, ließ Maximilian auf seinen Lieblingsgedanken eines Türkenzuges zurückkommen. Er erhielt die Hilfe bewilligt und war, obwohl sie nicht reichlich ausfiel, befriedigt; der Reichstag aber benutzte die Gelegenheit, dem Papste Beschwerden über das römische Aussaugungssystem zugehen zu lassen. — Luthers Verhandlung mit Cajetan (Oktober) fand erst statt, als der Kaiser Augsburg schon verlassen hatte; ihre Bedeutung vermochte er nicht zu schätzen.

Es wäre wunderbar, wenn ein so reichbegabter und lebendiger Geist nicht lebhaftes Interesse für die großen Bewegungen seiner Zeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst gehabt hätte. Daher fand der Humanismus an ihm einen huldvollen Gönner, und indem er ihm in Wien gegen den Scholastizismus zum Siege verhalf und Gelehrte wie Celtes, Peutinger und andere dahin berief, machte er, wie schon angedeutet, dessen Universität zur besuchtesten. Vor allem zog ihn, den tatendurstigen Fürsten, die Geschichte an, aber hier stand wiederum die Geschichte seines Hauses im Mittelpunkte seines Interesses: dafür zeugt die Sammlung von Quellen aller Art, Geschichtswerken, Urkunden, Inschriften, Münzen usw., die er anlegen, und der Stammbaum seines Hauses, den er anfertigen ließ, ebenso die «Lebensbilder habsburgischer Heiligen und Seligen». Seine Liebe für deutsche Heldensage entsprang allerdings seinem ritterlichen Geiste; doch ist auch sie wieder in den Dienst seines eigenen Ruhmes gestellt, für den er selbst an der Bearbeitung der Dichtung Teuerdank («der auf Abenteuer denkt») und des in Prosa verfaßten Weißkönig («der alles weiß») teilnahm. Beide, reich illustriert, behandeln in allegorischer Darstellung: ersteres seine Werbung um Maria von Burgund, das zweite seine politisch-kriegerische Tätigkeit. — Des Kaisers gesamte Taten feiern auch die von Dürer, Burgkmair und Pirkheimer entworfenen großartigen Holzschnittblätter: die Ehrenpforte, d. h. Triumphbogen, und der Triumph, d. h. Triumphwagen; der «Freydal» zeigt des Kaisers Turniere und Mummereien. — Unter den Künsten war es eben die Malerei, die er bevorzugte, und ganz besonders hat er fördernd auf den Holzschnitt eingewirkt; doch auch Musiker zog er an seinen Hof. — Große Bauten hat er nicht hinterlassen; wohl aber verdankt ihm ein Werk der plastischen Kunst in der Hofkirche zu Innsbruck seine Entstehung, das mit seiner reichen Figurenausstattung (im ganzen 162) einzig in seiner Art dasteht: es ist sein Cenotaph. Am 12. Januar 1519 war er lebensmüde verstorben.

Noch zwei Dinge sind bei dem so vielseitigen und nie rastenden Fürsten zu bemerken. Er gilt als Begründer der guten Verwaltungsorganisation, durch die sich später die österreichischen Erblande auszeichneten. In der Tat hat er behufs Verbesserung seiner Finanzen und um die Willkür seiner Beamten einzuschränken, die Hofrats- und Hofkammerordnung von 1498 gegeben, und da diese nicht recht funktionierte, die Regimentsordnung von 1501. Doch folgten auch hier weitere Versuche, zuletzt noch 1518 eine Hofratsordnung. So scheint er feste Einrichtungen doch nicht in dem Maße geschaffen zu haben, wie oft angenommen wird. — Doch unbestritten ist sein Ruhm, der «Vater der frommen Landsknechte» zu sein: d. h. bis zu einem gewissen Grade der Schöpfer der modernen Heere; er hat ihnen nicht nur die gleichmäßige, systematische und zweckmäßige Bewaffnung gegeben, sondern auch eine Gliederung, wie sie noch jetzt unserem Regiment zugrunde liegt. So haben die großen Scharen von Söldnern, die damals alle Teile Deutschlands durchzogen, den Ruhm ihres «Vaters» überall nicht minder verbreitet, als die Humanisten. — Wenn Maximilian heute wieder größeren Volkskreisen bekannt geworden ist, so verdankt er es den schönen und tiefempfundenen patriotischen Dichtungen des edlen Anastasius Grün, von denen einige Perlen unserer Literatur sind.

Kaiser Karl V. und Frankreich.

Von Walter Friedensburg.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts, als schon die universalen Ideen des Mittelalters verblaßt waren und die einzelnen Nationen des Abendlandes längst ihre eigenen Wege wandelten, entstand noch einmal eine weltumspannende Herrschaft, unvergleichlich größer als diejenige Karls des Großen, die uns an der Schwelle der mittleren Zeiten begegnet. Es war das Reich Karls V. Den Grund dazu hat Kaiser Maximilian gelegt, der «letzte Ritter», dessen sehr bewegte Politik im übrigen so wenig greifbare, dauernde Ergebnisse gezeitigt hat. Aber eins hat Maximilian verstanden, nämlich sein Haus durch Heiraten groß zu machen. Hatte er selbst die Tochter Karls des Kühnen heimgeführt, die Erbin des blühenden neuburgundischen Reiches, so trug sein und der burgundischen Maria einziger Sohn, Erzherzog Philipp, eine noch weit glänzendere Morgengabe davon. Kaum war das spanische Reich durch die Verschmelzung der Kronen von Aragon und Kastilien entstanden, als es die gewaltigste Ausdehnung infolge der großen Entdeckungen jenseits des Weltmeeres erfuhr, wo das unermeßliche Goldreich Neuspanien sich bildete. Alle diese Besitzungen und Aussichten, dazu Ansprüche auf die schönsten und blühendsten Teile der Appenninischen Halbinsel schienen aber nur zusammengebracht worden zu sein, um durch die Heirat Philipps mit Johanna der «Wahnsinnigen» an das Haus Habsburg überzugehen. Dieser Ehe entstammte der am 24. Februar 1500 in Gent geborene Karl, der nun vom Schicksal ausersehen war, die Früchte aller jener Verbindungen zu ernten. Sechsjährig, bei dem frühen Tode seines Vaters, überkam Karl die Herrschaft über die Burgundischen Niederlande; zehn Jahre später trat er in das spanische Erbe ein, in dem die Sonne nicht unterging, und als drei Jahre darauf Maximilian ins Grab sank, gingen auch die österreichischen Stammlande des Hauses auf den Enkel über.

Aber durch Maximilians Tod war auch das römische Kaisertum deutscher Nation erledigt. Nicht erblich, sondern durch die freie Wahl der sieben Kurfürsten übertragen, war das Kaisertum gleichwohl schon seit achtzig Jahren beim Hause Habsburg. Es verstand sich, daß Karl nun ebenfalls als Bewerber auftrat, und auch hier kam er ans Ziel. Am 28. Juni 1519 wurde er an altgeheiligter Stätte, in der St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M., von den Wahlfürsten einstimmig erkoren und empfing im folgenden Jahre zu Aachen, in der Stadt Karls des Großen, die deutsche Krone. Eine nennenswerte Machterweiterung brachte diese Krone dem Beherrscher so vieler Länder allerdings nicht; aber sie setzte gewissermaßen das Siegel auf seine überlegene Stellung und verlieh ihm den ersten Rang unter den Monarchen der Erde. Auch mochten die alten Ansprüche, die dem Kaisertum noch anhafteten, z. B. auf die Lehnshoheit über Italien, in einer starken Hand zu neuem Leben erwachen. Allein es liegt nun auf der Hand, daß die Bildung einer so umfassenden Herrschaft mannigfache Gegensätze auslösen mußte. In den Mittelpunkt des Widerstandes aber, dem Karl begegnete, trat Frankreich, das schon von den Zeiten der Kreuzzüge ab die eigentlich führende Rolle im Abendlande gespielt hatte und damals, seit es den «hundertjährigen» Krieg gegen England zu siegreichem Ende gebracht, unter einem starken Königtum wiederum in mächtigem Aufschwung begriffen war. Jetzt aber sah es sich plötzlich von der neuen habsburgisch-spanischen Macht umfaßt und überflügelt und in seiner inneren wie äußeren Entwicklung gehemmt. Mochte doch der Kaiser als Erbe Karls des Kühnen sogar dessen Herzogtum Burgund, das König Ludwig XI. an die Krone genommen hatte, zurückfordern und dadurch den ganzen Bestand der französischen Monarchie gefährden. Nicht minder standen die Früchte der jüngsten italienischen Politik auf dem Spiel. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hatte Frankreich seine erobernde Hand nach Italien ausgestreckt und gleich im ersten Anlauf Mailand wie Neapel gewonnen, die es dann freilich gegen eine Anzahl von Mitbewerbern, vor allem gegen Aragon, zu verteidigen hatte. Das gelang nur zum Teil; namentlich erwies sich bei wechselndem Kriegsglück die Behauptung des entfernteren Neapel als kaum durchführbar, wogegen die Dinge im Norden der Halbinsel sich günstiger für Frankreich anließen. Eine bedeutsame Entscheidung war hier im Jahre 1515 erfolgt, da König Franz I. in der blutigen Schlacht bei Marignano die gefürchteten Schweizer Landsknechte in den Sand gestreckt

hatte und triumphierend in die viel umstrittene lombardische Hauptstadt eingezogen war. Es lag am Tage, daß er diese ohne Kampf nicht wieder räumen werde; ebenso sicher aber war, daß der junge Kaiser, der in seiner Hand die Rechte des Reiches mit den alten Ansprüchen der Krone Aragon verband, die Franzosen nicht gutwillig im Besitz der Lombardei belassen werde. Auch sonst fehlte es zwischen den beiden Monarchen nicht an Reibungen; wo immer ihre Machtsphären zusammenstießen, lagen Streitpunkte von größerer oder geringerer Tragweite vor. Die Hauptsache aber waren doch die großen Gegensätze; die universalen Tendenzen Karls und die gleichsam natürlichen Geltungsansprüche der kräftigsten, in sich geschlossensten Nation Europas — Gegensätze, die von den beiden in bedeutenden Traditionen emporgekommenen, ehrgeizigen und herrschbegierigen Monarchen auch persönlich so stark empfunden wurden, daß sie einander sogar zum Zweikampf herausgefordert haben, gleich als hätte die Erde nur für einen von ihnen Raum.

Der Kampf mit Frankreich hat sich durch die ganze Regierungszeit Karls hingezogen, ohne ein entscheidendes Übergewicht des einen oder des anderen Teiles herbeizuführen. Im ganzen freilich war Karl der stärkere, seine Machtmittel jenen des Gegners überlegen. Nur war, bei der Fülle der Aufgaben, die sich in seiner Hand vereinigten, Karl nicht imstande, den Kampf gegen Frankreich mit so großer Nachhaltigkeit zu führen, daß dem reichen Lande und seinem verschlagenen Fürsten die Mittel des Widerstandes endgültig ausgegangen wären. Es kam hinzu, daß Frankreich es verstand, seinem Nebenbuhler aller Orten Schwierigkeiten zu erwecken, jeder sonstigen Gegnerschaft wider Karl Vorschub zu leisten. So trug Franz weder Bedenken, die Protestanten, die er im eigenen Lande mitleidslos auf den Scheiterhaufen schickte, in Deutschland zu unterstützen, noch verschmähte es der «allerchristlichste» König, sich zum Bundesgenossen des Großtürken und der Korsaren des Mittelmeeres zu machen. Und dabei verscherzte er doch nicht die Gunst der römischen Kurie, deren altguelfische Tendenzen mit der Besorgnis vor einem entschiedenen Übergewicht des Kaisers zusammenwirkten, um sie der Regel nach im französischen Fahrwasser zu erhalten.

Trotz alledem hat der Kaiser gegen Frankreich bedeutende militärische Erfolge erzielt, besonders im Anfang. Den ersten Abschnitt des Kampfes beendete — gerade zehn Jahre nach Marignano — der Tag von Pavia, wo die kaiserlichen Generale dem von Franz persönlich geführten gegnerischen Heere eine vernichtende Niederlage beibrachten, den König selbst aber gefangen nahmen. «Alles ist verloren, nur nicht die Ehre!», schrieb Franz aus der Haft an seine Mutter. Was jedoch der Franzose mit seiner Ehre für verträglich erachtete, wurde kund, als er im folgenden Jahre, um seine Freiheit wiederzuerlangen, mit Karl den Frieden zu Madrid einging, der ihm nicht nur Italien, sondern auch Burgund absprach. Franz beschwor alles auf das Evangelium, aber er war im voraus entschlossen, keine der eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Freilich durfte sich der König dabei auf seinen Verbündeten, Papst Clemens VII. aus dem Hause der Mediceer, berufen, der ihn von seinen Eiden als erzwungenen ausdrücklich lossprach. Dadurch aber zog der verblendete Priester das Strafgericht der Kaiserlichen auf sich. Wie ein verheerender Lavastrom wälzte sich im Frühjahr 1527 ein spanisch-deutsches Söldnerheer über die Alpen und durch die italienischen Gefilde bis zum Tiber, wo die Hauptstadt der katholischen Christenheit nach schwacher Verteidigung seinem Ansturm erlag. Tagelang wüteten und plünderten die fremden Krieger in den Straßen der ewigen Stadt, gleichsam zur Vergeltung für die Erpressungen, mit denen Rom alle Länder der Christenheit jahraus jahrein heimzusuchen pflegte; die Kultur freilich erlitt durch die Verheerung der Stadt unwiederbringlichen Schaden. Der Kaiser aber legte auf die Kunde vom «Sacco di Roma» Trauerkleider an; er eilte, sich mit dem in der Engelsburg bedrängten Statthalter Christi auf glimpfliche Bedingungen hin zu vergleichen. Aber auch Frankreich gegenüber war der Standpunkt des Madrider Friedens nicht aufrechtzuerhalten; bemächtigten sich doch die Franzosen im folgenden Jahre, 1528, sogar des größten Teiles des Königreichs Neapel. Freilich behaupteten sie sich hier nicht auf die Dauer und mußten im «Damenfrieden» von Cambray 1529 erneut auf alle Ansprüche in Italien verzichten; dagegen war von der Herausgabe des Herzogtums Burgund nicht mehr die Rede.

⊞ HANS MAKART ⊞

EINZUG KAISER KARLS V. IN ANTWERPEN IM JAHRE 1520 ⊡

Auf der Fahrt zur Kaiserkrönung landete Karl V., nach einer Zusammenkunft mit König Heinrich von England, am 1. Juni 1520 zu Vlissingen. Von da begab er sich nach Antwerpen. In Dürers Tagebuch finden wir beschrieben, wie der Kaiser bei seinem «Einreiten in Antwerpen» mit einem köstlichen Triumph empfangen wurde, – «da waren die Pforten gar kostbar verziert – mit Schauspielen, großer Freudigkeit und so schönen Mädchengestalten, dergleichen er wenig gesehen!» ▫



Auf dieser, den tatsächlichen Machtverhältnissen angepaßten Grundlage hat später die endgültige Auseinandersetzung zwischen Frankreich und der spanischen Macht stattgehabt; vor der Hand aber war Franz doch keineswegs der Meinung, den Verzicht auf Italien als definitiv zu betrachten. Dazu kam, daß durch die Erfolge, die der Kaiser in den folgenden Jahren errang, der lauernden Eifersucht des Franzosen neue Nahrung zugeführt wurde. Karl nämlich bewog den Papst, ihm die kaiserliche Krone in Bologna aufs Haupt zu setzen, brachte in Deutschland seine Autorität aufs neue zur Geltung, scheuchte die Türken aus Österreich zurück und erschien endlich, im Jahre 1535, mit starker Flotte an der Küste Nordafrikas, um in glänzender Waffentat Goletta und Tunis den Korsaren zu entreißen.

Länger vermochte König Franz nicht sich ruhig zu verhalten: während der Kaiser in Afrika kämpfte, rüstete er einen neuen Einbruch in Italien. Eben in jenem Augenblick rollte sich auch die Mailändische Frage wieder auf; der letzte des alten Herzogsgeschlechtes der Sforza, der als kaiserlicher Vasall dort die Herrschaft führte, starb Ende 1535. Jetzt forderte Franz das Herzogtum für sein Haus. Karl war nicht abgeneigt, es unter gewissen Kautelen einem der jüngeren Söhne seines Nebenbuhlers zu übergeben; aber das genügte Franz nicht, er wies das Anerbieten von der Hand. Inzwischen kam der Kaiser Ostern 1536 mit Heeresmacht nach Rom, wo er in Gegenwart des Papstes — es war Paul III., der Nachfolger Clemens' — und der Kardinäle in zweistündiger leidenschaftlicher Rede den Gegner des Treu- und Friedensbruches beschuldigte und das eigene Verhalten rechtfertigte. Damit war denn freilich nichts entschieden; es gelang Karl nicht einmal, den Papst für sich zu gewinnen. Und schon fiel sein Widersacher erobernd in Savoyen und Piemont ein und vertrieb den Herzog, den Schwager des Kaisers. Doch ließ dann auch der letztere nicht auf sich warten. Er verjagte die Franzosen aus Italien und trug, ihnen folgend, den Krieg von Süden her in ihr eigenes Land. Allein Franz, durch die Erfahrung gewitzigt, vermied es, sich zur Schlacht zu stellen, und der Widerstand, den Marseille leistete, hielt den Vormarsch des Kaisers auf. Nun legte sich der Papst ins Mittel, dessen Politik die Herstellung des Gleichgewichts zwischen den streitenden Monarchen erstrebte. Dem entsprach der von ihm 1538 zu Nizza vermittelte Waffenstillstand, der, auf Grund des beiderseitigen Besitzstandes abgeschlossen, eine Regelung der schwebenden Fragen unterließ; der tatsächliche Gewinn war aber dabei auf seiten Frankreichs, das Savoyen und Piemont in Händen hielt.

Für zehn Jahre sollte der Waffenstillstand von Nizza Geltung haben; aber er ist nicht die Hälfte dieser Zeit hindurch aufrechterhalten worden. Unvermindert dauerten die bestehenden Gegensätze fort und ein an sich so unbedeutendes Ereignis, wie die Ermordung zweier französischer Agenten in der Lombardei, leitete schon 1542 den vierten Krieg zwischen dem Kaiser und König Franz ein. Kraftvoll erhob sich Karl; er schien zu einem entscheidenden Schlage ausholen zu wollen. In raschem Ansturm besiegte er den Bundesgenossen Frankreichs, den jungen Herzog Wilhelm von Cleve, und zwang ihn zur Unterwerfung. Dann überschritt er — von Osten her — abermals die französische Grenze und schlug die Straße nach Paris ein. Aber wiederum wich Franz einer Schlacht aus und begnügte sich, dem Gegner den Aufenthalt im Lande zu erschweren und seinen Vormarsch zu hindern. Gleichwohl kam Karl der feindlichen Hauptstadt bis auf wenige Tagemärsche nahe; aber von Schritt zu Schritt mehrten sich die Schwierigkeiten. Karl sah, daß seine Lage inmitten des feindlichen Landes nicht ohne Gefahren sei; vor allem aber überzeugte er sich, daß eine wirkliche Besiegung und Unterwerfung Frankreichs noch im weiten Felde liege. So lenkte er ein und schloß im Herbste 1544 zu Crépy unweit Soissons unter sehr maßvollen Bedingungen Frieden. Er versprach, dem zweiten Sohne des Königs, der mit einer Habsburgerin vermählt werden sollte, entweder Mailand oder die Niederlande — wenn auch nicht in voller Unabhängkeit — als Morgengabe zu überweisen. Das Geschick wollte dann freilich, daß der Träger so großer Aussichten kurz darauf, noch ehe jene Verabredungen hatten ins Werk gesetzt werden können, vom Tode ereilt wurde. So blieb denn doch wieder alles in der Schwebe. Schon aber neigte die Laufbahn Franz' I. ihrem Ausgang zu; von sinnlichen Genüssen erschöpft starb der König Anfang 1547, da eben Kaiser Karl mit seinen protestantischen Gegnern in Deutschland

Abrechnung hielt. Sterbend sah Franz letztere unterliegen und den Sieger zu einer nie zuvor erreichten Machthöhe aufsteigen. Schon hoffte Karl, das Kaisertum in dauernde Verbindung mit Spanien bringen und seinem Sohne Philipp hier wie dort die Nachfolge und mit dieser die vorherrschende Stellung in Europa sichern zu können.

Aber die alten Gegensätze ruhten nicht. Die Auflehnung des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen den Kaiser, die einen so großen Umschwung zur Folge hatte, hat nur durch französische Unterstützung ins Werk gesetzt und zu siegreichem Ende geführt werden können; auch sekundierte ihr Frankreich durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Italien. Deutschland aber mußte für die Hilfe des Franzosen leider einen gar hohen Preis zahlen; die deutschen Grenzstädte im Westen, Metz, Toul, Verdun und Cambray, nahm König Heinrich II., der Sohn und Nachfolger Franz' I., als «Verteidiger der deutschen Libertet» ein, um sie nicht wieder herauszugeben. Wohl eilte der Kaiser, von seinem tiefen Fall kaum wieder aufgerichtet, in Person herbei; aber das Glück war von ihm gewichen; Metz widerstand allen seinen Anstrengungen und unverrichteter Sache mußte Karl den Rückzug antreten.

Da erlahmte die Kraft des alternden Fürsten; er war es müde, noch länger gegen ein launisches Glück anzukämpfen, das ihm zwar manchen Erfolg gegönnt, aber das letzte Ziel seines Strebens, die Erhaltung und Festigung der Universalmonarchie, vereitelt hatte. So gab Karl seine Herrschaften eine nach der anderen aus der Hand: das Kaisertum überließ er dem Bruder und dessen Hause, Philipp dagegen verband mit Spanien die Niederlande und die italienischen Erwerbungen, Mailand und das Königreich beider Sizilien, die damit endgültig vom deutschen Reiche gelöst wurden. Dem Sohne fiel auch die Fortführung des Kampfes mit Frankreich zu, dessen Ende der Kaiser nicht mehr erlebte. Seine letzten Jahre verbrachte der Monarch in einem spanischen Kloster, wo er allerdings die Angelegenheiten der Welt nicht aus den Augen verlor; unmittelbar aber hat er sich den Geschäften nicht mehr gewidmet. Er war ein gebrochener Mann, den am 21. September 1558 der Tod erlöste.

Der Bauernkrieg.

Von Max Lenz.

«Das größte Naturereignis des deutschen Staates», so hat Ranke die agrarische Revolution genannt, welche im Frühling 1525 alle Ordnungen in Staat und Kirche Deutschlands mit Vernichtung bedrohte. Wie eine Naturgewalt in der Tat, wie ein «Ungewitter der Tiefe» brach die Empörung ans Licht. Wenige Monate nur erzitterte die deutsche Erde: ein plötzliches Aufbäumen, unwiderstehlich im ersten Anprall, dem aber ebenso rasch das Zurückschleudern folgte. Kein luftreinigendes Gewitter, sondern ein Feuer, welches rasend um sich greifend Wohlstand und Leben vieler Tausende vernichtete, um, nachdem es ausgebrannt war, nichts zurück zu lassen als Asche.

In dem Moment entzündete es sich, wo die Nation vor der größten Aufgabe stand, die ihr je gestellt worden war, vor der Frage, ob sie fähig sein würde, ihren Staat und ihre Kirche auf dem Grunde einer Religion neu aufzubauen, die soeben aus der Tiefe des deutschen Herzens ihr größter Sohn geschöpft hatte. Daß beides, der Aufruhr und die Reformation, miteinander zusammenhängen, versteht sich demnach von selbst. Indem Luther den Weckruf an das Gewissen der Nation, das «Los von Rom» erschallen ließ, schnitt er auch dem politischen Deutschland, das mit dem geistlichen durch die Geschichte eines Jahrtausends bis in das Mark verwachsen war, in die Wurzel. In jede Fuge des Reichsbaues war der Zwiespalt eingedrungen. Die Edikte des Kaisers, die Beschlüsse der Reichstage, die Gebote des Reichsregiments hatten die Verwirrung nur gesteigert, auch die strengsten Mandate die Zersetzung der Kirche nicht aufhalten können; vermorscht wie sie war, fiel sie, kaum daß Einer zu stoßen brauchte, in sich zusammen. Also geschah das Unvermeidliche: da der Boden, die schützende Decke der Macht zerbarst, brachen die Tiefen auf. Noch war Luther der Wortführer der Nation. Auf ihn richteten die Empörer ihre Blicke; für sein Evangelium, so sagten sie, wollten sie fechten; ihn und seinen gottseligen Herrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, riefen sie als Schiedsrichter an; und ihm, als dem Verräter an der eigenen Sache, dem Fürstenknecht, dem Vater Leisetritt fluchten sie,

als er sich gegen sie auf die Seite der Herren gestellt hatte, und das erbarmungslose Schwert der Sieger unter ihnen fraß.

Wie begreiflich aber die Wut der Enttäuschten über den Reformator sein mochte, ebenso ungerecht war ihr Vorwurf, mag er ihnen auch von Feindschaft und Unverstand tausendfach nachgebetet sein, daß Luthers Lehre wirklich des Aufruhrs Wurzel gewesen sei. Wäre dem so, so hätten die Gegenden, die von seiner Lehre besonders angesteckt waren, von dem revolutionären Gift mehr als andere infiziert sein müssen. Aber gerade dort, wohin sein unmittelbarer Einfluß reichte, in und um Wittenberg und Torgau, in dem eigentlichen Sachsen, blieb alles ruhig; nur in den thüringischen Ämtern, die mit kleineren Herrschaften, mit mühlhausischen, kurmainzer und anderen Bezirken im Gemenge lagen, und die von den alten Gegnern Luthers, Münzer und Karlstadt und ihren Trabanten aufgewühlt waren, wurde das Landvolk wild und ließ sich zum Teil mit fortreißen. So ward auch Hessen, dessen junger Landgraf vor kurzem entschlossen auf die Seite der Reformation getreten war, in Ruhe gehalten. Die paar Dorfschaften, die sich im Fuldatal erhoben, bändigte Philipp mit leichter Mühe; rasch gelang es ihm auch in den benachbarten Abteien Hersfeld und Fulda die hier arg erschütterte Ordnung herzustellen, so daß er bald sein Land im Rücken lassen und sich nach Thüringen gegen die fanatisierten Scharen Thomas Münzers wenden konnte. Beide Fürsten aber, Kursachsen und Hessen, waren gerade die zur Verständigung Geneigten: Landgraf Philipp rechtfertigte auf dem Landtage zu Alsfeld durch den Beschluß, daß den Bauern keine neuen Lasten auferlegt werden sollten, zum erstenmal den Beinamen, den ihm sein dankbares Volk gegeben hat, des Großmütigen; Friedrich der Weise aber, der unter dem Toben des entfesselten Aufruhrs starb, hat noch auf dem Totenbette die armen Leute und ihre harten Lasten beklagt. Die goldene Aue war überhaupt der nördlichste Punkt, den der Aufstand erreichte; über den Harz kam er nicht hinaus. Auch in Bayern hielten die Herzoge Wilhelm und Ludwig, diese freilich mit härtester Gewalt, die Ordnung aufrecht. Weniger glückte es den habsburgischen Regierungen in ihren weitgedehnten Herrschaften, trotz der Strenge, mit der auch hier Kirche und Staat vereinigt gegen die Empörten vorgingen: von Steiermark bis ins Inntal waren die Alpenländer in tiefer Erregung, und selbst in der Eidgenossenschaft forderten die Untertanen Freiheit von Zinsen und Fronden. Immerhin waren das alles nur Ausläufer der Bewegung, deren Herdfeuer in den Vorbergen der Alpen, rechts vom Rhein und im südlichen Schwarzwald, um Waldshut, in der Stühlinger Landschaft, am Bodensee und im Algäu bis zum Lech hin lag. Hier brach der Aufruhr schon im Frühsommer 1524 aus. Lange schwälte der Brand, halb gestillt und wieder neu entfacht, bis er im Februar und März des folgenden Jahres mit plötzlicher Wut aufflammend in wenigen Wochen vom Lech her bis an die Vogesen, und vom Bodensee bis hin über den Thüringer Wald alles Land überdeckte.

Es waren die Gebiete, auf denen das alte Reich recht eigentlich geruht hatte, in denen die großen Kaisergeschlechter, die Salier und die Hohenstaufer ihre Stammburgen gebaut und ihre Kraft gewonnen hatten. Auch das jetzt regierende Haus hatte dort von alters her Besitzungen gehabt; immer hatte es in Gegensätzen, wie die jetzt neu entbrannten, gestanden, und die ihm Verbündeten und Verwandten, die schwäbischen Abteien und die um den Bodensee angesessenen Herrengeschlechter waren es, gegen die sich die Bauern zuerst erhoben. Seit dem Untergange der Staufer hatte sich zwischen Alpen und Main keine große Territorialmacht mehr bilden können, und die Elemente, welche im Norden und Osten überall zur Einheit des Staates zusammengezwungen wurden, Ritter und Herren, Städte und Stifter, waren hier ungebunden geblieben und mußten jeder für sich und gegen den anderen Luft und Licht zu gewinnen suchen. So war dies der klassische Boden der Städte- und der Ritterbünde, ihrer Kriege und Fehden geworden. Noch hielt der Adel eng zusammen. Gerade in dieser Epoche bildete die Reichsritterschaft jene engeren Verbände aus, in denen sie sich bis an das Ende des deutschen Reiches erhalten hat. Noch hielten auch, wie vor alters, die Freien- und Reichsstädte ihre besonderen Tage ab; und der Haß gegen die Pfeffersäcke, die «vermauerten Städtebauern», war im Herrenstande immer noch, und bis hoch hinauf, verbreitet.

Aber je mehr ein jeder sich abschloß, um so mehr war er gezwungen, sich der Umgebung anzubequemen, den Schutz, den der Bund mit den Standesverwandten nicht mehr sicherte, durch Übereinkünfte mit den Nachbarn zu erhalten. Diesen Zweck verfolgte seit mehr als einer Generation der Schwäbische Bund, der bereits alle Stände des südlichen Deutschlands bis über den Main weg vereinigte. Auch er aber, eine der stärksten Gewalten im Reiche, konnte der allgemeinen Zerrüttung nicht wehren. Im Bunde selbst stritten von jeher die verschiedensten Interessen, und die kirchlichen Irrungen brachten täglich neuen Zündstoff hinzu. Nicht einmal die Sicherheit der Straßen konnte er gewährleisten, und nur durch erhöhten Druck auf die eigenen Hintersassen die Mittel schaffen, um die Widerspenstigen im Zaum zu halten. Die Untertanen aber, die Bauern, waren in jedem Falle die Geschädigten. Sie mußten reisen, bauen und steuern; an ihren Gütern erholten sich Freund und Feind; auf ihren Höfen gardeten die Reiter und die Knechte, wenn sie auf einen Herrn warteten, und in ihre Ställe und Scheunen warfen sie die Brandfackel, wenn die Fehde sie auf eine feindliche Dorfmark führte.

Ziehen wir die Summe. Wo die Macht war, wohnte der Friede. Den Norden, die Gebiete der großen Fürstenhäuser, welche in der Bildung ihres Staates bereits weiter vorangekommen war, erreichte darum der Aufstand überhaupt nicht, und das mittlere Deutschland nur an wenigen Punkten. Und ebenso gelang es im Süden den starken Regierungen, sich zu behaupten. Die Stellung zur Reformation kam dabei kaum in Frage: Herzog Georg von Sachsen hielt seine Untertanen ebenso in Schranken, wie seine Vettern Friedrich und Johann in den benachbarten Kreisen die ihrigen. Schwierig war es nur dort, wo der neue Geist mit dem alten bereits im Kampf lag. Wo aber, wie im Wittenberger Kurkreise, die Kirche Luthers schon festere Formen gewonnen hatte und der alte Sauerteig durch eine evangelische Visitation ausgefegt war, gab dies eine stärkere Bürgschaft für die Ruhe als die brutalen Mandate, durch welche die Bayern und Österreicher sich der Revolution in Staat und Kirche zu erwehren suchten. Wie sehr es aber in jedem Falle auf die gesammelte Macht ankam, zeigt das Schicksal der größeren Reichsstädte im Hauptgebiete des Aufruhrs. Auch in Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg gab es revolutionäre Elemente genug: die Führer, wie Thomas Münzer im Sommer 1524 in Nürnberg, haben wohl gerade dort versucht, den Hebel anzusetzen. Aber der Boden war ihnen zu heiß gewesen; und als nun der Aufruhr über das Land hinwogte, vermochten die Magistrate dieser großen Gemeinwesen nicht nur die unruhigen Köpfe in ihren Mauern, sondern sogar ihre Bauernschaften meilenweit vor der Stadt in Zucht zu halten und zu schützen.

Hieraus ergibt sich, daß es nicht ausreicht, die letzte Ursache des Bauernkrieges in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Wir wissen noch gar nichts Genaueres über die wirtschaftliche Lage der unteren Klassen in jener Zeit. Statistische Untersuchungen sind kaum gemacht worden, und nur diese würden uns bestimmtere Folgerungen gestatten. Wo einmal nähere Beobachtungen angestellt sind, glauben wir, sehr im Gegensatz zu der herrschenden Vorstellung, statt wachsender Verarmung eher das Gegenteil zu bemerken. Gewiß gab es unter den Bauern, wie unter Rittern und Bürgern, zahllos verlorene oder wirtschaftlich bedrängte Existenzen, und diese sind sicherlich mit unter den Vordersten der Aufrührer zu denken. Aber als einen Ausbruch schreiender Not, als den Verzweiflungsschritt ausgehungerter Massen haben wir uns die Erhebung doch nicht vorzustellen. Nichts ist gewisser, als daß jene Epoche für Süddeutschland, mehr vielleicht als für den Norden, eine Zeit des wirtschaftlichen Aufstrebens war: die Zunahme der Bevölkerung, die intensivere Bebauung des Landes, das Wachstum der Städte, der steigende, oft beklagte und bekämpfte, dadurch aber nicht verringerte Luxus aller Klassen, ebensowohl auf dem Lande wie in der Stadt, das Anwachsen des Kapitals, das innerhalb und außerhalb der Mauern, an den Fürstenhöfen wie auf den Bauerngütern Unterkunft suchte, der immer regere Handel daheim und in der Fremde sind dafür vollgültige Beweise. Wäre die wirtschaftliche Not oder auch nur der Druck, der nicht geleugnet werden soll, wirklich die primäre Ursache gewesen, so hätte der norddeutsche Bauer wohl eher Anlaß zum Auf-

stande gehabt. Denn dieser hatte an dem grundbesitzenden Adel, der schon seine Güter selbst zu bewirtschaften und abzurunden begann, einen meist überlegenen Konkurrenten. Im Süden dagegen war der Herr fast durchweg Rentenbesitzer geblieben. Fälle von Abmeierung und Bauernlegungen, wie im Norden, kommen dort nicht vor; der Bauer muß zinsen und fronden und sein Gut «bauen», d. h. im zinsfähigen Stand erhalten, er ist auch wohl leibeigen geworden, im übrigen aber wirtschaftlich unabhängig. Die Führer des Aufstandes sind fast immer die wohlhabenden Leute, die Angesehensten im Dorf, die Bürgermeister, die Wirte, die Müller; auch die Pfaffen, Schreiber und Keller, die an der Spitze erscheinen, wie Wendel Hipler von Öhringen und Friedrich Weigand von Miltenberg, waren keine hergelaufenen Buben, sondern Männer von Besitz und Ansehen. Die Vermögenslisten der gestraften Bauern zeigen oft Einkommen von überraschender Höhe, und für den Durchschnitt eine gewisse Wohlhäbigkeit oder doch wenig direkte Armut. Es ist — und darin liegt wirklich eine Analogie — wie heute bei unserer Sozialdemokratie. Auch diese nennt sich die Partei des Proletariats, wie die aufständischen Bauern sich als die «armen Leute» bezeichneten. Und doch stellt niemand in Abrede, daß in dem sozialdemokratischen Lager viel weniger der Druck von oben als das Machtstreben von unten zur Geltung komme. Revolution ist Kraftäußerung, selbst dann, wenn sie nicht zum Ziel kommt: wer die Macht nicht hat, wird sich auch nicht regen. Gerade von den Bauern des Algäus und am Bodensee, die zuerst aufstanden und am längsten aufrecht blieben, wissen wir bestimmt, daß sie, wie ihr Historiker sagt, im ganzen wohlhabend, tatkräftig, selbstbewußt und waffengeübt waren. Noch hatte jede Dorfschaft ihre gemeinsame Gemarkung, Ordnung und Verwaltung, zuweilen selbst Mauern und Tore. Unter der Gerichtslinde oder auf dem ummauerten Kirchhof, der eigentlichen Burg des Dorfes, trat die Gemeinde zusammen, auf das Zeichen der Kirchglocke; läutete sie Sturm, mit der Wehr zur Seite, gemeinhin aber ohne die Waffe, die sonst jedermann trug. Dort suchten und fanden sie nach ihren Bauernregeln das Recht; dort berieten sie über die Angelegenheiten der Gemeinde, über Weide, Wiesen und Wald, Ackerung, Aussaat und Ernte; dort wählten sie ihre Bauermeister und bestellten die Ämter des Fronboten und des Flurschützen, des Holzwächters, des Kirchners und des Schreibers, des Hirten und des Turmwächters; dort nahmen sie auch wohl die Weisungen ihres Grundherrn in Empfang — und dorthin liefen sie zusammen, als die Sturmboten des Aufruhrs kamen und der vom Brand der nahen Klöster und Schlösser gerötete Horizont ihnen das Morgenrot ihrer vollen Freiheit zu verkünden schien.

Wäre ihnen nun geworden, was sie in ihren zwölf Artikeln forderten: Eigenwahl des Pfarrers, den ihnen bis dahin der Grundherr oder das benachbarte Kloster gesetzt hatten, Freiheit der Holzung, der Jagd und der Gewässer, Fortfall des kleinen Zehnten, der Leibeigenschaft und des Todfalls, dazu Minderung so vieler Dienste und Gülten, so wären sie frei genug geworden, freier fast als ihre Herren, die doch dem Kaiser und dem Reich oder einer anderen Herrschaft direkt verpflichtet waren. Und hätten sie vollends erreicht, was im Laufe der Bewegung sich immer mehr als das Programm des Aufruhrs heraushob, Ausreutung aller Stifter und Niederbrechung aller Burgen, also daß es im ganzen Land nur Bauern und Bauernhäuser gegeben hätte, so wären sie so frei geworden wie der Vogel in der Luft, wie das Wild des Waldes, es wäre die Freiheit der Anarchie, die Staatlosigkeit gewesen, die sie erreicht hätten. Der Herr, dem sie dienten, verkörperte für sie den Staat, mochte es ein bloßer Reichsritter sein oder ein Graf, ein Abt oder der Magistrat einer Reichsstadt. Nicht der Bauer unmittelbar, sondern der Grundherr war dem Reiche selbst oder einem Territorialherrn verantwortlich, so wie er seine Bauern innerhalb der ihm zustehenden Grenzen zu schützen hatte. Beides machte er gewiß schlecht genug. Aber es war doch nicht immer böser Wille, sondern sich selbst zu erhalten und voranzukommen war auch für ihn, wie für jedermann und jedes Gemeinwesen, das zwingende Gesetz. Zumal da er in eine Welt gestellt war, die, von halbfertigen staatlichen Gebilden erfüllt, von jeher durch Kampf und Eigennutz regiert war, und in eine Zeit, welche die bisher einzige einheitliche Gewalt, die Kirche, rettungslos in sich zusammensinken sah. Das schließt natürlich nicht aus, daß viele unter

den Herren den Bogen allzu straff gespannt haben, und daß die wirtschaftliche Abwandelung den Wert der Gülten und Dienste weit über Gebühr erhöht hatten. Aber es bleibt dabei, auch die Herren handelten mehr unter dem Zwang als aus Willkür, und die politische Lage, nicht die wirtschaftliche Not war die bestimmende Ursache.

Dadurch erklärt es sich, daß manche unter den Herren, und wohl gerade die Leuteschinder am ersten, lieber Hammer als Amboß sein wollten, und sich dem reißenden Strom der Empörung anvertrauten, wo sich dieser gegen Gewalten im Reich richtete, mit denen sie selbst einen Span auszutragen hatten. So rechnete der verjagte Herzog Ulrich von Württemberg, der einst den «armen Kunz» so grob niedergeschlagen und niemals als ein Bauernfreund hatte gelten können: jetzt aber wartete er auf dem Hohentwiel, mitten unter den gärenden Bauernschaften von Stühlingen, ungeduldig auf das Signal zum Losbrechen; und nur ein höchst unvorhergesehenes Ereignis, die Niederlage König Franz' bei Pavia, die seine eidgenössischen Freunde zwang, den Zulauf ihrer Knechte zurückzuhalten, nötigte den verbannten Herzog, den schon begonnenen Zug abzubrechen und noch einmal stille zu sitzen. Und wohl möglich, daß auch Götz von Berlichingen ähnlich spekulierte, als er im Kloster Schönthal und in Neckarsulm mit den Bauernfeldherren des Öhringer Haufen zusammentraf und sich zu ihrem obersten Hauptmann sei es werben oder pressen ließ. Aber auch der städtische Ehrgeiz wurde vielfach durch die ersten Erfolge der Empörer angeregt; ja selbst die ganz Großen, wie die Bayernherzoge und die Habsburger, oder wie Casimir von Brandenburg, oder die Eidgenossen von Basel, blieben nicht frei von der Versuchung, Stücke der Bauernbeute für sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Wenn schließlich das große Wasser wieder ablief, ohne die alten Grenzen wesentlich zu verrücken, so lag das einmal an dem bald sich ermannenden und dann unmittelbar siegreichen Widerstande der geordneten Gewalten, im Süden vor allem des Schwäbischen Bundes, in Mitteldeutschland der verbündeten Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig; sodann aber an dem Radikalismus, den die rasch anwachsende Anarchie der Bauernheere emportrieb. In dem Haufen, den der Berlichinger anführte, und der die Grafen von Hohenlohe und von Werthheim wie den Adel des Odenwaldes mit sich fortriß, war von Anfang an, noch bevor Götz mit ihm seine Praktiken trieb, eine gemäßigtere Tendenz; auf die Zerreißung der Burgen hatten es hier auch die bäurischen Führer nicht abgesehen. Es kam ihnen zunächst darauf an, das Geschütz zu bekommen, die Herren aber zum Eintritt in den Bund oder zum Stillsitzen zu bewegen; dafür versprachen sie ihnen Sicherung ihrer Häuser und Besitzungen. Mit Edelleuten, Geistlichen und Städten schlossen sie Verträge solches Inhalts. Die 12 Artikel, die auch sie annahmen, milderten sie erheblich und geboten gegen Leibesstrafen allen Untertanen in Städten, Dörfern und Flecken, Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten zu üben. Wir haben darin wohl neben Götzens Einfluß auch den Wendel Hiplers zu erkennen, der mit Weigand von Miltenberg in dem sogenannten Heilbronner Entwurf jene weitreichenden Pläne einer Reichsreform entwarf, die unter der Ägide der kaiserlichen Majestät auf Grund allgemeiner Säkularisation der geistlichen Güter eine Umgestaltung der Gerichtsverfassung und der gesamten Organisation und Verwaltung des Reiches verlangten. Aber diese Politik der Mäßigung litt bald Schiffbruch. Unter den Neckarbauern selbst, die über den Odenwald hin nach Würzburg dem fränkischen Heere zur Hilfe zogen, hatte von Anbeginn her eine extreme Gruppe bestanden, von der der Anstoß zu dem Sturm auf Weinsberg und zu der Ermordung des Helfensteiner Grafen, den die Bauern durch die Spieße jagten, ausgegangen war. Diese gewann nach der Vereinigung beider Heere im Lager vor dem Frauenberg alsbald die Oberhand. Denn der Radikalismus der Franken ging weit über jenes gemäßigte Programm hinaus. Sie wollten von den 12 Artikeln nichts hören: alle Burgen, wie auch die Klöster sollten gebrochen werden; kein Schloß, kein Turm, der in ihre Gewalt fiel, wurde verschont; in ganz Franken, Main auf und Main ab, loderten die Feuer; niemand sollte fortan einen gerüsteten reisigen Gaul halten dürfen, jeder Edelmann auf seinem Gute wie ein Bauer leben. Vergebens kämpften Götz und seine Anhänger gegen diese Strömung an. Ein

Versuch von ihnen, auf ihre Bedingungen hin, der adeligen Besatzung des Frauenberges den Abzug zu bewilligen, scheiterte an dem Widerstande der Franken und der mit ihnen stimmenden Radikalen ihres eigenen Haufens. Die Stürme aber, die von den Bauern darauf gegen die Würzburger Veste gewagt wurden, scheiterten, und damit zogen sie die Katastrophe über sich herbei.

Denn in derselben Stunde, wo der Anlauf gegen die Mauern des Frauenberges zerschellte, ward Thomas Münzer bei Frankenhausen vernichtend geschlagen und damit seiner kommunistischen Revolution das blutigste Ende bereitet. Und schon nahte den Bauern in Franken von Süden her das Verderben. Bis in den März hatte der Schwäbische Bund mit den drei Haufen südlich der Donau Verhandlungen gepflogen; sobald er aber die Waffen bereit hatte und die Gefahr vor Herzog Ulrich geschwunden war, schlug er los. Den Algäuern und Seebauern freilich konnte der Bundesfeldherr, Graf Jürgen Truchseß von Waldburg, auch dann nichts Rechtes abbrechen. Aber nachdem er durch einen vorläufigen Vertrag mit ihnen sich den Rücken gedeckt, zog er gegen die in Württemberg und am Schwarzwald versammelten Haufen und schlug sie am 12. Mai bei Böblingen aufs Haupt. Hierauf wandte er sich gegen Norden. Am 2. Juni ereilte er die Odenwälder, die ihren Dörfern zur Hilfe kommen wollten, bei Königshofen an der Tauber: so fest ihre Stellung war, wurde ihr Heer fast ohne Gegenwehr vernichtet. Zwei Tage darauf wurden auch die Franken bei Sulzdorf und Ingolstadt südlich von Würzburg zertrennt und niedergemetzelt. Hierauf beugte sich alles Land vom Fichtelberg bis zu den Vogesen. Bei Pfeddersheim nahm der Pfalzgraf an seinen Bauern, die ihn vorher zum Vertrage gezwungen hatten, seine Rache; im Elsaß trat Anton von Lothringen, nachdem er schon im Mai bei Zabern ein Bauernheer vernichtet hatte, erbarmungslos auch die letzten Funken des Feuers aus. Länger dauerte es, bis die tapferen Bauern im Algäu, in Tirol und im Salzburgischen zum Gehorsam gebracht wurden. Aber endlich gelang es allerorten, und die Freveltaten der Betörten wurden von den unbarmherzigen Richtern in Strömen von Blut gesühnt.

Charakter und Bedeutung der deutschen Renaissance.

Von Karl Lamprecht.

Im folgenden soll nicht die Geschichte der deutschen Renaissance in farbenreichen Bildern vorgeführt werden. Wie wäre es auch auf wenigen Seiten möglich? Und besitzt unser Zeitalter überhaupt so leicht den nur in größter Ruhe zu gewinnenden Stimmungsgehalt, der, vom lieblich Behaglichen bis zum gesättigt Leidenschaftlichen, der Untergrund jeder künstlerischen Form der Erzählung sein muß?

Die deutsche Renaissance hat mit dem Wiederaufleben der antiken schriftlichen Überlieferung, also mit dem Humanismus angefangen. Sehr natürlich. Wie sollte in unserem Lande, dessen Schoße die Römer nur wenige und untergeordnete Denkmäler ihrer künstlerischen Kultur einverleibt haben, die Renaissance mit einem Wiederaufleben antiker Anschauung beginnen? Was zunächst auflebte, wurde durch Bücher, durch Handschriften, durch Drucke vermittelt. Und so war es, schon bei der Seltenheit und dem aristokratischen Charakter selbst dieser Übertragungsvermittlung im ausgehenden 14. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur Besitz weniger und erwählter Geister. Da hat sich der Züricher Patrizier Hemmerli, der Hasser und Verächter der schweizerischen Bauernwelt seiner Zeit, mit humanistischen Studien abgegeben. Da erstand in dem charaktervollen Gregor von Heimburg ein erster deutscher Orator, ein Diplomat neuantikischer Prägung. Da vereinigte, der größte dieser Gruppe, der Kardinal der heiligen römischen Kirche Nicolaus, eines Fischers Knabe von der Mosel, die verschiedenen Quellen der klassischen Überlieferung zu einer solchen Breite des Wissens und der Erkenntnis, daß diese schöpferisch werden konnten; ein früher Humanist seiner Zeit, ein feiner Umdeuter der geltenden Kirchenlehre in den Gedankeninhalt einer für seine Zeit modernen Mystik, steht der Kardinal zugleich als einer der anfänglichsten Begründer an der Spitze der neuzeitlichen Philosophie und Naturwissenschaft.

Aber neben dieser Gruppe gehaltener Männer tauchte in Deutschland bald hier und da, in ihren einzelnen Mitgliedern rasch aufleuchtend und verschwindend, seit etwa der Mitte des

15. Jahrhunderts noch eine andere Gruppe von Humanisten auf, ein Peter Luder, ein Samuel Karoch und andere. Es waren verspätete Vaganten, die auf italienischen Universitäten an den Bechern des welschen Humanismus meist nur flüchtig genippt hatten, Leute von reichlichem Übermaße im Genusse des Weins und der Liebe, die an den deutschen Hochschulen und durch die größten deutschen Städte hin die Runde machten, um von den Wundern der antiken Kultur phantastisch genug zu berichten.

Die beiden Gruppen, von denen bisher gesprochen worden ist, bilden aber nur den Vortrab der humanistischen Entwicklung der Renaissance in Deutschland, wenn sie auch schon den inneren Charakter des zukünftigen Verlaufes derselben andeuten: Gelehrsamkeit einerseits, andererseits Enthusiasmus werden sich als Lebensformen auch der humanistischen Höhezeit erweisen.

Herbeigeführt aber wurde diese Höhezeit nicht durch die vereinzelte Tätigkeit vereinzelter Männer, sondern durch viel ernsthaftere und fundamentalere Entwicklungsvorgänge in den Tiefen der nationalen Kultur. Das 11.—13. Jahrhundert etwa hatte zuerst Zeiten gesehen, denen die Ersparnisse der nationalen Wirtschaft es erlaubten, neben dem Volke der Ackerbauer auch eine steigende Schicht von Veredlern der Rohstoffe, von Handwerkern, zu ernähren. Jetzt, mit dem reißenden Aufschwunge der Volkswirtschaft seit dem 13. Jahrhundert, kam das Jahrhundert herauf, wo ein neuer Reichtum der Nation noch des weiteren gestattete, neben den alten Schichten der materiellen Kultur, dem Ackerbauer, dem Handwerker, dem Kaufmann, und neben den Ständen des alten geistlichen und weltlichen Adels auch einen Stand neuer Kopfarbeiter auszubilden: den Stand der Juristen und Mediziner, der Verwaltungsbeamten und Ärzte, der Gelehrten schlechthin und der Ausüber angewandter Wissenschaft. So sind die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters zugleich die Zeiten der Entstehung des Mittel- und Hochschulunterrichts über dem Elementarunterricht der früheren Geschlechter geworden. Denn zur Ausbildung des neuen Kopfarbeiterstandes bedurfte es dieser Einrichtungen, und die Nation war reich genug, sie zu entfalten. Und da ergab sich denn seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts jene große Mittelschulbewegung, in der die Brüder vom gemeinen Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben, und der Begründung der Universität Prag folgte noch vor Beginn des 16. Jahrhunderts die Stiftung einer ganzen Anzahl von Universitäten auf rein deutschem Boden: zu Wien und Heidelberg, zu Köln und Erfurt, zu Leipzig und Rostock, zu Greifswald und Löwen, zu Freiburg, Basel, Ingolstadt, Trier, Mainz und Tübingen, bis Wittenberg (1502) und Frankfurt a. d. Oder (1506) den Reigen schlossen.

Natürlich bedeutete dieser Aufschwung des mittleren und höheren Unterrichts, wie er innersten Bedürfnissen und Entwicklungen der Nation entsprang, auch einen dauernden Aufschwung der Lehrmethoden. Und da stellte sich bald heraus, daß der humanistischen Renaissance in diesem Zusammenhange eine große und ständige Aufgabe zufallen mußte. In den Mittelschulen, wie sie namentlich dem Rhein entlang, von Colmar bis nach Zwolle und Deventer, aufgeblüht waren und aufblühten, wie in den philosophischen Fakultäten der Universitäten, damals im wesentlichen Vorbereitungsschulen für die höheren Wissenschaften der juristischen und theologischen Fakultät, genügte der mittelalterliche Lehrbetrieb des Triviums, ja auch des Quadriviums nicht mehr: höhere Anforderungen an die formale Beherrschung des Lateins, größere Ansprüche auch an die Kenntnis materiellen Wissenstoffes werden gestellt. Da kam denn die neue Belehrung aus der Breite der antiken, vor allem der lateinischen Literatur gerade recht; kaum daß die Zeit, trotz tiefer und deutlicher Frömmigkeitssehnsucht, an ihrem heidnischen Hintergrunde Bedenken nahm: selbst die kirchlichsten und frömmsten all der großen Schulmeister dieser Zeit, ein Wimpfeling, ein Alexander Hegius, haben sie mit offenen Armen willkommen geheißen. Wie aber blühten unter dieser Konstellation erst die humanistischen Studien an den Universitäten auf! Eine nach der anderen ging, spätestens seit der Wende etwa des 15. Jahrhunderts, in das Lager der Humanisten über; wenige, wie Köln und Leipzig, hielten noch auf einige Jahrzehnte zurück: überall hallte das gelehrte Deutschland von der Lektüre der Alten wider; und an einer damals so wichtigen Universität wie der Wiener brachte es der Humanismus geradezu zur Begründung einer eigenen Fakultät, der Facultas poetarum; wie er denn auch sonst zur Gründung primitiver, auf deutschem Boden frühester Akademien fortschritt.

Und nun kamen die Jahrzehnte, die man als die eigentliche Blütezeit des deutschen Humanismus bezeichnen kann. In Erasmus und Reuchlin zeitigte die Bewegung Gelehrte von europäischem Rufe; von der Grundlage des Lateins schritten sie, dieser zu den hebräischen, jener zu den griechischen Studien fort. Und Mächte waren sie zugleich in dem öffentlichen Leben ihrer Zeit. Mit Reuchlins Namen ist die Episode der Dunkelmännerbriefe, jenes prächtige Intermezzo der Reformationsgeschichte, aufs engste verknüpft; Erasmus hat durch seine belletristische Tätigkeit, durch seine Adagia, durch seine Stultitiae laus die öffentliche Meinung der Zeitgenossen, und nicht bloß Deutschlands, in wichtigen Angelegenheiten entscheidend bestimmen helfen. Und welch mehr geheimer Einfluß ist ihm noch weiter durch seinen unendlich ausgedehnten Briefwechsel mit den Vertretern sehr verschiedener Stände in sehr verschiedenen Ländern zugefallen!

War in Leben und Tun dieser großen Gelehrten die spätere nationale Stellung der philologischen Wissenschaften vorgebildet, so verlief doch die spezifisch nationale Entwicklung der Blütezeit des deutschen Humanismus in ganz anderen Formen. Die Namen, die hier auftauchen, sind die von Conrad Celtes, von Mutianus Rufus, von Crotus Rubeanus, vor allem von Hutten. Welch andere Erinnerungen als die an bloße Gelehrsamkeit rufen sie in uns wach! Nicht bloß erkennen, erleben wollten ihre Träger und die nicht geringe Anzahl der Männer, die zu ihnen standen, die Antike; aufgehen wollten sie in ihren Geist, fortsetzen wollten sie sie als ein neues Leben, ja nicht bloß als ein Leben gleich dem einstigen, sondern als ein Leben höherer Form und fortschreitenderer Entwicklung! Und so glaubten sie nicht bloß zu schreiben wie Cicero oder zu dichten wie Vergil; übertroffen sahen sie deren Leistungen durch die eigenen, und in einer Selbstbespiegelung, die dem ideologischen Grundzuge ihres Lebens entsprach, vergaßen sie ihre Stellung in Zeit und Raum der deutschen Geschichte.

Gewiß haben sie auch so gewirkt; in der Begeisterung späterer deutscher Geschlechter für die Antike noch hin bis zu unserer Gegenwart lebt ein gutes Teil ihres Erbes fort. Aber wirklich fest und dauerhaft auf dem Boden der Zeit Fuß fassen konnten sie nicht; unstet sind die meisten von ihnen von Universität zu Universität, von Reichsstadt zu Reichsstadt, von Burg zu Burg gezogen, lehrend und schmeichelnd, begeistert aufgenommen und verjagt, und nur einem von ihnen ist es, und auch ihm nur auf kurze Zeit gelungen, die zu hoch gespannten humanistischen Ideale durch nationales Empfinden zu lebensvollster Wirkung zu befähigen: Ulrich von Hutten. Im übrigen aber sanken die Lebensziele dieser Gruppe mit der ersten Generation ihrer Träger dahin; ausgebrannt erschien schon um 1530 die Stätte ihrer Entfaltung: und was schließlich übrigblieb, war ein trockener, handwerksmäßiger Betrieb antiker Studien, war die nicht eben hochstehende klassische Philologie des 16. Jahrhunderts. Denn auch die Zeit der großen Gelehrten war um 1530 vorüber; Erasmus und Reuchlin haben keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Gewiß ging darum der Einfluß der Antike, insoweit er durch die Schriften der Alten vermittelt wurde, noch nicht verloren: er war durch die humanistische Bewegung integrierender Bestandteil des geistigen Schaffens der nächsten Jahrhunderte geworden; er hat die Entfaltung des Rationalismus bestimmt und, in neuen Formen wieder auflebend, nicht minder das Aufblühen des jungen Subjektivismus der Zeiten Schillers und Goethes: wie in der ersten dieser Zeiten das lumen naturale, der von kirchlichen Fesseln befreite menschliche Verstand in seiner besonderen Auswirkung antik gefärbt erscheint, so in der zweiten die zu vollem Durchbruch erwachte nationale Tätigkeit der Phantasie und des Gemütes.

Um die Zeit aber, da die eigentliche humanistische Bewegung beendet erschien, um 1530, hatte auch schon eine zweite wichtige Entwicklungsrichtung der Renaissance zu erwachen begonnen: die der bildenden Kunst.

Die bildende Kunst der Renaissance hat sich in Deutschland viel später entfaltet als der Humanismus; kaum daß sich deutlichere Spuren von ihr über das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen. Wie sollte auch die künstlerisch-anschauliche Welt der antiken Überlieferung rasch und leicht auf Deutschland eingewirkt haben, da ihre Reste vornehmlich nur in Italien zu suchen waren? Auch als ihr Einfluß wirklich eintrat, war er anfangs auf die leicht transportabeln Seiten ihres Wesens beschränkt: auf das Ornament und solche Teile der antiken Architektur, die, mochten sie einst schon ausschließlich oder vornehmlich als Schmuck-

bilder benutzt worden oder auch rein architektonischen Leistungen treu geblieben sein, doch als schmückendes Element, sei es der Architektur, sei es der Bildnerei und Malerei, zur Verwendung gelangen konnten.

Aber auch dieser Import war von Anbeginn nicht durchaus und ausschließlich antik; ganz anders, als der Import der Literatur, war er vielmehr von vornherein mit italienischen Zusätzen vermischt. Und indem die hoch entwickelte Kunst Italiens sich in und mit der Antike unzertrennbar auch selbst einführte, erweiterte sich dann allmählich die fremde Einwirkung auch auf die eigentliche Architektur, sowie auf die Malerei und Plastik; in letzterer Hinsicht insofern, als für die deutsche Malerei und zum Teil auch für die Bildnerei jene Gesetze der Wahl des Objektes und der formal-schönheitlichen Harmonisierung maßgebend wurden, welche vor allem die italienische Malerei dem antiken Relief entnommen hatte.

Indes das waren doch erst spätere Einwirkungen; vorläufig handelte es sich eigentlich nur um das Zierstück im weiteren Sinne. Dies aber sieht man in der zu dieser Zeit so reichen und verhältnismäßig wichtigen ornamentalen Erfindung, in der Umrahmung des Holzschnittes und des Kupferstiches, in den Architektur- und Ornamentteilen von Gemälden, dann kunstgewerblich und schließlich auch architektonisch auftreten. Das letztere keineswegs in dem Sinne, als wenn dadurch die deutsche Baukunst antikisiert oder auch nur italienisiert worden wäre. Nein, die Architektur der deutschen Renaissance blieb in ihren strukturellen Teilen im Grunde und hauptsächlich eine treue Weiterbildung aus der deutschen Gotik; und längst vor allem fremden Einfluß hatte diese namentlich schon, heimischen Bedürfnissen einer rapide steigenden Bevölkerung und größerer Versammlungsräume für diese folgend, den Übergang von einer extrem vertikalen Tendenz der Kunstbauten zu einer mehr horizontalen durchzuführen begonnen und im Dienste dieser Wandlung vor allem entwickelt. Dieser neuen Struktur hat dann, da ihr die Ausbildung der gotischen Bauornamentik nicht gleich rasch und entschieden folgte, die Renaissance nur den äußeren Ausschmuck geliefert. Indem dies aber geschah, und indem auch das Kunstgewerbe der Gotik im Aufbau seiner Erzeugnisse, insbesondere der Möbel, wie auch in der Ornamentation der Umbildung der architektonischen Gotik nur langsam folgte, wurde die italienisch gefaßte Antike auf kunstgewerblichem Gebiete wie für die Struktur so auch für die Ausschmückung maßgebend.

Bei diesen Errungenschaften ist es denn im ganzen geblieben. Gewiß hat auch noch darüber hinaus der Geist der antikischen Kunst etwa seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts stärker und eingreifender gewirkt: es waren die Zeiten, da Dürer den Einflüssen der Alten näher trat, da noch mehr der jüngere Holbein sich ihnen in der ganzen Konzeption seiner Kunst, soweit sie ihm durch Italien vermittelt wurde, zu unterwerfen begann. Aber diese Periode tieferen Einflusses hat nicht lange gewährt. Mit dem Schlusse des 3. Jahrzehntes, noch vor 1530 also, verfiel die große Malerei der Nation; Dürer war gestorben, Holbein ging nach England, da ihm selbst in Basel, der Hochburg der literarischen Renaissance, dem langjährigen Sitze des Erasmus, lohnende Beschäftigung nicht winkte, und auch die deutsche Plastik ist bald wiederum andere Wege als die nur kurze Zeit betretenen Renaissancepfade Peter Vischers gewandelt.

Rascher fast noch, als die literarische, blühte die künstlerische Bewegung der deutschen Renaissance ab; und wie von jener unmittelbar sichtbar nur die philologische Gelehrsamkeit zurückblieb, so nur das Kunstgewerbe von dieser. Denn was Deutschland an neuen Kräften und Anregungen aus der Antike während der folgenden Jahrhunderte bis hin zum Zeitalter des Subjektivismus noch erhielt, hat es nicht so sehr einem direkten Bezuge aus der Antike, wie der Vermittlung der zahlreichen Importe verdankt, die ihm in dieser Zeit aus klassisch befruchteten Nachbarländern, aus den Niederlanden, aus Italien, aus Frankreich zugingen.

Ist nun mit alledem die geschichtliche Stellung der Renaissance in unserer nationalen Entwicklung schon voll umrissen? Wer wollte es glauben! Wollen wir sie besser verstehen, so werden wir vor allem fragen müssen, in dem Verlaufe welcher inneren, spezifisch nationalen Entwicklung sie denn eigentlich auftrat.

Zur Beantwortung müssen wir hier zurückgreifen bis ins 12. und 13. Jahrhundert. In dieser Zeit – man weiß es – begann langsam aufzuhören, was man Mittelalter und mittelalterliche Gebundenheit einer Kultur zu nennen

pflegt. Unter tausend Anregungen der inneren wie der äußeren Entwicklung, unter dem Übergange von schwindender Naturalwirtschaft zu den ersten Entwicklungsstufen der Geldwirtschaft, unter den Eindrücken von unerhörtem Glück und Fall der Staufer, unter neuen Reizen, die steigende soziale Schichten, namentlich des Bürgertums, ebenso empfanden, wie sie sinkende Stände, vor allem des platten Landes, und die bedenklich zahlreichen Massen der Deklassierten der Zeit vermißten: unter all diesen und tausend anderen Einwirkungen verschwand die alte geistige Dominante der Kultur der Kaiserzeit und eine Dissoziation aller größten Kulturbestrebungen trat zunächst ein. Sie führte, wie stets in solchen Zeiten des Überganges, zunächst zu einem gewissen Verluste auch der Eigenpersönlichkeit des Individuums: gern und leicht gab man sich auch in führenden Kreisen den Eindrücken der äußeren Erscheinungswelt, wie eigenen und fremden Seelenlebens hin. So war auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit ein Zeitalter des Naturalismus die Folge. So kam es zur Entfaltung jener reichen satirischen Dichtung des 14., 15. und teilweise auch noch des 16. Jahrhunderts und zu den Anfängen des Dramas: an sich noch primitive Formen höherer literarischer Charakteristik werden erreicht — aber immerhin schon einer Charakteristik, deren Höhe früheren Generationen verschlossen geblieben war. Und nicht minder erlebte man in den bildenden Künsten einen dauernden Aufschwung zu einer bisher unerhörten Reife des Naturalismus. Man kann ihre Entfaltung verfolgen in den Fortschritten unserer Plastik, vor allem der Holzbildnerei, vom 13. bis zum 16. Jahrhundert; am aufdringlichsten tritt ihre Entwicklung in dem glänzenden Aufschwunge der Malerei von den van Eycks und früheren bis auf Dürer entgegen.

Was aber für die Phantasietätigkeit galt, galt auch für alle anderen seelischen Lebensrichtungen: der Dissoziation der alten Elemente lief ein naturalistisches Aufsuchen neuer parallel.

Aber diesen Bestrebungen, auf welchem Gebiete sie sich auch betätigten, winkte seit Schluß etwa des 15. Jahrhunderts das immer deutlicher hervortretende Ziel einer neuen, einheitlichen Kultur, einer bestimmten neuen Dominante, die die inzwischen erreichten neuen Fortschritte zu einem Ganzen zusammenfaßte, eines frischen Idealismus von noch niemals erreichten Formen, einer in sich abgeschlossenen Kultur eines neuen Zeitalters. Und man weiß, wie sie, in unglaublichen geistigen Anstrengungen gerade unseres Volkes, im nächsten Menschenalter erreicht worden ist: der idealistischen Kunst eines Dürer, Holbein, Vischer folgte und ging parallel die Reformation recht als ein Schlußereignis, als die entscheidende Erscheinung für die Entwicklung jener neuen Dominante.

Welche Beziehungen hat nun die Renaissance zu diesen fundamentalen Vorgängen gehabt? Man sieht es leicht: bis auf einen gewissen Grad nur äußerliche, indirekte. Die Renaissance erfüllte nicht das innerste Leben ihrer Zeit; sie half es nur mit entwickeln, verschönern, bereichern. So auf dem Gebiete der Kunst: sie klärte den Naturalismus, sie gab formelle Direktiven für den darauf folgenden Idealismus. So erst recht auf dem Gebiete der Religion, des Glaubens: nicht eine der Reformation ebenbürtige Macht, sondern deren Dienerin ist sie gewesen; die Stellung der beiden Heroen Erasmus und Luther zueinander hat es bewiesen; interpretiert allein hat die Renaissance das Neue Testament, zu neuen Glaubensnormen wurde dessen Inhalt von der Reformation entwickelt.

Dennoch könnte die Renaissance in ihrer Bedeutung für die deutsche Geschichte sehr mißkannt werden, wollten wir mit der soeben gegebenen Erklärung abbrechen. An dieser Stelle ist ein weiterer Zusammenhang zu bedenken, der erst zum Verständnis der ganzen Stellung der Renaissance verhilft oder vielmehr — wie wir sehen werden — verhelfen könnte.

Die Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts steht nicht allein da in der deutschen Geschichte; vor und nach ihr hat es Renaissancen gegeben. Und die deutschen Renaissancen sind nicht die einzigen europäischen; neben ihnen stehen italienische, spanische, französische, niederländische, englische, um nur der hauptsächlichsten zu gedenken. In diesem Zusammenhange allein kann natürlich auch die deutsche Renaissance völlig verstanden werden.

Im ganzen lassen sich die Renaissancen der heute lebenden europäischen Völkerfamilie in drei Gruppen teilen: in Renaissancen ihrer Mittelalter, ihrer Neuzeiten und ihrer neuesten Zeit. Sehr einfach und ausreichend schon auf Grund der speziell deutschen Erscheinungen, lassen sich die mittelalterlichen Renaissancen charakterisieren; überall handelt es sich in ihnen nur

um Versuche einzelner Herrscher oder sonst leitender Persönlichkeiten, die antike Kultur für irgendeinen Zweck, und darum in einer ganz bestimmten Richtung wieder zu beleben, also um Renaissancen von oben her. Das typischste aller Beispiele, auch insofern, als es in eine Zeit fällt, da die einzelnen abendländischen Nationen erst in ihrer Bildung begriffen waren und zum großen Teile noch unter sich ununterschieden der zentraleuropäischen Fortsetzung des alten römischen Imperiums, dem Karolingerreiche angehörten, bietet die Renaissance Karls d. Gr. Die letzte der in diesen Zusammenhang gehörigen Renaissancen im Bereiche der deutschen Kultur war die Renaissance an dem Prager Hofe Karls IV. Bezeichnend für alle diese Erscheinungen ist, daß sie, künstliche Pfropfungen hochstehender antiker Kultur auf mittelalterliches Seelenleben, rasch, und oft schon vor dem Tode ihrer Begründer, erstarrten und ohne starke Folgen zu hinterlassen, zugrunde gingen. Es ist die Gruppe der unzeitgemäßen Renaissancen; sie gleichen jenen vielen, im Laufe der Weltgeschichte nachweisbaren Versuchen, niederen Völkern hohe Kultur einzuimpfen, die ausnahmslos mit einem Mißerfolg geendet haben, sei es, daß der empfangende Schoß des angeblich beglückten Volkes, sei es, daß die Saat der beglückenden Kultur verdorben ward.

Dieser Gruppe von Renaissancen folgt dann eine andere, die man als die des unbewußt natürlichen Verlaufes bezeichnen könnte. Sie wird eingeleitet durch die italienische Renaissance seit dem 12. und 13. Jahrhundert; sie umfaßt die großen Renaissancen des 15. und 16. Jahrhunderts einschließlich noch der holländischen, und sie verläuft sich in den französischen Renaissanceströmungen der Zeit Ludwigs XIV. Die Renaissancen dieser Gruppe treten ein, sobald ihre nationalen Träger im Verlaufe ihrer eigenen Entwicklung in Zeiten zu gelangen beginnen, die nach Kulturcharakter und Bildungshöhe im allgemeinen der Antike, und zwar vornehmlich der Welt der römischen Kultur entsprechen. In diesem Augenblicke, der für die europäischen Völker mit der Abkehr von mittelalterlicher seelischer Gebundenheit zusammenfällt, der diese Völker vorwärts treibt hinein in das Leben einer individualistischen Kultur, empfinden sie die Kultur der Alten als eine individualistisch voll entwickelte und insofern als ein nunmehr ihrer glücklichen Nachahmung zugängliches, ihnen vollendet erscheinendes Vorbild. Und so beginnen sie dieser Lehrmeisterin zu folgen mit all dem Enthusiasmus und der Gelehrigkeit eines ernsten und strebsamen Schülers.

Aber die Zeit naht, wo es der Schüler dem Lehrer gleich zu tun vermeint; schon die begabtesten Köpfe des 17. Jahrhunderts, Philosophen und Forscher im Bereiche der Naturwissenschaften vornweg, haben sich den Alten überlegen gefühlt. Und nun vermeint man von den Alten wohl im einzelnen noch lernen zu können, aber die volle Wiederbelebung ihrer Kultur erscheint doch nur noch Schwärmern und kleineren schwärmerischen Bewegungen als ein erstrebenswertes, ja auch nur denkbares Ziel. Und so beginnt eine dritte Gruppe von Renaissancen, die etwa die Bezeichnung «bewußt-natürlich» erhalten könnte. Ihnen kann in gewissem Sinne schon die französische Renaissance des Zeitalters Ludwigs XIV. zugezählt werden; deutlich gehören hierher die englischen und deutschen Bewegungen des 18. bis 19. Jahrhunderts, alles das, was man in Deutschland Neuhumanismus oder hellenische Renaissance zu nennen pflegt; und erst recht tragen jüngste Neigungen zur Antike, die sich in manchen Stellen unseres Kulturlebens nicht undeutlich verraten, eben diesen Charakter.

Nun ist leicht zu bestimmen, was in diesem Reigen von Renaissancen die deutsche Renaissance des 16. Jahrhunderts bedeutet. Sie gehört der zweiten Gruppe an, und so ist sie weder von vornherein abzudorren bestimmt gewesen, noch trägt sie das Stigma des Stückwerks. Kein Zweifel: sie war unserer Nation viel und ihre Einwirkungen währen in deutlichen Zügen fort bis auf heute.

Aber war sie unter den bewußt-natürlichen Renaissancen des europäischen Völkerkreises etwa die größte? Wer wird es auch nur von ferne behaupten wollen! Das klassische Beispiel dieser Gruppe wird immer die italienische Renaissance bleiben — wie sie denn eben darum auf die deutsche in tausend Dingen entscheidend eingewirkt hat —; aber auch die französische und niederländische Renaissance sind breiter, voller, durchsichtiger verlaufen, als die eigentlich deutsche. Und der Grund für diesen Ausgang liegt klar zutage. Nicht die Renaissance bestimmte im 16. Jahrhundert, und selbst in den Zeiten ihrer höchsten Blüte nicht, die breite Strö-

mung unserer nationalen Entwicklung, sondern religiöses Ringen und Frömmigkeit, genau wie der deutsche Neuhumanismus in seiner Tiefenwirkung sehr bald durch philosophische und mystische Erscheinungen, Kant und die Identitätsphilosophie, überholt worden ist: beide Male hat die Nation bewiesen, daß sie die Grüblerin, die selbständige Denkerin ist unter den Völkern Europas.

Und so wäre denn das besondere Schicksal der deutschen Renaissance aufs engste verknüpft mit der besonderen Anlage unseres Volkes? Es scheint die tiefste Erwägung zu sein, zu der einstweilen vorgedrungen werden kann.

Freilich: erledigt ist mit dieser Lösung die Frage, was denn im Grunde die deutsche Renaissance bedeute, noch immer nicht. Erledigt schon deshalb nicht, weil eine vergleichende Geschichte der europäischen Renaissancen noch niemals beabsichtigt, geschweige denn geschrieben worden ist. Denn es ist klar, daß eine Gesamtbetrachtung dieser Renaissancen vorhergehen muß, ehe der Charakter der einzelnen in einem nicht mehr rein willkürlichen Verfahren, nach persönlichem Geschmacke, nach Lust und Laune festgestellt werden kann.

Wird es aber genügen, das Problem einer vergleichenden Geschichte der europäischen Renaissancen an sich völlig aufzuhellen? Es wäre nur möglich, wenn diese Renaissancen wiederum die einzigen der Weltgeschichte wären. Dies ist aber keineswegs der Fall: und so bedarf es im Grunde eines viel, viel weiteren Umblickes. Die Geschichte der ostasiatischen Kulturen, von Indien über die malaiische Welt und China hin bis nach Japan, strotzt geradezu von Renaissancen; und wo auch nur Schrift und Bild, die hauptsächlichsten Gefäße zeitlicher Vermittlung menschlicher Kultur, entwickelt worden sind, da ist es der Natur der Sache nach zu Renaissancen gekommen.

Man sieht, welche Perspektiven sich hier eröffnen. Es ist auch nicht entfernt daran zu denken, daß so wichtigen Erscheinungen der europäischen Kultur, wie den Renaissancen der Antike, ihr universalgeschichtlicher, und das heißt ihr einzig richtiger Platz angewiesen werden kann, ehe nicht die Forschung sich aufs intensivste einer vergleichenden Untersuchung aller Renaissancen, welchem Entwicklungszusammenhange sie auch angehören, zugewendet und diese Aufgabe wenigstens im gröbsten erledigt hat.

Martin Luther.

Von Max Lenz.

Als der Reformator der Kirche, der Gründer der gereinigten, der ihrer selbst gewissen, männlichen Religion, als der Erwecker evangelischer Freiheit, so hat Martin Luther, von jeher der Mitwelt und Nachwelt, soweit sie ihm gehuldigt, vor Augen gestanden. Als der ärgste der Revolutionäre, der Zerstörer aller göttlichen und sittlichen Ordnungen, der Vater des Nihilismus und jeder Zügellosigkeit, als der Erzketzer gilt er bis heute allen seinen Feinden.

Wohin werden wir, wird sich die Historie, der nichts verhaßter ist als die Parteiung, mit ihrem Urteil stellen?

Schauen wir die Ereignisse an, die, sei es die Folge, sei es die Begleiterscheinung der Lehre Luthers waren, so müssen wir in der Tat bekennen, daß die romanisch-germanische Völkerwelt niemals eine Umwälzung von gleichem Umfang und gleicher Tiefe erlebt hat, seitdem sie sich auf den Trümmern des römischen Weltreiches erhob. Was wollen gegen die Katastrophen, die sich an das Auftreten dieses deutschen Bettelmönches anschließen, die Taten und Schöpfungen der Staatsmänner und Feldherren besagen, die seither die Welt mit dem Glanz ihres Namens erfüllt haben! Die große französische Revolution, wie tief sie Frankreich und in ihren Folgen Europa umgewühlt haben mag, in die Tiefe des Zwiespaltes, den das 16. Jahrhundert gerissen, griff sie nicht hinab; nichts glich sie darin aus, wie sehr sie darum bemüht war, sondern konnte ihn nur vergrößern: an dem Felsgestein der Kirche scheiterte ihre Kraft, und weil die Kirche stärker war als sie, ist der Staat, den sie bauen wollte, bis heute unfertig geblieben. Und ist es uns Deutschen anders gegangen? Dahin sind alle Hoffnungen, alle Versuche früherer Zeiten, den Zwist der Geister in einem höheren, freieren Gottes- und Menschheitsbewußtsein auszugleichen.

Es ist wahr, schon vor Luther hatten sich in dem System und in der Weltanschauung der mittelalterlichen Hierarchie Risse gezeigt, die einen nahen Zusammenbruch ahnen ließen: die auf dem Boden der Antike erwachsene Bildung hatte weite Kreise ergriffen und mit Verachtung gegen den in den Schulen herrschenden Geist erfüllt, tiefgreifende Reformen waren versucht

worden, und revolutionäre Stöße hatten das gesamte Gefüge erschüttert. Aber hatte alles dieses vermocht, auch nur ein Steinchen aus dem Wunderbau zu lösen? War irgendein Dogma abgeschafft, der Kultus vereinfacht, die Inquisition gemildert, die Scheiterhaufen ausgelöscht? Das Heer der Kuttenträger, die Scharen der Gläubigen verringert? Wurde weniger gewallt und gebetet, Reliquien gesammelt und Ablaß gekauft, weniger eifrig an Kirchen und Kapellen gebaut, weniger Geld für Kirchenbilder und Altäre und tausend fromme Stiftungen fortgegeben? Hatte in Italien selbst, in dem Italien Savonarolas die Bildung der Renaissance den Kreis der Auserwählten überschritten? Hatte sie bereits an das Herz des Volkes gerührt, verflachend oder zersetzend auf seine religiöse Phantasie, oder auch nur mäßigend und korrigierend auf die Ansprüche der Hierarchie eingewirkt? Niemals vielmehr, man darf es aussprechen, ist die Papstkirche einheitlicher regiert und ihre Ruhe von außen weniger gestört worden als unter der Regierung der Rovere und der Borgia. Die stürmischen Zeiten des Schismas und der Reformkonzilien, wiclifitischer und hussitischer Ketzerei waren vorüber; durch Konkordate hatte Rom sich der großen Mächte versichert; die kleinen Gewalten hielt es unter dem Daumen. Eben jetzt erhielt der katholische Genius in dem Aufschwung der iberischen Nationen einen gewaltigen Zuwachs; unter ihrer Führung überschritt er den Ozean, und der Schiedsspruch des Papstes teilte zwischen ihnen die neue Welt auf. Welch ein Abstand Roms unter Julius II. von dem Rom Cola Rienzis! Damals eine Beute der Fremden und der Anarchie, eine Stätte der Verwüstung und des Unglücks, war die Stadt der Cäsaren jetzt wieder das goldene Rom geworden. Eine Macht, die auch von den Großen respektiert wurde, finanziell kräftiger als jede andere, so dehnte sich der Staat der Kirche von Meer zu Meer. Anstatt das Papsttum zu zerstören, hatte die Renaissance den Glanz der Kirche nur erhöht. Aller Feinde war sie mächtig geworden; ein nie gekanntes Gefühl der Sicherheit hielt an der Kurie seinen Einzug: «Laßt uns», so sprach der Mediziäer, als er zur dreifachen Krone erwählt war, «das Papsttum genießen, welches Gott uns gegeben hat.»

Ob nun Luther selbst gewußt hat, was er tat, als er seine Bauernfaust gegen diese Herrlichkeit erhob? Ob er ahnte, daß die Feder, mit der er die Thesen niederschrieb, so wie es jene Legende von dem Traum seines Kurfürsten erzählt, weiter wachsen und die Krone des Nachfolgers Petri selbst ins Wanken bringen würde? Gewöhnlich wird es geleugnet: auch Luther habe den Handel nicht viel anders als einen Schulstreit aufgefaßt und begonnen; wie ja Hutten anfangs wirklich nur einen neuen Zank der Magistri nostri darin hat sehen wollen. Aber nicht so unbewußt seines Tuns ist der Genius. Wie gleich die erste der Thesen mit dem Johanneischen Worte «Tut Buße» — daß das ganze Leben Buße sein müsse — in den Kern der neuen Lehre einführt, so offenbaren sie in mehr als einem Satze das Vollbewußtsein des Reformators von der Kluft, die zwischen seinem Evangelium und dem Leben und der Lehre des Papstes und seiner Kirche bestand. «Dieser Handel», so schreibt er seinem Spalatin, noch bevor er sich Johann Eck in Leipzig zum Kampfe stellte, «wird, wenn er von Gott ist, nicht eher enden, als bis, wie Christus seine Jünger, so auch mich alle meine Freunde verlassen und die Wahrheit allein bleibt, welche sich errettet mit ihrer Rechten, nicht mit meiner, nicht mit deiner, noch mit der irgend eines Menschen. Und daß diese Stunde kommen wird, habe ich von Anfang an gewußt.» Daß er die herrschende Kirche fast in Trümmer schlagen, daß er die halbe Christenheit von ihr losreißen würde, ahnte er freilich nicht. Vielmehr, daß er von aller Welt verlassen würde, so wie einst der Herr verraten war, meinte er bald zu erleben; und daß Gott allein dann seine Sache hinausführen werde, mächtiger und herrlicher, als es Menschenwitz vermöchte, war seiner Seele Hoffnung.

So wie er nur an sich gedacht, für sich gearbeitet und gerungen hatte, als er ins Kloster ging und die Himmelspforte suchte, nach der ihn die Kirche hinwies. Er hatte alles dort erprobt, um den Weg zu finden, alle Mittel, die sie ihm an die Hand gab: Buße und Beichte, Fasten und Kasteiung, und jede Anleitung des Studiums und scholastischer Spekulation, Gehorsam und Ergebung und heiße Gebete, Herzensangst und die Gluten der Ekstase — und nichts hatte helfen wollen: immer ferner nur, immer entrückter allem Menschenwitz und Menschenkraft der Gott, den er suchte, immer breiter und tiefer die Kluft, nicht zu überfliegen und nicht auszumessen, die ihn von seinem Ziele

trennte. Bis dann, nicht plötzlich, wie es Sankt Paulus vor Damaskus erlebte, sondern allmählich und mit wachsender Klarheit, die aber unterbrochen wurde von Kämpfen, die Gewißheit in seiner Seele aufkeimte, daß es gerade der fessellose, der unerforschlich allmächtige Gott sei, der den Tod des Sünders nicht wolle, daß die Worte Gerechtigkeit und Gnade zusammenfallen und in dem «sola fide» sich reimen. Da hatte er den Boden unter den Füßen, den ihm weder Hölle noch Teufel verrücken konnten. Und käme ein Engel vom Himmel und wollte ihn einen anderen Glauben lehren, auch diesem wird er antworten: sei verflucht.

Diese allerpersönlichste Religiosität, dies Bewußtsein unmittelbarster Abhängigkeit von dem Schöpfer, gehörte dazu, um eine so universal gerichtete Religion wie die römisch-katholische zu entwurzeln. Weil die Hierarchie vor allem anderen auf das Individuum ihr Absehen gerichtet hatte, weil sie jedes Einzelleben von der Wiege bis zur Bahre mit ihren Sakramenten siebenfach gefesselt hielt, hatte sie ihre Wurzeln so tief in Gesellschaft, Staat und Volkstum hineingetrieben und hielt alles, persönliches wie allgemeines, himmlisches und irdisches in ihren Stricken. Das war das «babylonische Gefängnis», aus dem es die Kirche zu befreien galt. Nur wer ein Prinzip aufstellte, das die Seele noch fester an Gott band, sie noch unmittelbarer zu ihm hinführte, ihr eine noch stärkere Gewißheit der Erlösung bot als es die römische Kirche vermochte, konnte hoffen, den Papst aus seiner Gewalt zu stoßen und (um in der Sprache jener Zeit zu reden) dem Drachen von Babel die schweren Flügel zu zerbrechen.

Man pflegt wohl den defensiven Charakter der Religion Luthers zu betonen. Und gewiß dachte er noch lange nicht daran, aus dem Kloster herauszugehen, und hätte anfangs wohl gerne der Kirche alles gelassen was sie besaß, Bistum und Mönchtum und den Papst selbst mit allen seinen Kardinälen. Aber seine Gegenforderung war sogleich, daß man auch ihm sein Bekenntnis gönne. Und das verstand er nicht so, als ob das Licht des Evangeliums nur für ihn selbst, wie ein Lämpchen in seiner Klosterzelle, brennen sollte, sondern von Anfang an wollte er es auf den Leuchter stecken und der Welt offenbaren. Den Doktor der heiligen Schrift ließ er sich nicht nehmen, und duldete nicht, daß ihm Junker Tetzel in die Hürde einbrach, die ihm von Gott zu hüten anvertraut war. Auf die Lehre aber kam es der Kirche ebenso an wie ihm; auch sie stellte das Bekenntnis, das Prinzip, von dem ihre Macht und Ansehen abhingen, allem voran. Hätte sie den Ketzer auch tolerieren wollen, so durfte sie es nicht, wenn sie sich treu bleiben wollte.

So begann der Kampf, dessen drei erste Etappen Augsburg, Leipzig und Worms waren. In wenig mehr als drei Jahren war Luther dorthin gelangt, wo er sich im Geiste von Anfang an gesehen hatte: verlassen «wie die Blume auf dem Felde» stand er vor seinen Richtern. Dem Bann der Kirche folgte die Acht des Reiches. Der fromme Kurfürst, dem er Trost in die Seele gesenkt, den er ganz für sich gewonnen hatte — vor der Welt mußte auch dieser seinen Doktor Martinus verleugnen. Das Martyrium brauchte Luther darum nicht zu fürchten; die Romanisten hatten fast eher um ihre Haut zu sorgen als er. Die Masse der Nation erblickte in ihm ihren Führer, und die Stände des Reiches dachten eher daran ihn zu benutzen als zu strafen. Sie bauten ihm zum Rückzuge goldene Brücken, und nur weil er, nicht rechts oder links blickend, unerschütterlich bei seinem Glauben blieb, wurde er schließlich nach Kirchen- und Reichsrecht verurteilt. Ihn selbst bekümmerte es fast, daß er für sein Bekenntnis nicht mit seinem Blute zeugen durfte, wie die alten Väter, daß er sich seinen Richtern, nachdem er ihnen den Hals dargeboten hatte, entziehen sollte, und ungern gab er dem Drängen seiner Freunde nach, die ihn auf der Wartburg verbargen. Die Ängste, die er empfand, gingen nach einer ganz andern Richtung. In dem Beifall der Menge, der ihn umdröhnte, in den Begehrlichkeiten, die überallher aufschossen, in der Ohnmacht der kirchlichen Gegner selbst und dem Haß, der sie plötzlich umloderte, vernahm sein geschärftes Ohr ein neues Wüten des Satans, das Getöse des Aufruhrs.

Von hier aus muß man den Blick auf den Reformator richten, um ihn in seiner vollen Größe zu erfassen. Die Geister, die nun entbunden wurden, hatte er wahrlich nicht gerufen, und nichts wurde ihm leichter, als ihnen abzusagen und den Unterschied zwischen ihren und seinen Wegen aufzudecken. Seine Freunde in Wittenberg waren ratlos, als ihnen Thomas Münzers Gesellen aus Zwickau das Evangelium von der Freiheit des Christenmenschen nach

ihrer Weise vortrugen: Luther aber erkannte die Art der neuen Propheten, ohne sie nur mit einem Auge gesehen zu haben. «Erforsche», so schreibt er von der Wartburg seinem Magister Philippus, «ihren eigenen Geist, frage, ob sie die geistlichen Ängste, die göttlichen Wehen, Tod und Hölle gefühlt haben. Und schildern sie Dir ihre Empfindungen als friedfertig und erquickend, andächtig und gelassen, so verwirf sie, und wenn sie sagen, daß sie in den dritten Himmel entrückt seien. Weil ihnen dann das Zeichen des Menschensohnes fehlt, der einzige Prüfstein für die Christen, der die Geister sicher unterscheiden lehrt. Willst Du wissen Ort und Zeit und Art der göttlichen Gespräche? So höre: Wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert; und: Ich bin verworfen vor Deinen Augen; und: Meine Seele ist mit Pein erfüllet, mein Dasein mit Vorgeschmack der Hölle. Nicht so unmittelbar, daß der Mensch ihn sehe, spricht Gottes Majestät zu ihm – nein: Nicht sehen wird mich der Mensch, und wird leben. Nicht einen Funken seiner Rede erträgt die Kreatur. Denn deshalb spricht er durch die Menschen, weil wir Alle es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.»

Diese Teufel (er kannte sie nur zu wohl) fochten Luther nicht mehr an. Es waren andere Zweifel, mit denen er sich quälte. War es nicht seine Lehre, unter deren Anhauch die Welt eines Jahrtausends zusammenstürzte? War er allein auf dem rechten Wege? Durfte er noch weiter die Schleusen der Zerstörung öffnen? «Wie oft», schreibt er seinen Augustinern zu Wittenberg, «hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir furgeworfen ihr einig stärkist Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrest und so viel Leute im Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammet würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich widder diese Argument der Papisten als ein steinern Ufer widder die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.»

Und soweit die Stimme Luthers und der Wille der Fürsten, die ihm ihren Arm liehen, reichten, ward wohl die Ruhe gewahrt oder wieder hergestellt und blühte die Saat des Evangeliums fröhlich auf. Aber den Zerfall des Reiches konnte er so wenig aufhalten wie den der Kirche. Nicht zur Einigkeit, sondern zur Zerspaltung der Nation führte schließlich sein Evangelium, es ward zur Fahne einer politischen Partei, und statt die Weltkirche zu erfüllen, fand es zwischen den engen Mauern der Landeskirche dürftige Pflege. In ihrem Dienste hat auch Luther fortan gestanden. Unermüdlich hat er an ihrem Aufbau gearbeitet, auf der Kanzel und dem Katheder, im Gottesdienst und Seelsorge, mit seinen Kirchenliedern und Katechismen, Sermonen und Postillen, und nicht am wenigsten durch das Beispiel seiner in Gott geführten gesegneten Ehe. Immer noch wurde sein Rat in den Angelegenheiten seiner Kirche vor anderen gehört; unter den gemeinsamen Kundgebungen der Partei stand sein Name an der ersten Stelle. Aber neben ihm kamen andere Lehrer auf, mit einer wachsenden Schar von Schülern und Anhängern auch Gegner und Rivalen. Ein jeder Prädikant nahm etwas von der Natur des Bodens an, auf dem er gerade stand. Auch Luther blieb von den Einflüssen seiner Umgebung, der Engigkeit sächsischer Staatsinteressen nicht unberührt. Männer, die wie Ulrich Zwingli und Martin Bucer an Plätzen wirkten, die der Gefahr mehr ausgesetzt, den großen Strömungen der Politik näher lagen, erwiesen sich wohl nicht nur als weltverständiger, sondern auch als freisinniger; in der freieren Luft gewannen sie einen weiteren Gesichtskreis.

In der Tiefe aber war Luther kein anderer geworden. Und wer da sagt, daß der Reformator durch die Revolution in die überwundenen papistischen Anschauungen zurückgeworfen sei, der hat ihn nicht verstanden. Wie eigensinnig und engherzig er zuzeiten sein mochte, die Kirche des spezifischen Luthertums ist niemals seiner Weisheit letzter Schluß gewesen. Jener Entwurf zu einer Reichskirche, den er im Jahre 1545 für die geplante Nationalsynode mit seinen Wittenberger Kollegen unterzeichnete, zeigt aufs neue die großgedachten Züge einer Kirchenverfassung, wie sie ihm auf der Höhe seiner Mission vorschwebte. Daß der freie Zusammenschluß der Gläubigen zur Gemeinde die beste Form der Kirche sei, blieb seine Überzeugung allezeit. Freilich hatten der Herr Omnes und das Heer der Rottengeister ihn gelehrt, daß der Teufel allzu leicht seinen Samen zwischen den Weizen säe, wenn der Acker ungepflegt und ungeschützt blieb. Jede Form der Kirche hatte für ihn nur soweit Wert, als sie der

FERDINAND GRAF VON HARRACH

GEFANGENNEHMUNG LUTHERS IM THURINGERWALDE, 4. MAI 1521

Im frühlingsgrünen Buchenwalde wird beim Passieren eines schmalen Bergpfades das Gefährt, in welchem der vom Wormser Reichstage heimkehrende Luther und ein Genosse sitzen, von zwei durch das geschlossene Visir unkenntlich gemachten Rittern und deren Leuten angehalten. Luther blickt den vorderen der Ritter, der links aus dem Gebüsche hervorgebrochen, mutvoll an; seinen Gefährten, der sich ängstlich an das am Wege wachsende Gesträuch anklammert, sucht ein Knappe an der Pelzschaube vom Wagen herabzuzerren, ein zweiter Knecht bedroht, durch das Gefährt halb verdeckt, den Wagenlenker mit dem Kolben seiner Armbrust. Ganz vorn führt ein rot gekleideter Diener zwei Rosse am Zügel und zeigt dabei auf Luther als den gesuchten Mann. Ringsum dichter Wald.



gläubigen Seele den Zugang zu Gott öffnete. Er konnte sich sehr wohl ein Leben in Gott denken, für das es einer Kirche gar nicht mehr bedurfte. Vor allem der Gegensatz gegen den Antichrist zu Rom blieb ihm sein Leben lang vor Augen. Diesem gegenüber kannte er kein Kompromiß, und der Gedanke, einen Bund mit den Papisten, und wäre es gegen den Teufel selbst, zu schließen, wäre ihm Blasphemie gewesen. Das «Erhalt uns Gott bei Deinem Wort und steur' des Papst und Türken Mord» blieb der Grundton seines Lebens. Er war bis zuletzt der Kämpfer, als der er auf den Plan getreten war.

Man sieht nun wohl, nicht so leicht zu entscheiden ist die Frage, die wir an die Spitze stellten. Und so lange man die Begriffe Reformation und Revolution einander schroff entgegensetzt, wird man sich schwerlich einigen. Keine Idee, welche Menschen zusammengeführt, Herrschaft über die Gemüter und Form in der Welt gewonnen hat, kam kampflos zum Siege. Wo Menschen bauen, müssen sie zunächst zerstören, und niemals bisher hat bloße Überzeugung, Einsicht der Vernunft und der gute Wille des Herzens die neuen Ordnungen in Staat und Kirche herausgebildet. Immer noch waren Unruhe und Kampf, ein Heer streitender Leidenschaften und Interessen Folge und begleitende Erscheinungen, ja oft genug die Wege und die Mittel. Umso tiefer wurde der alte Boden aufgewühlt und drang die Zerstörung ein, je mehr der Ideengehalt der Epoche verändert, je stärker das Prinzip getroffen war, das die ältere Weltordnung getragen hatte. Darum sind die Revolutionen immer die größesten gewesen, die eine Umbildung der Weltanschauung anstrebten und heraufführten. Eine solche Weltumwandlung war diejenige, die an Luthers Namen und Lehre anknüpfte. Auch von ihm gilt das Wort seines Herrn und Meisters: Ich bin nicht in die Welt gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und nur dem Evangelium selbst kann sich die Reformation in ihren zerstörenden Wirkungen vergleichen. Nur ihm auch in ihrer nachwirkenden, aufbauenden Kraft. Ob und wie jemals die Kluft, die sie riß, ausgefüllt werden wird, liegt heute, wie vor vier Jahrhunderten, im Dunkel der Zukunft, und nur der Glaube, die überzeugende Kraft des Gewissens, vermag heute wie damals die Gewißheit des rechten Weges und dereinst des Sieges zu geben.

Albrecht Dürer.

Von Ludwig Keller.

Die Wiege der großen Kunstepoche, die wir unter dem Namen der Renaissance zusammenfassen, hat in Florenz gestanden, wo Verhältnisse besonderer Art die Entwicklung des neuen Zeitalters in ungewöhnlicher Weise begünstigten. Die ersten Spuren des beginnenden Umschwungs treten uns hier bereits seit dem 13. Jahrhundert entgegen und in Männern wie Pisani und Giotto lassen sich die kennzeichnenden Merkmale der neuen Richtung, insbesondere das Wiedererwachen des Naturgefühls, bereits klar erkennen.

Die entscheidende Tatsache aber wurde im weitern Verlaufe die Wiedergeburt des klassischen Altertums, die sich unter dem Einfluß der aus ihrer Heimat vertriebenen Griechen seit dem 14. und 15. Jahrhundert vollzog und die, obwohl sie zunächst nur eine Erneuerung der klassischen Literatur war, doch ihren Einfluß sehr bald auch auf die Renaissance der Kunst, zumal der bildenden Kunst, geltend zu machen begann. Man braucht ja nur an die Namen Brunelleschi, Donatello und Ghiberti zu erinnern, um den Durchbruch des Zeitalters der italienischen Renaissance zu bezeichnen.

Viel später als in Italien begannen sich die Wirkungen der neuen Zeit in Deutschland zu zeigen. Obwohl es auch hier an vorbereitenden Entwicklungen und an Vorläufern nicht gefehlt hat, so ward der Höhepunkt der ältern deutschen Kunst erst mehrere Menschenalter später als in Italien erreicht, und zwar knüpft unsere klassische Epoche hier in erster Linie an den Namen Albrecht Dürers an.

Eine ähnliche führende Stellung wie sie in Italien Florenz besessen hat, hat in Deutschland auf dem Kunstgebiete Nürnberg sich in jenen Jahrhunderten erworben, und man darf sagen, daß ein künstlerisches Genie wie das Dürers erst dadurch zu seiner vollen Wirkung hat gelangen können, daß es auf einem so vortrefflich vorbereiteten Boden erwachsen und gereift ist.

Durch den Weltruf, den Dürer nachmals gewinnen sollte, sind die Gestalten und die Namen der Männer, die seine Lehrer und Führer waren, fast ebenso in den Schatten gestellt worden, wie die seiner Schüler, und doch kann niemand Dürer recht verstehen, der Michael Wolgemuth nicht

kennt, und der nicht weiß, daß Männer wie Willibald Pirkheimer, Anton Tucher, Christoph Scheurl, Sebald und Michael Beheim, Johann Denck und andere seine Freunde, Gesinnungsgenossen und Schüler gewesen sind.

Man wird niemals einen klaren Einblick in die treibenden Motive der großen Kunstepoche jener Zeit gewinnen, wenn man den religiösen Einschlag, den die Renaissance besaß, außer acht läßt. Obwohl in den Jahren, wo Dürer heranwuchs — er war am 21. Mai 1471 geboren —, keinerlei tiefgreifende religiös-politische Kämpfe die Welt bewegten, so standen doch die Männer, die seine Lehrer waren, noch unter dem Eindruck der böhmischen Religionskriege aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die gerade in dem benachbarten Nürnberg die Gemüter aller denkenden Menschen in hohem Grade erregt und unauslöschliche Erinnerungen hinterlassen hatten; gerade in der Schule Wolgemuths entstanden damals mancherlei Kunstwerke, die den Einfluß dieser Strömungen sowohl in der Wahl der Gegenstände wie in der Art ihrer Behandlung deutlich erkennen lassen.

Gleich das erste große Werk, das wir von Dürers Hand besitzen, eben das Werk, das seinen Ruf begründete, sollte aller Welt offenbaren, daß auch dieser hochbegabte Zögling der Wolgemuthschen Werkstatt von religiösen Interessen im Sinne seines Meisters und der Nürnberger Bauhütte, der beide angehörten, durch und durch erfüllt war: die Illustrationen zur Apokalypse bilden insofern gleichsam den Auftakt in dem Lebenswerke unseres großen deutschen Malers, als sie den Weg andeuten, den Dürer im wesentlichen bis an seinen Tod eingehalten hat.

Das Aufsehen, das diese Illustrationen machten und die Verbreitung, die sie fanden, beruht zum Teil auf dem ungewöhnlichen Wert der künstlerischen Leistung, zum Teil aber auch auf dem stofflichen Interesse, das man weit und breit an dem Gegenstande der Darstellung und an der nur schwach verhüllten Tendenz des Werkes nahm, das seine Spitze deutlich gegen die Hierarchie kehrte.

In viel größerem Umfange als es heute der Fall ist, nahmen in jener Zeit die zeichnenden Künste an den Kämpfen, welche die Welt bewegten, tätigen Anteil. Man muß bedenken, daß damals das geschriebene und gedruckte Wort der strengsten Beaufsichtigung durch die Zensur unterlag und daß infolgedessen die dichtenden Künste in tiefer Abhängigkeit standen. Im Vergleich zu dem gedruckten und gesprochenen Wort hatten sich die bildenden Künste eine große Freiheit der Bewegung gewahrt, die in der Organisation der städtischen Gewerke eine starke Stütze besaß. Es zeigt sich daher die merkwürdige Tatsache, daß in jener Zeit gerade die bildenden Künste tonangebend voranschritten. Das Bild wurde ein hervorragendes Mittel der Publizistik und ein mächtiger Faktor im gesamten Geistesleben der abendländischen Nationen.

Die führende Stellung, welche während des 18. Jahrhunderts in Deutschland die großen Dichter einnahmen, hatten im 16. die großen Künstler inne: die Herausgabe eines neuen Bilderzyklus seitens eines berühmten Malers war um das Jahr 1500 ein Ereignis, an welchem die ganze Nation teilnahm und die eine Wirkung übte, die wir etwa mit dem Erscheinen eines Schillerschen Dramas vergleichen können. Erst wenn man sich diesen Umstand vergegenwärtigt, versteht man, wie der Sohn eines einfachen Handwerkers, der selbst nur Handwerkerbildung besaß, durch seine künstlerische Begabung einen Einfluß nicht bloß auf die Kunst und die Künstler, sondern auf die gesamte Geistesrichtung, auf das Fühlen und Denken seines Volkes hat gewinnen können. Was ein Talent von Kraft und Eigenart und ein Mann von Gemütstiefe und Wahrheitsliebe mit den Mitteln der bildenden Kunst damals erreichen konnte, das hat das Lebenswerk Dürers gezeigt.

In den Kreisen jener großartigen Korporation der deutschen Bauhütte, der Dürer wie alle Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Baumeister und Ingenieure seiner Zeit angehörte, waren bereits im 15. Jahrhundert deutsche Bibeln, zumal das Neue Testament, sehr weit verbreitet und es war gewiß kein Zufall, daß Dürer im Jahre 1498 von seiner Offenbarung Johannes' auch eine Ausgabe mit deutschem Bibeltext veranstaltete.

Dürer hatte sich mit diesem Gegenstande einen Vorwurf von ungewöhnlicher Schwierigkeit gewählt. Trotzdem gelang es seiner schöpferischen Kraft, nicht nur des spröden Stoffes vollkommen Herr zu werden, sondern auch Typen zu schaffen, unter deren Herrschaft sich die Phantasie aller seiner Nachfolger bis auf den heutigen Tag gebeugt hat. Er hat für die wenigen darstellbaren

Szenen der Apokalypse Formen gefunden, die sich Jahrhunderte hindurch als gültig und wirkungsvoll erwiesen haben. Durch dieses Werk wurde der junge Maler mit einem Schlage ein berühmter Mann.

Das Gebiet der religiösen Kunst, das Dürer mit diesem Erstlingswerk beschritten hatte, ist von da an sein eigentlichstes Feld geblieben und neben all den Tierstücken, Porträts, Bauernszenen usw., die er für den Bedarf seiner Kunden schuf, blieb sein eigentliches Interesse und der vornehmste Inhalt seines künstlerischen Schaffens der Darstellung religiöser Vorwürfe gewidmet.

Es war ein Glück für ihn und seine weitere künstlerische Entwicklung, daß er seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts Gelegenheit gewann, sich der hochentwickelten italienischen Kunst und italienischen Künstlern zu nähern. Mit Geldmitteln, die ihm sein Freund Willibald Pirckheimer vorgeschossen hatte, begab sich Dürer im Jahre 1505 nach Italien und zwar zuerst nach Venedig. Die große deutsche Kolonie dieser Stadt hatte sich damals am Ponte Rialto ein Gesellschaftshaus bauen lassen und suchte einen deutschen Künstler, der für die Kapelle des Hauses ein Altarbild malen sollte; die Umstände fügten es, daß Dürer den Auftrag erhielt, es auszuführen.

Innerlich gehoben durch das Vertrauen seiner Landsleute und geistig angeregt durch den Verkehr mit den italienischen Künstlern ging er an die Arbeit und als das große Ölgemälde fertig war — es ist unter dem Namen des Rosenkranzfestes bekannt — konnte er einen großen Erfolg verzeichnen. «Ich habe die Maler alle zum Schweigen gebracht», schrieb er am 8. Sept. 1506 an Pirckheimer, «die da sagten, im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit den Farben umzugehen; jetzt aber spricht jedermann, sie hätten schönere Farben nie gesehen.»

Von Venedig aus besuchte Dürer auch andere Städte Italiens, wie z. B. Bologna, wo er durch Lucas Paciolí, einen Schüler Leonardo da Vincis, in die «Geheimlehren der Kunst» eingeführt ward, und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit im Jahre 1507 wieder nach Nürnberg zurück.

Von dieser Zeit an verwuchs Dürers Tätigkeit immer mehr mit den Interessen und der Entwicklung des Kunstlebens der ganzen deutschen Nation und die persönlichen wie die künstlerischen Beziehungen, in die er trat, bezeugen, welche Stellung sich der einfache Maler und Architekt verschafft hatte. Es ist bekannt, daß die Künstler wie die Humanisten jener Zeit an Kaiser Maximilian I. einen mächtigen Protektor gefunden hatten, und es ist sicher mehr als eine Sage, daß der Kaiser, der in den geheimgehaltenen Hüttenbräuchen wohl bewandert war, selbst Mitglied des Hüttenbundes gewesen ist.

Wie dem auch sei, so ist sicher, daß gerade Dürer vom Kaiser stark herangezogen wurde, und daß ersterer seit 1512 förmlich in des Kaisers Dienst trat. Aus dieser Tätigkeit stammen das berühmte Porträt Maximilians und die Randleisten zu einem Gebetbuche des Kaisers, die eine Anschauung von dem Reichtum der Phantasie gewähren, über den unser Künstler verfügte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Auszeichnung, mit der ihn Kaiser Maximilian behandelte, Dürer auch von andern Fürstenhöfen mannigfache Aufträge eintrug, und so entstand unter anderem das Porträt eines Vorfahren unseres Kaiserhauses, des Kurfürsten Albrecht von Mainz aus dem Hause Hohenzollern, dessen Original noch heute in der Kunsthalle zu Bremen vorhanden ist.

In denselben Jahren, wo Dürers Gemälde an den Höfen gleichsam Modesache wurden, trugen seine Holzschnitte, die auf allen Märkten und in allen Buchläden feilgehalten wurden, seinen Namen in die breitesten Schichten des Volkes, und indem er, getreu seiner Geistesrichtung, auch in diesen Darstellungen seine ernste religiöse Gesinnung vielfach zum Ausdruck brachte, erzog er nicht nur den Kunstgeschmack des deutschen Volkes, sondern er wurde auch ein Bahnbrecher der religiösen Erneuerung, deren Anfänge er selbst noch miterleben sollte.

Unter den zahllosen Holzschnitten und Holzschnittfolgen nun, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen sind, hat keine eine größere Beachtung und Verbreitung gefunden wie die Serie, die unter dem Namen der «Drei Temperamente» bekannt geworden und um das Jahr 1514 entstanden ist.

Der innere Zusammenhang der drei Bilder — man pflegt sie als «Melancholie», «Ritter, Tod und Teufel» und «Hieronymus in der Zelle» voneinander zu unterscheiden — ist

heute ebenso anerkannt wie der Umstand, daß Dürer in dieser Holzschnittfolge ähnlich wie einst in der Folge der apokalyptischen Bilder bestimmte Ideen und Anschauungen durch symbolische Zeichen hat zum Ausdruck bringen wollen. Aber diese Ideen sind absichtlich in verhüllter Form gegeben und ihr Sinn ist der Mehrzahl der Zeitgenossen wie der Späterlebenden dunkel geblieben; offenbar waren die Andeutungen dieser Symbolik nur für bestimmte Kreise von Eingeweihten berechnet.

Man versteht den geistigen Einfluß, den Dürer geübt hat, erst dann vollständig, wenn man ihn und sein Werk auf dem Hintergrunde der großen geistigen Kämpfe betrachtet, die seine Zeit erfüllten, ebenso wie man andererseits den geistigen Schwung, der aus den Werken dieser Renaissancekunst spricht, erst dann versteht, wenn man weiß, wie sehr diese Männer nicht bloß von künstlerischen, sondern zugleich von religiösen Idealen und Zielen erfüllt waren.

Man hat heute vielfach vergessen, daß der großen religiösen Bewegung, die seit 1517 unter Luthers Führung einsetzte, schon seit Jahrzehnten, besonders aber seit 1512 ein großer Kampf vorausging, der an das Auftreten Reuchlins und an das Erscheinen der «Dunkelmänner-Briefe» anknüpft. Die Leiter dieses Kampfes waren die Humanisten, die in ihren Sozietäten und Akademien feste Organisationen besaßen, Organisationen, denen auch sehr viele Künstler, Ärzte, Bauleute usw. angehörten. Einer der Hauptstützpunkte der Bewegung war die Reichsstadt Nürnberg und der Freundeskreis der Tucher, Pirckheimer, Scheurl, Holzschuher, Staupitz, zu dem auch Dürer gehörte. Das Auftreten Luthers im Jahre 1517 erschien allen diesen Männern, die durchweg an Jahren älter und an Erfahrung reifer waren als der Wittenberger Augustiner, nur als eine Etappe in dem Kampfe, in dem sie seit vielen Jahren begriffen waren, und es war von vornherein nicht zweifelhaft, auf welcher Seite sie der Thesenanschlag des Jahres 1517 finden werde.

Wie insbesondere Dürer zu Luther und der religiösen Sache stand, beweist eine in Antwerpen aufgezeichnete Stelle des Tagebuchs seiner niederländischen Reise. Am 17. Mai 1521 hat Dürer folgenden merkwürdigen Herzenserguß aufgezeichnet: «Mir kam Mähr gen Antorf, daß man Martin Luther verrätherlich gefangen hätt..... Haben sie ihn gemordet, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und um deßwillen, daß er das unchristliche Papstthum getadelt hat.... Und wie du o himmlischer Vater, diesem Mann, der da klarer geschrieben als je einer, der seit 140 Jahren gelebt hat, einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, so bitten wir dich, daß du deinen heiligen Geist wiederum gebest einem, der deine heilige christliche Kirche allenthalben versammele..., auf daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als Türken, Heiden usw. zu uns zu kommen begehren und den christlichen Glauben annehmen... Ach Herr, gieb uns das neue Jerusalem, das vom Himmel hinabsteigt, davon die Apokalypse schreibt... O Erasmus von Rotterdam, wo willst du bleiben?... Höre, du Ritter Christi, reite hervor neben dem Herrn Christus, beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone.... O Ihr Christen-Menschen, bittet Gott um Hülfe, denn sein Urtheil naht und seine Gerechtigkeit wird offenbar; dann werden wir sehn die Unschuldigen und das Blut, das der Papst, die Pfaffen und Mönche vergossen, geächtet und verdammt haben, wie es in der Apokalypse heißt. Das sind die Erschlagenen, die unter dem Altar Gottes liegen und die da schreien um Rache, worauf die Stimme Gottes antwortet: Erwartet die vollkommene Zahl der unschuldig Erschlagenen, dann will ich richten.»

So waren die Ideen der Apokalypse, die den jungen Dürer einst zu seinem ersten epochemachenden Kunstwerk begeistert hatten, auch in dem fünfzigjährigen Mann noch mit der alten Kraft lebendig und die treibenden Gedanken seiner Kunst, eben die religiösen, erfüllten, wie man sieht, den gereiften Künstler noch mit der gleichen Stärke, wie sie ihn zuerst ergriffen hatten.

Nichts ist kennzeichnender für die Wechselwirkung, die hier vorhanden war als die Tatsache, daß das starke Erlahmen von Dürers schöpferischer Kraft, wie wir es seit 1525 beobachten, zeitlich zusammenfällt mit der tiefen Verstimmung, die ihm der unglückliche Verlauf der großen Kämpfe aufdrängte.

Die Spaltung zwischen Erasmus und Luther, wie sie seit 1524 offenkundig wurde, d. h. die Trennung zwischen den Humanisten und der neuen Partei der lutherischen Staatskirche, führte alsbald, wie man weiß, zur völligen Zurückdrängung der Renaissance und des Humanismus, die dem vereinten Ansturm der alten und der

neuen Kirche bald erlagen. In Nürnberg gab es noch besondere Schwierigkeiten. Eine Anzahl von Dürers jüngern Freunden und Schülern hatten seit dem Beginn des Jahres 1524 den Versuch gemacht, eine eigene kultische Organisation zu bilden. Die Männer, die daran beteiligt waren, wurden von dem damals bereits lutherischen Magistrat der Stadt Nürnberg als «Häretiker» vor Gericht gestellt — es war der erste Fall lutherischen Glaubenszwanges — und bei dieser Gelegenheit kam es zutage, daß Dürer den Standpunkt der jüngeren Freunde teilte.

Auch ihm drohte mithin das Ketzerschwert der neuen Staatskirche und erregt schrieb er damals an einen Freund in Antwerpen: «Des Glaubens halber müssen wir in Noth und Gefahr stehen, denn man schilt uns Ketzer.» Es gelang Dürer, der sich um Nürnberg große Verdienste erworben hatte — er schenkte bald darauf dem Magistrat vier kostbare Gemälde, die Bilder der vier Evangelisten — die Gefahr von seinem Haupte abzuwenden; seit dieser Zeit aber wandte er sich ganz von diesen Fragen ab und stellte die künstlerische Behandlung religiöser Stoffe und Probleme überhaupt ein. Er wandte seine Tätigkeit von da ab fast ausschließlich theoretischen Studien zu und schrieb Bücher über Perspektive, Konstruktionslehre und ähnliche Dinge.

Am 3. April 1528 ist er plötzlich und unerwartet durch einen sanften Tod aus diesem Leben geschieden. Auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

▫ ▫ ▫

Wenn wir rückblickend die Bedeutung Dürers uns noch einmal vergegenwärtigen, so können wir nur das Urteil der Zeitgenossen bestätigen, die ihn «als Fürsten der Maler, Vater der Kunst und zweiten Apelles» bezeichnet haben. Die allgemeine Stimme, sowohl der ausländischen wie der deutschen Literatur gibt Dürer den Ehrenplatz in der ganzen deutschen Kunstgeschichte der älteren Zeiten und jedermann räumt ein, daß kein älterer Künstler eine dauerndere Wirkung auf die Folgezeit geübt hat.

Allerdings, wenn man von der hochentwickelten Technik der modernen Kunst zu den alten deutschen Meistern kommt und etwas Ähnliches zu finden erwartet, so wird eine verdrießliche Enttäuschung in der Regel nicht ausbleiben. Selbst bei Dürer ist der Sinn für den anmutigen Fluß der Linien wie für den Idealismus der Form verhältnismäßig schwach entwickelt, und verwöhnt durch die neuere Kunst wie wir es sind, pflegen wir bei Dürer eine gewisse Härte der Form störend zu empfinden. Aber wer sich hierdurch nicht abschrecken läßt und sich liebevoll in unsern Meister vertieft, der wird bald gewahr werden, daß Dürer, wie einst Goethe an Lavater schrieb, «an Wahrheit, an Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat».

Wenn Dürer, wie gesagt, die formale Schönheit zum Teil abgeht, so lag dies unter anderem auch daran, daß er sich seine Aufgabe weiter gesteckt hatte: nicht die Form allein, sondern auch der Inhalt bildete das Ziel, auf welches das Ringen seines Geistes gerichtet war. Der Realismus, d. h. die Wiedergabe der Wirklichkeit, ist sein Streben, aber weit entfernt, daß dieser Realismus ihn zu Plattheiten und Alltäglichkeiten verführt, ist alles was er schafft edel, tief, gemütswarm und von religiöser Gesinnung eingegeben und getragen.

Mit dem ernsten Streben, den Gott, an den er glaubte, in den Kreaturen zu finden, tritt er vor die Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt, in denen sich der «große Baumeister aller Welten» nach Dürers Worten offenbarte. Daneben war unser Künstler zugleich vom Scheitel bis zur Sohle ein deutscher Mann; es gibt in der Geschichte der deutschen Kunst kaum einen andern Meister, der einen so tiefen und mannigfaltigen Ausdruck für unser Volkstum gefunden hat wie Dürer.

Und doch ist das, was wir an ihm lieben, keineswegs ausschließlich seine Kunst; ebenso sehr wie als Künstler, steht er als Mensch uns nah: sein Charakter, seine Gestalt steht in ihrer edlen Menschlichkeit als leuchtendes Vorbild da.

Man hat Dürer oft mit dem großen deutschen Dichter verglichen, der im 18. Jahrhundert den fast verschollenen Meister zuerst wieder entdeckt hat, mit Goethe. Und in der Tat hat dieser Vergleich in vieler Beziehung seine Berechtigung. Jedenfalls gibt es in unserer Geschichte nur wenige große Männer, in deren Wesen und Wirken die deutsche Nation so sehr den Ausdruck ihrer nationalen Eigenart und ihres seelischen Empfindens wieder erkannt hat und wiedererkennt wie in dem größten deutschen Dichter des 18. und dem größten deutschen Maler des 16. Jahrhunderts.

Kurfürst Friedrich der Weise und die Reformation.

Von Theodor Brieger.

Mehr als einmal hat das Haus Wettin mit starker Hand in die Geschicke Deutschlands eingegriffen. Aber die weltgeschichtliche Tat der Wettiner — und eine Tat, die unvergleichlich dasteht — bleibt, was die drei Ernestinischen Kurfürsten Friedrich, sein Bruder Johann, sein Neffe Johann Friedrich für die Reformation getan haben: ein jeder von ihnen in seiner Weise und doch einmütigen großen Geistes. Die geschichtlich bedeutendste Gestalt aber und zugleich die interessanteste ist der erste von ihnen, der weise Friedrich. Wundersestsam freilich mutet er uns auf den ersten Blick an. Er scheint zu dem Werk seines Lebens wenig geschaffen zu sein. Und doch vollbringt er es, als ob es gar nichts wäre: es ist der selbstverständliche Ausdruck seines Wesens.

Kurfürst Friedrich, der im Jahre 1486 im Alter von 23 Jahren seinem Vater Ernst in der Regierung folgte, war von reichen Regententugenden: ein Mann des Friedens, alle Friedenswerke fördernd, ein trefflicher Haushalter, ein milder Vater seiner Untertanen, unermüdlich tätig, wo es das Wohl des Landes galt. Sein «herrlicher ehrlicher Fleiß» ließ die Geschäfte allem anderen vorgehen; auch auf der Jagd dachte er ihnen nach, und oft ließ er sich von einem Schreiber begleiten, um selbst am Vogelherd sie erledigen zu können. Aber was ihn vor allem auszeichnete, war jene weise, sorgsam abwägende Bedächtigkeit, die ihm seinen Beinamen eingetragen hat. Eifrig forderte er den Rat seiner Diener. Aber die Selbständigkeit seines Urteils litt nicht darunter. Seine Gewissenhaftigkeit hätte nicht geduldet, daß er sich bei der Meinung der Räte beruhigte. Seine Sekretäre hatten keine leichte Arbeit: ein wichtiges Staatsschreiben ließ er unter Umständen an die zwanzig Mal ändern. Fremde machten ihm zum Vorwurf, er habe «nie schließen können». Den Seinen erschien er doch nur als ein neuer Fabius Cunctator. Immer werden wir in dieser Schwerfälligkeit keinen unbedingten Vorzug erblicken können. Sicher war eine keck vordringende Initiative nicht seine Sache; Friedrich daher — sollte man meinen — eher alles andere, nur kein Held der kühnen Tat, und nicht eben geeignet für die hohe Aufgabe, welche Zeit und Verhältnisse ihm stellten.

Und das um so weniger, als diese Aufgabe das Gebiet der Kirche berührte, die in Friedrich einen ihrer treuesten Söhne besaß. Denn seine Gottesfurcht trug durchaus das Gepräge des Mittelalters. Freilich dem charakteristischen, auf weltliche Bildung gehenden Zuge der Zeit hatte er sich nicht entzogen. Nicht ohne klassische Bildung und des Latein wohl kundig, ward er einer der eifrigsten Förderer der humanistischen Studien. War die Universität Leipzig bei der Landesteilung von 1485 der Albertinischen Linie zugefallen, so kannte er kaum ein ernsteres Anliegen, als auch den Ernestinischen Landen eine Universität zu schaffen und sie den Anforderungen der Zeit entsprechend auszustatten. Die Schöpfung von Wittenberg (1502) ist eine der rühmlichsten Taten aus der Geschichte der deutschen Wissenschaft und des deutschen Geisteslebens. Indes seine Liebe zur Wissenschaft tat seiner strengen Kirchlichkeit keinen Eintrag. Mit seinem Gehorsam gegen die Kirche und ihr Oberhaupt wetteiferte seine Liebe zu dem Zeremoniellen in der Religion, sein Vertrauen auf die Gnadenschätze der Kirche bis zu den ablaßbegnadeten Reliquien herab. Von letzteren, den sog. Heiltümern, erwarb er eine schier unglaubliche Menge für seine kirchliche Lieblingsstiftung, die Schloßkirche zu Wittenberg. Selbst in Italien und den Niederlanden hatte er seine Agenten, welche für die noch immer gesuchte heilige Ware die höchsten Preise zahlten. Und seine Vertreter in Rom mußten der mit ihnen gezierten Kirche zu den reichen Ablaßgnaden neue und reichere erwirken. Das waren die Schätze, die er suchte, und für die der sonst sparsame Fürst keinen Aufwand scheute. Der fromme gläubige Sinn, der ihn im Jahre 1493 zu einer Wallfahrt ins Heilige Land getrieben hatte, lebte in ungebrochener Kraft noch ein Viertel Jahrhundert später in ihm, zu der Zeit, wo er zuerst mit dem Handel Luthers zu tun bekam. Noch immer suchte sein lebhaftes religiöses Bedürfnis Befriedigung in den gewohnten Bahnen der Frömmigkeit des ausgehenden Mittelalters. In der Erfüllung der kirchlichen Pflichten hat es ihm vielleicht kein Fürst jener Zeit zuvorgetan: die Messe zu hören unterließ er keinen Tag, «weder daheim, noch über Feld oder auf der Jagd».

Welche Stellung konnte, mußte er da einnehmen zu jener tiefgehenden religiösen und

kirchlichen Neuerung, die von seinem Wittenberger Professor, dem Dr. Martinus, ausging?

Wohl hielt er längst große Stücke auf ihn. Ein Vertrauter seines Hauses, Johann von Staupitz, hatte ihm einst von dem jungen Augustinermönch verheißen, er wolle ihm «einen eigenen Doktor aus diesem Manne ziehen». Das Wort war haften geblieben. Es schien in Erfüllung zu gehen: dieser Doktor war bereits eine der ersten Zierden seiner Universität. Und eben dieser trat nun kühnlich mit Thesen auf, die eines der bedeutsamsten kirchlichen Institute, den Ablaß, zuschanden zu machen drohten und damit zugleich dem zu nahe traten, was auch dem Kurfürsten warm am Herzen lag. Wir glauben es Luther aufs Wort, wenn er erzählt, er habe sich durch sein Vorgehen bei seinem Herrn «schlechte Gnade verdient». Aber die Wolke dieser Ungnade muß schnell vorübergegangen sein. Denn bald zeigte sich, daß der bereits so laut als Ketzer Verschriene sich nach wie vor des wohlwollenden Vertrauens seines Fürsten erfreute. Wo irgendeine Gefahr ihm drohte, hielt dieser seine schützende Hand über ihm. Der Mönch ward nach Rom zitiert, er ließ ihn nicht ziehen. Er setzte durch, daß er auf deutschem Boden, zu Augsburg, von einem gerade anwesenden Kardinal verhört wurde. Dieser forderte, als der erwartete Widerruf ausgeblieben war, die Auslieferung des Bruder Martinus an den päpstlichen Stuhl oder seine Landesverweisung. Friedrich lehnte beides ab. Er konnte nicht finden, daß Luther der Ketzerei bereits überführt, seine Lehre als unchristlich erwiesen sei. «Nicht überführt», «nicht überwiesen» – damit war für ihn die Sache für so lange entschieden, war für so lange die Richtlinie seines Verhaltens unverrückbar festgelegt, als nicht wirklich unparteiische Richter das Urteil gefällt hatten. Nimmer hätte seine Gewissenhaftigkeit es erlaubt, ihn auf eine bloße Anschuldigung hin, und mochte sie auch von der Kurie ausgehen, preiszugeben. Sein Gerechtigkeitsgefühl bäumte sich dagegen auf. Zugleich aber war es Ehrensache für ihn, den Wahrheitssucher zu schützen. Nur ganz vorübergehend hat ihn damals (Ende 1518) der Gedanke bewegt, Luther ziehen zu lassen, als dieser willens war, um seinen Fürsten nicht in seine Sache zu verstricken, ins Ausland zu entweichen.

Aber konnte Friedrich diese Haltung auf die Dauer bewahren? Immer heftiger wurden die Angriffe auf Luther, immer kühner ging dieser vor. Vor aller Welt legte er im Sommer 1519 zu Leipzig Verwahrung ein gegen des Papstes und der Konzilien Tyrannei, einzig auf die Heilige Schrift und die hellen Gründe der Vernunft sich zurückziehend. Und schon war man, als von neuem die heiße Sommersonne brannte, in Rom an der Arbeit, den Fluch des Bannes in langatmiger Rede entströmen zu lassen – zu der nämlichen Zeit, wo der Reformator, sich selber überbietend, jene geistesgewaltigen Schriften schrieb, in denen er «die Geheimnisse des Antichrists» schonungslos enthüllte: «An den Christlichen Adel» und «Von der Babylonischen Gefängnis.» Fiel man überall in deutschen Landen über diese Schriften her wie die Verhungerten über das Brot, so machte der Hof der Ernestiner keine Ausnahme. Wir können aus Briefen Friedrichs entnehmen, wie eilig er es hat, seinem nach solcher Speise begierigen Bruder Johann zu übersenden, was immer der Dr. Martinus von Büchern macht. So schickt er ihm im August 1520 «ein Büchlein, von Dr. Martinus itzunder gemacht» (es ist der Aufruf an den Adel), «darinnen Euer Lieben viel seltsames Dinges finden werden; denn wahrlich, es kommen Dinge an Tag, die viel Leute verbergen». Wir sehen, er selber will die Wahrheit hören. Nicht, daß er nun ohne weiteres Luther beigefallen wäre. Nur langsam hat er sich von der alten Kirche gelöst – sicher jeden Schritt vorwärts in harter innerer Arbeit erkämpfend. Die Liebhaberei des Reliquiensammlers hat er noch Jahre hindurch bewahrt und, wir werden es noch sehen, wo er von dem Recht Luthers nicht überzeugt war, leistete er Widerstand, hartnäckig, unerschüttert. Aber das betraf Äußerlichkeiten, kleine oder große. Das Innerste seiner von Hause aus gleich warmen wie aufrichtigen Religiosität erschloß sich mehr und mehr den positiven Ideen Luthers, auf die er auffallend früh anfing, sich einzulassen, und dem nun in ihrem Lichte strahlenden Worte Gottes. Hier trat ihm die Religion in einer Wahrheit und Reinheit entgegen, nach der zeitlebens sein stilles Sehnen gegangen war. «Ich hab allewegen dafür gehalten, es sollten die Sachen des Glaubens so rein sein wie ein Aug.» So äußerte er einmal zu seinem Hofprediger Georg Spalatin. Dieser war einst von ihm als Erzieher seines Neffen angenommen, damals ein junger feuriger Humanist, jetzt

längst der intimste Freund Luthers und sein begeisterter Anwalt bei Hofe. Alle diese Jahre hindurch in der unmittelbaren Umgebung Friedrichs, darf er als dessen genauester Kenner gelten. Er versichert uns: «Da das Evangelium war wiederum angangen, kam Se. Kurfürstl. Gnaden je länger je mehr näher und baß heran, wie wohl säuberlich und mit Mußen.»

In dem Ausbau seiner inneren Stellung zum Evangelium konnte Friedrich sich Zeit lassen, nicht aber in der Gestaltung seines politischen Verhaltens in Sachen seines großen Untertanen. Hier trat Anforderung auf Anforderung an ihn heran. Kaum konnte er momentan zur Ruhe kommen.

Freilich kannte er als Politiker letztlich nur Ein Verfahren: sich fernhalten von jeder Einmischung, die Sache gehen lassen, so lange es irgend anging, und — auf die Zeit vertrauen; daneben die diplomatische Ausrede, daß das Ganze ja ein Handel sei, der ihn als Laien gar nichts angehe; gelegentlich auch der Hinweis auf die Gefahr, die ein gewaltsames Vorgehen gegen Luther mit sich bringen würde: Aufruhr und Empörung, nachdem nachgerade auch die Laien klug geworden und die Heilige Schrift verständen.

Im Herbst 1520 verkündeten römische Sendboten den Bann über den Ketzer samt all seinen Anhängern und Gönnern. Und ihm, seinem Landesherrn, muteten bald darauf ein paar päpstliche Nuntien die Vollstreckung der Bulle zu. Obgleich jetzt der höchste kirchliche Richter die Entscheidung gegeben, erhielten sie nur denselben Bescheid wie zwei Jahre zuvor der römische Kardinal. Noch immer hatte nach der Überzeugung Friedrichs nicht das Recht gesprochen, nur tyrannische Gewalt war auf den Plan getreten; noch konnte ersteres zu Worte kommen, wenn das Reich ein unparteiisches Gericht einsetzte. Und der Kurfürst selbst hat dazu mitgewirkt, daß der Wormser Reichstag sich mit dem Handel beschäftigte, indem er dem Kaiser die Bitte vortrug, Luther nicht unverhört vergewaltigen zu lassen. Aber freilich, ein Gericht, wie er es wünschte, mußte er in Worms bald als unmöglich erkennen. Noch vor der Eröffnung des Reichstages hatte er seinem Bruder zu berichten: man halte «alle Tage wider Martinus Rat, ihn in Bann und Acht zu tun und auf das höchste zu verfolgen: Das tun die mit den roten Hütlein und die Römer mit ihrem Anhang. Wollt' Gott, ich könnt' Martinus zu der Billigkeit was guts ausrichten! Es sollt' an mir nicht fehlen». Noch gab er die Hoffnung nicht auf, «die Wahrheit solle an den Tag kommen». Sie kam in anderer Weise an den Tag, als er dazumal meinte. Luther, vom Kaiser berufen, legte Zeugnis für sie ab an jenem denkwürdigen 18. April 1521: mit seinem «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» brach er die letzte Brücke ab, die ihn hätte hinüberretten können in den Frieden des Reiches. Der Kaiser hatte ihm zuletzt das Wort entzogen, da er das Maß seiner Ketzerei überquellen ließ durch die Leugnung der Autorität der Konzilien. Sein Fürst aber hatte seine helle Freude an ihm und war voll Bewunderung seines Mutes, dazu mehr denn je bereit, ihm beizustehen. So schreibt er seinem Bruder: «Wäre es in meinem Vermögen, so wäre ich ganz willig, Martinus was er fug hat zu verhelfen. Aber ich acht, man wird ihn verjagen und vertreiben, und wer sich nu merken läßt, daß er Dr. Martinus Gutes gönnt, der ist ein Ketzer. Gott füge es zum Besten. Der wird sonder Zweifel die Gerechtigkeit nicht verlassen.» Und später, als bereits das Wormser Edikt geschmiedet wurde, an dem nämlichen Tage, wo im Auftrage des Kurfürsten Luther abgefangen und unter das schützende Dach der Wartburg geführt wurde: «Martinus Sache steht, daß man ihn ganz verfolgen will. Davor will nichts helfen. Es steht bei Gott, der wird es sonder Zweifel wohl schicken. Es ist Gottes Werk und nicht der Menschen. Euer Liebden glauben mir, daß nicht allein Hannas und Caiphas wider Martinum sind, sondern auch Pilatus und Herodes.» Wir bemerken die ruhige Zuversicht Friedrichs, zugleich die Sicherheit, mit der er jetzt für Luther eintritt: er führt eine gerechte Sache, ja die Sache Gottes. Auch anderen Fürsten gegenüber machte er aus dieser Überzeugung kein Hehl. Dem Kurfürsten von Brandenburg spricht er seine Verwunderung aus, «daß unser Glaube so lange des Lichtes ermangelt habe, das Martinus uns gebracht und in dem wir zum Leben gelangen». — Aber, wie er gefürchtet, es wollte nichts helfen: den Gebannten traf die Acht. Zwar war das Wormser Edikt, dem Inhalte nach der Stimmung der Nation schroff widersprechend, nicht einmal auf ganz rechtmäßige Weise zustande gekommen. Gleichwohl durfte der Schirmherr des Verurteilten es nicht offen

übertreten. Daher das Auskunftsmittel, den Reformator dem Licht der Öffentlichkeit zu entziehen. Aber nicht lange duldete es diesen in seinem Versteck. Als in Wittenberg sein Werk durch das Eingreifen unberufener Hände gefährdet ward, da sprang er in die Bresche. Er verließ die Wartburg wider den ausdrücklichen Willen seines Herrn. Wir begreifen dessen Schrecken über die kühne Tat. Mochte der Held des Glaubens keinerlei Rücksichten kennen, er, der Politiker, wußte nur zu gut, was auf dem Spiele stand. Damals schrieb Luther seinem Fürsten jenen herrlichen Brief, in welchem die höchste Glaubenszuversicht und der verwegenste Freimut um die Palme ringen. Ein herrliches Zeugnis zugleich für den Fürsten, der diesen Brief mit dem Vorwurf, daß er gar schwach im Glauben sei und daher ganz unfähig, ihn, den Geächteten, zu schützen, hinnahm ohne zu zürnen. Offenbart sich der innere Wert eines Herrschers am klarsten in der Kraft, die überragende Größe eines Dieners zu ertragen, so zeigt Friedrich der Weise in diesem Momente einen Zug wahrer Größe. Ein Höherer spricht zu ihm durch den Mund des Ungehorsamen. Willig fügt er sich. Nur daß er den Brief umschreiben läßt, einmal, zweimal, bis das Schreiben diejenige Form erhält, in der er es in Nürnberg beim Reichsregiment vorzeigen kann – als urkundlichen Beweis, daß der Gewaltige gegen den Willen seines Herrn nach Wittenberg zurückgekehrt sei.

Des Ernstes der durch diese Eigenmächtigkeit geschaffenen Lage war er sich bewußt. Und hätte er sich über ihn täuschen wollen, so brachten die nächsten Jahre so manches, was ihn hätte aufklären müssen. Hier die Mahnungen seines Vetters von der Albertinischen Linie, des Herzogs Georg, und anderer deutscher Fürsten, ja selbst ausländischer Monarchen, wie der Könige von England und von Ungarn, die es nicht fassen konnten, daß ein so trefflicher Herr «dem Teufel, dem Luther, anhänge und sich von ihm verführen lasse». Dort die versteckten oder offenen Drohungen des Papstes. Schon 1522 sprach er von etlichen deutschen Fürsten, Nachfolgern Luthers, «Kindern der Verzweiflung… die, selber verkehrt, den Verkehrten nach Kräften den Rücken stärkten, die aber, so sie sich nicht bald besserten, ungezweifelt der göttlichen Rache nicht entgehen würden». Dazu kam noch der Kaiser mit seinem Begehren, daß der Kurfürst des Luthers falsche Lehre unterdrücke, und die Aufforderung eines Reichstages zu Nürnberg, er solle bis zu dem jüngst in Aussicht genommenen Konzil Luther und seine Anhänger nichts mehr schreiben oder drucken lassen. Dem Kaiser antwortete er kurz, er hoffe, Kaiserl. Majestät werde seiner, der «mit Alter beladen und der Sachen unverständig», der daher «wenig oder gar nichts dazu zu tun wisse», in Zukunft gnädiglich verschonen. Das Schreiben des Reichsregimentes aber, das jenen Reichstagsbeschluß an ihn brachte, legte er unbeantwortet beiseite, weil es Unmögliches von ihm fordere: von der tatsächlichen Unausführbarkeit abgesehen, verstieß ein solches Verbot, wie er sich ausdrückte, «wider Gott und sein heilig Wort», hätte er «wider das Evangelium handeln» müssen.

Aber längst war dieser Anhänger des Evangeliums in den Augen anderer vielmehr «ein Zerstörer der Wohlfahrt des Reiches wie des christlichen Glaubens». Und schon munkelte man von Bann und Absetzung: die Kurwürde sollte auf das Haus Österreich oder auch auf die Albertiner übertragen werden. Von den verschiedensten Seiten gingen ihm Warnungen zu vor der wachsenden Gefahr, die der Schutz Luthers ihm brächte. Sie vermochten seine Gemütsruhe nicht zu erschüttern. «Diesen herrlichen großmütigen Geist hat auch dieser Kurfürst zu Sachsen gehabt, daß er, wenn er gute Sach gehabt, wie eine Mauer gehalten hat.» Sollte das Schlimmste eintreten, so war er sich klar über seine Pflicht. Vor Jahr und Tag, dazumal als Luther auf der Wartburg saß, waren in Wittenberg höchst problematische Geister eingedrungen, radikale Schwärmer, die tumultuarisch, ja in geradezu revolutionärer Weise ihre Ideen durchzusetzen begannen. Hier hatte der Obrigkeit wahrlich die Anwendung von Gewalt nahegelegen. Friedrich aber hatte nichts von ihr wissen wollen: das sei «ein großer wichtiger Handel», den er als ein Laie nicht verstehe: «wenn ich nu die Sache verstünde, ehe ich wollt mit Wissen wider Gott handeln, ehr wollt ich einen Stab an meine Hand nehmen und davon gehen.» «Gewißlich», fügt Spalatin hinzu, «sein Herz ist also gestanden bis an sein End.» «So er hätt' länger sollen leben, er hätt' über dem lieben Evangelio Land und Leut, Leib und Leben lassen.» Zweifellos! Denn hier handelte es sich für ihn um eine Sache, die er «verstund», von der er nicht zweifelte, daß sie aus Gott sei! Aber eben wegen dieser un-

zweifelhaften Gewißheit verließ ihn auch nicht sein Gottvertrauen, nicht das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang. Einer seiner vorzüglichsten Räte, Hans von der Planitz, sein Vertreter im Reichsregiment, riet ihm, ob der gefahrvollen Lage Luther einstweilen aus Wittenberg zu entfernen oder sich nach Bundesgenossen umzusehen. Er tat weder das eine noch das andere, noch immer der guten Zuversicht, sich «Doctor Lutherns halben» wohl verantworten zu können: das einzige, was man ihm vorwerfen könne, sei doch nur, «daß das heilige Evangelium in seinen Landen dieser Zeit mehr denn zuvor gepredigt werde».

So stand Kurfürst Friedrich vier bis fünf Jahre nach Luthers Auftreten, zwei bis drei Jahre vor seinem Tode. Seine religiöse Entwicklung war zum Abschluß gekommen.

Auch in betreff der Zeremonien ließ er nachgerade von seiner Strenge ab. Mit seiner Reliquienverehrung war es schon 1522 vorbei gewesen: eine Sammlung von «Heiltümern», die in Venedig für ihn angekauft waren, ließ er zurückgehen mit der Weisung, sie an Ort und Stelle wieder zu veräußern, in Deutschland hätten sie keinen Wert mehr: «hier habe man aus Gottes Wort gelernt, an Glauben und Vertrauen zu Gott und an Liebe zum Nächsten genug zu haben.» Jetzt verloren auch die übrigen Kirchenbräuche ihren Wert für ihn. Er kämpfte gegen ihre Abstellung nicht an. Selbst in seiner nächsten Umgebung ließ er diese zu. Zuletzt, «vor seinem Absterben», empfing er sogar das heilige Abendmahl unter beider Gestalt.

Aber eins lehnte er ab, mit aller Entschiedenheit: von sich aus etwas in diesen Dingen zu verordnen. Etwa aus Scheu, den Gewissen zu nahe zu treten? Oder konnte er ein positives Eingreifen nicht in Einklang bringen mit dem Beruf des weltlichen Fürsten? Beides dürfte kaum zutreffen. Vielmehr wird es die Rücksicht auf die Gefahr seiner Lage gewesen sein, was ihn davon zurückhielt, irgend etwas zu tun oder gut zu heißen, wodurch er in Widerspruch mit der Reichsverfassung geriet. Diese seine Zurückhaltung hat noch in seinen letzten Lebensjahren zu einer gewissen Spannung zwischen ihm und Luther geführt. Es handelte sich um die Abstellung des «Gräuels» der Messe im Stift zu Wittenberg. Die Mehrzahl der Stiftsherren hielt an ihr fest, trotz aller Mahnungen, Warnungen, Drohungen des Reformators. Da sollte nun nach des letzteren Meinung der Kurfürst eingreifen: denn als Obrigkeit dürfe er solche «Gotteslästerung» nicht dulden. Er aber war durch nichts dazu zu bringen. Freilich, als dann endlich die Stiftsherren dem Ungestüm Luthers wichen, war ihm auch das recht, und seiner Geduld und Langmut, an welche des Gottesmannes hochgemute Rücksichtslosigkeit schon so manche Anforderung gestellt hatte, war auch diesmal kein Abbruch geschehen. Was ihm Verdruß über Verdruß schaffte, erzwang doch zuletzt seine Bewunderung. Und so hatte sein Verhältnis zum Doktor Martinus bald wieder die alte Innigkeit. Noch wenige Stunden vor seinem Ende (den 5. Mai 1525) hat er seiner «zum Besten» gedacht. Seine Umgebung schickte nach ihm, zu spät leider, aber sicher nicht wider den Willen des Sterbenden: jetzt mochte der Zwang fallen, unter dem er jede persönliche Berührung mit dem Reformator gemieden hatte. Denn nur in Worms hat er ihn gesehen, niemals ihn gesprochen. —

Was verdankt nun die Welt Friedrich dem Weisen? Positiv gefördert wie sein Bruder und Nachfolger, der Kurfürst Johann, hat er die Reformation nicht. Auch hat er nicht, wie sein Neffe Johann Friedrich, für sie zu den Waffen gegriffen, um, ein Märtyrer religiöser Überzeugung, den Kurhut einzubüßen und in spanischer Haft sein Bekenntnis zu bewähren. Aber auch er war bereit, um so hohen Preis sich vor den Riß zu stellen, damit die Wahrheit nicht unterdrückt, das Werk aus Gott nicht zertreten werde. Und er **hat** sich vor den Riß gestellt. Und in der Art, wie er dies tat, liegt etwas Providentielles. Ein tatkräftiges Eintreten für die Sache des Evangeliums konnte nach Lage der Dinge leicht zu einer verhängnisvollen Katastrophe führen. Gerade indem er sich von ihm fernhielt und doch nichts weniger als untätig blieb, ist er seiner weltgeschichtlichen Aufgabe gerecht geworden. Wenn die zarte Pflanze der Reformation nicht erstickt worden ist, wenn Deutschlands größtem Sohn das Schicksal erspart geblieben, auf dem Scheiterhaufen zu enden oder im Kerker der Kirche zu modern — so verdanken wir das zuhöchst diesem Wettiner: seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit, seinem freien, vorurteilslosen Wahrheitssinn, seinem flammenden religiösen Interesse, nicht minder seinem weisen Maßhalten und seiner Furchtlosigkeit.

Das Zeitalter der Gegenreformation.

Von Martin Philippson.

Der nationale Aufschwung, den Deutschland im Beginne des 16. Jahrhunderts nahm, schien vor allem durch die große religiöse Reformbewegung gefördert zu werden, die das Volk in allen seinen Kreisen ergriff und mächtig erregte. Allein sie fand bald ein ernstes Hemmnis: unter dem Schutze eines der Fremde entsprossenen Reichsoberhauptes setzte der altüberkommene Glaube sich innerhalb Deutschlands selbst zur Wehre, und damit trat eine tiefe Spaltung in diesem hervor, die alle seine Kräfte lähmte. Die Reformatoren sahen ihrerseits sich genötigt, zu der fürstlichen Gewalt, die allein sie und ihr Werk gegen die Feindschaft des Kaisers schützen konnte, ihre Zuflucht zu nehmen, verzichteten aber hiermit auf die ursprünglich von ihnen beabsichtigte volkstümliche und freie Gestaltung ihrer Lehre und ihrer Gemeinschaft. Ihnen gegenüber einten sich, mit dem Papsttum verbündet, das Kaisertum und die zahlreichen geistlichen Fürsten des Reiches, durch die Macht des Gegenstoßes jeder, auch noch so berechtigten, Neuerung abgeneigt geworden. Der Augsburger Religionsfriede des Jahres 1555 mit seinen mehrdeutigen Festsetzungen war nur eine Art Waffenstillstand zwischen den beiden Religionsparteien, der ihre mißtrauische Feindseligkeit lediglich sanktionierte und verewigte, von Beginn an zu neuen Zerwürfnissen zwischen ihnen Veranlassung gab. Innerhalb der einzelnen Gebiete hatte die staatsrechtliche Regel, daß jede Obrigkeit das Religionsbekenntnis ihrer Untertanen zu bestimmen habe, fortdauernde Vergewaltigung der Gewissen durch die regierenden Herren zur Folge. Es kam vor, daß Ortschaften innerhalb von 150 Jahren zehnmal ihr Bekenntnis wechseln mußten. Im Protestantismus wiederum tobte bald der Kampf zwischen Lutheranern und Reformierten; und weil er im Grunde nur nebensächliche Punkte der sonst gemeinsamen Lehre betraf, nahm er den Charakter kleinlicher und bösartiger Leidenschaft an, Geister und Herzen nicht erhebend, sondern schwächend und erniedrigend. Das nationale Interesse erlosch. Auf die gewaltige Entwicklung der Reformationszeit folgte ein klägliches Epigonentum, ein Verfall des deutschen Wesens, wie er sich schlimmer in keiner Epoche gezeigt hat.

Freilich, als 1556 Karl V. die Reichsregierung tatsächlich an seinen Bruder Ferdinand I. abtrat, war die Hoffnung auf einen religiösen Ausgleich noch nicht ganz erstickt. Unter den Schwierigkeiten und Erfahrungen seiner langdauernden Verwaltung der österreichischen Lande hatte Ferdinand nicht seinen eigenen katholischen Glauben, wohl aber den glühenden Eifer für dessen Verbreitung eingebüßt. Von den Türken bedrängt, gegen die er der Beihilfe der protestantischen Reichsfürsten bedurfte, von seinen unmittelbaren Untertanen mit der Forderung der Erlaubnis freier Predigt bestürmt, selber offenen und fröhlichen Wesens und schwach von Willen, dabei durchaus kein Kriegsmann, wollte er nur durch Versöhnlichkeit und Reformen innerhalb der katholischen Kirche die Gegensätze ausgleichen und die Wiederherstellung der religiösen Einheit anstreben.

Da der Widerstand der höchsten Reichsgewalt gegen die Ausdehnung der neuen Lehre also erlahmte, begann diese einen neuen Siegeszug durch Deutschland. Die Protestanten forderten, entgegen den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens, auch für die geistlichen Fürstentümer die «Freistellung» des Bekenntnisses, das heißt die Gestattung des Übertritts zum neuen Glauben. Schon hielten sich hierzu tatsächlich einige geistliche Fürsten; wurde die «Freistellung» zum Grundsatze erhoben, so mußte sie allmählich zur Evangelisierung des ganzen Reiches führen.

Sie wurde um so wahrscheinlicher, als Ferdinands ältester Sohn Maximilian der Neuerung geradezu geneigt war. Geboren 1527 zu Wien, war der «König von Böhmen» trotz seiner schwächlichen Gesundheit frühzeitig in Staats- und militärischen Geschäften erzogen worden. Im Alter von 21 Jahren begab er sich nach Spanien zu seinem gleichalterigen Vetter Philipp, dessen fromme katholische Schwester Maria er heiratete. Allein er konnte sich weder mit dem spanischen Wesen noch mit seinen spanischen Verwandten befreunden, die ihn hochmütig behandelten und ihm die Nachfolge im Kaisertum zu entziehen drohten. Er gab seinem Hasse gegen alles Spanische bei jeder Gelegenheit Ausdruck, rief aus, er werde sich dereinst mit den Franzosen, ja mit den Türken verbünden, um an den Ka-

stillern Rache zu nehmen. Aus Gegensatz zu diesen beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium des Protestantismus, dem ihn gelehrte Bildung, genaue Kenntnis der Geschichte und Literatur der europäischen Hauptvölker, sowie sein lebhafter und witzig scharfer Geist ohnehin zuführten. Maximilian besaß ein feines, zartes, dichterisches Naturell, liebte Musik und alle Wissenschaft und Kunst. Es fehlte ihm freilich an Entschlossenheit und Kühnheit. So wagte er nicht, mit der offiziellen Kirche geradezu zu brechen. Aber er hielt sich von ihren Zeremonien so fern wie möglich, und Johann Sebastian Phauser, den er zu seinem Hofprediger erwählte, trug Lehren vor, die sich von denen der Reformatoren in nichts unterschieden. Mit vielen Protestanten, wie mit Melanchthon und dem Herzoge von Württemberg, stand er in vertrautem Briefwechsel. Alt- und Neugläubige hielten ihn für einen Protestanten.

Da mußte er erleben, daß unter den Evangelischen selbst heftiger Zwist zwischen den Lutheranern und Reformierten ausbrach, und daß die vermittelnde Richtung, die Melanchthon vertrat, als «Philippisten» und «Kryptokalvinisten» heftig angegriffen und in manchen Ländern, wie Kursachsen, mit Gefängnis und Richtschwert verfolgt wurden. So waren die Neugläubigen in drei einander grimmig befehdende Parteien gespalten und dadurch ihre Kraft und ihr Ansehen nicht wenig geschwächt. Die Katholiken Deutschlands, bislang auf verlustvolle Verteidigung beschränkt, faßten Mut und gingen nun zum Angriffe über; umsomehr als die glückliche und erfolgreiche Erledigung des Trienter Konzils sie innerlich kräftigte, viele Unzufriedene und Zagende beruhigte und allen eine festere Grundlage des Glaubens und Strebens verlieh. Es begann die Zurückdrängung der Reformation, die Gegenreformation, derselbe Kampf, der Italiens literarische und wissenschaftliche Blüte knickte, Spanien in dumpfe Geistesbeschränktheit versenkte, in Frankreich wilden Bürgerkrieg entfesselte, England und Schottland in blutigen Tragödien erschütterte; der endlich unser Vaterland zum Dreißigjährigen Kriege führen sollte.

Maximilians frohe Zuversicht wurde durch solche Umstände nicht wenig erschüttert. Und gerade da trat die schwerste Prüfung seiner Festigkeit und Überzeugungstreue an ihn heran. Papst Pius IV. erklärte auf das bestimmteste, nie werde er einen Ketzer als deutschen Kaiser anerkennen. Philipp II. von Spanien stimmte ihm bei. Die geistlichen Kurfürsten wollten ebenfalls von einem lutherischen Herrscher nichts wissen; im Grunde konnte Kaiser Ferdinand selber, als guter Katholik, nur gleicher Ansicht darüber sein. Ganz ohne Umschweife stellte er im Januar 1560 dem Sohn die Alternative: entweder, wenn er in seiner Verstocktheit beharre, aller Hoffnung auf irdische Größe sich zu begeben, oder aber, wenigstens öffentlich, sich zum alten Glauben zu halten. Letzterenfalls meinte er ihm noch größeres, die Nachfolge in dem ungeheuren spanischen Reiche, in Aussicht stellen zu dürfen, da der dortige Zweig der Habsburger damals nur aus Philipp II. und dem körperlich wie geistig schwächlichen Don Carlos bestand.

Es war ein entscheidender Augenblick in dem Leben Maximilians, den auch häuslicher Kummer bedrängte. Seine Gemahlin Maria klagte aller Welt ihr Leid über ihres Eheherrn Ketzerei, über das bedrohte Seelenheil ihrer Kinder; schon war von der Scheidung der beiden Gatten die Rede. Der Vater zeigte sich unglücklich und gereizt, hatte den Sohn von allen weltlichen Geschäften entfernt und ihn genötigt, Phauser zu entlassen. Nie hatte er ihn das Königreich Böhmen, dessen Titel doch Maximilian längst trug, betreten, sondern es, zu des ältesten Sohnes großem Kummer, durch den jüngeren, Ferdinand, verwalten lassen. Eine Zeitlang blieb Maximilian fest und erklärte: in allem gehorche und ehre er den Vater, aber in religiösen Dingen nicht; eher würde er alle seine Güter aufgeben und Gott in der Zurückgezogenheit dienen. Indes diese rühmliche Entschlossenheit hielt nicht vor. Er machte noch einen Versuch, Wahrhaftigkeit und weltliche Größe zu vereinen. Von seinem Vater, von dem spanischen Schwager unablässig gedrängt, wandte er sich an die mächtigeren evangelischen Reichsfürsten mit der Anfrage, welche Hilfe sie ihm im Notfalle zu leisten gedächten. Aber die jeder kühnen und weitblickenden Politik Unfähigen erteilten ihm nur kühl ablehnende Antworten. Da gab Maximilian endlich nach: es war nicht ein Bekenntniswechsel, es war eine politische Tat, beeinflußt durch die Furcht vor Enterbung, der Wunsch nach weltlicher Größe, das Streben nach dem Kaisertume und der spanischen Herrschaft. Die Nachwelt kann den Fürsten wegen seines Seelenkampfes bemitleiden, auf

Sympathie wird sein schwacher Charakter keinen Anspruch erheben dürfen. Er legte in Prag, im Februar 1562, öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis ab und versprach, ein treuer Sohn der Kirche sein und bleiben zu wollen. Gleichzeitig aber beteuerte er den protestantischen Fürsten seine evangelische Gesinnung und versprach ihnen, sei er erst Kaiser geworden, so werde er zur Augsburgischen Konfession übertreten. Mit so zweideutigen Zusicherungen gewann er beide Teile, da jeder in ihm einen Parteigenossen zu erblicken meinte. Nun ward er im November 1562 zu Frankfurt einstimmig zum römischen Könige gewählt. Mochte aber seine innere Überzeugung sein, welche sie wolle, er hatte über die Zukunft seines Geschlechtes und des Kaisertums endgültig entschieden, und zwar im Sinne des Katholizismus. Mit einem gewissen Eifer hat er dieser Kirche seinen ältesten Sohn, Rudolf, zur Verfügung gestellt, indem er ihn, immer in Hinsicht auf die Erbschaftsfrage, nach Spanien zur Erziehung sandte. Es war ein glänzender, ein welthistorisch bedeutsamer Sieg Roms!

Auch die ungarische Krone ward im September 1563 dem Unterworfenen zuteil.

Zehn Monate später, am 25. Juli 1564, starb dann Ferdinand I., und Maximilian II., im 38. Lebensjahre, bestieg den Kaiserthron. Er war von mittlerer Statur und dabei von stattlicher Leibesfülle, obwohl er von Zeit zu Zeit an schweren Herzkrämpfen litt. Sein Gesicht war geistvoll, mit mächtiger Adlernase, von großen feurigen Augen belebt. Sein Auftreten war liebenswürdig und verbindlich, er redete sieben Sprachen, verstand noch allerlei Kunst und zumal militärische Technik — ohne Zweifel war er ein geistreicher Mann, vielleicht der geistreichste seines ganzen Hauses, aber ohne Charakterstärke und Beharrlichkeit, die mehr als glänzende Gaben den Erfolg verbürgen. Wie er, der überzeugte Protestant, sich und seine Söhne der alten Kirche unterworfen hatte, so handelte er auch als Inhaber der deutschen Kaisergewalt. Er hütete sich wohl, mit dem Papsttum und Philipp II. zu brechen. Während er früher seinen Vater wegen dessen Nachgiebigkeit Rom gegenüber bitter getadelt hatte, wagte er nunmehr nicht einmal die gleiche Unabhängigkeit von der Kurie zu bewahren wie jener. Gerade unter ihm machte die Gegenreformation in Deutschland ihre ersten Fortschritte. Es ist bedauerlich, daß man diesem Fürsten wegen solchen Wankelmuts denjenigen Grad von Achtung und Sympathie versagen muß, den seine hervorragenden geistigen Gaben ihm sonst gesichert hätten.

In seinen Erblanden trat er der Entwicklung des Luthertums keineswegs feindlich entgegen, sondern suchte sie nur jedes staatsgefährlichen Charakters zu entkleiden und gewissermaßen in seinen eigenen Dienst zu stellen. Dagegen litt er in seinen Gebieten andere Sekten nicht und bekämpfte vor allen den von ihm als antibiblisch und aufrührerisch gehaßten Kalvinismus. Zuerst hatte er beabsichtigt, dem Luthertum volle Freiheit in Österreich, den böhmischen Ländern und Ungarn zu gewähren; indes eine abmahnende und drohende Gesandtschaft des Papstes bewog ihn, der vor kräftigem Widerstand allezeit zurückwich, nur dem Adel das Recht der Erbauung lutherischer Kirchen zu gewähren, die freilich von jedermann besucht werden durften.

Für das außerösterreichische Deutschland kamen die religiösen Fragen unter der neuen Regierung zum ersten Male auf dem Reichstage von Augsburg (1566) zur Sprache. Hier war Maximilian gewillt, dem Augsburgischen Bekenntnisse volle Freiheit zu belassen, weitergehende Sekten aber nicht zu dulden; also auch im Reiche das konservative, der katholischen Abendmahlslehre sich nähernde und dabei streng monarchische Luthertum auf Kosten der sonstigen religiösen Richtungen zu stärken. Wirklich schloß der Reichstag alle von der Augsburgischen Konfession abweichenden Bekenntnisse vom Religionsfrieden aus — allein die Reformierten kümmerten sich darum nicht. Alles blieb voll Streit und Unsicherheit.

Die Zerfahrenheit der inneren Zustände Deutschlands verhinderte ebenso wie Maximilians II. Mangel an Tatkraft alle starke Politik des Reiches nach außen. Der Kaiser opferte Livland den Polen, weil er hoffte, sie würden einen seiner Söhne zu ihrem Könige wählen. Er ließ es zu, daß sie auch das Herzogtum Preußen gänzlich vom Reiche lösten und als eine ihnen gehörige Provinz behandelten. Er mußte 1568 von den Türken einen Waffenstillstand um den traurigen Preis eines jährlichen Tributs von 30 000 Dukaten erkaufen. Während er früher gegen die drückende Übermacht seiner spanischen Verwandten angekämpft hatte, unter dem Bei-

falle des ganzen deutschen Volkes, hat er schließlich sich ihnen unterworfen, sie in ihrer Politik der Gewalt und Unterdrückung bestärkt und damit verschuldet, daß die gegen Philipp II. aufständischen Niederländer, die zuerst reichstreu und deutsch patriotisch gesinnt gewesen waren, sich endlich auf immer von dem Reichsverbande trennten.

Eine neue Phase in dem Leben und der Richtung Maximilians trat mit dem Jahre 1568, der Katastrophe des unglücklichen Don Carlos, ein.

Dieses Ereignis belebte die Hoffnungen Maximilians von neuem, daß seine eigene Familie den spanischen Thron besteigen würde. Jetzt kündigte ihm Philipp an, daß er eine Tochter des Kaisers, Anna, zu ehelichen wünsche, und versprach ihm für einen seiner Söhne die Hand einer spanischen Infantin; der Schwiegersohn solle, wenn der katholische König keinen männlichen Erben erzielen würde, dessen Nachfolger werden: allein nur unter der Bedingung, daß Maximilian sich ihm selbst und den Spaniern durch eifriges Wirken im Sinne des Katholizismus und der spanischen Interessen empfehle.

Durch die glänzende Aussicht verlockt, gab Maximilian II. bindende Versprechungen und zeigte sich fürder als treuer Vasall des Madrider Hofes. So bildete sich eine habsburgische Gesamtpolitik heraus durch das enge Zusammenwirken der beiden Linien des Hauses unter Führung Spaniens. Selbstverständlich übte das seinen Einfluß auf die inneren Verhältnisse Deutschlands; der Kaiser begann hier die katholische Partei zu ermutigen und zu unterstützen. Das alles blieb den Deutschen nicht verborgen. Mit patriotischem Zorne sahen sie, wie der Kaiser die stammes- und reichsverwandten Niederländer den spanischen Henkern überließ, ohne ihr bewegliches Flehen um Hilfe und Rettung anzuhören. Früher hatte man ihn wenig gefürchtet, aber doch geliebt und geachtet. Jetzt hielt man ihn für trügerisch und falsch und glaubte sich von ihm in religiösen Dingen des Schlimmsten versehen zu müssen. Dabei trauten ihm die Katholiken um nichts mehr, da auch sie den spanischen Despotismus fürchteten. Man hatte Maximilians II. Regierungsantritt mit Jubel begrüßt, weil man gehofft, bei ihm «ein gut deutsch aufrichtiges Herz zu spüren». Jetzt sah man ihn mehr als spanischen Statthalter denn als deutschen Herrscher an.

Die Gegenreformation machte am Rhein, in Westfalen, in Süddeutschland, zumal in den großenteils schon protestantisch gewordenen geistlichen Fürstentümern reißende Fortschritte. Die evangelischen Stände waren viel zu sehr mit den kryptokalvinischen Zänkereien und dem erbitterten Streite zwischen Lutheranern und Reformierten beschäftigt, als daß sie Muße gefunden hätten, sich ihrer bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen.

Inmitten der von allen Seiten hereinbrechenden Reaktion ist Maximilian II. am 11. Oktober 1576 dahingegangen, ohne die Sterbesakramente anzunehmen, zweideutig im Tode wie im Leben. Unter seiner Regierung, aber nicht allein durch seine Schuld, sind alle die frohen Hoffnungen auf Einigung und Größe Deutschlands für Jahrhunderte hinaus verwelkt. Ein freundliches Geschick hatte die günstigsten äußeren Umstände gewährt: einen versöhnlichen, innerlich der neuen Lehre zugetanen Kaiser, ein durch eigene Zwistigkeiten gelähmtes Ausland. Deutschland hätte dem Weltteil das Gesetz vorschreiben können. Allein unser Volk hat diese Lage nicht zu benutzen verstanden. Zweierlei machte sich hier widrig geltend. Zunächst der Mangel an praktischer politischer Einsicht, der so oft die deutsche Nation sich über das, was ihr zunächst und recht eigentlich not tat, völlig täuschen und ihre immensen Kräfte auf Nebendinge richten und zersplittern ließ. Vor allem aber, zweitens, die Erstarrung der reformatorischen Bewegung, das Vorwiegen kleinlicher, beschränkter, selbstsüchtiger Elemente innerhalb des deutschen Protestantismus. Da spaltet er sich in drei Parteien wegen des Dogmas vom Abendmahl. Da spaltet er sich in die Partei der Fürsten und die Partei des Adels. Da spaltet er sich in Anhänger der Geusen und Hugenotten und deren Gegner. Alle diese Parteien und Faktionen hassen und bekämpfen sich auf das bitterste; ehe sie untereinander paktieren, verbinden sie sich wider die Genossen lieber mit den Katholiken. Anstatt die Schlachten des Vaterlandes, schlägt man lieber die Schlachten der Fremden; in allen Gefechten der Ausländer fließt deutsches Blut, um dessen Preis ein einiges Deutschland die Welt hätte beherrschen können. Rom aber beutet planmäßig mit ebensoviel Geschick wie Entschlossenheit diese Schwäche seiner Gegner aus.

Es erhielt Unterstützung von dem neuen Kaiser Rudolf II., einem von Natur begabten, aber

durch bigotte Erziehung und lockeres Leben in der frischen Kraft des Denkens und Wollens geschwächten Fürsten. Der Jagd nach Naturmerkwürdigkeiten und nach dem wunderbaren Stein der Weisen viel mehr ergeben als den Pflichten seines hohen Amtes, war er, innerhalb der engen Grenzen seines Wollens und Könnens, ein Förderer des strengen, unduldsamen Katholizismus, ein Feind der neuen Lehre. Unter steter Begünstigung durch ihn führten seine Oheime in Tirol, Kärnten, Steier und Krain die gesamten Bevölkerungen zur römischen Kirche zurück, zwangen glaubenseifrige Prälaten, mit Hilfe spanischer und bayerischer Soldaten Reichsstädte wie Bistümer zum Verzicht auf das evangelische Bekenntnis.

Es war aber die Gewalt nicht allein, was Hunderttausende der Reformation wieder abspenstig machte, sondern auch die Befestigung der alten Kirche durch das Trienter Konzil, die Herstellung der kirchlichen Gesinnung und Sittenreinheit unter den Klerikern, das feste und sichere Auftreten der Katholiken, das mit den elenden Zänkereien und dem schwächlichen Benehmen der protestantischen Fürsten und ihrer Theologen in so glänzendem Gegensatze stand. Endlich darf man die ebenso hingebende wie schlaue und gewandte Tätigkeit der Jesuiten, ihre vorzüglichen Unterrichtsanstalten, ihre gewinnenden Predigten nicht vergessen; sie haben sich um die Restauration des Katholizismus die größten Verdienste erworben.

Der eifrigere und entschlossenere Teil der Evangelischen wurde schließlich durch die steten Fortschritte der Gegner zum Widerstande aufgerüttelt. Man mußte einschreiten, wenn man nicht alles aufs Spiel setzen wollte. Zuerst machte sich das in den habsburgischen Erblanden geltend, wo der zweitälteste Bruder des Kaisers, Matthias, obwohl selber Katholik, an die Spitze der protestantischen Opposition trat und 1608 Rudolf II. nötigte, ihm die Regierung Österreichs, Ungarns und Böhmens abzutreten. Dann auch im Reiche, wo die Neugläubigen von dem mächtigen und kampflustigen Könige Heinrich IV. von Frankreich unausgesetzt ermutigt wurden, sich gegen die politischen und religiösen Bestrebungen der Habsburger zu einigen und zu erheben. Im Mai 1608 unterzeichneten zahlreiche deutsche Fürsten und süddeutsche Reichsstädte zu Ahausen in Franken die «Union», einen Bund zu gemeinsamem Schutze der evangelischen Reichsstände, unter der Führung von Kurpfalz. So fanden sich Lutheraner und Reformierte wieder zusammen, und zwar unter der energischen Leitung der pfälzischen «Kalviner».

Im ganzen Reiche atmeten die Protestanten zuversichtlicher auf. Man zwang Matthias, seinen Untertanen völlige Religionsfreiheit zu gewähren, die auch die administrative Machtlosigkeit der habsburgischen Regierung zur Folge hatte. Die Böhmen und Schlesier nötigten den kraftlosen Kaiser Rudolf, ihnen in den beiden «Majestätsbriefen» religiöse Duldung, mit geringen Einschränkungen, zuzugestehen. Diese Länder sahen evangelischen Ständerepubliken ähnlicher, als einer katholischen Monarchie. — Rudolf II. hat endlich 1611 auch Böhmen und Schlesien Matthias überlassen müssen, trotz seines kaiserlichen Titels ein ohnmächtiger Gefangener; das Reich hat keinen Versuch gemacht, sein nominelles Oberhaupt vor dieser schlimmen Demütigung zu retten. Am 20. Juni 1612 ist ihnen der Unglückselige durch den Tod entzogen worden.

Ohne Rücksicht auf diesen Kaiser hatten sich inzwischen, den plötzlich so gewaltigen Fortschritten der Neugläubigen gegenüber, die wichtigsten katholischen Reichsstände unter der Leitung des ebenso klugen wie tatkräftigen, ehrgeizigen und fanatisch katholischen Herzogs Maximilian von Bayern gleichfalls zu einem Bündnisse zusammengeschlossen, der im Juli 1609 zu München unterzeichneten «Liga». Alle tatkräftigen und entschiedenen Elemente in Deutschland waren nunmehr in zwei feindliche Lager getrennt, in das der Union und das der Liga, in denen man sich beiderseitig mit der Hand am Schwerte mißtrauisch und haßerfüllt betrachtete. Duldsam, voll Achtung für fremde Überzeugung war niemand. Die Anhänglichkeit an das Reich, an das große deutsche Vaterland, der letzte Rest patriotischer Gesinnung, wie sie im 16. Jahrhundert noch nicht völlig untergegangen waren — im Beginne des 17. waren sie verschwunden. Der Begriff kaiserlicher Würde, der Reichseinheit war zu einem bloßen Worte ohne jegliche Wirksamkeit geworden.

Alles war sonach vorbereitet für den Ausbruch des großen dreißigjährigen Religionskrieges. Furchtbar sollte Deutschland kämpfen und leiden, um für die Welt den herrlichen Grundsatz der religiösen Duldung und Gewissensfreiheit zu schaffen und zu verwirklichen.

Der dreißigjährige Krieg.

Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

Herrlich ließ sichs leben im heiligen Römischen Reich, als mit der Regierung Ferdinands I. eine Friedensperiode begonnen hatte, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reichte und auch in den ersten Jahrzehnten des 17. trotz drohender Verwicklungen keine ernstliche Unterbrechung erfuhr. In den östlichen Grenzländern mußte man sich freilich mit den Türken herumschlagen und die häufig wiederkehrenden Einfälle der Bassen von Bosnien, von Ofen und Semendria u. a. zurückweisen, dort mußten die habsburgischen Alpen- und Donauländer ihre Aufgebote stellen, feste Plätze erbauen und ihre Rüstkammern leeren, aber im Innern des Reiches fühlte man sich darum doch nicht sehr beunruhigt. Man las in Städten und Burgen die aufregenden Türkenzeitungen, die man den Postreitern um einige Pfennige abkaufen konnte, aber mit Mannschaft und Geld beteiligte man sich nur spärlich an diesen kleinen Feldzügen, die seit dem Tode des großen Suleyman an Gefährlichkeit verloren hatten. Das Gefühl der nationalen Solidarität war wenig entwickelt, der Begriff der Ritterlichkeit nicht notwendig mit Opferfreudigkeit verbunden.

In jener langen Friedenszeit dürfte Deutschland den höchsten Grad von Wohlstand und Kultur erreicht haben, den es jemals besaß. All das geschmackvolle Renaissancegerät, die Kleider, Bilder, Waffen, die wir heute in den Museen, bei Antiquaren und Altertumsfreunden bewundern, wurden zum größeren Teile damals geschaffen und zierten nicht nur die Burgen und Schlösser des hohen Adels und die Häuser der Patrizier in den durch ihren Reichtum weltberühmten Reichsstädten, sondern auch in den bescheideneren Edelhöfen und in den guten Stuben der Ackerbürger, ja selbst in Bauernhöfen und Herbergen. In den Dörfern gab es Lateinschulen, die heimischen Universitäten nahmen an Zahl zu und wurden von Tausenden von Studenten besucht; auf den hohen Schulen Italiens nahmen die Angehörigen der deutschen «Nation», die ihre eigene Verfassung hatte, eine herrschende Stellung ein, in Paris und Montpellier saßen ununterbrochen deutsche Juristen und Mediziner zu Füßen der berühmtesten Lehrer. Wer sich zum Kriegshandwerk hingezogen fühlte, der zog in die Fremde, nahm Dienste bei Spanien und der französischen Ligue, wenn er katholisch war, bei Geusen und Hugenotten, wenn er sich zu Luthers oder Calvins Lehren bekannte.

Auch von diesen Kämpfen gaben die Meßrelationen und «Wahrheitsgetreuen Berichte» häufig Nachricht, man hörte auch in der Kirche davon, und es kam nicht selten vor, daß in Städten mit gemischter Konfession nur wenige Schritte voneinander der himmlische König gleichzeitig in leidenschaftlichen Hymnen um den Sieg des Evangeliums angefleht und für die Söldlinge der alleinseligmachenden Kirche in Anspruch genommen wurde. Man erfuhr, daß der Krieg um Gottes willen geführt werden müsse, daß man aus mächtigen Mörsern und Kartaunen glühende Kugeln in die Städte schoß, in denen Gott in anderer Form gedient wurde, als es der eigene Glaube vorschrieb.

Bald hieß es, der König von Frankreich wolle den Krieg auch an den Rhein verpflanzen, dann kam die Kunde, daß er mitten in Paris von einem Dominikaner erdolcht worden sei; Kaiser Rudolf wolle den Frieden mit den Türken nicht unterschreiben; in Böhmen und Mähren habe das Evangelium gesiegt, ein Majestätsbrief sichere dort die Freiheit das Wort Gottes zu lehren, in Steiermark und Kärnten aber seien die Prädikanten verjagt, die Bibeln verbrannt, Bürger und Bauern mit vorgehaltenen Spießen und Feuerrohren in die Pfarrkirchen und in die Beichtstühle getrieben worden. Und dann vernahm man von Zusammenkünften der Fürsten und Ratsherren, von Verschwörung und drohender Zusammenrottung, von Rüstung und Befestigung und hörte eines Tages den Trommelschlag, mit dem eine Werbekommission die jungen Leute darauf aufmerksam machte, daß N. und N. ein Regiment «Teutscher Knechte» werbe, und daß jeder gegen Sold und Doppelsold dabei Bestallung finden könne, der mit Spieß oder langem Schwert umgehen könne oder der geschickt sei, ein Feuerrohr auf die Gabel zu legen und mit der Lunte abzuschießen.

▫ ▫ ▫

Nun gab es Krieg im eigenen Lande. Um des Glaubens willen war er ausgebrochen. Aber bald standen andere Dinge dabei auf dem Spiel: Königskronen und Kurhüte, Fürstenrecht und Reichsverfassung!

50 Jahre lang hatte man sich mit Worten bekriegt, in Flugschriften begeifert, auf Reichs- und Kreistagen nach Möglichkeit Prügel zwischen die Füße geworfen, 50 Jahre lang hatte man mit dem Feuer gespielt, nun mußte es einmal zünden! Die Flüche, die von den Vätern der päpstlichen Kirche in Trient gegen die Andersgläubigen ausgesprochen worden waren, sollten in Erfüllung gehen; die Jünger Loyolas waren für den Kampf gerüstet, auf den sie als den großen Zweck ihrer emsigen Tätigkeit unentwegt hingewiesen hatten; die Allianz der beiden Weltmächte, Spaniens und des Papstes, war notwendig gegen alle politischen Kräfte gerichtet, die aus der verjüngten christlichen Lehre Nahrung sogen. Spanien glaubte damals noch den Widerstand der protestantischen Niederlande brechen zu können, es fürchtete nichts mehr als die Unterstützung seiner hartnäckigen Gegner durch das evangelische Deutschland. Siegte es in Holland, dann war Spanien wieder fähig die Ideen Karls V. aufzunehmen, dann durfte es auch ungestraft nach den Reichtümern der Republik von San Marco greifen, nach denen es schon lange lüstern war. In diese Interessensphären war auch das deutsche Haus Habsburg gebannt. Als Martin Luther das deutsche Gemüt in seinen Tiefen erregt hatte, da war Habsburg den nationalen Fragen zu weit entrückt gewesen, um die Bedeutung der neuen Weltanschauung würdigen zu können. Den Besitzern der reichsten Länder der Erde, denen die Kostbarkeiten beider Indien anheimgegeben zu sein schienen, damit sie mit den Fabelkaisern des Orients an Glanz wetteifern können, darf man es wohl verzeihen, daß sie dem «Mönchsgezänk» nicht die Macht zuschrieben, ihren Willen zu beschränken oder ihre Herrschaft einzuengen. Man begreift, daß sie die Gelegenheit übersahen, sich selbst mit dem mediatisierten Territorium der geistlichen Reichsstände das erbliche deutsche Kaisertum zu sichern. Ob Maximilian II. es noch in seiner Hand gehabt hätte, der habsburgischen Politik diese Wendung zu geben, wird niemand mehr zu entscheiden wagen. Wir wissen aber, daß weder er noch irgendeiner seines Hauses seit Karl V. willensstark genug veranlagt war, um so gewaltig in die Geschichte der Welt einzugreifen.

Völlig in den Dienst der katholischen Aktionspartei trat Habsburg unter dem Einflusse der bayerischen Wittelsbacher, deren Rivalität mit den pfälzischen Vettern sie zur Aufnahme des jesuitischen Kampfprogrammes ganz besonders geeignet gemacht hat. Die Mutter Ferdinands II., Erzherzogin Maria, war die Tante des Herzogs Maximilian von Bayern. Sie hat ihren Sohn auf die hohe Schule nach Ingolstadt und in die Zucht der Patres S. J. gegeben, sie hat seine ersten Regierungsschritte in Innerösterreich geleitet, ihr darf die geistige Urheberschaft der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern, die Ausrottung des evangelischen Bekenntnisses mit Schwert und Spieß nicht streitig gemacht werden. Mit diesem Angriffe auf den Besitzstand der evangelischen Partei, wie er zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens (1555) vorhanden gewesen war, wurde der evangelische Geist zum Kampfe herausgefordert.

Der Wortlaut des Friedens war der Gegenreformation nicht hinderlich, denn dieser gab jedem Reichsstande für sich und seine Untertanen die Entscheidung über die Konfession anheim; indem das Haus Habsburg dieses formale Recht mit Gewaltanwendung ausnützte, trat es von der Stellung, die ihm das Kaisertum verleihen sollte, zurück, es konnte von den evangelischen Ständen nicht mehr als ein Schützer ihrer Freiheiten angesehen werden, sondern wurde eine drohende, feindliche Macht, gegen die sie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen mußten. Das war die Wurzel des deutschen Krieges, den zu führen das deutsche Volk in seiner besonderen Eignung zur konfessionellen Rechthaberei sich selbst auferlegte.

Die Macht des Hauses Österreich schien zwar kaum geeignet zu einem kriegerischen Vorstoße von unabsehbaren Folgen, als Erzherzog Ferdinand, der das System der Glaubenseinheit zur Anerkennung gebracht hatte, an die Spitze des Hauses berufen wurde. Die beiden Kaiser aus der niederösterreichischen Linie, Rudolf und Matthias, waren kinderlos geblieben; ihr Streit um die Regierung in Böhmen und Mähren hatte die Macht der Stände dieser Länder wesentlich gehoben. Er hatte die Anerkennung der ständischen Autonomie durch den Majestätsbrief zur Folge gehabt. Nachdem die Alpenländer vor der katholischen Reaktion die Segel gestrichen hatten, war Böhmen und Mähren der einzige Boden, auf dem sich eine Opposition gegen die Intoleranz Ferdinands geltend machen konnte.

Schon seit den Wirren des Bruderzwistes bestanden Beziehungen zwischen einzelnen Häup-

tern der evangelischen Stände in Böhmen, Mähren und Niederösterreich und den Führern der deutsch-evangelischen Union, besonders mit den pfälzischen Diplomaten. Diese wurden nun neuerdings aufgenommen und erhielten die größte Bedeutung, nachdem die Opposition der evangelischen Stände in Böhmen durch das Attentat auf die königlichen Statthalter (Prager Fenstersturz 23. Mai 1618) in eine offene Rebellion übergegangen war. Die provisorische Regierung von dreißig Direktoren, die der böhmische Landtag eingesetzt hat, nachdem der «landesübliche» Gewaltakt den friedlichen Ausgleich mit den Habsburgern unmöglich gemacht hatte, fühlte sich so unselbständig und war von ihrem eigenen Unvermögen so sehr überzeugt, daß sie der deutschen Leitung nicht entbehren konnte. Die Edelleute tschechischer Nationalität, die sich dem geistigen Urheber der Empörung, dem Grafen Matthias Thurn, dem Angehörigen einer Kärntener Familie, angeschlossen hatten, die Lobkowitz, Kinsky, Ruppa, Budowec u. a. dachten nicht nur niemals daran, dem Tschechentum eine politische Rolle beizumessen, sie erachteten es vielmehr im Interesse der Krone Böhmen und ihrer Autonomie für unerläßlich, sie in einen noch engeren Verband mit dem deutschen Reiche zu bringen, als sie bisher gestanden war. Man hielt die Politik des Hauses Habsburg und die politischen Aufgaben des deutschen Reiches scharf auseinander. Schon im Juli verhandelte ein pfälzischer Vertrauensmann, Graf Albrecht Solms, mit den Prager Politikern, die zugleich für die Leitung ihres Kriegswesens außer Thurn noch einen Grafen Hohenlohe in Aussicht nahmen. Die radikale Partei des böhmischen Landtages, die jede Versöhnungsaktion mit der Wiener Regierung zu hintertreiben beflissen war, nahm noch bei Lebzeiten des Kaisers die Übertragung der böhmischen Königskrone an einen deutschen Fürsten in Aussicht. Als am 26. März 1619 Matthias frühzeitig sein Leben beendete, einigte sie sich mit den Pfälzern über den Plan, den Kurfürsten Friedrich an Stelle Ferdinands, der des Thrones verlustig erklärt wurde, zum König von Böhmen zu wählen und zugleich die Kaiserwahl Ferdinands zu vereiteln. Pfalz trat mit dem kapitalskräftigen Herzog Emanuel von Savoyen in Beziehung und entlockte ihm mit der Aussicht auf die Kaiserwürde oder die böhmische Königskrone einige nicht unerhebliche Beträge für seine Rüstungen; als aber im Juli 1619 die Wahlverhandlungen in Frankfurt a. M. begannen, stellte sich sofort heraus, daß die katholischen Fürsten, nämlich die drei rheinischen Erzstifte und Ferdinand als König von Böhmen, völlig einig waren, unter den drei evangelischen Wählern, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, jedoch keine Verständigung über einen Gegenkandidaten hergestellt werden konnte. Die Folge davon war, daß die Evangelischen jenem Ferdinand die höchste Stellung im Reiche einräumten, der sich offen als Bekämpfer ihres Glaubens bekannt hatte.

Friedrich V. von der Pfalz nahm wenige Tage später die Wahl zum König von Böhmen an und wurde dadurch der Gegner des eben gekrönten Kaisers, der seinerseits entschlossen war, sein Erbrecht auf Böhmen mit der Gewalt der Waffen geltend zu machen. Trotzdem die Wahl in Frankfurt eine Niederlage der pfälzischen Politik bedeutete und zugleich nachgewiesen hatte, daß die Organisation der evangelischen Stände im Reiche wertlos war, durfte das Unternehmen Friedrichs doch nicht von vornherein als aussichtslos angesehen werden, weil Ferdinand in seinen Erblanden selbst keine Stütze fand, sondern Gefahr lief, heimatlos zu werden. Schon war Mähren für die böhmische Rebellion gewonnen, in Oberösterreich trat die evangelische Landtagsmehrheit mit den Böhmen in ein Bündnis. Niederösterreich war nahe daran, diesem Beispiel zu folgen, in Ungarn gewann der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, ungeahnten Einfluß und versprach den Böhmen Hilfe; außerdem bemühte sich Christian der Ältere von Anhalt, der kühnste und leidenschaftlichste Berater des Kurfürsten, um die Wiedererweckung der protestantischen Opposition in Innerösterreich und um deren Unterstützung durch die Republik Venedig. Wäre bei allen diesen natürlichen Gegnern der katholischen Liga das nötige Maß von Verständnis für die ihnen drohenden Gefahren vorhanden gewesen und hätten sie sich dazu entschlossen, rechtzeitig der gemeinsamen Sache Opfer zu bringen, so würde Ferdinand wohl bald vor der Alternative gestanden sein, entweder auf die Glaubenseinheit oder auf seine Länder zu verzichten.

□ □ □

Im Beginne des böhmischen Krieges hatte keiner der Beteiligten, möge es ein Landesherr oder eine Partei gewesen sein, eine Vorstellung von den Anforderungen, die der Krieg an sie

WILHELM RÄUBER

GUSTAV ADOLFS TOD IN DER SCHLACHT BEI LÜTZEN IM JAHRE 1632

König Gustav Adolf führte während der Schlacht seinem bedrohten Zentrum, aus Infanterie bestehend, seine Smaländische Reiterei zu Hilfe, dieselbe selbst anführend, wobei er, allzuheftig voreilend, fast isoliert, sich plötzlich bei dem sich teilenden Nebel vor einem großen Trupp feindlicher Kürassiere befindet; sein Pferd und er selbst erhalten gleichzeitig zwei Schüsse, das Pferd in den Hals, er in den linken Arm. Verwundet vor diesen Kürassieren abschwenkend, sinkt er, durch einen von dem Oberst von Falkenberg abgegebenen Schuß in den Rücken tödlich getroffen, vom Pferde. Neben ihm als Begleiter der Herzog Albrecht von Lauenburg. Hinter ihm sein treuer Page August von Leubelfing. An der linken Seite vorn sieht man den Oberst von Falkenberg das eben auf Gustav Adolf abgefeuerte Pistol hebend, während gleichzeitig der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, Luchau, einen vernichtenden Schwerthieb auf den Oberst von Falkenberg niedersausen läßt. ▣



stellen würde. Sie kannten den Krieg nicht und dachten nicht daran, daß sie über kurz durch ihn in ihrer ganzen bisherigen Existenz in Frage gestellt sein würden; sie überschätzten ihre Macht und die Festigkeit ihrer Stellung, glaubten die Grenzen der Haftung feststellen zu können, die sie bei dem Kriegsgeschäfte eingingen und mußten bald gewahr werden, daß der Krieg neue Mächte schuf, denen sie nicht mehr gewachsen waren. Während des Krieges, der mit den Zusammenstößen einiger tausend böhmischer und kaiserlicher Soldaten unter dem Grafen Thurn und dem aus spanischem in kaiserliche Dienste getretenen Grafen Bucquoi begann und der volle 30 Jahre währen sollte, hat sich der Charakter des gesamten Kriegssystems geändert und der Übergang vom geworbenen zum stehenden Heere vollzogen. Für kurze Zeit entstand ein Übergewicht, ja eine Alleinherrschaft des organisierten Soldatenstandes, die den grellsten Gegensatz zu dessen nebensächlicher und untergeordneter Stellung in der letzten langen Friedenszeit darstellte. Die Epoche des Kondottieriwesens brach über Deutschland herein, indem das seit Maximilian I. eingebürgerte Kleingewerbe der Landsknechte durch den großen Bedarf in einen Großbetrieb umgestaltet wurde, der selbst die Leistungen der Sforza, Colleoni u. a. noch übertraf.

Mit der Ausbreitung des böhmischen Krieges auf andere deutsche Territorien, endlich auf das ganze Reich, mußte das militärische Geschäft immer großartigere Dimensionen annehmen, die Entscheidung über die Machtfragen den flüssigen Geldmitteln der Kriegführenden zufallen. Die pfälzische Sache scheiterte an deren Mangel, der Kaiser siegte durch die Hilfe eines Bundesgenossen, der ein vortrefflicher Haus- und Staatswirt war und deshalb über einen ausreichenden Kredit verfügte. Hätte Friedrich von Böhmen und Pfalz im Spätherbst 1619, als seine Truppen zugleich mit denen Bethlens Wien umschlossen, dem Fürsten von Siebenbürgen die Summen zur Verfügung stellen können, die er für die Erhaltung seines Heeres benötigte, so wäre Bethlen nicht veranlaßt gewesen, mit dem Kaiser zu verhandeln und sich von der Allianz mit Böhmen und Oberösterreich zurückzuziehen. Hielten die Ungarn aber nur noch wenige Wochen vor Wien aus, so fiel dies in die Hände der Verbündeten, und Ferdinand mußte sich nach Innerösterreich zurückziehen und durch Konzessionen an die Protestanten seine ererbten Fürstentümer retten. Aber auch nach der Rettung von Wien und Niederösterreich würde ihn niemand anderes wieder auf den Prager Hradschin geführt haben, als Maximilian von Bayern, der nicht nur durch seinen politischen Verstand und seine Charakterfestigkeit, sondern auch durch das Vertrauen, das sein Finanzwesen erweckte, zum Haupte der deutschen Katholiken berufen war. Die Beisteuern Spaniens und des Papstes Paul V. wirkten wesentlich mit, der Liga die Überlegenheit über die mut- und geldarme Union zu verschaffen.

Als durch die Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) der Sieg des Kaisers und der Liga über die böhmischen Rebellen und über den leichtfertigen Pfalzgrafen entschieden war, die ihre Truppen viele Monate nicht bezahlt und deshalb unzufrieden, ja zur Meuterei geneigt gemacht hatten, würde der Krieg vielleicht ein Ende genommen haben, wenn die Kriegführenden nicht aus der Mitte ihrer militärischen Funktionäre heraus die Anregung zur Schaffung neuer Machtmittel erhalten hätten. Graf Ernst von Mansfeld, Parteigänger des Pfalzgrafen und Winterkönigs, und Albrecht von Wallenstein (Waldstein), ein kaiserlicher Reiteroberst und Großkapitalist, haben fast gleichzeitig die praktische Anwendung der bereits in der Theorie vorhandenen Erkenntnis versucht, eine Armee durch ihre eigene Kraft zu erhalten, d. h. durch Androhung der Gewalt gegen die Bewohner des Landes, das in ihrem Machtbereiche lag. Mansfeld, unterstützt vom englischen Obersten Vere, brachte ein Heer von 15000 Mann in der Oberpfalz zusammen, zog, von Maximilian bedroht, von dort in die Unterpfalz, schlug sich hier mit Spaniern und Ligisten herum und stand im Winter 1621—22 im Elsaß: eine Militärmacht für sich, bald mit, bald ohne Beziehung zu Friedrich V. oder dessen Schwiegervater Jakob von England, von dem er bei Beginn seiner selbständigen Feldherrnlaufbahn Geldunterstützungen erlangt hatte. Sein Beispiel fand Nachahmung; Christian von Braunschweig, der Administrator von Halberstadt, und Georg Friedrich von Baden-Durlach ergriffen die Partei des vom Kaiser geächteten und seiner Kur beraubten Pfalzgrafen, warben Truppen teils mit holländischem, teils mit eigenem Gelde und raubten

mit ihnen in den ungerüsteten hilflosen Landschaften die Mittel zur Vergrößerung der ursprünglich kleinen Scharen. Die drei deutschen Kondottieri hatten im Frühjahr 1622 zusammen 70000 Mann auf den Beinen, eine Streitkraft, wie man sie seit der Mühlberger Schlacht in Deutschland nicht gesehen hatte.

▫ ▫ ▫

Waltet im Leben der drei protestantischen Fürsten, die als Kriegsfreunde des Pfälzers das Schwert ergriffen und an der Spitze von geworbenen Söldnern Deutschland durchzogen, ein großer abenteuerlich-ritterlicher Zug vor, der ihr vom Standpunkte der Sittlichkeit kaum zu rechtfertigendes Treiben mit einem Schimmer von Soldatenromantik umgibt; so tritt uns in Albrecht von Wallenstein vor allem der Spekulant, der vor keiner Form des Erwerbs zurückschrekkende Großunternehmer entgegen, der selbst niemals Soldat aus Berufsfreude war und das Kriegswesen nur als Gelegenheit zur Machtäußerung, zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Gewinnsucht betrieb.

Die Grundlage seines Auftretens als Heeresschöpfer war das riesenhafte Vermögen, das er durch Übervorteilung seiner Smirschickyschen Verwandten, durch Beteiligung an der Münzentwertung, an den gangbaren Kipper- und Wippergeschäften und durch Ein- und Verkauf konfiszierter böhmischer Güter erworben hatte. Es setzte ihn in die Lage, dem Kaiser Millionen zu borgen und sich bei den Rückzahlungen immer aufs neue zu bereichern, es ermutigte ihn zu dem seit 1623 wiederholt gestellten Antrage, dem Kaiser eine Armee aufstellen zu wollen. Erst 1625 wurde er angenommen, als Ungarn die vorhandenen kaiserlichen Streitkräfte infolge der erneuten Kriege mit Bethlen allein in Anspruch nahm, als die Beteiligung des niedersächsischen Kreises an der Unterstützung des Winterkönigs den schon fast unterdrückten Widerstand der pfälzischen Partisane neuerdings belebte und als Kardinal Richelieu die Zeit gekommen erachtete, die Politik Heinrichs IV. wieder aufzunehmen und den Widerstand der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser möglichst zu fördern. Ferdinand fühlte sich bei allen diesen Komplikationen ausschließlich auf die Hilfe Maximilians von Bayern angewiesen, dessen Dienste er durch den pfälzischen Kurhut und durch die Verpfändung Oberösterreichs genügend gelohnt zu haben glaubte, der aber nicht aufhörte ihn zu bevormunden und ihm seine Macht fühlen zu lassen. Maximilian hatte nie die Absicht gehabt, einseitig für die Erhöhung der Stellung des Kaisers zu wirken, er strebte einer Reform des Reiches durch Verstärkung des Einflusses der großen fürstlichen Territorialherren zu und benützte die Liga zur Beschränkung der kaiserlichen Machtvollkommenheit, die dieser Reform entgegenstand.

Als die erste Wallensteinsche Armee in der Stärke von 14800 Mann zu Fuß und 7600 Reitern von Eger aus ins Reich marschierte, befand sich das Heer der Liga gegenüber den Truppen Mansfelds und des Halberstädters, denen der König Christian IV. von Dänemark bereits seine Unterstützung zugesagt hatte, in arger Bedrängnis. Wallenstein sicherte ihnen durch seinen Aufmarsch die Winterquartiere und sprengte durch den Sieg bei Dessau (25. April 1626) Mansfeld von den Verbündeten ab, trieb ihn durch Schlesien nach Ungarn und übernahm darauf den Schutz von Wien gegen Bethlen Gabor, der von der Pforte zum Angriff ermächtigt worden war. Sein Erscheinen genügte, Bethlen zu einem Waffenstillstande zu bewegen. Der Kaiser hätte nun gut daran getan, seinen siegreichen General zur Befestigung seines ungarischen Besitzes zu verwenden, er durfte jedoch Wallenstein nicht im eigenen Lande behalten, weil er dessen Armee nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte und ihr Verweilen für jede Landschaft den materiellen Ruin bedeutete. Schon zeigte es sich also, daß die Erhaltung dieser Armee nicht immer mit den Interessen des Kaisers zusammenfiel, daß ihre Verwendung nicht so sehr von seinem Willen als von den Vorschlägen abhing, die ihr Führer und Erhalter ihm dafür unterbreitete. Diese waren allerdings verlockend genug. Ganz Norddeutschland sollte dem Kaiser unterworfen, die Seeplätze mit kaiserlichen Besatzungen belegt, eine kaiserliche Armada in der Ostsee aufgestellt werden. Mit solchen Absichten trat die kaiserliche Politik aus dem Rahmen, den ihr Maximilian von Bayern vorgesteckt hatte, heraus. Dessen Generalleutnant Graf von Tilly hatte den Dänenkönig bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) geschlagen; eine unmittelbare Gefahr drohte der katholischen Sache nicht, man durfte daran denken, Ordnung im Reiche zu machen. Dazu brauchte man keinen Wallenstein; man mußte

im Gegenteil die entsetzliche Geißel aller Reichsstände, der katholischen wie der evangelischen, die auf Kosten der Stände unterhaltene Armee, aus dem Reiche entfernen, ehe man ein geordnetes Verfassungsleben wieder herzustellen hoffen durfte. Aber schon war Wallenstein, diesmal mit 32000 Mann, wieder aus Mähren nach Norden aufgebrochen, hatte Schlesien von den Truppen der evangelischen Allianz gesäubert, war in Brandenburg und Mecklenburg einmarschiert und hatte in Verbindung mit Tilly dem Dänenkönig Friedensbestimmungen vorgeschrieben. Welcher habsburgische Kaiser hatte seine Fahnen an der Ostsee flattern lassen? Wie anders als berauschend konnte die Kunde solcher Ereignisse in der Umgebung Ferdinands wirken? Der Dank, den dieser seinem Heerführer gewährte, erregte nicht minderes Aufsehen wie dessen Errungenschaften, er wurde verhängnisvoll für beide.

Wallenstein verfolgte seit dem Gelingen seiner großen Geld- und Länderspekulationen das Ziel, Landesherr zu werden. Er hatte die zusammengerafften Güter in Böhmen zuerst zu einem Fürstentum, dann sogar zu einem Herzogtum Friedland vereinigen lassen und ihm eine ganz selbständige Verwaltung gegeben. Aber er mußte es vom König von Böhmen zu Lehen nehmen, es blieb ein Bestandteil habsburgischen Besitzes. Nun griff er nach einem unmittelbaren Reichslande. Nachdem der Kaiser auf seinen Rat die Herzoge von Mecklenburg wegen ihrer Teilnahme am dänischen Kriege geächtet hatte, ließ er sich auch dazu bestimmen, den Herzog von Friedland mit deren Landen zu belehnen. Es war zwar nur die Form der Pfandschaft, in der die Erwerbung stattfand, aber Albrecht Eusebius durfte annehmen, daß der Kaiser niemals aufhören werde sein Schuldner zu sein, und betrachtete sich von nun an den vornehmsten Reichsfürsten gleichberechtigt.

Für niemand war dies peinlicher als für Maximilian von Bayern, der nicht nur die Verletzung des Herkommens, sondern auch die Untergrabung der Reichsverfassung in solchen eigenmächtigen Verfügungen des Kaisers erblickte, aber nicht dagegen auftreten konnte, weil auch seine Erwerbung der pfälzischen Kur nicht auf verfassungsmäßigen Verfügungen beruhte. Trotzdem stand er seit 1627 an der Spitze der reichsständischen Opposition gegen das aufstrebende Kaisertum; seine geistlichen Agenten, vor allem die Kapuziner-Diplomaten, die ihm gefügiger dienten als die Jesuiten, stellten die Verbindung mit Spanien und den damals so wichtigen Statthaltern der katholischen Niederlande her, sie versahen ihn mit Berichten über die ungeheuerlichen Pläne des Friedländers, der in Wien allgebietender Herr geworden sei und auf nichts anderes ausgehe, als alle selbständigen Gewalten im Reiche, vor allem aber die Liga und ihre Armee, allmählich zu zerbrechen. Solchen Gefahren gegenüber mußte die Liga eine Frontveränderung vornehmen. Der neue Kurfürst von Bayern tritt mit ihr als Wächter der deutschen Fürstenrepublik auf; nicht mehr für, sondern gegen den Kaiser sollen die ligistischen Truppen geführt werden, nicht als Feinde der Evangelischen, sondern im Bündnis mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die das gemeinsame Fürsteninteresse über die Sorge um die Glaubensfreiheit stellten. Angesichts dieser Bewegung sah sich Wallenstein, der durch den Fürsten von Eggenberg und die Familie seiner zweiten Frau, einer Gräfin Harrach, die äußere Politik des Kaisers vollständig beherrschte, dringend veranlaßt, in den Friedensverhandlungen mit Christian von Dänemark, den er bei Wolgast (2. September 1628) neuerlich geschlagen hatte, große Mäßigung walten zu lassen. Die Preisgebung der Glaubensverwandten und ihres Besitzes in Norddeutschland war alles, was man von dem Besiegten begehrte und was dieser im Frieden von Lübeck (7. Juni 1629) bereitwillig gewährte.

▫ ▫ ▫

Fast 12 Jahre hatte der deutsche Krieg schon gedauert, entsetzliche Verwüstungen hatte er in vielen bis dahin durch Wohlstand und Bildung ausgezeichneten Landschaften angerichtet. Das aufgesparte Bargeld reichte fast nirgends mehr aus, um die Kontributionen und Sölde der Kriegsvölker zu bezahlen, alle Schmucksachen und Geräte aus Edelmetall wanderten in die Taschen der Offiziere, was sich sonst in Kasten und Truhen vorfand, in die Gepäckskarren der Mannschaft und in die Buckelsäcke des weiblichen Trosses, der den Heeren mit gierigen Blicken und weitem Gewissen nachzog. Böhmen, die Rheinlande, der niedersächsische Kreis, Schlesien, Brandenburg, die Ostseeländer waren am härtesten mitgenommen. Der Herzog von Zelle berechnete seinen Schaden bis 1626 auf 7 Millionen Taler, sein Bruder Friedrich bis 1630

auf das Zehnfache. Göttingen hatte 1629 schon mehr als eine halbe Million Taler Kriegsschaden, aus Nassau wußte man zu berichten, daß ein einziger Durchzug von 800 ligistischen Reitern der Herrschaft Dillenburg 50 000, der Herrschaft Siegen 80 000 Gulden gekostet hatte. Verödung trat nicht nur in offenen Dörfern, von denen eine noch ungezählte Menge in Wüstungen verwandelt wurde, sondern auch in mauerumschlossenen Städten ein.

Das waren die Folgen mangelnder Wehrverfassung in Stadt und Land, das war das Ergebnis einer falschen Staatswirtschaft, die den Vorteil des Einzelnen durch Verringerung seiner Pflichten für Schutz und Sicherheit des Gemeinwesens zu vergrößern meint. Die feisten Vollbürger, die den Landsknecht als armen Hungerleider verspottet hatten, die eigennützigen Edelleute, die mit Jagd und Trinkgelagen ihr Leben ausfüllten, mußten jetzt den Soldaten als ihren Herren mit allem zu Diensten sein, was sie vorher allein für sich zu behalten und genießen zu dürfen geglaubt hatten. Kein Fürst und kein Prälat, der Kaiser selbst war nicht mehr Herr im Lande, denn die Armeen waren es geworden, die ligistische, die dänische, die friedländische, heute diese und morgen jene; aber jede folgende verlangte mehr als die eben abgezogene. Es begann daher ein Kampf der Stände gegen die Kriegsleute von Beruf.

Während sich Wallenstein nach dem Friedensschluß mit Dänemark aufmachte, die kaiserliche Hoheit in Oberitalien wieder aufzurichten, die Lehensherrlichkeit über das erledigte Herzogtum Mantua mit einer großen Armee zur Anerkennung zu bringen und der Republik Venedig ein schönes Stück der Terra ferma aus dem fetten Leibe zu schneiden, vielleicht auch sich selbst ein Herzogtum Verona-Padua-Chioggia zu verdienen, ließ der Kaiser seinen Feldhauptmann von den Reichsfürsten in Regensburg absetzen. Gleichzeitig aber reizte er die gesamte evangelische Welt durch das Restitutionsedikt (6. März 1629) zum äußersten Widerstande auf, denn alles nicht reichsunmittelbare Kirchengut, dessen sich evangelische Stände seit der Reformation bemächtigt hatten, und alle geistlichen Reichsländer, die seit dem Passauer Vertrag katholisch geworden waren, wurden damit für die katholische Kirche zurückgefordert und dieser der gewaffnete Arm der Liga zur Wiedergewinnung des Verlorenen zur Verfügung gestellt.

Deutschlands Verfall im dreißigjährigen Kriege.

Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

Der Regensburger Fürstenkonvent von 1630 hätte den Frieden bringen können, wenn er das Restitutionsedikt beseitigt hätte.

Die «streitende Kirche» hat die Fortsetzung des Kampfes erzwungen, zu dem weder die katholischen noch die evangelischen Reichsfürsten sich berufen fanden. Denn sie fühlten sich durch die steigende Macht des Kaisers bedroht, vor allem Maximilian von Bayern, der führende Politiker des Kurfürstenkollegiums. Dieser hat zuerst eine fremde Macht, Frankreich, zur Erhaltung der deutschen Fürstenaristokratie herangezogen, während seine evangelischen Kollegen sich lange dagegen wehrten, die schwedische Bundesgenossenschaft, die sich ihnen aufdrang, anzunehmen.

Der Streit um die Erbfolge in Mantua hatte Frankreich bereits Gelegenheit gegeben, aus den politischen Komplikationen, in die das Haus Habsburg geraten war, Nutzen zu ziehen. Die deutschen Kurfürsten begünstigten die Politik des Kardinals Richelieu, der nun die Zeit zur Wiederaufnahme der Politik Heinrichs IV. gekommen erachtete. Sie hatten die Annahme des für den Kaiser höchst ungünstigen Friedens von Chierasco in Regensburg erzwungen, und auch diesen Erfolg Maximilians hatten Sachsen und Brandenburg miterringen geholfen, indem sie sich mit höchst undeutlichen Versprechungen, das Restitutionsedikt werde in ihren Ländern nicht zur Anwendung kommen, täuschen und hinhalten ließen. Erst als die Täuschung nicht mehr verschleiert werden konnte, mußten sie die schwedische Einmischung, die ihnen von Haus aus nichts weniger als angenehm war, geschehen lassen. Nur die agressive Tendenz, die der Katholizismus seit der böhmischen Königswahl Ferdinands II. eingeschlagen hatte, förderte Gustav Adolfs politische Pläne. Seitdem der siebzehnjährige, hochbegabte Prinz im Jahre 1611 seinem Vater Karl von Sudermannland auf dem schwedischen Throne gefolgt war, befand er sich im Kampfe gegen den katholischen Verwandten, der als König von Polen mindestens die schwedischen Ostseeprovinzen an sich zu bringen suchte, nachdem ihn der Glaubenswechsel

die Herrschaft im Stammlande gekostet hatte. Der junge König war dabei zum Bewußtsein seines Könnens gekommen, war ein Armeereformer und Feldherr und vor allem ein ehrgeiziger Fürst geworden, der die Kraft in sich fühlte, seinem Volke und seinem Hause eine großartige, glänzende Zukunft zu eröffnen. Es wird nicht zu übersehen sein, daß sein Gemüt von wahrer Frömmigkeit erfüllt war und deshalb durch die konfessionellen Streitigkeiten im deutschen Nachbarlande tief erregt wurde; aber den Anlaß seines Auftretens in Deutschland nur in seinem religiösen Pflichtgefühl zu suchen und als den Endzweck seines deutschen Feldzuges nichts anderes als die Befestigung der evangelischen Glaubensfreiheit anzusehen, ist unmöglich geworden, seitdem man die Entwicklungsgeschichte des großen Königs kennt.

Die erste Aufgabe, die sich Gustav Adolf in Deutschland stellte, war die Erwerbung von Pommern, die Einbeziehung Mecklenburgs in die schwedische Machtsphäre und eine Allianz mit Brandenburg, die ihm dessen Geldmittel und feste Plätze zur Verfügung stellte. Mit militärischen Rücksichten allein lassen sich die Verträge, die er dem letzten Pommernherzog Bogislaw und dem Kurfürsten Georg Wilhelm aufzwang, nicht rechtfertigen; namentlich ist es unbestreitbar, daß er von vornherein Brandenburg um das pommersche Erbe bringen wollte, das ihm seit Jahrhunderten durch Verfassungsakte zugesichert war, und daß er eine selbständige brandenburgische Politik neben der schwedischen nicht mehr zu dulden gedachte. Den Krieg, den er in Deutschland führen wollte, mußte er so gut als der kaiserliche oder der ligistische Feldherr auf fremde Kosten führen. Trotz der Hingebung der Schweden für ihren Heldenkönig, die sich in den Bewilligungen des Reichstages ausdrückte, konnte sein Königreich doch nicht mehr als die Mittel zur Rüstung von 13 000 Mann aufbringen, mit denen er am 6. Juli 1630 auf der Insel Usedom landete; aber es bot ihm eine Reserve von 40 000 vortrefflichen, körperlich und sittlich jenen Landsknechtepigonen weit überlegenen Soldaten, die sich in die Beraubung des deutschen Bauers und Bürgers teilten.

Die Ankunft der Schweden in Deutschland hat auf die deutschen Protestanten in zweifacher Weise gewirkt, ermutigend auf die Bevölkerung, der die Glaubensfrage am höchsten ging, anspornend auf die Fürsten, die einsahen, daß sie nur mit einer eifrigeren Tätigkeit in Sachen der Glaubensfreiheit ihre Unabhängigkeit retten könnten. Auf dem Leipziger Konvent (Februar 1631) verlangte namentlich Brandenburg energische Rüstung; aber auch das friedfertige Sachsen entschied sich endlich für die Wehrhaftmachung der evangelischen Stände und versprach die Aufstellung einer Armee von 11 000 Mann. Mit den holländischen und englischen Hilfen konnten die evangelischen Stände eine der schwedischen überlegene Kriegsmacht aufstellen. Hätten die Katholiken noch im letzten Augenblicke eine versöhnliche Haltung eingenommen und beruhigende Zusicherungen für die Aufrechthaltung des Religionsfriedens gegeben, so wäre die schwedische Invasion kurzerhand beseitigt worden. Gustav Adolf hätte sich gegen die vereinigten Deutschen nicht 3 Monate in Pommern halten können. Aber Versöhnung und streitender Katholizismus schließen sich aus, der Jesuit verwirft sie, wenn sie aufrichtig sein soll. Die längst projektierte Konferenz der evangelischen und katholischen Stände wurde hinausgeschoben, die Erbitterung der Protestanten durch die Belagerung von Magdeburg, das unter Leitung des schwedischen Obersten Falkenberg mit bewundernswerter Standhaftigkeit für seine politische und kirchliche Freiheit stritt, aufs äußerste getrieben. Bald nach dem Falle des militärisch und volkswirtschaftlich wichtigen Elbeemporiums (20. Mai 1631), für dessen Erhaltung auch die Hansa und Holland vergebens interveniert hatten, sah sich Georg Wilhelm von Brandenburg gezwungen, sich dem Schwedenkönige anzuschließen. Und als der General des Kaisers und der Liga, der greisenhafte Tilly, von Kursachsen die Rückgabe der geistlichen Güter verlangte, da mußte auch Johann Georg, der sich bisher an den Kaiser geklammert und an der Niederwerfung Böhmens redlich mitgewirkt hatte, ein Bündnis mit Gustav Adolf eingehen, durch das er seine Truppen dessen Oberbefehl unterstellte. Mit 20 000 Schweden und 27 000 deutschen Hilfsvölkern schlug der König am 17. September 1631 das Heer der Liga und des Kaisers, das eben durch 10 000 aus Italien angerückte, ehemals Wallensteinsche Soldaten verstärkt worden war, bei Breitenfeld unweit Leipzig. Hier bewährte sich zum erstenmal die höhere Kriegskunst Gustav Adolfs, der das Feuergefecht der Infanterie durch eine neue Gliederung dieser Waffe auf eine höhere Stufe zu

stellen verstanden hatte. Die Verwendung kleinerer, ausschließlich mit Feuerwaffen versehener Infanteriekörper war der erste Fortschritt in der Kunst des Angriffs seit Frundsberg. Durch sie wurde die schwerfällige Landsknechttaktik allmählich beseitigt.

▫ ▫ ▫

Seit Breitenfeld war die Freude an der Macht und am militärischen Erfolge gewiß die kräftigste Triebfeder bei den Entschließungen Gustav Adolfs, seine religiöse Mission hätte er ohne weiteres Blutvergießen erreichen können. Den Religionsfrieden hätten jetzt auch die Katholiken garantiert, wenn man ihnen dafür den Frieden geboten hätte. Der Schwedenkönig aber schritt nun auf den Spuren des Friedländers einher. Nur hielt er bessere Mannszucht und stand innerlich seinen Kriegsgenossen und politischen Freunden näher, als der sterndeutende Emporkömmling. Ohne zwingende militärische Beweggründe zog er in die reichen geistlichen Gebiete, nahm Erfurt, Würzburg und Fulda in Besitz, legte den Kurfürsten am Rhein schwere Kontributionen auf und richtete sich endlich in dem wieder weltlich gemachten Herzogtum Franken so sorgfältig ein, daß man auf eine dauernde Unterwerfung desselben unter schwedische Verwaltung schließen mußte. Maximilian von Bayern wurde durch eine französische Allianz in Schach gehalten; er mußte Mannheim den Franzosen einräumen, damit sie sich zu seinem Schutze auf deutschem Boden bereitstellen konnten, und durfte gegen die Besetzung des Elsaß nichts einwenden, weil es für Frankreichs strategischen Aufmarsch notwendig war. Richelieu verlangte zwar von Gustav Adolf Rücksichten für die Ligisten, der König wies die Ratschläge aber ebenso zurück, wie das Verlangen der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nach einem protestantischen Konvente, auf dem die Forderungen der Partei festgestellt werden sollten. Als der französische Kardinal-Minister darauf sogar Mainz, Würzburg, Bamberg und Fulda dem Schweden überließ, blieb Maximilian nichts übrig, als sich wieder dem Kaiser zu nähern und, da er selbst nicht auf einen Feldzug mit Gustav Adolf vorbereitet war, seine Zustimmung zu einer zweiten Berufung Wallensteins zum kaiserlichen Feldhauptmann zu erteilen. Sobald der König die Schwenkung des bayerischen Kurfürsten wahrnahm, ging er diesem direkt an den Leib, fiel in sein Land ein und schlug Tilly am Lech (15. April 1632) gänzlich aufs Haupt. Der alte fromme Haudegen wurde schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht, seinen Herrn in einer verzweifelten Lage zurücklassend. Tatkräftige Hilfe war kaum zu gewärtigen. Die Mißerfolge der Liga regten nicht einmal die auswärtigen Kirchenfürsten zu reichlicher Unterstützung der bedrohten Standesgenossen in Deutschland an. Der Papst und die Italiener sahen den deutschen Wirren teilnahmslos oder gar mit Schadenfreude zu. Urban VIII., aus dem Hause Barberini, war ein nationaler Fürst und kein Jesuitenwerkzeug; die Aufrechthaltung der habsburgischen Großmacht schien ihm kein katholisches Interesse zu sein, er verweigerte daher sowohl dem Kaiser als dem König von Spanien die erbetene Bewilligung zur Besteuerung des kirchlichen Besitzes.

Es gab also kein Mittel, wieder zu einem kaiserlichen Heere von respektabler Stärke zu gelangen, als die Wiederaufnahme des Wallensteinschen Systems. Man hätte es in Wien gerne selbst damit versucht und den Erzherzog Ferdinand zum Heerführer gemacht, aber man hatte kein Geld dazu und genoß kein Vertrauen bei den Offizieren. Der Friedländer mußte die Trommel rühren lassen. Er tat es mit glänzendem Erfolg und ließ sich endlich auch zur Übernahme des Kommandos herbei, nachdem er mit Eggenberg zu Göllersdorf über die Bedingungen einig geworden war. Sie waren abermals ganz und gar von der Auffassung eines Kondottiere beherrscht, der aus seiner militärischen Aufgabe ein politisches Großgeschäft zu machen pflegt. Wallenstein war durch die Erfahrungen von Regensburg nicht klüger geworden; er erkannte nicht, daß die kaiserliche Regierung die ihm in der Not gemachten Zugeständnisse niemals ernst nehmen könne, und daß jeder Sieg, den er erfechten werde, seine Stellung schwächen müsse. Keiner von den Vertragschließenden hat es ehrlich mit dem andern gemeint; der Friedländer wollte nicht nur Glogau oder die Lausitz zu seinem Fürstentum Mecklenburg erwerben, sondern schon während des Krieges die Stellung eines Potentaten einnehmen, eigenmächtig über den Frieden verhandeln und Parteien bilden, ohne sich an des Kaisers Gebot oder Verbot zu kehren; von den Wiener Räten aber haben gewiß nur wenige daran geglaubt, daß die endliche Auseinandersetzung zwischen dem Hause Österreich und sei-

nem General-Feldhauptmann gütlich und friedlich abgehen werde.

Als es zum Zusammenstoß zwischen den beiden Kriegshäuptern, Gustav Adolf und Wallenstein, kam, erwies sich der erste als der kühnere und siegesbewußte; Wallenstein manövrierte schlau und vorsichtig, riskierte so wenig als möglich und setzte das Heer, auf dem seine Macht beruhte, keiner Gefahr aus, wenn ihn der König nicht dazu zwang. Zum Angriff auf den Burgstall bei Nürnberg, den die Kaiserlichen abschlugen, verleitete Gustav Adolf die Unterschätzung des Gegners; als er aber in der Lützener Schlacht (16. November 1632) seine taktische Kunst entfaltete, vermochte die Routine des Friedländers nicht dagegen aufzukommen. Der Sieg war ohne Zweifel auf schwedischer Seite. Hätte Gustav Adolf ihn erlebt, so wäre Wallenstein sehr bald in eine Defensive gedrängt worden, die seine Armee auf die Dauer nicht ertragen konnte.

▫ ▫ ▫

Abermals wären die Aussichten für den Frieden günstig gewesen, wenn die Regierenden in der Ausführung ihrer Entschlüsse unabhängig gewesen wären, wenn es nicht neben ihnen Mächte gegeben hätte, die ihre eigenen Ansprüche und ihre besonderen Interessen verfolgten: die Armeen. Nicht nur der Herzog von Friedland mußte sich bald davon überzeugen, daß die politischen und die militärischen Tendenzen in kürzester Zeit in einen gefährlichen Gegensatz geraten konnten, auch der große Kanzler Schwedens, dem die Wahrnehmung der Staatsangelegenheiten unter Gustav Adolfs Tochter Christine zugefallen war, hing von seinen Generalen und von den Bedürfnissen ihrer Truppen ab. Schon jetzt war die Frage des Friedens von der Frage der Befriedigung der Offiziere abhängig. Diese schlossen sich zu Erwerbsgenossenschaften zusammen und waren in Kreditgeschäfte mit ihren Auftraggebern wie mit ihren Mannschaften verstrickt, die enormen Gewinn, aber auch empfindliche Verluste und dazu persönliche Gefahren einbringen konnten. Oxenstierna mußte ebenso wie Wallenstein am meisten davor auf der Hut sein, daß sich ohne sein Zutun Koalitionen bildeten, denen er mit seiner militärischen Macht nicht mehr gewachsen wäre. Er unterhandelte mit den Reichskreisen, schloß mit ihnen zu Heilbronn und Frankfurt neue Vereinbarungen, um feste Bürgschaften für die Erhaltung einer großen Heeresmacht zu haben, solange sich Schweden nicht auf sichere Erwerbungen zurückziehen konnte. Den besten Degen unter den deutschen Fürsten, der sich dem verstorbenen Könige angeschlossen hatte, den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, suchte er der Sache seines Vaterlandes durch die Belehnung mit dem Herzogtum Franken zu verbinden, als dessen Oberherrn sich Schweden bereits betrachtete.

Es lag nahe, daß sich die Militärmächte selbst über die Friedensbedingungen einigen und sie den beteiligten Herrschaften mit Gewalt auferlegen wollten. Dies war Wallensteins politische Idee gewesen, als er Gustav Adolf gegenübergestanden war. Der alte Rebell, Matthias Thurn, hatte den Vermittler beim Könige abgegeben. Aber damals sowohl, als jetzt in den Verhandlungen mit Oxenstierna, konnte keine Einigung zustande kommen, weil sich keiner dem andern unterordnen wollte, weil jeder befürchtete, von dem andern überlistet, ausgebeutet und den Gegnern ausgeliefert zu werden. Da Wallenstein seit Lützen sich unsicher fühlte und ganz gut wußte, daß man ihm in Wien nicht mehr alles bewilligen mußte, was er verlangen würde, daß man selbst an den bereits eingeräumten Zugeständnissen zu mäkeln anfing, suchte er Verbindungen mit Sachsen, mit Schweden, mit Frankreich. Er glaubte sich als Reichsfürst und unbeschränkter Befehlshaber der Truppen, die er allein dem Kaiser hatte stellen können, dazu berechtigt und durch die unbedingte Anhänglichkeit ihrer Führer auch dem Kaiser an Macht überlegen. Die Frage nach Wallensteins Verrat ist völlig gegenstandslos, das Verhältnis von Monarch und Untertan auf den Kaiser und ihn nicht anwendbar, denn ihre beiderseitigen Verpflichtungen beruhten auf einem ganz besonderen Vertrage, den Ferdinand II. nicht mit dem Lehensträger der Krone Böhmen, sondern mit dem Herzog von Mecklenburg, einem Reichsfürsten, wie Brandenburg oder Bayern, geschlossen hatte.

Des Friedländers Fall und Tod (Ermordung zu Eger 24. Februar 1634) war nicht die Folge der neuerdings von Maximilian von Bayern gegen ihn erhobenen Anklagen, nicht die Folge einer spanischen Intrige, noch weniger ein Strafgericht über einen pflichtvergessenen kaiserlichen General, sondern das Ergebnis einer unhaltbaren und unsittlichen Organisation, eines ver-

werflichen Wehrsystems, das weder eine nationale noch eine dynastische Grundlage besaß. Wenn der gewalthabende Armeegründer, der um Kronen spielende Großkapitalist, nicht von seinen bestochenen Mitarbeitern, den Generalen und Regimentskommandanten, aus Eigennutz, und weil man ihnen seinen Reichtum, seinen kolossalen Grundbesitz als Beute angeboten hatte, verlassen und verraten worden wäre, hätte er der diplomatischen Wühlarbeit, die in Wien gegen ihn in Szene gesetzt worden ist, nicht unterliegen müssen.

Die Verhältnisse wurden nach seiner Beseitigung klarer und einfacher. Als nach dem Siege einer kaiserlichen Armee unter Gallas und Johann von Werth über die Schweden und Bernhard von Weimar bei Nördlingen (5.–6. September 1634) der Kurfürst von Sachsen in Unterhandlungen mit dem Kaiser eintrat, waren die Aussichten für den Frieden jedenfalls besser, als wenn Wallenstein sie geleitet und seine Entschädigungsforderungen an die erste Stelle gesetzt hätte. Der Frieden von Prag (30. Mai 1635) stellte bereits die Hauptgrundzüge der künftigen Einigung fest; daß sie noch nicht zur Geltung gelangten, lag an der Zurückweisung jedes größeren Opfers von seiten der Katholiken und an der Weigerung der Evangelischen, für die Entschädigung Schwedens allein aufzukommen. Mit Geld konnte dieses nicht befriedigt werden; die Summen, die seine Generale verlangten, waren nicht zu beschaffen, nur Landbesitz konnte die kolossalen Staatsschulden decken.

Frankreich hatte nach Kräften beigetragen, die Kriegslust Schwedens immer wieder anzufachen; es vermittelte die Erneuerung des Waffenstillstandes mit Polen und brachte vor allem Bargeld zur Befriedigung der Truppen in ausreichender Menge zustande. 4 Millionen Livres erhielt Bernhard von Weimar, um eine Armee von 18000 Mann im Dienste Frankreichs zu erhalten; die Landgrafschaft des Elsaß wurde ihm persönlich eingeräumt, allerdings unter jenen unklaren Formen, die bald zu einem ähnlichen Konflikte führten, wie er aus Wallensteins Vertrag mit dem Kaiser entstanden war. Bernhard dachte an den freien Besitz eines deutschen Reichsfürsten, der ihn zum Haupte einer neuen Partei machen könnte, Richelieu an eine französische Statthalterschaft.

So ging der Krieg also weiter, weil Frankreich an dem Elende Deutschlands noch nicht gesättigt war. Der Tod Ferdinands II. (15. Februar 1637) brachte keine Wendung in der Stellung der Mächte hervor, denn sein Nachfolger war lange nicht von der Friedenssehnsucht erfüllt, die den Vater in den letzten Lebensjahren geleitet hatte. Die Siege, die er von seinen Heeren erwartete, blieben aber aus. Immer glänzender stieg das Feldherrngestirn des Weimarer Prinzen am Kriegshimmel empor, die drei Schlachten bei Rheinfelden, Wittenweier und Tann, die er 1638 gewann, gaben ihm am Oberrhein und im Schwarzwald ein Übergewicht, das er bis zu seinem frühen Tode (18. Juli 1639) festhielt. Auch die schwedischen Fahnen wurden von Banér in des Kaisers eigene Lande getragen, Prag neuerdings bedroht. Neue und alte Prätendenten traten auf den Kriegsschauplatz, der fast ganz Deutschland umspannte: die Erben des Winterkönigs, die Landgräfin von Hessen-Kassel, die Weimarer Offiziere unter General Erlach und endlich, um die schöne Gelegenheit zur Betätigung magyarischen Nationalgefühles nicht zu versäumen, Georg Rákoczy, der die Rolle Gabriel Bethlens wieder aufnahm, dem gekrönten König von Ungarn in den Rücken fiel, ihn zugleich mit Torstenson in seiner eigenen Residenz bedrohte und sich erst durch Überlassung von 7 Komitaten und durch einen Machtspruch des Sultans davon abhalten ließ, an dem allgemeinen Kesseltreiben gegen das Haus Habsburg teilzunehmen.

▫ ▫ ▫

Auf dem Reichstage, der 1640 zu Regensburg gehalten wurde, begann man über die Bedingungen einer allgemeinen Amnestie, über die Gleichstellung der Calviner und Lutheraner zu sprechen. Die entsetzliche Verarmung des Volkes erregte Bangen unter den Fürsten, die ihre Einkünfte immer mehr und mehr schwinden sahen. Geld war fast nur mehr in den Taschen der Offiziere zu finden, die alle Güter erwarben, die unter den Hammer kamen. Sowie die Weimaraner der Krone Frankreichs die Bedingungen vorgeschrieben hatten, unter denen sie ihr dienen wollten, so bestanden die schwedischen Oberste darauf, daß sie sich nach Banérs Tode ihren Führer wählen durften. Der Militärstaat war Selbstzweck geworden, er ernährte sich selbst, er regierte sich selbst. So verging noch Jahr um Jahr, ehe die Anstalten zum Friedensschluß getroffen werden konnten, der immer wieder in Aussicht gestellt wurde. Der Kaiser

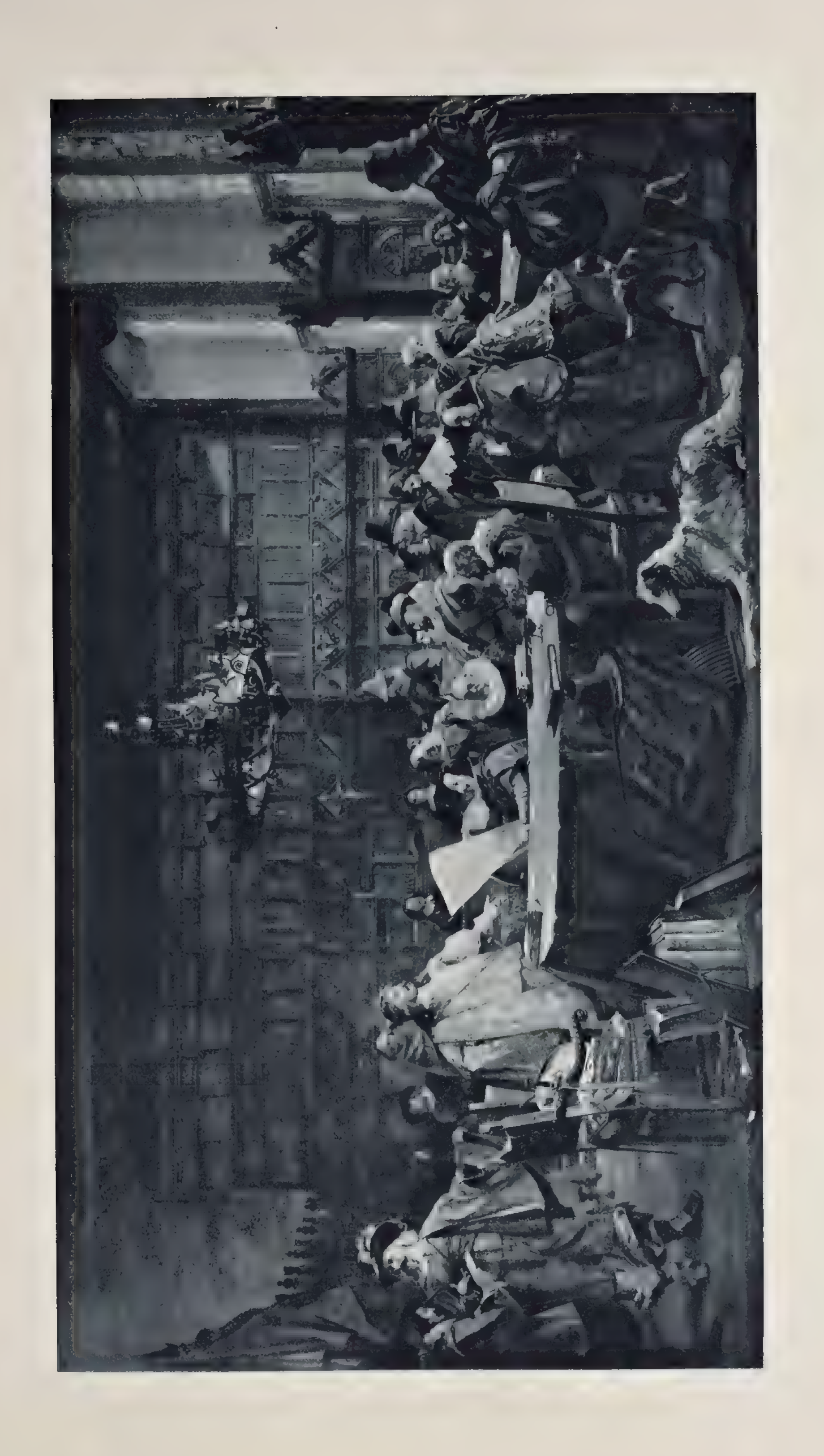
FRITZ GROTEMEYER

DIE FRIEDENSVERHANDLUNGEN IM RATHAUSSAALE ZU MÜNSTER, IM JAHRE 1648

So mannigfach die Interessen waren, um die seit 1618 auf deutscher Erde gefochten wurde, so schwierig war es nun auch, sie auszugleichen, zumal da die wechselnden Erfolge des Krieges die Ansprüche der Parteien bald höher spannten, bald wieder herabstimmten. Aber erst als einerseits Brandenburg sich mit Schweden verständigte und eine evangelische Mittelpartei unter den Reichsfürsten bildete, andererseits Bayern, auf Frankreich gestützt, die katholischen Reichsstände in gleichem Sinne um sich vereinigte, Spanien aber mit den Niederlanden abschloß, da kamen die Dinge in besseren Fluß, und am 24. Oktober 1648 unterzeichneten die Gesandten im Rathaussaale zu Münster die umfängliche Friedensurkunde. ◘

In dem Bilde vertritt der brandenburgische Abgesandte Graf von Sayn und Wittgenstein die Forderungen des Großen Kurfürsten. ◘

1. Max Graf von Trautmansdorff, im Namen des Kaisers; 2. Oktavius Piccolomini, im Namen des Kaisers; 3. Hugo Friedrich in und von Elts, im Namen des Bischofs von Trier; 4. Johan Krane, kaiserlicher Rechtsgelehrter; 5. Franz Egon von Fürstenberg, für Bayern; 6. Johan de Knuit, für Niederland; 7. Magnus Gabriel de la Gardie, für Schweden; 8. Johann Graf von Sayn und Wittgenstein, kurfürstlich brandenburgischer Gesandter; 9. Gaspar de Penneranda, für Spanien; 10. Benedictus Oxenstjerna, für Schweden; 11. Joh. von Gisson, für Leop. Wilhelm, Erzherzog von Österreich, Großmeister des Deutschen Ordens; 12. Alexander Erskein, für Schweden; 13. Johan von Reumont, münsterr. Befehlshaber; 14. Arnoldus Teckmann, Rechtsgelehrter; 15. Johan Timmerscheidt, Bürgermeister von Münster; 16. Henrik Herdingh, Bürgermeister von Münster; 17. Kardinal Fabius Chisius, päpstlicher Gesandter (nachmaliger Papst Alexander VII.); 18. Rudolf Wettstein, schweizerische Eidgenossenschaft; 19. Graf de la Roche, für Frankreich; 20. Johan Georg von Merkelbach, für Baden und Hachberg; 21. Franziskus von Donia, für Niederland; 22. Henrikus Langenbeck aus Colmar; 23. Joh. Georg Baron von Puech, für bischöflich Freisingen; 24. Carl Gustav Wrangel, für Schweden; 25. Johan Fromhold, für Brandenburg; 26. Ernst von Walnstein, für Böhmen; 27. Henrikus d'Orleans, für Frankreich; 28. Joh. Max von Lambergh, kaiserlicher Gesandter.



und Frankreich einigten sich, daß am 25. März 1642 zu Münster und Osnabrück die Verhandlungen beginnen sollten, aber erst zwei Jahre später trafen die ersten Gesandten dort ein. Richelieu starb, sein König folgte ihm, ein neuer Kardinal-Minister, der Florentiner Mazarin, nahm die Pläne seines Meisters auf und suchte einen neuen Papst für das Bündnis gegen Habsburg zu gewinnen. Auch Dänemark trat wieder in den Kampf ein, da es die Nachbarschaft Schwedens und seiner eroberungslustigen Militärmacht immer gefährlicher werden sah. Auf und nieder wogte die Kriegsflut: von Holstein nach Schlesien, vom Rhein an die Elbe. Die Zahl der streitbaren Mannschaft wurde kleiner; mit 15000 Schweden schlug Torstenson bei Jankau (6. März 1645) 16000 Österreicher und Bayern; aber die Soldaten, die für ihr elendes Leben so viele andere opfern mußten, waren von einem riesigen Trosse von Weibern, Kindern, wunden Knechten, Ausreißern und Dieben gefolgt. Vor Prag, das im Herbst 1648 von den Schweden belagert wurde, kam endlich der entsetzliche Kampf, den nur mehr der roheste Eigennutz unterhalten hatte, zum Abschluß. Böhmen, wo das Feuer zum Ausbruch gekommen war, hatte die schwersten Leiden auf sich nehmen müssen. Der Majestätsbrief war längst von Ferdinands II. eigener Hand zerschnitten, die alte Landesordnung war derart »vernewert« worden, daß sich das stolze Königreich, das ein Wahlreich sein wollte, in nichts von den alten Erblanden unterschied. Der tschechische Adel war nahezu ausgerottet; die wälschen, wallonischen und deutschen Generale, die sich in den kaiserlichen Heeren Verdienste oder unter den Beichtvätern des Wiener Hofes Freunde erworben hatten, saßen an seiner Stelle in den weitläufigen Besitzungen, die in friedlichen Zeiten fürstliche Einkünfte abwerfen konnten.

Bei dem Friedensschlusse, der in zwei westfälischen Städten, Münster und Osnabrück zustande kam, bildete die Befriedigung der fremden Ansprüche das schwierigste Problem. Der Gedanke einer gemeinsamen Zurückweisung dieser kam in Deutschland nicht mehr in Betracht. Sowohl Frankreich als Schweden verlangten Gebietserwerbungen, nicht nur als Kriegsentschädigung, sondern auch unter dem Titel der Eroberung. Selbst die Änderung der Reichsverfassung nahmen sie als ihr Recht in Anspruch. Die Geschäftsträger Mazarins verlangten nicht nur das ganze Elsaß, den Sund- und Breisgau, Breisach, die vier Waldstätte und Philippsburg, sondern auch die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Rechte der deutschen Reichsstände dem Kaiser gegenüber vermehrt werden, daß Beschlüsse des Reichstages mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden müßten, und daß die Reichsstände unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse schließen dürften. Die Anerkennung des Besitzes von Metz, Toul und Verdun erachteten sie für keine Leistung Deutschlands. Schweden wählte seine Beute in der Weise aus, daß es Gelegenheit fände, in allen Reichsangelegenheiten mitzuraten und, wenn nötig, die Entwicklung der Verfassung im Sinne einer Zentralisation und Kräftevereinigung zu stören; Pommern, Wismar, Bremen und Verden sollte ihm die Herrschaft über die Ost- und Nordsee sichern.

Die Frage der Amnestie und der Besitzrestitutionen schien lange Zeit ganz unlösbar. Zuerst standen sich die Ansichten über das sogenannte »Normaljahr« schroff gegenüber. Die Evangelisten bestanden auf 1618, womit der Zustand vor dem Kriege selbst in Böhmen und Mähren wieder hergestellt worden wäre; der Kaiser wollte in konfessionellen Angelegenheiten auf 1627, in politischen auf 1630 zurückgehen, so daß die Wirksamkeit des Restitutionsediktes nur in Norddeutschland aufgehoben worden wäre. Endlich kam man sich bei 1624 entgegen, wodurch die österreichischen Protestanten mit Ausnahme der schlesischen endgültig preisgegeben waren. Die pfälzische Kurwürde samt der ganzen Oberpfalz blieb dem bayerischen Hause Wittelsbach. Dadurch erfuhr die katholische Majorität im Kurfürstenkollegium und damit in der Vertretung der deutschen Stände überhaupt eine derartige Verstärkung, daß die Errichtung einer achten, evangelischen, Kur für das pfälzische Haus von den Katholiken zugestanden werden konnte.

▫ ▫ ▫

Die Friedensfanfaren schmetterten über ein Gräberfeld, die Postreiter, von denen die frohe Kunde aus Westfalen in alle Teile des Reiches getragen wurde, mußten oft Meilen zurücklegen, ehe sie mit Freuderufen begrüßt wurden; aus Schutt und Brandstätten starrten ihnen teilnahmslose Gesichter entgegen. Die Bürger und Bauern, die der Krieg übrig gelassen, wußten kaum mehr, was die Wohltat des Friedens bedeute, die Soldaten betrachteten ihn als Gewerbsstörung, als

einen Gewaltstreich gegen ihre Existenz, sie sahen sich hinausgestoßen zu den Räubern und Mordgesellen, die ihnen schon seit geraumer Zeit den Unterhalt streitig gemacht, in Wald und Heide den kleinen Krieg mit ihnen geführt hatten. Nur die Schweden erhielten 5 Millionen Taler zur Begleichung der Soldschulden an die zu entlassenden Kriegsknechte, und auch diese reichten lange nicht aus. Die schwedischen Gesandten, Herr Johann Oxenstierna der Jüngere und Johann Adler Salvius, hatten 30 Millionen für nötig erklärt. Wo aber sollten die anderen Potentaten das Geld hernehmen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen? Wohl dem, der zu den «reformierten Regimentern» zugeteilt wurde, er hatte auch in Zukunft sein Brot und ein Dach über seinem Haupte zu erwarten. Denn das war nun das neue Wesen, das aus diesem Kriege entsprang: die Abdankung war keine allgemeine, nicht alles Gewehr und Waffen wurde in die Zeughäuser getragen, der Kriegsstand verschwand nicht mehr ganz mit dem Frieden, sondern blieb aufrecht im Dienste seines Herrn, wenn dieser zu den armierten Ständen gehörte. Der freie Landsknecht war ausgestorben, der Söldner blieb als «miles perpetuus» bestehen; man konnte sich nicht nur aus eigenem Willen werben lassen, man mußte hinter dem Kalbfell her, wenn man von den Grundherrschaften den Werbern ausgeliefert wurde, die auf ihrem Rechte bestanden, eine bestimmte Anzahl «Kerls» mit sich zu führen. Aus den Armeen des dreißigjährigen Krieges sind die stehenden Heere hervorgegangen; das Erbe der Soldatenherrschaft ist die Wehrpflicht und das Recht der Landesherren auf die Blutsteuer.

Das unbebaute Land, die verödeten zerfallenen Häuser, die leeren Stuben der Zünfte heischten fleißige Hände, schwere, fast unausgesetzte Arbeit, wenn das Dasein des Volkes wieder ein menschenwürdiges werden sollte. Aber das Kriegsgesindel taugte nur selten dazu; es strich nach wie vor hungernd, bettelnd, raubend durch die Lande, bis es allmählich verdarb und verstarb. Ein neues Geschlecht entstand und arbeitete sich aus den ärmlichsten Verhältnissen allmählich wieder empor. Auf die härteste Prüfung, die einem Volke auferlegt werden kann, folgte eine Zeit staunenerregender Sammlung und Wiedererhebung, gottergebenen Entbehrens, rüstigster Arbeit. Sie währte länger als die Zeit des Wohlstandes und Genusses, aber sie schuf dauerhaftere Güter als die verlorenen: das Staatsbewußtsein und die Erkenntnis der Pflicht, mit eigener Kraft, mit Blut und Leben für das Kulturwerk der Gesellschaft einstehen zu müssen.

Der Zustand, in dem der westfälische Friede Deutschland fand, ließ freilich nichts ahnen von dem, was aus den Ruinen noch an neuem Leben erwachen konnte. Es gibt noch kein vollständiges Bild des wirtschaftlichen Verlustes, den unser Volk erlitten hat, als es sich der inneren und äußeren Feinde nicht mehr zu erwehren vermochte. Aus einzelnen statistischen Aufstellungen entnehmen wir, daß in Gegenden von durchschnittlicher Kriegsbeschwerung die Zahl der Familien um 50 vom Hundert, die der Wohnhäuser um 54 vom Hundert abgenommen hat; es fehlte aber nicht an Ortschaften, in denen die unbewohnten Häuser die bewohnten überwogen. Noch viel größer war der Prozentsatz der unbebauten Äcker. Grund und Boden galt vielfach wegen Mangels von Gespannen und Geräten für wertlos; man kaufte mit geringem Barvorrat ausgedehnte Güter. Daher rührt der große Besitzwechsel im Adel; alte Familien starben aus oder verarmten, neuer Offiziersadel kam hinauf und begründete neuen Grundadel, der sich der gänzlich menschenleeren Dörfer, an denen kein Mangel war, rasch bemächtigte. Aus dem armen Volke, das arbeiten wollte, wurden viele lieber Knechte und Mägde, für die der Tisch gedeckt werden mußte, als Bauern und Bäuerinnen, die nichts ernten konnten und darum nichts zu essen hatten.

Die Zerstörung der Städte war beispiellos. Berlin zählte nach 1661 nur 300 Bürger, in Belzig (Brandenburg) waren von 200 Häusern 4 bewohnt; in Braunschweig-Lüneburg gab es 100 abgebrannte Städte, Flecken und Dörfer, in Iglau, wo 1617 an 13000 Einwohner, darunter 7—800 Tuchmacher wohnten, nach dem letzten Schwedeneinfalle noch 381 selbständige Familien. Die Schilderungen des Hungers, der in manchen Landschaften während des Krieges wütete, sind grauenhaft. Was Grimmelshausen darüber und über die Verrohung der Menschen, die nicht selten zum Kannibalismus führte, in seinem «Simplicissimus» mitteilt, ist eigener Anschauung ent-

ſprungen und gehört durchaus nicht auf ſein poetiſches Konto.

Mit der Abnahme der Gütererzeugung ging die Verringerung des Verkehrs und des Handels Hand in Hand. Der ſtolze Verband der Hanſa verfiel. Die Bergbaue, die nicht ſehr ergiebig waren, wurden eingeſtellt; nur die augenblickliche Notdurft des Lebens konnte berückſichtigt werden. Wo blieb da Kunſt und Wiſſenſchaft? Die wenigen Studenten, die zu Füßen ſchlecht oder kaum noch bezahlter Profeſſoren ſaßen, waren an das Soldatenleben gewöhnt, ſie führten die häßlichſten Sitten, vor allem das monſtröſe Saufen in das akademiſche Leben ein. Wenn ſich nicht unter den wohlhabenden Offizieren Förderer der «fruchtbringenden Geſellſchaft» und der «Pignitzſchäfer» gefunden hätten, würden dieſe den Glanz niemals erreicht haben, von dem die literariſchen Zeitgenoſſen erzählen.

Eine unüberſehbare Summe von Arbeit mußte in den Jahrzehnten, die dem Kriege folgten, geleiſtet werden, bis die Deutſchen wieder Kulturwerke ſchaffen konnten, die mit denen der Nachbarvölker in Konkurrenz treten durften. Und für die Organiſation dieſer Arbeit gab es keine zentrale Leitung. Das Reich konnte nicht das Geringſte dafür tun. In den ſouveränen Kleinſtaaten wurden die Grundlagen einer neuen nationalen Kleinarbeit, die den Keim der Entwicklung in ſich trug, hergeſtellt; dem deutſchen Fürſtentum und ſeiner Beamtenſchaft, ſo viel befremdende und abſtoßende Eigenſchaften beide an ſich gehabt haben mögen, gebührt das Verdienſt, in den Zeiten der Schwäche des Reiches lebensfähige Staaten geſchaffen zu haben. Wo die ſorgſamſte, ehrlichſte und energiſchſte Verwaltung gepflegt wurde, da ſammelte ſich die größte Kraft. Der junge Kurfürſt, der ſeinem Brandenburg und Preußen die notwendige Vergrößerung im weſtfäliſchen Frieden erkämpft hat, mit der ein inneres Wachstum ſich verbinden konnte, hat in wenigen Jahrzehnten der ſtaunenden Welt bewieſen, wie die Deutſchen neue Gemeinweſen zu bilden verſtanden, die ihr Daſein gegen alle Stürme neidiſcher Feinde zu behaupten vermochten. Staunend ſah Europa an der Spitze der kleinen Marken und Landſchaften, die er regierte, einen großen Kurfürſten mit ſiegreicher Gewalt in die Welthändel eingreifen.

Kaiſer und Reichsfürſt nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Georg Friedrich Preuß.

Die innere Entwicklung des Reiches war von alters beſtimmt worden durch den Machtgegenſatz der kaiſerlichen Gewalt zu jener der Fürſten. Der germaniſche Charakterzug nach individueller Selbſtändigkeit hatte einſt die politiſche Freiheit Deutſchlands vor den Söhnen der Wölfin, wie ſpäter die ſeines Gewiſſens vor der zweiten römiſchen Weltmacht, dem Papſttum, errettet, anderſeits freilich im Mittelalter die feſte ſtaatliche Zuſammenſchließung aller territorialen Kräfte und ihre Eingliederung in das Syſtem eines ſtarken Königtums verhindert; eine Tendenz, deren ſiegreicher Durchführung gerade Frankreich, der alte Rival des Reiches, ſeine Überlegenheit verdankte. Wie häufig ſind zu allen Zeiten den deutſchen Herrſchern, die auf reiſigem Kriegszuge gegen das Ausland begriffen waren, gefährliche Widerſacher im Rücken unter dem eigenen Dache erſtanden; wie oft ſind jene bei der Ordnung innerer Streitigkeiten auf die heimliche Gegenwirkung fremder Mächte geſtoßen. Als zwingendes Gebot der Selbſterhaltung mußte es ſchließlich der oberſten Autorität erſcheinen, dem übermächtigen Erſtarken der ſtets oppoſitionsluſtigen großfürſtlichen Bildungen entgegenzutreten.

Der Begriff des Dualismus iſt keineswegs erſt das Erzeugnis des 18. Jahrhunderts geweſen, vielmehr begegnet er uns bereits im Kampfe der Wettiner gegen Karl V., dann in dem kläglich geſcheiterten Anlaufe des Winterkönigs gegen Ferdinand II. Wohl hat die gottſelige Zähigkeit der Auguſtiſſima Caſa alle dieſe Stürme überdauert, allein wenn Habsburg mit tatkräftiger Unterſtützung der zu ihm ſtehenden katholiſchen Reichsſtände dem Ehrgeize des einzelnen Angreifers obzuſiegen vermochte, welche lebendigen Kräfte hätte die unfruchtbare und verbrauchte Idee des Kaiſertums aus ſich heraus gegen das in der geſchichtlichen Entwicklung der Dinge begründete Souveränitätsſtreben des geſamten Reichsfürſtenſtandes aufzubieten vermocht? Nicht zum wenigſten an dieſem, das urſprüngliche Weſen des dreißigjährigen Krieges als eines Religionskampfes umgeſtaltenden Prinzipes iſt Öſterreichs großer Plan zur

Errichtung einer absoluten, streng katholischen, fast mehr spanischen als deutschen Militärmonarchie gescheitert. Der westfälische Friede hat dann das Verhältnis der streitenden Parteien im Reiche auf eine völlig entgegengesetzte staatsrechtliche Grundlage gestellt. Indem er in nachdrücklicher Anerkennung tatsächlich längst bestehender Zustände und oft geübter Gewohnheiten die Souveränität der Reichsstandschaft «mit fast überschwenglicher Wortfülle» verbürgte und deren Befugnisse noch erweiterte, drohte er auch den letzten Zusammenhalt der in dem Reichsbegriff nur noch locker verknüpften lokalen Kräfte zu zerreißen.

Der Vorteil davon ist zunächst den Nachbarn des deutschen Volkes in den Schoß gefallen. Durch die kaiserlichen Heere geschlagen, durch langjährige Kriegsleiden zugrunde gerichtet, waren die bisherigen Gegner des Kaisers im Reiche außerstande gesetzt, die zerstreuten antihabsburgischen Kräfte in ihrer Hand zu vereinigen. Um so begieriger haben die ausländischen Mächte Schweden, Dänemark, Frankreich diese dankbare Schützerrolle ergriffen, die ihnen für ihre Machtzwecke eine höchst aussichtsvolle Wirksamkeit innerhalb des Reichsverbandes sicherte. Bei Beginn des großen Krieges hatte die Politik der protestantischen Union die rechtfertigende Phrase erfunden, das Reich solle «in ein neues Modell gegossen werden». Wie wenig war diese stolze Voraussage erfüllt worden! Am Ende erscheint die alte, schwerfällige Form so wenig zertrümmert wie verbessert, wohl aber in einzelnen staatsrechtlichen Bestimmungen verändert, die das Ungeheuerliche dieser ganzen Verfassung in noch abschreckenderer Deutlichkeit offenbarten.

Unvereinbarer als je gingen die Meinungen der Zeitgenossen auseinander, die das Verhältnis zwischen Kaiser, Reich und Fürsten in ihren gegenseitigen Rechten und Pflichten voll ernster Sorge durchdachten und in seinem eigentlichen Kern wissenschaftlich darzulegen versuchten. Wenn auch offiziell befriedet, standen die Parteien doch noch immer innerlich unversöhnt nebeneinander. Zwar die Schlachtrufe: Union und Liga, die in manch heißem Ringen erklungen, waren verstummt; die Gegensätze waren andere, mehr politische als religiöse, aber darum gewiß nicht leichtere geworden.

Bezeichnend für die Auffassung einzelner hochgesinnter Männer, daß unmittelbar nach dem Frieden die junge aufstrebende Macht des deutschen Nordens an den Versuch herantrat, Frankreich und Schweden in ihrer Stellung an der Spitze der deutschen Opposition abzulösen. Wohl sollte sich der weitsichtige und gedankenreiche Plan des für den von ihm vielleicht zuerst geahnten Beruf Brandenburgs ehrlich begeisterten Reichsgrafen von Waldeck, alle Widersacher Habsburgs in einer kräftigen, an kein bestimmtes Bekenntnis gebundenen Union zusammenzufassen und ein «einig Imperium» unter Brandenburgs Ägide aufzurichten, als stolzer Irrtum erweisen. Zu so hoher Tat war die erlösende Stunde und der Mann noch nicht gekommen; dennoch bleibt es ein kühnes und denkwürdiges Unternehmen, das bereits die großen Wege der Zukunft gewiesen hat.

Und bald befand Österreich sich einer noch viel ernsteren Krisis gegenüber.

Am 2. April 1657 sank Ferdinand III. ins Grab. Aber der tiefeingewurzelte Argwohn der deutschen Fürstenwelt gegen die von der casa d'Austria erstrebte «absolute Domination» starb nicht mit ihm. In allseitiger Erwartung, mit sehr verschiedenartigen Sonderwünschen und Absichten, für deren Geltendmachung das durch den westfälischen Frieden bekräftigte Bündnisrecht das Feld erweitert hatte, trat die deutsche Fürstenwelt in das Interregnum ein. Hatten sich fast alle Kaiserwahlen der letzten Zeit, über den Rahmen innerer deutscher Fragen hinausgreifend, im Kreise der durch die Rivalität der beiden ersten Geschlechter des Kontinents hervorgerufenen welthistorischen Gestaltung des 16. und 17. Jahrhunderts bewegt, so trägt doch keine den Charakter einer universellen Frage in ähnlichem Grade, wie die der Jahre 1657 und 1658 mit ihrer spannenden Entwicklung und ihren vielfältigen, feinverzweigten Beziehungen zu den entscheidungsvollen Kämpfen des europäischen Westens und Nordostens. In manchem ähnelt ihre Geschichte der des Jahres 1519. Vielleicht nur noch bunter und wechselvoller war ihr Verlauf, noch dreister und selbstsicherer als damals drängte sich der arglistige französische Einfluß in die Verhandlungen hinein. Der glühende Wunsch, dem spanischen Erbfeinde die diesem wider den unzweideutigen Wortlaut des Friedensinstrumentes fast offen zugewandte Unterstützung Österreichs zu entziehen, und Habsburg auch in Deutschland zu treffen, ließ Mazarin auf den alten Gedanken der französi-

schen Politik zurückgreifen, unter der Maske eines Verteidigers reichsfürstlicher Freiheiten das Haus Österreich von dem Kaisertum auszuschließen, dessen Pflichten es längst nicht mehr gerecht geworden war, und wegen der bald offenen bald heimlichen ständischen Rivalität nur schwer gerecht werden konnte.

Bei der friedfertigen Stimmung innerhalb der deutschen Stände sowie ihren sehr berechtigten Befürchtungen vor neuen, sich aus der Interessengemeinschaft der beiden habsburgischen Linien ergebenden Verwicklungen schien der Zeitpunkt hierfür günstig zu sein. Dem nie schlummernden Argwohn der Reichsfürsten, deren starke Mißstimmung durch den letzten Reichstag soeben weitere Nahrung erhalten hatte, konnte der Wunsch wahrlich nicht sehr fern liegen, der Möglichkeit einer Erneuerung der «Ferdinandeischen Pläne», sowie der wirklich oder angeblich noch immer befürchteten Umwandlung des «aristocraticum regimen» in einen «statum monarchicum» durch die Wahl eines Nichthabsburgers vielleicht für alle Zeiten vorzubeugen.

So schienen sich Mazarin anfänglich bequeme Handhaben zu bieten. Der zeitweisen Übereinstimmung seiner Ziele mit denen mehrerer Kurfürsten entsprang als Ergebnis, abgesehen von einigen kurzlebigen Entwürfen, die wohl einzig ernsthafte, anfangs gar nicht aussichtslose Kandidatur des Wittelsbachers: Ferdinand Maria von Bayern. Diesen empfahl in den Augen des französischen Staatsleiters für die in der ehrfurchtsvoll andächtigen Vorstellung fast des ganzen Abendlandes noch immer ideell höchste Würde der Christenheit gerade der Mangel aller der Eigenschaften, welche sonst einen Mann zu Macht und Größe erheben. Höchstwahrscheinlich wäre sogar Ferdinand Maria gewählt worden, wenn er der ihm von französischer Seite in verführerischer Nähe gezeigten Aussicht sofort und mit voller Kraft hätte nachgehen wollen. Nicht wenige mochten wie der Publizist Frischmann urteilen, der den jungen Habsburger Leopold und den Bayernfürsten in einen für den ersteren wenig günstigen Vergleich setzte: «Ille magis Hispanus, iste magis Germanicus.»

Es waren recht mannigfache Ursachen: in erster Linie doch wohl Bayerns offenkundige Zurückhaltung als Folge der Ängstlichkeit seines Fürsten und des sich in gesunder Territorialpolitik bescheidenden Systems seines ersten Ratgebers, dazu gesellten sich vielerlei durch Bayerns Verlagen hervorgerufene oder wenigstens geförderte Abwandlungen und Verschiebungen in den Beziehungen der deutschen Fürsten untereinander und zu den wettbewerbenden Großmächten; vor allem dann der durch seltsame Verkettung hochpolitischer Umstände hervorgerufene vollständige Frontwechsel der brandenburgischen Politik, welche alle zusammen dem Kardinal sein von langer Hand vorbereitetes, vielverschlungenes, unleugbar bedeutend angelegtes Spiel verdorben haben.

Ferner kam in Betracht: Philipp IV. von Spanien hatte keine männlichen Nachkommen, und um die Hand seiner Erbtochter bewarb sich der junge Leopold. Was aber viele deutsche Fürsten anfänglich von dem Erzherzoge fernhielt, war gerade die nahegerückte Möglichkeit einer Vereinigung des Kaisertums mit der spanischen Weltmonarchie, Wiederholung der besonders von den Protestanten gefürchteten Zeiten Karls V., und damit erneute Unterwerfung Deutschlands unter die unserer Nation ebenso verhängnisvolle wie widerwärtige Politik der düsteren, mönchisch-kriegerischen spanischen Ideale. Erst durch die Geburt des Infanten, Ende 1657, ist diese Sorge gehoben worden.

Die einstimmige Wahl des achtzehnjährigen Erzherzogs Leopold hat am 18. Juli 1658 die kaiserlose Zeit beendigt. Etwa auch die inneren Gegensätze im Reiche? Die abermalige Erhebung Habsburgs, dessen Kaisertum für nahezu ein Jahrhundert nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt werden sollte, gab zwar dem langen, an Schwankungen reichen Interregnum einen Abschluß, welcher von manchem, der die Macht der Überlieferung richtig eingeschätzt hatte, bereits vorausgesehen worden war, aber doch in seinen begleitenden und nachfolgenden Umständen durchaus nicht allen Erwartungen entsprach, die das Haus Österreich mit seinem Wahlsiege verbunden glaubte. Was der Kaiserwahlfrage ihren besonderen weltpolitischen Zug gab, war die zeitweise Verbindung reichsständischer Opponenten mit den Mächten des europäischen Widerstandes gegen die befürchtete Universalmonarchie. Keinesfalls war diese Tendenz erlegen. Ganz im Gegenteil fand sie ihren wohlberechneten Ausdruck in einer der kaiserlichen Gewalt neue Fesseln auferlegenden Wahlkapitulation, welche in scharfer Satzung Leopold verpflichtete, sich jedes weiteren Eingriffs in das niederländische Kriegsdrama zugunsten Spaniens zu enthalten.

Und damit nicht genug. Dasselbe Jahr verwirklichte durch Aufrichtung eines engeren Bundes der weltlichen Staaten des Reiches das alte Programm des projektereichen, politisch nicht immer klar denkenden Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, der zur Zeit als die Seele aller Reichsangelegenheiten, als Orakel der kleineren Stände, eine Stellung im Reiche einnahm, um die ihn an Machtmitteln reichere Fürsten beneiden konnten.

Die Notwendigkeit einer zweckmäßigeren Reichskriegsverfassung wurde wohl mehr oder weniger von allen empfunden und der «punctus securitatis publicae» rief an dem in Permanenz erklärten Reichstage leidenschaftliche Debatten und unersprießliche Streitigkeiten hervor. Allein gerade weil die Hofburg, in der sicheren Hoffnung, durch einheitlichere militärische Einrichtung auch die Machtstellung des Imperiums zu stärken, die schnelle Durchführung jenes Gedankens mit allem Eifer betrieb, nährte die Kraft des Widerstandes bei den Fürsten, die kein «armiertes Haupt» über sich wollten, und den Begriff des Kaisertums am liebsten auf einen inhaltlosen Titel herabgedrückt sahen. Daß «kaiserlich» und «reichisch» nicht zusammenfiel, hatte man längst begreifen gelernt. Bedrohung der ständischen Freiheiten, Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und des Münsterschen Friedens, der den Zeitgenossen «als himmlisches Geschenk», als höchster Triumph staatsmännischer Kunst erschien, an dem nicht gerüttelt werden dürfe, das waren die stets gleichen, konventionellen Äußerungen, durch welche die Fürsten, deren einzelne gelegentlich sogar mit dem Gedanken eines französischen Kaisertums spielten, die rücksichtslose und ausschließliche Verfechtung ihrer Sonderwünsche gegenüber dem Kaiser hinreichend gerechtfertigt wähnten.

Man wird die Wichtigkeit der Wahlkapitulation kaum überschätzen können. Für die innere Entwicklung des Reiches bedeutete sie einen weiteren bezeichnenden Schritt vorwärts auf der Bahn der Dezentralisation und der Abkehr der fürstlichen Gewalten von der kaiserlichen. Von der höheren Warte der europäischen Politik betrachtet, schlug sie die erste empfindliche Bresche in die Einheit des Hauses Habsburg: das spanische Weltreich blieb gegen Frankreich auf die eigenen Kräfte angewiesen. Das hohe, zumeist der Furcht entsprungene Ansehen der herrischen Krone Spaniens bei den deutschen Höfen ging allmählich verloren: schon wagte der wackere kurmainzische Minister Boyneburg den frommen Wunsch zu äußern: «Sentiet Hispania ictus Germanicos.»

Trotz aller ungünstigen Stimmungen hat es Kaiser Leopold an «Exzitatorien» für die Fürsten nicht fehlen lassen, um das Reich zu erhöhter Kriegsbereitschaft zu vermögen. Oft genug war früher die Kunde vom drohenden Aufbruch türkischer Heere das Stichwort gewesen, um die waffenkräftigen Reichsstände auf den Plan zu rufen. Unter den zerschossenen Wällen von Wien sollte sich zur Befreiung der schwer bedrängten Kaiserstadt noch einmal halb Deutschland in gewaltiger kriegerischer Machtentfaltung zusammenfinden, allein mit den österreichischen Siegen hörten die Türkenkriege, obwohl sie ihre Volkstümlichkeit behaupteten, doch auf eine unmittelbare Gefahr für das Reich und damit der Mittelpunkt seiner kriegerischen Sorge zu sein.

Trefflich hat einmal Waldeck als notwendige Richtschnur der Fürstenpolitik bezeichnet: «garder la direction des armes et tenir la bourse hors des mains de l'Empereur.» Denn auch in dem zweiten Punkte, und hier erst recht, galt es sich kaiserlicher Eingriffe zu erwehren. Wie der geldarme Wiener Hof seine wenigen Reservatrechte zu Zwecken finanzieller Stärkung auszunutzen strebte, ist bekannt. Als oft erprobte Waffe dazu diente ihm der Reichshofrat, von dem auch sonst in fürstlichen Kreisen die Rede ging, daß er, gelegentlich über seine juristischen Funktionen hinaus auf politisches Gebiet übergreifend, «nicht ungern sehe, wie er Kurfürsten und Fürsten ein wenig vexieren könnte».

Bei den in bald offenen, bald stillen, aber darum nicht weniger erbitterten, fast ununterbrochen alle Politik des Reiches begleitenden inneren Kämpfen, kamen der kaiserlichen Gewalt noch andere willkommene Mittel zu Hilfe, die sich aus den Reibungen der Reichsstände untereinander ergaben. Keineswegs immer vermochte der korporative Geist das kurfürstliche Kollegium «contra domum Austriacam» zusammenzuhalten. Gegenseitige Eifersucht, die jeden Machtgewinn des einen allen anderen als unerträgliche eigene Schädigung empfinden ließ, trieb die einzelnen Kurfürsten nicht selten in die Arme der Wiener Politik.

Den Kurfürsten wiederum standen zumeist enggeschlossen die Fürsten gegenüber, deren Ansturm gegen die kurfürstliche «Präeminenz»

zeitweise die erbittertsten Formen annahm. Hier boten sich einer gewandten kaiserlichen Diplomatie ganz von selbst aussichtsreiche Gelegenheiten, die Sonderinteressen der einzelnen Kurien gegeneinander auszuspielen, und dadurch die anspruchsvolle kurfürstliche Gewalt im Schach zu halten. Durch neue Ernennungen ihm ergebener, meist österreichischer Geschlechter suchte sich der Kaiser auf der weltlichen Fürstenbank einen ihm ergebenen Anhang zu sichern, wie er ihn bereits in den geistlichen Herren besaß, deren Votum »in omnibus sicut Austria« sich in den weitschweifigen Protokollen der Reichstagsverhandlungen als stehende Formel wiederholt.

Abwägen zu wollen, ob in den zahllosen einzelnen Streitpunkten oder auch nur ganz allgemein im Prinzip selbst der Kaiser oder die Fürsten moralisch im Rechte gewesen seien, müßte zu haltlosen Ergebnissen führen. Wie unzähligemale sind des Reiches Fürsten durch Wiener Hofkabalen in wichtigen Interessen ihres Landes und ihrer Politik geschädigt worden, mit welcher Bitterkeit mußte es andererseits der Kaiser empfinden, wenn sich die Stände mit der Waffe des westfälischen Friedensinstrumentes ihren Reichsverpflichtungen entzogen. Wer die in der Lage Österreichs beruhenden Schwierigkeiten in Anrechnung bringt, wird es verständlich finden, daß auch das Haus Habsburg im Innern wie nach Außen nur Territorialpolitik trieb, daß es mit großer Aufmerksamkeit, die nie frei von sorgender Befürchtung war, das Aufsteigen der einzelnen deutschen Fürstenhäuser verfolgend, aus Erwägungen des eigenen Machtinteresses jeden Territorialstaat niederzuringen strebte, der sich ebenbürtig neben den seinigen zu stellen drohte. Darum bleibt es aber doch wahr, daß der geschichtliche Fortschritt nicht auf seiner Seite lag. Das lebende und leidende Geschlecht jener Tage blickte vielfach noch mit den Schauern überlieferter Ehrfurcht auf Kaiser und Reich und wußte es nicht anders, als daß sich in ihnen die höchsten sittlichen Machterzeugnisse der Christenheit darstellten. Wir aber erkennen es heute von der Höhe unseres Standpunktes aus mit voller Deutlichkeit: nicht in der Hofburg, so sehr man dort den tönenden Titel kaiserlicher Majestät als steten Mehrer des Reiches betonte, auch nicht in den Beratungen des Reichstages, wo manch guter Gedanke folgenlos unterging in dem Formelkram einer unerreicht schwerfälligen Geschäftsordnung, sondern in der oft unendlich mühseligen, zunächst nur bescheiden lohnenden Kleinarbeit der einzelnen Territorien sind die Keime der weiteren gesunden Entwicklung unserer Nation zu suchen. An dem, was damals im inneren Staatsausbau geleistet wurde, muß Wert und Bedeutung des Jahrhunderts nach dem großen Kriege gemessen werden.

Und darin liegt die beste Rechtfertigung auch für die mancherlei Umtriebe und oft rücksichtslose Gewalttätigkeit, mit der sich einzelne Fürsten, den Umfang ihrer persönlichen Rechte willkürlich erweiternd, wie nach oben der kaiserlichen Gewalt, so nach unten der, ihren selbstherrlichen Willen bindenden oder wenigstens einschränkenden Autonomie der Landstände erwehrten. Die den außerösterreichischen Ständen gewährte kaiserliche Unterstützung vermochte wohl gelegentlich, wie im Extendistenstreite, einen halben Sieg zu erringen, aber nicht den Gang der Entwicklung aufzuhalten. Wo die Stände sich in starrem Trotze widersetzten, begegneten sie eiserner Härte. Es gehört unzertrennbar zum Wesen jener autokratischen Fürstennaturen, daß sie in den Gegnern ihres dynastischen Machtstrebens zugleich auch die Todfeinde der Wohlfahrt des Landes erblickten.

Die innere Einrichtung und Sammlung aller Kräfte erleichterte die Schöpfung des miles perpetuus, sowie im notwendigen Zusammenhang damit die Umwandlung der militärischen Kontingente, die bisher in den Händen von Privatunternehmern geruht hatten, in landesherrliche Einrichtungen, welche, nicht Selbstzweck sondern Machtzweck, zum vornehmsten Werkzeug der opportunistischen, von stärkstem Erweiterungsdrange beseelten Politik der großfürstlichen Häuser geworden sind.

Nicht überall war dem territorialen Streben der gleiche Erfolg beschieden. Bayern verlor, unermeßlichen Zielen nachjagend, den Boden unter den Füßen und rettete mit Mühe seinen alten Bestand. August der Starke von Sachsen, dem Wittelsbacher Max Emanuel an kriegerischem Ehrgeiz und ausschweifender Phantasie verwandt, gewann zwar die lockende Königskrone, geriet aber dadurch in Wirrnisse, denen seine und seines Landes Kräfte nicht gewachsen waren.

Anders Brandenburg. Kein zweiter deutscher Staat hat im Innern gleich tüchtiges geleistet, keiner sich nach Außen kraftvoller betätigt. Im

Gegensatz zu Bayern hat es seiner Politik in praktischer Beschränkung stets nur erreichbare Ziele gesetzt, im Gegensatz zu Sachsen und Hannover sein junges Königtum auf deutschem Boden errichtet.

Für die Ausbildung seines deutschen Berufes war es von unermeßlichem Vorteil, daß die alten Rivalen, die Wettiner und Welfen, sich in außerdeutschen Aufgaben festlegten, daß sich Österreich, durch die Verhältnisse gezwungen, sehr wider seinen Willen dem inneren Leben unserer Nation mehr und mehr entfremdete und sich ein neues Reich mit zwiefacher Front schuf. Die Welfen wie die Wittelsbacher, die Wettiner wie die Habsburger, sie alle vertraten in erster Linie das rein dynastische Prinzip, in dem praktischen Werke der Hohenzollern aber stand als leuchtender Mittelpunkt der moderne Staatsgedanke. Und zwar in seiner schärfsten Form, die alle anderen Interessen ausschloß oder doch zurückdrängte. In dieser Einseitigkeit lag vielleicht Preußens ursprünglichste, jedenfalls erfolgreichste Kraft. Obwohl dieser Staat von ausgesprochen norddeutscher, protestantischer Art, in sehr realem, gesundem Egoismus alle Dinge nur nach ihrem Verhältnis zu sich selber beururteilte und handhabte, hat er, so seltsam und widerspruchsvoll es klingt, zugleich doch auch, zunächst freilich ohne sein Wissen und Wollen, im Geiste und in Förderung des nationalen Prinzips gewirkt. Denn alles was Preußen erreichte, kam Deutschland zugute. Preußens Schicksale sind deutsche nicht von Anfang an gewesen, sondern geworden.

Seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen hat der historische Gegensatz zwischen Kaiser und Reichsfürst seinen letzten, schärfsten und großartigsten Ausdruck in der vereinfachten Formel des österreichisch-preußischen Dualismus gefunden. Die übrigen deutschen Lande fielen auf die zweite Linie zurück und neigten sich, dem Wechsel der Entwicklung nachgebend, bald dem einen, bald dem andern der beiden Widersacher zu. Menschenalter sollten sich noch in krampfhaften Versuchen einer friedlichen Lösung des durch die Jahrhunderte geschürzten Knotens erschöpfen. Die letzte Entscheidung lag doch, wie es der inneren Notwendigkeit der Verhältnisse, der Natur und unentwegt festgehaltenen Überlieferung des geharnischten preußischen Staates entsprach, auf dem Wege gewaltsamer Auseinandersetzung.

Das deutsche Reich und Ludwig XIV.

Von Georg Friedrich Preuß.

«Je binnenländischer ein Staat ist, um so schlechter sind auch seine Grenzen.» Die geographische Lage Deutschlands wurde sein Schicksal. Kein Kulturvolk hat in der neueren Geschichte eine härtere Schule durchlaufen und Schwereres zu tragen gehabt, als «das Volk der Mitte Europas». Der dreißigjährige Krieg bildete den Höhepunkt seiner Leiden, ohne sie abzuschließen. Als Folge der seltsamen, gewissermaßen internationalen Stellung, in welche die auf dem westfälischen Friedenskongresse das Gesetz diktierenden ersten Kriegsmächte des Auslandes das hilflose und zerrissene Reich gedrängt hatten, indem sie als Eroberer in der Westmark wie in den Bereichen der deutschen Ostseeländer Fuß faßten und sich selbst zu Garanten des Friedens bestellten, war die Einmischung der auswärtigen Mächte in das innere Leben der Nation, bisher nur die gelegentliche Folge verhängnisvoller kriegerischer Erschütterungen, gleichsam staats- und völkerrechtlich sanktioniert und verewigt worden.

Bei der Regierungsübernahme Ludwigs XIV. war seiner Politik durch Richelieu und Mazarin in dem System der Lehre von der natürlichen Begrenzung, also nach Osten hin der Erwerbung der Rheingrenze, bereits das große Endziel gesteckt worden, das, seit Jahrhunderten der sehnsüchtige Traum des französischen Volkes, in dem alten Dichterworte ausklingt: «Quand Paris boira le Rhin, toute la Gaule aura sa fin.» Die absichtlich unklaren und doppelsinnigen Bestimmungen, unter denen der Elsaß an Frankreich abgetreten wurde, ließen einer kühnen, rücksichtslos zugreifenden Macht den weitesten Spielraum. Um so mehr, da Ludwig bei der sofort mit planmäßiger Schärfe aufgegriffenen Gegnerschaft zum Hause Österreich in dem politischen Anschauungskreise diesseits des Rheines auf Stimmungen traf, die sich dem französischen Einflusse bereitwillig öffneten.

Der pyrenäische Friede des Jahres 1659 bildet die uns heute sehr deutlich erkennbare äußere Grenzscheide zweier Zeitalter: der sinkenden habsburgisch-spanischen, der aufsteigenden französischen Ära. Er hat zugleich Frank-

reich in der Aussicht auf die Beerbung des alten spanischen Gegners die große zukünftige Aufgabe gewiesen, deren glückliche Verwirklichung den französischen Staatsmännern von der Voraussetzung möglichster Schwächung Österreichs abhängig schien. Auf diesem Punkte trafen die Wege Ludwigs mit denen vieler Reichsstände zusammen. Daß sich unter dem Prinzipat des Mainzer Kurfürsten ein Sonderbund «considerabler» Staaten die Aufgabe gestellt hatte, den Reichsfrieden zu erhalten und den Kaiser am Eingreifen in den französisch-spanischen Krieg zu verhindern, war einer der größten Triumphe Mazarinscher Staatskunst gewesen. Und Ludwig ist den Bahnen seines Meisters und Erziehers in der Politik gelehrig gefolgt. Zwar jener Rheinbund fand keine Erneuerung mehr, aber dafür ließen sich anfangs um so bereitwilliger die einzelnen Reichsstände gewinnen. Jeder für sich bildete eine kleine Welt mit starkem politischem Selbstgefühl, die in gespreizter Wichtigtuerei und im vordrängenden Ehrgeize sich zur Geltung zu bringen, ihre Sonderbeziehungen zu der großen Politik suchte und ihren Stolz darein setzte, mit dem glänzenden Herrscher an der Seine «eine freundschaftliche Korrespondenz» zu pflegen. Schmeichelhafte Beweise seiner einträglichen königlichen Freundschaft, gewinnendes, auf scharfe und glückliche Beobachtung der Charaktere wie Verhältnisse begründetes sicheres Handeln der französischen Gesandten, unablässiges geschicktes Lavieren zwischen den wirren Parteiungen, am rechten Orte auch durchgreifende Energie, die mit zweckmäßigen Drohungen nicht kargte, vor allem aber lockende Versprechungen und Bestechungen im weitesten Maße, reichliche Jahrgelder und Subsidien: das waren die mannigfachen, mit Meisterschaft gehandhabten Mittel, durch welche Ludwig, ein anderer «vindex libertatis germanicae», die Stände lange in seinem Banne hielt, und selbst seiner Fahne abtrünnige Fürsten auf gewundenen Umwegen wieder in das französische Lager zurückzuführen wußte. Zu häufig hatte der König, dessen Diplomatie mit Vorliebe gerade auf die schlechten Regungen und Neigungen der menschlichen Natur rechnete, die Macht des Goldes erprobt, um sich ihrer nicht durchaus und in jedem Augenblicke bewußt zu sein. Die sittliche Verwilderung der dreißig Kriegsjahre hatte unheilvoll den Boden für seine Saat bereitet und die alten deutschen Nationaltugenden schlichter Treue und freier Männlichkeit vernichtet. Das «tirer d'argent de la France» oder, wie die Franzosen spotteten: «la politique de la main tendue», war die Losung aller geworden. Nur dadurch wurde es den kleinen Territorialmächten möglich, aus den Grenzen ihres engen, kleinstaatlichen Daseins heraustretend, im Zusammenhang und steter Wechselwirkung mit der großen Welt der politischen Erscheinungen zeitweise eine Stellung einzunehmen, die ihre eigenen Kräfte wie die des Landes bei weitem überstieg. Bald nach dieser, bald nach jener Seite warfen sich die deutschen Fürsten, deren jeder womöglich seinen besonderen «grand dessein» verfolgte, in die Gegensätze ihrer Zeit. Ohne viel aufs Spiel zu setzen, auch mit geringerem Gewinne zufrieden, aber stets bestrebt, sei es als Parteigänger oder in der beliebten Vermittlerrolle die Hand in allen Fragen zu haben. Gerade «das Übermaß politisch strebender Kräfte» kann als der Fluch der kraftlosen Politik des Reiches in jenen Tagen bezeichnet werden.

Selten ist mehr von der «Wohlfahrt des Reiches», vom «Eifer für die gemeine Sache», von den Pflichten gegen den Kaiser und allgemeinen Reichspflichten geredet, weniger nach diesen Gesichtspunkten gehandelt worden. Es war ein zweideutiges, von den Wirbeln der Zeit unruhig bewegtes Geschlecht, das, noch in der Leidenszeit des großen Krieges geboren, unter dem entsittlichenden französischen Einflusse heranwuchs; nicht so roh und gewalttätig wie die Faustrechtspolitiker früherer Jahrhunderte, aber diesen gleich an rücksichtsloser Selbstsucht und derbsinnlichem Genusse, ihnen überlegen durch Verschlagenheit und Neigung zu gewandter, in Frankreichs hoher Schule gebildeter Intrigue. Klassisch für den schlimmsten Typus ist die unheilvolle Trias der «Egonisten», der Fürstenberger geworden, der «chers amis de la France», die bereits eine im Jahre 1670 erschienene Flugschrift, der Veridicus Gallus, als «die falschen Propheten» und später Pufendorf als die «libidinis Gallicae pestilentissima instrumenta» gebrandmarkt hat.

Gewiß fehlt es zum Verständnis wenigstens vieler dieser Persönlichkeiten und Vorgänge nicht an erklärenden Motiven. Die Religionskriege hatten dem deutschen Volke das verzehrende religiöse Feuer aus der Seele genommen, aber noch war die reine, läuternde Flamme des nationalen Gedankens in seinem Bewußt-

sein nicht aufgegangen. Der schmerzlich empfundene Verlust des einstigen, behäbigen Wohlstandes, die allgemeine Not der Gegenwart drängte jedes werktätige Leben mit unerbittlichem Zwange vor allem auf Berücksichtigung materieller Werte hin. Das galt wie im Kleinen so auch im Großen. Mangel und Armut machen uns die Hingabe der deutschen Stände an Ludwig XIV. erklärlich, der um ihre Freundschaft nie mit leeren Händen warb. Nur daß sie sich deshalb keineswegs der französischen Politik ein für allemal unbedingt verschrieben und etwa stets aus jenen Voraussetzungen die von Ludwig gehofften Folgerungen gezogen haben. Allzugern behielten sie auch im französischen Geleise noch den einen oder andern Nebenpfad im Auge und vielen mochte es nach dem zynischen Ausspruch eines Politikers der Tage als höchste Weisheit gelten, «Gott zu dienen, ohne den Teufel zu beleidigen».

Erstaunlich immerhin, mit welcher Zähigkeit auch staatskluge Männer an der einst dem westfälischen Frieden zugrunde gelegten, durch die Tatsachen aber längst überwundenen Vorstellung festgehalten haben, daß Spanien nach wie vor ihr Todfeind, Ludwig aber als Gegner der habsburgischen Universalmonarchie ihr natürlicher Verbündeter sei. Frankreich selbst sollte der deutschen Nation die Augen öffnen. Hatten schon zu Lebzeiten Richelieus Publizisten wie Jacques Cassan und Besian Arroy den halben Kontinent als Patrimonium für die französische Krone in Anspruch genommen, so sind jene ausschweifenden Gedanken und Forderungen im Jahre 1667 von dem Parlamentsrat d'Aubery noch einmal und in verschärfter Fassung wiederholt worden. Wenn dieser dabei zugleich auch die deutschen Fürsten als Lehnsträger Frankreichs bezeichnete, so traf er sie an ihrer empfindlichsten Stelle. Der unerwünschte Erfolg dieser tendenziös prahlerischen und unklug herausfordernden Geschichtsauffassung «pro domo Franciae» war an den deutschen Kabinetten eine tiefgehende Verstimmung, die durch den Devolutionskrieg noch weitere Nahrung erhielt. Aber freilich, stärker als diese aufkeimende Erbitterung erwies sich, angesichts der glänzenden französischen Waffenerfolge: dieses «tournoi de parade» in den spanischen Niederlanden, das allgemeine Gefühl der Unsicherheit und Befürchtung, daß der Blitz, der in so unmittelbarer Nähe gezündet hatte, auch das eigene Haus treffen könnte.

Nie ist eine Sorge begründeter gewesen. Wenig später überfiel Ludwig Lothringen, und kaum hatte man sich von dem Schrecken über dieses «ungeheuerlichste und gefährlichste Attentat in der Christenheit» erholt, so eröffneten Frankreichs erste Feldherren den Angriff auf Holland.

Schlag auf Schlag waren sich innerhalb weniger Jahre die Ereignisse gefolgt und jedes zog weitere Gefahren nach sich, führte die französischen Heere näher an des Reiches Grenzen heran. Die Not der Zeit schien auch das deutsche Volk aus seiner traumseligen Ruhe zu erwecken; hellere Töne dringen aus der Tiefe an unser Ohr, Stimmen der Mahnung und der Verheißung, die ein ganz Neues und Großes unter die Menge warfen: Die Forderung festeren nationalen Zusammenschlusses und die Pflicht gemeinsamen Widerstandes gegenüber gemeinsam empfundener Bedrohung. Wohl lassen viele der allerorten und in reicher Fülle auftretenden Flugschriften deutlich ihren offiziellen Ursprung erkennen — gedankenvolle deutsche Staatsmänner und Publizisten wie Franz von Lisola, Gottfried von Jena hatten hier ihre Meinung niedergelegt —, wohl sind sie fast ausnahmslos überladen mit pathetischen, rhetorisch gewundenen und gekünstelten Wendungen und heroischen Phrasen eines rein formelhaften Patriotismus, allein wenn wir sie dieses wuchernden Rankwerkes entkleiden, offenbart sich uns als guter Kern doch auch echtes, warmes, ja leidenschaftliches nationales Empfinden.

Der ritterliche Reichsgraf von Waldeck hatte einst bekümmert ausgerufen: «Wenn doch einmal ein alter römischer Bürger aufstünde und uns zeigte, wie man es machen muß, wenn man des Namens eines Patrioten wert sein will.» Nunmehr schien des Großen Kurfürsten männliches Wort: «Gedenke, daß du ein Deutscher bist», seine Erfüllung finden zu sollen. Auch in den Kabinetten blieb man angesichts der starken franzosenfeindlichen, patriotisch bewegten Strömung keineswegs teilnahmlos. Fast wider ihren Willen fühlten sich viele näher an den Kaiser herangedrängt. «Wer mit dem Kaiser ist» — so erklärte der Brandenburger Jena — «wird nicht fallen, und fiele er auf eine Zeit, so würde er von Gott und dem Kaiser wieder erhoben werden.»

Am 24. Mai 1674 wurde zu Regensburg der erste Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Lang Gehofftes hatte sich also zum Ereignis gestaltet. Und doch hat dieser Frühlingstag dem

deutschen Volke nicht zum Glücke gereicht. Nach einigen glänzenden deutschen Waffentaten nahm der Reichskrieg bald ein sehr hippokratisches Gesicht an, die Flut der so vielfarbige Bilder bietenden Bewegung begann sich im Sande zu verlaufen, — zuletzt hat das deutsche Volk doch den vollen Preis gezahlt, den Frankreich forderte.

Und das Schlimmste stand noch bevor. Wer weiß es nicht, wie Ludwig, um mit Lisola zu reden, «seinen Thron zum Tribunal, seine Soldaten zu Richtern» gemacht hat, und nach endgültiger Einverleibung des Elsaß, durch die Willkürakte der Reunionskammern weitere linksrheinische Gebiete vom Reiche loszureißen, bald auch Straßburg, das propugnaculum Imperii, immer enger und enger zu umkreisen begann? Während die geängsteten Reichsstände teils in unentschlossener Tatlosigkeit dem Unabwendbaren scheu entgegensahen, teils eifrig über neue Einungen zur Rettung des deutschen Bollwerkes im Westen verhandelten, drang die längst in höchster Beunruhigung erwartete, nun aber doch alle Welt mit betäubender Wucht treffende Kunde durch die deutschen Lande, daß Straßburg, «die Termophylen des Reiches», gefallen sei, daß sich der Sonnenkönig als «Souverein Seigneur et Protecteur» in den Mauern der ehrwürdigen Reichsstadt habe huldigen lassen, die vor 130 Jahren den gefährlichen Zumutungen Frankreichs mannhaft widerstanden hatte.

Wenige Erfolge Ludwigs sind größer und bedeutsamer gewesen, keiner wurde leichter erkauft. Es war gleichsam ein persönlicher Triumph des Königs über den Kaiser, vor allem aber ein Sieg Frankreichs über das deutsche Reich, zugleich der alten Glaubenslehre über die neue.

Man hat wohl auch von deutscher Seite darauf hingewiesen, daß unserem Volke eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die Verletzbarkeit seiner Grenzen eigen gewesen sei. Sein Verhalten nach dem Falle von Straßburg spricht vernehmlich dagegen. Fast überall fühlte man die Schwere der Stunde. Die Publizisten nahmen die Federn von neuem auf, unter der Wirkung der unerhörten Gewalttat, die als nationale Schmach empfunden wurde, schlug die vaterländische Kampfliteratur machtvollere Akkorde an. Während Leibniz betonte, daß der Rex Christianissimus zum Mars Christianissimus geworden sei, verglich ein anderer den Fall Straßburgs mit dem Raube der Helena und warnte vor dem falschen Freier mit der Lilie. «Ex Infero Gallico nulla redemptio.» In das tiefste Herz der Nation griff der Publizist Friedrich Wilhelm von Hornick, wenn er die Klage des um seine Freiheit trauernden Rheinstroms aussprach, dessen grüne Ufer errötet seien, nicht vom Blute der Gallier, sondern aus Scham über die ihm angetane Schmach der Knechtschaft. Wenige publizistische Erzeugnisse der Zeit stehen auf ähnlicher literarischer Höhe wie die Schriften Hornicks; schwerfällig und ungefüge erscheinen uns viele in Sprache und Gedanken, aber fast alle sind sie geadelt durch ihr Bestreben und die Innigkeit vaterländischer Empfindung. Weit öfter als sonst begegnen wir auch der Sorge, Ludwig XIV., der alles erreicht, wonach er die begehrliche Hand ausgestreckt habe, werde zuletzt noch das Sacrum Romanum Imperium an sich reißen.

Wieder offenbart sich uns in der Politik ein schwacher Niederschlag der vaterländisch erregten Stimmung. Die Empörung auf der einen Seite, das Bewußtsein der gefahrvollen Lage sowie der eigenen Unzulänglichkeit auf der andern, das alles drängte die Reichsstände zu föderativen Bündnissen und militärischen Einrichtungen, die vielfach auch aus der Wurzel der alten Kreisverfassung erwuchsen. Ludolph Hugo, der große Staatsrechtslehrer, hatte es einmal geradezu als Gebot der Selbsterhaltung erklärt, sich durch Sonderbündnisse die Sicherheit zu verschaffen, welche die Verfassung nicht zu gewähren vermochte. In der Tat kennzeichnet sich die ganze Atmosphäre dieser Jahre durch mannigfache unionistische Richtungen und den Geist nachbarlicher Einungen, darüber hinaus sogar auch durch das Streben nach Stärkung der allgemeinen Wehrkraft und Kriegsbereitschaft, allerdings mehr im Sinne erfolgreicher Abwehr, als zur Rückeroberung dessen, was durch des Reiches Ohnmacht verloren gegangen war.

Vergebliches Bemühen. Wie sehr blieben die Taten hinter Gesinnung und Absichten zurück. Die Augsburger Allianz vom Jahre 1686 stellt sich uns als das höchste dar, was auf diesem Wege zu erreichen war; sie sollte den schützenden Damm gegen die «témérité gauloise» bilden, aber gerade sie hat durch ihr bloßes Dasein den eifersüchtigen Zorn Ludwigs auf das Reich herabgezogen. Zwei Jahre später

erfolgte der französische Einfall in die Pfalz und die planmäßige Verwüstung dieser blühendsten Gegenden des Vaterlandes. Greuel jeder Art sind über Deutschland, das Schlachtfeld für die Völkerkämpfe des 17. Jahrhunderts, einhergeschritten; nie schlimmere als damals. Alle Schrecken, über welche die damalige barbarische Kriegführung verfügte, wurden in dieses Werk gelegt, alle Erinnerungen aus der Zeit des großen Krieges durch das Schicksal der Pfalz überboten. Der alte Spruch: Gallum non vicinum habeas, fand neue, grauenvolle Bestätigung. Am 2. März 1689 hat die Furie des Krieges ihre zerstörende Hand zum ersten Male auch an das Heidelberger Schloß gelegt, das hehre, ragende Wahrzeichen edelster deutscher Kunst. Die Erinnerung daran aber zitterte nach in der Seele des deutschen Volkes, fort und fort. Fast durch zwei Jahrhunderte, bis der Rächer kam, blieb die gesprengte efeuumrankte Ruine in ihrer erhabenen, trauervollen Schönheit das lebendige Denkmal ungesühnter Schuld: auch uns heute noch eine ernste und ergreifende Mahnung an leidvolle Tage.

Wie hatten sich doch die Dinge im Reiche zu Ungunsten Ludwigs geändert! Ehedem konnte er die Wege des Kaisers mit Hilfe reichsständischer Kollektivbündnisse kreuzen, im holländischen Kriege mußte er sich bereits mit der Neutralität Einzelner begnügen, jetzt aber war die Kraft des französischen Einflusses gebrochen, der alte Anhang zersprengt, die «querelles allemandes» schienen vergessen: einig wie nie zuvor trat die Nation in den zweiten Reichskrieg ein. In Katalonien wie in den Niederlanden, in Italien wie besonders am Oberrhein haben reichsdeutsche Kontingente gestritten, nicht gerade ruhmvoll, meist wenig glücklich, aber unter der geistigen Leitung des Oraniers, des großen Organisators des europäischen Widerstandes gegen Ludwig, ausharrend bis zur letzten Stunde.

Und bald sollte die Nation noch vor schwerere Proben ihrer Waffenkraft gestellt werden. Der Beginn des neuen Jahrhunderts sah die Erledigung der spanischen Erbfolge und schuf damit eine neue europäische Gestaltung. Wieder überschwemmte Ludwig mit seinen Sendlingen die deutschen Höfe; allein politische Überzeugung wie persönliche Verstimmung und Mißtrauen in Frankreichs Kräfte hielten auch jetzt die meisten deutschen Kreise von dem Versucher fern. Kurz nachdem Kurfürst Joseph Clemens von Köln seine wichtigen Rheinfestungen den Franzosen in die Hände gespielt hatte, erschien unter dem Titel «Théologie des Princes» eine Pasquinade, welche dem Kurkölner das bedeutsame Glaubensbekenntnis in den Mund legte: «Ich glaube an den Stab von Ägypten, der die Hand dessen durchbohrt, der sich darauf stützt.» Wenige Jahre später hatten Joseph Clemens wie sein Bruder Max Emanuel von Bayern ihr Land verloren: sie waren von Kaiser und Reich geächtete Flüchtlinge auf Frankreichs Boden.

In realpolitischen Erwägungen allein würde sich eine Rechtfertigung und Erklärung des dritten Reichskrieges nicht so leicht finden lassen, wie für die ersten beiden. Aber die Stärke jener Auffassung, welche in Frankreich den Erbfeind schlechthin erblickte, dessen Machtsteigerung direkt oder indirekt immer auch eine weitere Bedrohung des Reiches bedeuten würde, kennzeichnet sich gerade auch darin, daß sie mancherlei Bedenken überwand, die sich gegen einen Reichskrieg um der spanischen Erbschaft willen geltend machen ließen. Um so mehr als sich bereits die ersten heftigen Schläge des Kriegswetters im europäischen Nordosten entladen hatten, von denen das Reich nicht unberührt bleiben konnte. Wohl mißlangen alle Versuche Frankreichs, den «historischen Verbündeten» Schweden in den Kampf um das spanische Erbe zu verwickeln, allein immer wieder warfen die gewaltigen Ereignisse im Osten ihre Flutwellen über die Grenzen Deutschlands; ein volles Jahr hindurch stand der große schwedische Kriegsfürst gebietend im Herzen des Reiches, ein Gegenstand höchster Sorge für die einen, der Hoffnung für die anderen, von beiden Seiten mit allen diplomatischen Künsten umworben. Es war entscheidend für die Wandlung aller politischen Verhältnisse des Festlandes, daß Frankreichs letztes großes Heer in demselben Jahre geschlagen wurde, wo Schwedens unnatürliche Militärmacht für immer zusammenbrach. Das deutsche Volk aber konnte zum ersten Male wieder auf siegreiche Schlachten zurückblicken und auf Friedensschlüsse, die ihm wenigstens Teile der alten Avulsa Imperii zurückgegeben hatten.

Ziehen wir die Summe unserer kurzen Betrachtung. Nach außen wird die Periode durch die schmerzlichsten Verluste gekennzeichnet. Ist aber die Nachbarschaft Frankreichs damals dem Reiche einzig und allein zum Unsegen gewesen? Sind nicht auch, ganz abgesehen von den starken

kulturellen Einflüssen, ideale politische Gewinne zu verzeichnen? Es konnte doch kaum anders sein, als daß die machtvolle nationale Idee in Frankreich, wo sich ein großes Volk in seinem Herrscher und seiner Hauptstadt einen gewaltigen Mittelpunkt geschaffen hatte, auch diesseits des Rheins ein schwaches Echo erweckte. Gerade durch seine Angriffe hat Ludwig unser Volk gezwungen, sich zu sammeln und auf sich selbst zu besinnen; er hat ihm in der eigenen Person den gemeinsamen Feind und damit für die Zukunft das nationale Tagewerk gewiesen. Mehrfach sahen wir die Wolken, die schwer über dem Reiche hingen, von einzelnen Strahlen durchbrochen, die, wie schnell sie auch im Dunkel verschwanden, doch erkennen lassen, daß sich die in ihrem Empfinden reicher und reifer gewordene Nation anschickte, den Gehalt ihres Lebens von den kleinen Dingen wieder mehr ins Große zu verlegen, daß sich an vielen Orten lang verschüttete Quellen regten und zum Lichte drängten.

Dem altersmüden Reiche ist damit freilich nicht mehr geholfen worden, wohl aber kam es der Entwicklung des preußischen Staates zugute, dem gerade im Kampfe gegen die nationalen Gegner die Schwingen gewachsen waren. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der anderen, zumal kleineren Höfe, die im falschen, von Frankreich geborgten Glanze schimmerten, hat sich Preußen in ernster, schmuckloser aber lebensvoller und kräftiger Tüchtigkeit emporgehoben und, infolge seiner langgestreckten Lage — «mit der einen Hand den Orient, mit der anderen den Okzident berührend» — frühzeitig die gefährliche germanische Wacht an der Weichsel gegen das Slaventum wie später am Rheinstrom gegen den romanischen Westen übernommen. Mit dem Aufschwunge Preußens im 18. Jahrhundert trat das deutsche Volk der Möglichkeit heilbringender staatlicher Umbildung unendlich viel näher. Ausgehend vom protestantischen Norden, der der Gesamtheit allmählich die Fesseln von der Seele löste, begann der Prozeß der Gesundung. Gewiß nicht die geradesten und bequemsten Straßen hat sich die Entwicklung gewählt; auf schwankenden Irrwegen und Umwegen, gleich einem, der sich von langem Siechtum erhoben, ist das deutsche Volk endlich zu seinem Endziele gelangt.

Erst auf den Kampffeldern des deutschen Einigungskrieges sollte Ludwig XIV. besiegt werden.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Von Ludwig Keller.

Die Geschichte Preußens, so hat Friedrich der Große einmal gesagt, beginnt mit den Tagen des Kurfürsten Johann Sigismund.

Diese Äußerung, die der weitverbreiteten Überzeugung zu widersprechen scheint, daß die Regierung des Großen Kurfürsten den Anfang der brandenburgisch-preußischen Machtstellung kennzeichnet, erweist sich bei näherer Prüfung als vollkommen zutreffend. Denn wenn man auch zugeben muß, daß Johann Sigismund, der von 1608 bis 1619 den Kurhut trug, weder als Staatsmann noch als Feldherr seinem großen Enkel verglichen werden kann, so ist doch sicher, daß der Machtzuwachs, den das Kurhaus im Jahre 1609 durch den Anfall der jülich-clevischen Lande und Preußens erfuhr, erst die Unterlage für die spätere Entwicklung geschaffen und daß die Überführung des vergrößerten Staates in neue politische Bündnisse, die Johann Sigismunds persönlicher Initiative entsprungen ist, die Behauptung und Festhaltung der neuen Machtstellung erst ermöglicht hat. Der Anschluß an das pfälzisch-oranische Bündnis, den Kurfürst Johann Sigismund durch seinen Übertritt zu den Reformierten vollzog, war der entscheidendste Schritt, den der junge Staat auf dem Wege zu einem selbständigen Staatswesen bis dahin getan hatte, ein Schritt, der große Gefahren in sich barg, der aber für den Aufstieg zur europäischen Großmacht den Boden bereitet hat.

Es ist bekannt, daß Johann Sigismunds Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, unter den schweren Erschütterungen, die der dreißigjährige Krieg mit sich brachte, außerstande war, an dem Aufbau und Ausbau des vergrößerten Staates erfolgreich zu arbeiten. Es war schon viel, daß es ihm gelang, die einmal genommene Stellung festzuhalten, und so wenig fruchtbar die Regierungszeit dieses Fürsten auch sonst gewesen ist, so muß man doch sagen, daß weder Verlockungen noch Drohungen den Kurfürsten vermocht haben, die einmal eingeschlagene Bahn zu verlassen, daß er vielmehr, trotz der schweren Schicksalsschläge, die gerade in jenen Jahrzehnten die ihm verschwägerte pfälzische Dynastie trafen,

auf die weitere Befestigung des politischen und verwandtschaftlichen Bandes mit den führenden reformierten Mächten hingewirkt hat.

Man ist vom heutigen Standpunkt aus viel zu sehr geneigt, die Bedeutung dieser Stellungnahme der Hohenzollern zu unterschätzen. Man vergißt, daß die damalige gesamte politische Lage von den kirchlich-religiösen Gegensätzen beherrscht wurde, die sich seit einem Jahrhundert herausgebildet hatten und daß in damaliger Zeit sich die große Politik ausschließlich um den gewaltigen Kampf drehte, in welchen die spanisch-österreichische Politik unter Mitwirkung der Kurie wider das Haus Oranien und die Niederlande begriffen war. Es war einer der vornehmsten Zielpunkte der großen katholischen Mächte, die Niederlande zu isolieren; die Uneinigkeit der Protestanten selbst und vor allem der tiefe Gegensatz, der zwischen den Reformierten und den Lutheranern vorhanden war, boten der Kurie und dem Kaiser vortreffliche Gelegenheit, die letzteren an sich heranzuziehen, und so richtete sich die ganze Wucht des Angriffes dieser verbündeten Mächte gegen die Reformierten, die als Sitz des Übels betrachtet und bekämpft wurden; gerade diejenigen Reformierten, denen sich das Haus Hohenzollern angeschlossen hatte, d. h. die Vertreter des Toleranzgedankens, die sich im Unterschied von den Calvinisten gern als ältere Reformierte bezeichneten, galten Katholiken und Lutheranern als die gefährlichsten Gegner, und in der Tat war deren geistiger Einfluß unter der Führung angesehener Theologen und Politiker wie Hugo Grotius (gest. 1645), Valentin Andreae (gest. 1654) und J. Amos Comenius (gest. 1670) damals in aller Stille außerordentlich gewachsen und hatte sich selbst in den Kreisen solcher Männer verbreitet, die äußerlich innerhalb der katholischen, lutherischen oder calvinischen Kirche geblieben waren.

Entsprechend dem militärischen und politischen Einflusse, den sich während des dreißigjährigen Krieges abwechselnd die lutherischen Mächte durch Schweden und Kursachsen und der kaiserliche Hof durch den Fürsten Schwarzenberg in Berlin verschafft hatten, trat an den Kurfürsten Georg Wilhelm wiederholt das Ansinnen heran, den jungen Kurprinzen zu seiner Ausbildung nach Stockholm, beziehungsweise nach Wien zu schicken. Indem der Kurfürst alle diese Anträge ablehnte und den Entschluß faßte, seinen am 16. Februar 1620 geborenen Erben Friedrich Wilhelm an den Hof der Oranier zu schicken, bekundete er seinen festen Willen, die Überlieferungen seines Hauses festzuhalten und vollzog damit eine entscheidende Tatsache nicht bloß der brandenburgisch-preußischen, sondern der deutschen und damit der europäischen Geschichte.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1634 in die Niederlande kam, standen alle Gemüter noch unter dem Eindruck der großen Kämpfe, die seit einem Menschenalter auf religiösem und politischem Gebiete zwischen den Calvinisten und Remonstranten — letztere waren die Vertreter des Toleranzgedankens — ausgefochten worden waren, und es war schon deshalb unvermeidlich, daß der deutsche Prinz zu den alle Welt bewegenden Fragen irgendwie Stellung nehmen mußte, weil der Fürst, in dessen nächste Umgebung er kam, der Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien, in diese Kämpfe seit seinen Jugendjahren tief verwickelt war.

Friedrich Heinrich war als jüngster Sohn Wilhelms von Oranien aus dessen im Jahre 1583 geschlossenen Ehe mit Louise von Coligny am 28. Februar 1584 geboren. Louise, deren Enkelin Louise Henriette dann bekanntlich die Gemahlin Friedrich Wilhelms wurde, die Tochter des Admirals von Coligny, war eine Hugenottin im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das aus den Religionskämpfen der vorreformatorischen Jahrhunderte stammte, d. h. eine Protestantin, die den Typus der älteren Reformierten streng festgehalten hatte. Die Weltanschauung, die sie vertrat, hatte sie auf ihren Sohn Friedrich Heinrich, dessen Erziehung sie nach des Vaters Ermordung allein geführt hatte, vererbt, und als der letztere seit 1625 zur Statthalterschaft gelangt war, fand er Gelegenheit, diese Grundsätze als Staatsmann und Feldherr praktisch zu betätigen.

Ein junger Fürst, der wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg für alles Bedeutende, was ihn umgab, die lebhafteste Anteilnahme und vielfach ein ungewöhnliches Verständnis mitbrachte, konnte für seine Ausbildung damals kaum einen fruchtbareren Boden finden: er studierte in Leiden die Geisteswissenschaften, orientierte sich im Haag über die innere Verwaltung und lernte im Feldlager Friedrich Heinrichs die Kriegskunst; er machte sich gleichzeitig vertraut mit

der Handelspolitik und dem Wirtschaftssystem des aufstrebenden Landes, gewann das lebhafteste Interesse für Flottenbau und Kolonialpolitik und begeisterte sich für die Kunst und die Naturwissenschaften, die eben damals in ein neues Zeitalter eintraten.

Es waren unzweifelhaft sehr wichtige Lehrjahre, die Friedrich Wilhelm in den Niederlanden verbracht hat, und es ist längst anerkannt, daß er nach Antritt der Regierung in dem Vorbilde der Oranier wertvolle Richtlinien gefunden hat. Aber ohne eine wohlerwogene und zum Ziel treffende Anwendung konnten die Prinzipien, die in den Niederlanden erfolgreich waren, auf dem so ganz verschiedenartigen Boden Kurbrandenburgs leicht eher Schaden als Nutzen stiften, und das Verdienst Friedrich Wilhelms um die Durchführung der neuen Politik bleibt daher trotz des Anteils Friedrich Heinrichs an seiner staatsmännischen Ausbildung ein außerordentlich großes.

In den Kämpfen, in denen die Oranier mit ihren inneren und äußeren Feinden standen, hatte sich ein zuverlässiges stehendes Heer als die unerläßlichste Stütze erwiesen: ein Fürst, der die Stellung seines Staates aufrecht erhalten und seine wohlwollenden und aufgeklärten Absichten gegen den geistlichen Despotismus einerseits und gegen die Machtansprüche einzelner Stände und Berufsklassen andererseits durchsetzen wollte, mußte gerade hierauf in erster Linie sein Augenmerk richten, und man weiß, daß Friedrich Wilhelm mit tätiger Unterstützung von Männern wie Graf Waldeck, Sparr, Derfflinger, Fürst Anhalt und anderen der Schöpfer des nachmaligen preußischen Offizierkorps und der preußischen Armee geworden ist.

Es handelte sich bei diesen Maßregeln zugleich um die Stärkung der Zentralgewalt, die der aus sehr verschiedenartigen Teilen lose zusammengefügte und über weite Gebiete zerstreute Staat dringend bedurfte. Es kam hinzu, daß der Staat in der ständischen Verfassung, zumal in Ritterschaft und Prälaten, starke Machtfaktoren besaß, die sehr geneigt waren, ihre ständischen Interessen mit den staatlichen gleichzusetzen. Diese Stände fanden das einende Band im engen Anschluß an die bestehende Kirche und sie hatten die wohl begründete Überzeugung, daß sie, indem sie die überkommene lutherische Rechtgläubigkeit wider ihren reformierten Kurfürsten und Landesherrn verteidigten, zugleich ihren Standesinteressen den wirksamsten Dienst leisteten.

Es ist vielleicht die wichtigste Tatsache der inneren Politik Brandenburgs unter Friedrich Wilhelm, daß er, ähnlich wie die Oranier in den Niederlanden, zur Hebung von Staat und Volk und zur Stärkung der fürstlichen Autorität mit denjenigen Kreisen seiner Untertanen ein wirksames Bündnis herzustellen gewußt hat, die durch ihre religiöse Überzeugung und durch ihre wirtschaftlichen Interessen auf die Bekämpfung der gleichen Gegner hingewiesen waren. Auch in den brandenburgischen Staaten gab es, zumal in den rheinischen Provinzen, zahlreiche Anhänger des Toleranzgedankens und indem Friedrich Wilhelm ihnen seinen Schutz gewährte, auch aus anderen Ländern planmäßig weitere Gesinnungsgenossen in sein Land zog, erhoben diese kräftig das Haupt und eben diejenigen Wissenszweige und Berufsarten, die unter ihnen am meisten verbreitet waren, die Technik, der Gewerbfleiß, die Naturwissenschaften und die Künste nahmen einen bis dahin in Brandenburg nicht gekannten Aufschwung.

Teils aus Prinzip, teils unter dem Zwang, in den ihn die Feindschaft seiner konfessionellen Gegner versetzte, zog Friedrich Wilhelm seine eifrigsten Gesinnungsgenossen in seine Umgebung. Obschon er die wohlerworbenen Rechte der katholischen wie der lutherischen Kirche gewissenhaft geschützt und niemanden um seines Glaubens willen verfolgt hat, so wahrte er sich doch das Recht, in die Stellungen, die ihm am nächsten standen, Männer seiner Denkart zu bringen; sie waren nach seinen Erfahrungen die einzigen, denen er volles Vertrauen schenken konnte.

Die nächste und wichtigste Maßregel der inneren Politik, die Friedrich Wilhelm nach seinem Regierungsantritt traf, war die Berufung Otto von Schwerins in die Regierung. Schwerin, der im Jahre 1616 geboren und im Jahre 1637 vom lutherischen zum reformierten Glauben übergetreten war, hatte, wie Friedrich Wilhelm, in Holland, England und Frankreich seine Schule gemacht und teilte die Weltanschauung und die Grundsätze des neuen Herrn durchaus. Es entwickelte sich zwischen beiden Männern auf dieser Grundlage ein Verhältnis herzlicher Freundschaft, das sich 40 Jahre lang ungetrübt erhalten hat und schließlich noch der Anlaß geworden ist, daß Friedrich Wilhelm dem Freunde auch noch die Erziehung seines Sohnes und Erben, des

nachmaligen Königs Friedrich I., in die Hand gab. Beide Männer sind dann die Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Beamtenstandes geworden, in dem sich während Friedrich Wilhelms Regierungszeit die beiden Schwerins, die beiden Jena, Hoverbeck, Krockow, Meinders und der hochbegabte Paul von Fuchs besonders hervorgetan haben.

Schwerin hatte im Jahre 1640 die Leitung des wichtigsten und schwierigsten Ressorts, nämlich der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten erhalten; an diesem Punkte mußte, so war Friedrich Wilhelms Überzeugung, wenn man die Dynastie und den Staat emporheben wollte, der Hebel in erster Linie angesetzt werden. Schwerins rechte Hand in den geistlichen Angelegenheiten wurde später der Seelsorger der Kurfürstin Luise Henriette, Bartholomäus Stosch, für dessen Gesinnung die Tatsache bezeichnend ist, daß er, obwohl Angehöriger der reformierten Kirche, sich seine Ordination von der Brüdergemeinde in Lissa, an deren Spitze damals J. Amos Comenius als Bischof stand, hatte erteilen lassen.

Beide Männer, Schwerin und Stosch, waren, wie Friedrich Wilhelm selbst, Anhänger des Unionsgedankens, und als im Jahre 1646 die Enkelin Louise von Colignys als Gattin des Kurfürsten nach Berlin gekommen war, erfuhr diese Geistesrichtung eine weitere Kräftigung. Sie fand ihren Ausdruck nicht nur in der allgemeinen Politik der Hohenzollern, sondern auch in der Aufnahme der von der Intoleranz verfolgten Waldenser und Hugenotten.

Man übersieht heute, wo die Fragen des kirchlich-religiösen Lebens mehr einen reinen Gemütswert zu haben scheinen, sehr oft, von welch großer praktischen Bedeutung in jenen Zeiten dieselben Fragen gewesen sind.

Die größte Schwierigkeit, die Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritt vorfand, lag in dem gewaltigen Mißtrauen, das die große Mehrheit seiner lutherischen und katholischen Untertanen dem andersgläubigen Landesherrn entgegenbrachte. In den Kreisen der Theologen beider Kirchen nannte man den Kurfürsten, der weder Lutheraner noch Calvinist sein wollte, mit dem damals anrüchigen Scheltnamen einen «Synkretisten». Man kennt die heftigen Konflikte, die sich daraus ergaben, aus der Geschichte Paul Gerhards, der den Kurfürsten einst ebenfalls als Förderer des «Synkretismus» bezeichnet und dadurch den Landesherrn auf das tiefste verletzt hatte. Als Gerhard einige Zeit später sich weigerte, dem Edikt des Jahres 1664, durch das der Gebrauch ehrenrühriger Sekten- und Ketzernamen auf den Kanzeln verboten ward, Gehorsam zu leisten, ward seine (alsbald wieder zurückgenommene) Amtsniederlegung verfügt, die dann viele Menschenalter hindurch dazu hat herhalten müssen, um die Stimmungen und Verstimmungen jener Zeiten von neuem wachzurufen und lebendig zu erhalten.

Der Kurfürst übersah sehr bald, daß er die damals erwachsene Generation in den schwebenden kirchlich-religiösen Fragen nie für seine Auffassungen gewinnen werde. Um so nachdrücklicher suchte er auf die Gewinnung des kommenden Geschlechtes hinzuarbeiten und es ergab sich daraus eine nachhaltige Fürsorge für die Ausgestaltung des Unterrichtswesens von den Universitäten bis zur Volksschule.

Als der Kurfürst erkannte, daß die von ihm geplante Reform der Universitäten — er suchte die Anhänger und Schüler von Baco und Hugo Grotius, die damals unter den Namen der Naturphilosophen bekannt waren, an seine Hochschulen zu bringen und den Einfluß der Scholastik zurückzudrängen — an dem Widerstand der Kirche scheitern mußte, faßte er den Entschluß, eine Universität zu gründen, die völlig unabhängig von der Kirche dastehen sollte, nämlich eine sog. Universal-Universität, an der bedeutende Gelehrte ohne Unterschied des Bekenntnisses einen Wirkungskreis finden und die eine Freistätte aller Wissenschaften im großen Stile werden sollte. Es war ein Projekt, das an der Größe des Entwurfs und an der Beschränktheit der verfügbaren Mittel gescheitert ist.

Leopold von Ranke bemerkt bei der Betrachtung dieser Pläne, daß in dem Geiste Friedrich Wilhelms etwas Weitausgreifendes, «man möchte sagen allzuweit» gelegen habe; Ranke erinnert daran, daß sich dieselbe Beobachtung bei des Kurfürsten Plänen auf anderen Gebieten gezeigt habe, er habe von einer großen brandenburgischen Flotte, von Kolonien, von gewaltigen Erfolgen und Erfindungen der Naturwissenschaften geträumt. Es lagen in der Tat manche Dinge, die erst die Zukunft zur Reife bringen sollte, wie Ahnungen in seiner Seele. Seine Denkweise brachte es mit sich, daß alles,

was er plante, in großem Stil entworfen war, und manches war in der Tat allzu kühn geplant.

Aber man muß doch sagen, daß die mächtige Phantasie dieses Fürsten vielfach mit einem sehr praktischen Sinn sich paarte und daß er für die bestehenden Machtverhältnisse und Möglichkeiten einen wohlgeübten Blick besaß.

Friedrich Wilhelm hat auch in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht die Grundlagen des Staates geschaffen, der sich unter seinen Nachfolgern zu einer europäischen Großmacht ersten Ranges auswachsen sollte und eben hier hat er die Erfahrungen, die man in den Niederlanden gesammelt hatte, in erfolgreichster Weise verwertet.

Mit der Gewährung der Geistesfreiheit ging die Weckung des Unternehmungsgeistes, die Förderung der Technik und des Gewerbfleißes und die Unterstützung des Handels Hand in Hand. Indem der Kurfürst, gestützt auf eine starke Land- und Seemacht, seinen Untertanen den Wettbewerb mit dem Auslande erleichterte, förderte er ebenso sehr den Wohlstand wie die Machtmittel des Staates, die auf jenem beruhen.

Indem die wirtschaftliche Lage der Bürger sich besserte, gewannen auch die Bauern neue Käufer und Abnehmer und alle Erwerbsstände waren eher imstande, die neuen Steuern, die der Kurfürst zur Bestreitung der wachsenden Ausgaben brauchte, zu tragen. Mit der Förderung von Handel und Gewerbe ging die Hebung des Ackerbaues, die Urbarmachung von Wüstungen usw. Hand in Hand. Die Einrichtung einer staatlichen Post, der Bau von Kanälen und die Anlage von Straßen war des Kurfürsten eifrige Sorge.

Wenn man auf das Werk zurückblickt, das Friedrich Wilhelm in den sechsundvierzig Jahren seiner Regierungszeit geschaffen hat, so steht man staunend vor der gewaltigen Arbeitsleistung dieses seltenen Mannes.

Fast auf allen Gebieten des geistigen wie des wirtschaftlichen Lebens setzt seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Umschwung ein, der durch den Beginn des Zeitalters der Naturwissenschaften, durch die Schaffung einer von der Scholastik unabhängigen Philosophie und durch die Begründung des modernen Toleranzstaates charakterisiert wird. Hand in Hand mit dieser Umwandlung geht die Neugestaltung der Machtverhältnisse in Deutschland, die schließlich zur Begründung des neuen deutschen Reiches geführt hat.

Der Große Kurfürst als Kriegsherr.

Von Herman Granier.

Kriegerisch und Führer ihrer Streitmacht waren die ersten märkischen Hohenzollern gewesen, wie es dem Charakter des märkischen Landes, dieser recht eigentlichen Militärkolonie entsprach. Aber mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts schien diese stolze Tradition des Hauses verblaßt, und gerade auch in dem großen Kriege der dreißig Jahre blieb der brandenburgische Kurfürst, der kränkelnde Georg Wilhelm, selber den Waffen fern, in mühsamer Diplomatie nur eben die Existenz seines quer durch ganz Deutschland, von der Memel zum Rheine, sich erstreckenden Herrschaftsgebietes bewahrend. So fand sein Sohn Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritte im Dezember 1640, trotz einiger in letzter Zeit von seinem Vater betriebener Rüstungen, inmitten der Kriegswirren keine, ein selbständiges Eingreifen ermöglichende militärische Macht vor. Vielmehr ward es seine Aufgabe, und ihm erwuchs aus ihrer Lösung ein unsterbliches Verdienst, erst die «Armee» zu schaffen, die er dann in der Feuerprobe der Schlachten zum Siege führte, um auf dieser Basis der Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates zu werden.

Die Politik des Ministers Grafen Schwartzenberg, welcher Kurfürst Georg Wilhelm willenlos gefolgt, hatte Kurbrandenburg auf den verderblichen Weg gebracht, auf dem das damals ungleich mächtigere Kursachsen seine politische Bedeutung dauernd einbüßen sollte: dem Kaiser zu folgen, auf selbständiges politisches Handeln verzichtend. Dieser Politik des Prager Friedens vom Jahre 1635 entsprechend hatten auch die wenigen brandenburgischen Truppen, die zusammengebracht worden waren — etwa 5000 Mann — in erster Linie des Kaisers Majestät «und anstatt derselben der Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg» den Fahneneid geleistet. Solche Zwitterstellung mußte demoralisierend auf die Truppe und deren Führer wirken.

Wenn nun über ein Jahrzehnt nach dem Regierungswechsel verstreicht, ohne daß eine wesentliche Änderung sichtbar wird, so ist ins Auge zu fassen, daß der neue Herr erst zwanzig Jahre zählte, und daß er unter den allerschwierigsten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen die

Regierung führte; und bei all der in ihm lebenden Tatkraft, bei all seinen geistigen Anlagen und seiner hohen militärischen Begabung — während seines vierjährigen Aufenthaltes in Holland war Friedrich Heinrich von Oranien sein militärischer Lehrmeister gewesen — mußte der junge Fürst doch erst innerlich wachsen und sich ausreifen, ehe er zum Handeln, zu grundlegenden Neuschaffungen schreiten konnte. Rückschauend erklärt er selbst in seinem Politischen Testamente vom Jahre 1667, indem er für den Fürsten «Mittel und Volk» (d. h. Kriegsvolk) für notwendig erkennt, um im politischen Leben «Konsideration» zu besitzen: «und beklage allezeit, daß ich im Anfange meiner Regierung zu meinem höchsten Nachtheil mich davon ableiten lassen und wider meinen Willen Anderer Rath gefolget». Vielleicht aber dürfen wir heute in dieser Selbstbeschränkung, dem Beharren auf dem realen Boden seiner knappen Mittel, einen besonderen Ruhmestitel für den von feurigem Tatendrange erfüllten jungen Fürsten erblicken.

Wunderlich fügten es die Verhältnisse, daß der Gründer des Heeres seine Herrschertätigkeit damit beginnen mußte, die vom Vater überkommenen Truppen aufzulösen, da sie nicht nur keinen Schutz, sondern eine ernste Gefahr für das Land und den Kurfürsten selbst bedeuteten.

Regimenter wurden dazumal nur im Bedarfsfalle und auf Zeit aufgestellt, und zwar nicht direkt von dem Landesfürsten, sondern von Kriegsobersten, deren notwendigste Eigenschaft hierzu der Besitz von Geldmitteln war; aus dem Lande, in das sie der Krieg führte, möglichst viel herauszupressen, war dann ihr hauptsächlichstes Streben. Der Landesfürst gab dem Obersten den Auftrag zum Werben, das Werbepatent, und schloß mit ihm die «Kapitulation», die schriftliche Fixierung der gegenseitigen Verpflichtungen: darüber hinaus fühlte sich der Oberst nicht zum Gehorsam verbunden. Die spekulativen Obersten boten ihre Dienste jeder Partei, und der Soldat folgte jeder Werbetrommel: von Vaterlandsgefühl war nirgends die Rede.

Nur allmählich konnte der Kurfürst hier Wandel schaffen, nicht mit rascher, leuchtender Tat, sondern mit unablässiger, unscheinbarer, aber sachkundiger und zielbewußter Arbeit. Die Werbung — ganz absehend von den ungewissen Ergebnissen der althergebrachten Land- und Lehnsfolge — und die Verpflegung des Kriegsvolkes in die Hand des Fürsten, des Staates zu bringen, Offiziere und Soldaten der Disziplin des Kriegsherrn, der staatlichen Ordnung zu unterwerfen, und diese Soldaten ständig, auch im Frieden, als «milites perpetuos», bei der Fahne zu behalten, das waren die großen Ziele des Kurfürsten.

Hätten aber alle hierauf gerichteten administrativen und organisatorischen Maßnahmen, so klug sie ausgedacht und so geschickt sie durchgeführt wurden, wirklich dazu ausgereicht eine Armee zu schaffen, lebenskräftig genug, um durch sie die äußeren Gefahren zu bestehen, auf sie das Wachsen des Staates zu basieren? Gewiß nicht! Die Blüte der Armee wird bedingt durch den militärischen Geist, der sie erfüllt und trägt, und um ihn zu erwecken bedurfte es einer Persönlichkeit, wie den Großen Kurfürsten, der mit dem regsten militärischen Interesse und Verständnis das Feuer und den Aufschwung seiner Seele den ihn umgebenden Führern und weiter direkt und indirekt der Masse der Soldaten einflößte; dazu aber des Ruhmesglanzes siegreicher Waffentaten, ohne den soldatische Tugenden wie Schalen ohne Kern sind. In der fortreißenden Gewalt der Persönlichkeit steht nun der Große Kurfürst an erster Stelle in der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Sein nur mittelgroßer, aber wuchtiger Körper trug den bedeutenden Kopf, den zuerst frei auf die Schultern herabflatternde Haare, späterhin die imponierend wirkende Lockenperücke bedeckte: sein Antlitz wirkte mächtig, mit der breiten Stirn, den energisch und doch wohlwollend blickenden Augen, die im Kampfesfeuer «wie zwei feurige Kometen» erglänzten, der gewaltigen Adlernase, dem kräftigen Kinne: wie geschaffen war so sein Äußeres für einen Kriegsherrn.

Von den 48 Jahren seiner Regierung waren nicht weniger als 21 mit Kriegsunruhen ausgefüllt, unter Einrechnung der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die doch nur der Kurmark, und auch dieser nur eine bedingte Ruhe geboten hatte. Nur die Höhepunkte seiner kriegerischen Laufbahn können wir uns hier kurz vergegenwärtigen.

Erst mit 36 Jahren kam er zu seiner ersten großen Kriegstat, der dreitägigen Schlacht bei Warschau am 18.—20. (28.—30.) Juli 1656. In dem nordischen Kriege zwischen Polen und Schweden sah der Kurfürst die Gelegenheit, die

Souveränität des Herzogtums Preußen zu erlangen, das er noch von der Krone Polen hatte zu Lehen nehmen müssen, im Bunde mit dem schon kriegsberühmten Schwedenkönige Karl Gustav, der erst im Herbst 1655 in raschem Siegeszuge fast ganz Polen mit Warschau besetzt hatte, dann aber wieder in arge Bedrängnis geraten war. Um das wiedergewonnene Warschau sammelte sich im Sommer 1656 ein gewaltiges Heer von Polen, Litauern und Tartaren, wohl 100 000 Mann, freilich zumeist ungeregelte Reiterschwärme ungleichen militärischen Wertes. Vier Meilen unterhalb von Warschau, wo der Bug in die Weichsel mündet, stieß der Kurfürst mit ca. 9000 Brandenburgern zu dem etwa gleichstarken Heere Karl Gustavs. Am 18. (28.) Juli 1656 überschritt diese 18 000 Mann starke vereinigte Armee den Bug, um das litauische Heer bei Praga, auf dem rechten Weichselufer, anzugreifen, bevor sich das polnische Heer mit ihm vereinigt hätte: auf dem Marsche erfuhren die Fürsten, daß diese Vereinigung durch Übergang der Polen über die Weichsel bereits durchgeführt sei. Karl Gustav hielt trotzdem den Angriff für geraten, und Friedrich Wilhelm, mit dem der König die Sachlage allein besprach, hielt auch dafür, daß es besser sei «im Nahmen Gottes fortzugehen», mit der von seinem Kammersekretär berichteten Begründung: «Eß benehme der soldatesque nicht wenig das Herz, wan man sich reterire, hingegen gebe es dem Feind einen Muth; blieben allso der Meinung, daß man dem Feinde entgegen gehen solte.» So wurde denn der Angriff beschlossen auf die polnische Übermacht, die hart am rechten Weichselufer nördlich von Praga stand, im Norden gedeckt durch eine Schanzenreihe, im Osten durch eine Dünenkette und das durch Verhaue verstärkte Pragaer Holz. Am ersten Schlachttage kam nur der rechte, schwedische Flügel mit den aus den nördlichen Verschanzungen hervorbrechenden Reiterscharen ins Gefecht. Am zweiten Tage, dem 19. (29.) Juli nahm der Kurfürst, der den linken Flügel führte, einen Hügel in Besitz, der von großer Bedeutung für den Ausgang der Schlacht wurde, da sein Festhalten gegen wiederholte wilde Anstürme es ermöglichte, daß der König seinen Flügel hinter dem des Kurfürsten herum auf dessen linke Seite führen konnte, um so ein günstigeres Angriffsfeld zu gewinnen. Dieser Angriff wurde am dritten Schlachttage, dem 20. (30.) Juli, von der brandenburgischen Infanterie unter Otto Christof von Sparr, dem ersten brandenburgischen Feldmarschall, mit glücklichstem Erfolge durchgeführt, während der Kurfürst mit seiner Kavallerie die Dünenkette nahm, von der aus das brandenburgische Geschütz mit solchem Erfolge spielte, daß, wie der Kurfürst selbst berichtet, die Feinde «das reißauß mit Ihrer reutterey gaben, das Fußvolk aber begund in einem Krinck durcheinander zu gehen»: mit dem Weichselstrome im Rücken drohte den nach der Brücke Flüchtenden eine Katastrophe. Schon hatte der Kurfürst seine Reiterei zum Angriffe angesetzt, als, wie er schreibt, «eine hohe Generalsperson» ihm vorstellte, «nicht Weitters zu avanciren, den das Fußvolck möchte sonsten zur disperation schreitten», das sonst schon willens sei die Waffen zu strecken: dieser Ratgeber war kein Geringerer als des Schwedenkönigs Bruder, der Pfalzgraf Adolf Johann, dessen Motive nicht klar liegen, mag er wirklich an die Waffenstreckung geglaubt haben, oder aber durch Eifersucht auf die brandenburgischen Schlachterfolge getrieben worden sein. Begreiflich, daß der Kurfürst, der doch hier seine erste Schlacht schlug, den Rat nicht von der Hand wies, wenn auch: «Se. Churf. Durchl. mit dem Pfaltzgraffen in worte gerathen». Der Sieg war trotzdem ein glänzender: «Undt ist allo diesses Treffen nehbenst eroberung der Stadt Warschau, sonder großen schaden der Unserigen vom Höchsten glücklich erhalten, Welchem Wir dafür zuforders undt dan der hohen condevitte Seiner Koniglichen Magestaet zu dancken haben.» Mit diesem Preise des Schwedenkönigs schließt der Kurfürst seinen eigenhändigen Bericht. Der ihm zugeteilte schwedische General Wrangel aber urteilte: «Seiner (des Kurfürsten) hohen Conduite ist vor Allem die herrliche Victoria zu danken.» Und dies Urteil ist zutreffend: an diesem Siege über die fünffache slawische Übermacht haben die Brandenburger und ihr Kurfürst den entscheidenden Anteil gehabt. Er war die Geburtsstätte des brandenburgisch-preußischen Waffenruhmes, er war auch die glänzende Probe für die Feldherrngaben des Gründers der Armee. Die freudige Entschlußkraft zum Angriff, den sicheren Blick für den entscheidenden Punkt, die Energie bei der Durchführung des Kampfes, den feurigen Drang nach voller Ausnutzung des Sieges: alle diese hier hervortretenden Eigen-

schaften sind auch in der Folge die Ursachen seiner Siege gewesen.

Besonders glänzend zeigten sie sich in dem Fehrbelliner Feldzuge. Während der Kurfürst im Reichskriege gegen Frankreich im Elsaß zu Felde lag, bestimmte König Ludwig XIV. die Schweden zum Einfall in die Mark Brandenburg. Im Dezember 1674 rückten schwedische Heeresabteilungen unter dem Reichsfeldherrn Karl Gustav Wrangel, der dem Kurfürsten bei Warschau zur Seite gestanden, in den Marken ein, wo dem Statthalter, dem Fürsten Johann Georg zu Anhalt, nur wenige Truppen zur Verfügung verblieben waren. Gegen die Ausschreitungen der Feinde, die sich so steigerten, daß der erkrankte Feldherr Wrangel seinem ihn im Oberbefehl vertretenden Bruder, dem Generalleutnant Wolmar Wrangel, schrieb: «daß bei Menschengedenken und so lange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein», scharten sich die märkischen Bauern zur Landmiliz zusammen, angespornt vom Kurfürsten, den Feinden «die Hälse entzwei zu schlagen»; auszurichten aber vermochten sie nicht viel. Abhilfe konnte allein der Kurfürst selber bringen, der mit der Armee in Franken um Schweinfurt Winterquartiere bezogen hatte. Aber ein halbes Jahr fast ging ihm dahin mit politischen Verhandlungen, um seine Alliierten zu tätigem Eingreifen zu bringen; erfolglos! Da schritt Friedrich Wilhelm selbst zur Tat. Am 26. Mai (5. Juni) 1675 brach er mit der 15000 Mann starken Armee aus den fränkischen Quartieren auf, in drei Kolonnen, für welche Marschstraßen, Unterkunft und Verpflegung aufs genaueste geregelt waren. Am 29. Mai (8. Juni) wurde der Thüringer Wald überstiegen und in Ilmenau erhielt der Kurfürst die Nachricht, die Schweden beabsichtigten die Elbe zu überschreiten, um sich mit den Hannoveranern zu vereinigen und nach Besetzung von Halberstadt und Minden den Franzosen die Hand zu reichen. Um dieser Gefahr zu begegnen, beschloß der Kurfürst, den Schweden an der Elbe zuvorzukommen. Für den 10. (20.) Juni verordnete er einen allgemeinen Buß- und Bettag in seinen Landen; am 11. (21.) Juni traf er in Magdeburg ein.

Die Schweden, 17000 Mann stark, hatten die Havelpässe bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg besetzt; schon hatte der Feldherr Wrangel die Konzentration bei Havelberg angeordnet, aber die Befehlshaber in Rathenow, Oberst Wangelin, und in Brandenburg, General Wolmar Wrangel, verzögerten den Abmarsch, um noch Brot zu backen, die Nähe des Kurfürsten nicht ahnend: das war ihr Verderben. In der Nacht vom 12. (22.) zum 13. (23.) Juni brach der Kurfürst in tiefstem Geheimnis von Magdeburg auf, mit 5500 Reitern, 800 Dragonern, 1350 Musketieren auf Wagen und 13 Kanonen mit doppelter Bespannung, um sich auf Rathenow, den schwächsten Punkt, zu werfen. Am 14. (24.) Juni abends traf er vor Rathenow ein, durch glücklichen Überfall wurde der Übergang über die Havel gewonnen, die Stadt erstürmt und die Besatzung, ein schwedisches Dragonerregiment, nach tapferer Gegenwehr überwältigt.

Wolmar Wrangel erfuhr den Überfall von Rathenow auf dem Marsche von Brandenburg auf Havelberg; der direkte Weg war ihm damit versperrt: er mußte nördlich ausweichen, um durch das Luch- und Bruchland, das nur Knüppeldämme durchschnitten, über den Rhin zu kommen, den nur die Pässe bei Kremmen und bei Fehrbellin überschritten. Diese Marschrichtung Wrangels erfuhr der Kurfürst am 16. (26.) Juni; sofort entsandte er Streifparteien nach den Pässen. Der Oberstleutnant Hennings verbrannte bei Fehrbellin die 56 Meter lange Rhinbrücke und durchstach den 2½ Kilometer langen Fehrbelliner Damm. Und nun begann die «Jagd auf die Herren Schweden». Am 17. (27.) morgens wurde ihre Nachhut bei Nauen erreicht; «als lewen» fechtend gingen die Dragoner Derfflingers auf den Feind, schon trat zutage, daß «die Furcht in ihm war»: das völlig überraschende Auftreten des Kurfürsten, der eilige Rückzug, das schwierige Gelände, das schlechte Wetter – in diesen Tagen regnete es fast beständig – machten ihre auflösende Wirkung geltend. Für die Schweden handelte es sich nur um den Rückzug, der Kampf diente ihnen nur für diesen Zweck: dies erklärt das Weichen ihrer 12000 Mann, davon 7000 Mann Infanterie, mit 28 Geschützen vor den 6000 brandenburgischen Reitern und Dragonern mit 13 Geschützen; die Musketiere waren zum Teil in Rathenow gelassen, der mitgeführte Rest konnte nicht mehr aufbleiben.

Auch der Morgen des 18. (28.) Juni hob mit Landregen an; die Fühlung mit dem frühzeitig aufgebrochenen Feinde war verloren gegangen. Bald aber konnte der Vorhutsführer Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg mit seinen 1800 ausgesuchten Reitern «ihnen den Morgensegen

WILHELM CAMPHAUSEN

DER GROSSE KURFÜRST BEI FEHR-
BELLIN, 28. JUNI 1675

Der Große Kurfürst erteilt vor der Schlacht bei Fehrbellin die Befehle an seine Generale, an deren Spitze der alte Derfflinger steht; links des Kurfürsten Schimmel, auf dem sich Rittmeister von Froben während der Schlacht opferte.



lingen». Der Kurfürst hatte ihm befohlen: «sich an den Feind zu hencken und denselben, wo möglich, zum stande zu bringen». Homburg drängte so heftig nach, daß Wrangel bereits vor Linum zweimal Front zu machen gezwungen war. Der Prinz meldete dies dem Kurfürsten und bat um seine Unterstützung für den Angriff. Der Kurfürst überlegte mit Derfflinger; der riet, den Feind durch Besetzung und Durchstechung aller Pässe und Dämme, unter Heranziehung von Truppen aus Berlin und Magdeburg und Aufbietung der Miliz zur Ergebung zu zwingen: ein weitaussehender Plan, von mancherlei Zufälligkeiten abhängig, der, wie heute klar zu übersehen, sicherlich nicht gelungen wäre. Glücklicherweise folgte der Kurfürst nicht dem vorsichtigen Ratgeber, sondern dem eigenen kühnen Herzen; er beschloß den sofortigen Angriff: «weil wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen».

Unterdessen hatte Wrangel auch die zweite Stellung an der «Landwehr» vor Linum, so günstig sie auch für ihn war, aufgegeben; in Fehrbellin war die Wiederherstellung der Übergänge bereits im Gange. Aber Homburg ließ nicht nach, zum dritten Male mußte Wrangel sich stellen, trotz des jetzt wenig vorteilhaften Geländes, auf einer schwachen Sandwelle vor dem Dorfe Hakenberg, links angelehnt an den Rhinbruch, rechts an das Dechtower Holz — Dechtower «Fichten» und Dechtower «Eichen» in den Quellen genannt; heute überwiegt auch hier die märkische Kiefer —, das er wohl für sumpfiger hielt, als es tatsächlich war. Ganz regelrecht geschah der schwedische Aufmarsch: im Zentrum das Fußvolk, die Reiterei auf den Flügeln, in den Zwischenräumen die Geschütze, soweit sie nicht bereits voraus auf Fehrbellin in Marsch gesetzt waren. Als Derfflinger, dessen Unermüdlichkeit seine 70 Jahre nicht gebrochen hatten, herankam, erkannte er als Angriffspunkt den rechten schwedischen Flügel; nur einige hundert Schritte vor diesem entdeckte sein kriegsgeübtes Auge ein paar kleine Sandhügel — möglicherweise an der Stelle, wo sich heute das als Aussichtsturm dienende neue Siegesdenkmal erhebt, doch hat sich die Geländegestaltung, auch abgesehen von der Entwässerung, so stark verändert, daß es mit Sicherheit nicht festzustellen ist —, von denen aus die schwedische Stellung sich bestreichen ließ; vier Geschütze wurden hier aufgefahren, von abgesessenen Dragonern bedeckt. Dies Geschützfeuer wurde den Schweden bald so lästig, daß sie wohl oder übel aus ihrer Stellung heraus zum Angriffe auf die Hügel schreiten mußten. Hierher waren inzwischen noch die Trabantengarde und das Regiment Anhalt gelangt; aber als das schwedische Infanterieregiment Dalwig — das altberühmte «blaue Regiment» — mit der Entschlossenheit erprobter Krieger zum Sturm gegen die Geschütze anrückte, von schwedischer Kavallerie begleitet, wandten sich die brandenburgischen Schwadronen zur Flucht. Da erschien der Kurfürst um 8 Uhr morgens auf dem Schlachtfelde und sein energisches Eingreifen hemmte die Panik: «Ew. Liebden Regiment», schreibt er dem Statthalter, «kam mir in follem lauff entgegen. Ich hatte genug zu tun, Sie zuwider zu schwingen, undt gegen den feind zu bringen, da doch niehmandts hinter Sie wehre». Tapfer hatten indessen die Dragoner ausgehalten — «sie wollten sich bei den Geschützen begraben lassen» — bis frische brandenburgische Schwadronen, die nur in schmaler Front durch den versumpften Wald sich durchwinden konnten, aufmarschierten, noch gerade rechtzeitig, um den schwedischen Ansturm zum Stehen zu bringen. Wie nun vom schwedischen rechten Flügel und aus dem allmählich anrückenden brandenburgischen Gros immer mehr Schwadronen in den Kampf eintraten, entstand ein überaus hitziges Gefecht, in welchem sowohl Derfflinger als auch der Kurfürst selbst mitten ins Handgemenge gerieten. Als der brave Oberst von Mörner fiel, führte der Kurfürst selbst dessen Regiment vor: «Getrost, tapfre Soldaten! Ich, euer Fürst und nunmehr euer Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben.» Im Getümmel wurde der Kurfürst vom Feinde umringt: neun Reiter hieben ihn heraus, jedem wurde eine Handvoll Dukaten zum Lohne.

Allmählich neigte sich die Schale des Sieges auf die brandenburgische Seite; die schwedische Reiterei wurde geworfen und das tapfere Regiment Dalwig gänzlich zusammengehauen. Da trat Wrangel mit dem intakten linken Flügel den Rückzug an, gedeckt durch die von Fehrbellin her wieder herangezogene Reserveartillerie. Mit feurigem Eifer trieb der Kurfürst, den Sieg auszunützen; an der Spitze seiner Reiter drängte er dem Feinde nach: hierbei geschah es, daß eine schwedische Kanonenkugel über den Hals des Schimmels, den er ritt, hinwegfliegend den hart neben ihm reitenden Stall-

meister Emanuel Froben tödlich verwundete. Mit Artilleriefeuer dem Feinde links zur Seite bleibend, befahl der Kurfürst dem Prinzen von Homburg, mit seiner verstärkten Vorhut die Abziehenden zu attackieren. Dieser Angriff aber scheiterte, hauptsächlich wohl, weil die abgehetzten Schwadronen Homburgs auf die noch unberührte Kavallerie des linken schwedischen Flügels stießen. Doch scheint es hier an der vollen Energie gefehlt zu haben; scharf genug urteilte der Kurfürst: der Feind habe sich bis Fehrbellin retirieren können: «weill meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber Ich inquiriren lasse, undt selbigen den proces machen lassen werde». Der kurfürstliche Kammerherr von Buch meint sogar, wenn die Reiter nicht «lasch genug die Officiere verlassen, hätten sie den ganzen linken Flügel geworfen, denn dieser begann schon sich stark aufzulösen». Homburg selbst schreibt unbefangen: «zuweilen mußt ich laufen, zuweilen machte ich laufen». Wohl aber mag ihn der Tadel des Kurfürsten hier getroffen haben, was ihn verletzte, da er sich mit Recht einen Hauptanteil am Siege zuschreiben durfte, und dies hat dann die Legende von dem gegen den Befehl unternommenen, wagehalsigen Angriffe des Prinzen erzeugt, der die Tatsachen so schroff wie möglich entgegenstehen. Des Kurfürsten Unwille ist ein Zeichen seines aufs höchste gespannten kriegerischen Sinnes, ohne daß von ihm das militärische Axiom, das unmögliche zu verlangen, um das mögliche zu erreichen, hier aufgestellt wäre: wie er an seine eigene, persönliche Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen stellte, so war er, wie keiner neben ihm, wohl berechtigt, auch von seiner Armee die höchste Anspannung zu verlangen. Dem Statthalter schrieb er: «Ich hab' das feldt und die bataille durch Gottes gnade erhalten. Ich lasse itzo predigen und Gott dancken, undt nach gehaltener Danksagung gehe ich dem Feinde nach, welcher in höchster confusion ist, hoffe baldt wider ahn Ihn zu gelangen.» Für den 55jährigen Fürsten, der in 23 Tagen mit der Armee 60 Meilen zurückgelegt, ein vollgültiges Zeugnis rastloser Tatkraft.

Von den 17000 Schweden gelangten nach Pommern nur 7000, das war das Ergebnis des Rittes vom Rhein zum Rhin, der dem brandenburgischen Kurfürsten eine Volkstümlichkeit in Deutschland, in Europa, verschaffte, wie sie seit langen Jahren keinem Fürsten zuteil geworden war. Von Straßburg i. E. aus erklang das Volkslied, das ihn zuerst als den «Großen Kurfürsten» feierte. Und seinem Feldzuge wurde damals und später das höchste Lob gezollt: das Veni, Vidi, Vici Caesars.

Im Fortgange des Krieges nahm der Große Kurfürst ganz Pommern in Besitz, und von hier wurde er durch einen Einfall der Schweden in Ostpreußen zu seiner letzten glorreichen Waffentat abgerufen, zu dem Winterfeldzuge von 1679. Von Gicht und hartem Husten gequält zog der 59jährige Kriegsheld ins Feld, mit ausgesuchten Truppen — die Freude der Auserwählten, die Trauer der Zurückgelassenen war ein glänzendes Zeugnis für den Geist der Armee, die er sich erzogen. Sein bloßes Nahen scheuchte den Feind, dem er rastlos nachsetzte, in 14 Tagen 100 Meilen zurücklegend, bei Winterkälte bis zu 26°, in unwirtlichster Gegend. Auf Schlitten führte er seine Infanterie und Artillerie über das Eis des Frischen und des Kurischen Haffs, bei der freudig gehobenen Stimmung der Armee gleich einem Paradezuge: Musik, wehende Fahnen und erhobene Piken grüßten den Kurfürsten. Es war wieder eine Jagd: von 12000 brachte der schwedische Feldmarschall Heinrich Horn nur 3000 Mann aus Preußen nach Kurland zurück.

Und als nun der politische Gewinn dieser glänzenden Kriegstaten in Nichts zerrann, als der Kurfürst Vorpommern herausgeben mußte mit den Seestädten und den Odermündungen, an deren Besitze er mit ganzer Seele hing, da dieser ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Schöpfung einer Marine, ermöglicht hätte, mit dem er sich seit seinen holländischen Jugendeindrücken trug, da durfte er sich mit dem Bewußtsein stärken, daß den inneren Gewinn seiner Taten ihm kein Neid, keine Feindschaft rauben könne. «Non extinguentur honores» ist die Umschrift der von ihm nach dem Frieden von St. Germain en Laye im Juni 1679 geprägten Medaille; sie zeigt einen feuerspeienden Berg, den ein starker Regen vergeblich auszulöschen sucht. Die Ehren blieben: seine Taten haben seinem Nachfolger den Weg zur Königskrone geebnet, seine Taten begeisterten seinen großen Urenkel, der ihn «die Quelle unseres Ruhmes» nennt. So oft die Armee, seine Schöpfung, ins Feld, zur Schlacht, zum Sieg gerufen wird, bleibe ihr die Fehrbelliner Losung:

«In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!»

König Friedrich I. von Preußen.

Von Ernst Berner.

Nachfolger eines großen Mannes zu sein, ist immer eine Lage, der wenige gewachsen sind, und einen aus dem Nichts geschaffenen Staat auf der Höhe zu erhalten, wird stets eine der schwierigsten Aufgaben sein. Wenn es aber ein sicheres Zeichen für den Verfall eines Staates ist, daß er bei den großen Fragen, die die Gemeinschaft der Staaten beschäftigen, nicht oder nur wenig beteiligt ist, so wird man sagen dürfen, daß Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg ein nicht unwürdiger Erbe seines großen Vaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und ein nicht ungeeigneter Lenker des von diesem neugeschaffenen Staatswesens war. Denn fast überall, bei allen großen politischen Handlungen der Zeit, bei diplomatischen Verwicklungen und noch mehr bei fast allen Kriegen, war er selbst über das Maß seiner Kräfte beteiligt. In dieser Teilnahme Brandenburgs aber an den großen Fragen, die das Reich und Europa damals bewegten, wird wesentlich die Bedeutung Friedrichs für die Entwicklung der preußischen wie deutschen Geschichte zu suchen sein. Denn sie blieb die Voraussetzung für die Anerkennung Brandenburgs als selbständige und ebenbürtige Macht, die auf die Dauer weder die im westfälischen Frieden dem Kurfürsten zugebilligte Landeshoheit, noch die im Frieden zu Oliva anerkannte Souveränität über das Herzogtum Preußen mit sich geführt hatte. Sie war aber um so wichtiger, als der Verkehr, der früher gewöhnlich von Staat zu Staat stattgefunden hatte, jetzt viel umfassender geworden war und sich in großen Kongressen betätigte, auf denen die Wertschätzung der einzelnen Staaten sich auch im völkerrechtlichen Zeremoniell kundgab.

Dieses Streben, nicht zurückzustehen an lebendiger Betätigung bei der Entscheidung der europäischen Geschicke, war es zu einem guten Teil, das den Kurfürsten, schon als er noch Kurprinz war, dazu verleitete, dem Kaiser die Rückgabe des Kreises Schwiebus nach seiner Thronbesteigung zuzusagen, den dieser dem Großen Kurfürsten für wohlbegründete Ansprüche hatte abtreten müssen. Denn der Sohn glaubte, nur dadurch den Vater festzuhalten bei der Allianz mit dem Kaiser gegen Frankreich. Dasselbe Streben war es, wenn er zwar gegen den Wortlaut der testamentarischen Verfügungen, aber doch im Geiste des Vaters in gütlichen Verabredungen mit den Stiefgeschwistern die Teilung der Länder verhinderte, wenn er ganz nach dem Willen des Vaters Wilhelm von Oranien den Rücken deckte und ihm die Fahrt nach England ermöglichte, wenn er den lebhaftesten Anteil nahm an der Abwehr des von Ludwig XIV. frevelhaft vom Zaune gebrochenen Krieges, am Niederrhein kraftvoll den Krieg führte und sich selbst bei der Belagerung von Bonn rühmlich auszeichnete. Ein großer Erfolg war es in dieser Richtung, daß er im Jahre 1691 nicht nur als Reichsstand, sondern als selbständige Macht der großen Allianz beitreten konnte, die sich gegen Frankreich gebildet hatte. Freilich mußte Friedrich mehrfach den Forderungen des Kaisers nachgeben. Er mußte Schwiebus wirklich zurückgeben, und er selbst empfand das Verhalten des Kaisers als persönliche Kränkung. Zuletzt hinderten sogar alle Leistungen gegen Frankreich wie gegen die Türkei nicht, daß Brandenburg in den Frieden von Ryswick nur eingeschlossen wurde, nicht als selbständige Macht ihn abschließen durfte. Nichts anderes wollten nach Friedrichs Meinung die Kaiserlichen, als ihn vor den Augen von ganz Europa beschimpfen. Aber dieser persönliche Unwille, der ihn sogar dahin führte, seinen hervorragendsten Beamten, den Oberpräsidenten E. von Danckelman in schwerer Ungnade zu entlassen, bestärkte ihn nur darin, ein neues, ein durchgreifendes Mittel, über das er schon lange gesonnen, ins Leben zu führen, und das, wie er hoffte, Brandenburg die vorenthaltene Anerkennung im europäischen Staatenkonzert endgültig verschaffen und das Gleichgewicht herstellen sollte zwischen seiner wirklichen Macht und der Geltung, die ihm die übrigen Staaten zollten. Er erblickte es in der Zusammenfassung der von ihm beherrschten Länder in einem einheitlichen Namen, in der Erhebung seiner Länder zu einem Königreich.

Der Gedanke lag damals nicht fern. Die Macht Brandenburgs, dessen einzelne Gebiete an Umfang dem des heutigen Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen etwa gleichkamen, war beim Ableben des Großen Kurfürsten im Innern so gekräftigt, wie ihn das Genie und die harte, zielbewußte Arbeit eines großen Mannes nur hatte schaffen können, und im Auslande mili-

fürisch so angesehen, daß an der Seine die Meinung entstehen konnte, Kurfürst Friedrich Wilhelm wolle ein neues deutsches Reich schaffen, und daß Ludwig XIV. vor dem Ausbruch des Krieges dem neuen Herrn die wichtigsten Vorteile zugestehen wollte, wenn er nur nicht seine ganze Truppenmacht gegen ihn aufbiete. Überall aber in Europa drängten Dynastien und Staaten nicht nur nach größerer wirklicher Macht, sondern auch nach größerem äußeren Ansehen. Venedig, die Generalstaaten, Savoyen schwelgten im Glanze königlicher Ehren, das Haus Holstein strebte nach dem Königsstuhl von Dänemark, Kursachsen hatte die polnische Königswürde mit dem Wechsel der Religion erkauft, die Landgrafen von Hessen durften auf den Thron von Schweden, das Haus der Welfen, das soeben in den Kreis der Kurfürsten getreten war, sogar auf den von Alt-England rechnen. Der Kurprinz von Bayern, dessen Vater zugleich Statthalter der Niederlande war, war der testamentarisch eingesetzte und von den Mächten anerkannte Erbe Spaniens und Indiens, das Erzhaus endlich hatte den dauernden Besitz der Stephanskrone erworben und war entschlossen, dem Hause Wittelsbach das spanische Erbe abzugewinnen, die Monarchie Karls V. wiederherzustellen.

Man begreift daher, daß Friedrich, dem trotz des nicht fehlenden Ehrgeizes der Wunsch nach kriegerischen Eroberungen fern lag, in der Erlangung der Königswürde das richtige Mittel erkannte, seinen Staat als ebenbürtigen und gleichberechtigten in die Reihe der Staaten einzuführen und als solchen an der Entscheidung der europäischen Geschicke nach dem Maß seiner Kräfte, aber in souveräner Weise zu beteiligen. Denn Friedrich selbst war es, der, wie bemerkt, nicht nur den Plan gefaßt hatte, sondern der an ihm auch festhielt trotz aller Bedenken, die seine Räte mehrfach hervorhoben. In verschiedenen Gutachten machten sie aufmerksam auf die «Diffikultäten und schädliche Jalousie», die schon der Plan hervorrufen werde, gedachten des großen Aufwandes, den die Aufrechterhaltung der königlichen Würde zum Schaden des Staates veranlassen werde und betonten die Notwendigkeit der Zustimmung der auswärtigen Mächte, vor allem der des Kaisers, die man mit Nachgiebigkeit und Zugeständnissen werde erkaufen müssen. Indessen widersprach doch keiner der Räte mit Bestimmtheit, vielmehr schienen alle Einwürfe darauf berechnet, vom Kurfürsten leicht widerlegt werden zu können.

Voran stellte auch Friedrich die Notwendigkeit der Zustimmung der auswärtigen Staaten, zumal des Kaisers, für sein «großes Dessein», wie der Plan genannt wurde. Deutlich sah er, daß es nicht genug sei, gekrönt zu werden, sondern daß er auch «pro rege» erkannt werden müßte, sah, daß, wenn er gleichberechtigt neben die Staaten Europas treten wollte, er ein «independenter», ein unabhängiger, nicht etwa ein «Lehnkönig» sein müßte. Er begründete seinen Anspruch daher von vornherein nicht auf das zum Reich gehörige Kurfürstentum Brandenburg, sondern auf das Herzogtum Preußen, das er neben seinen Reichsländern als souveränes Herzogtum besaß und gedachte aus eben diesem Grunde, auch vom Kaiser nur die «Approbation», die Zustimmung zur Krönung, nicht aber, wie man in Wien im Laufe der Verhandlungen verlangte, die «Kreation», die Ernennung zum König zu erbitten.

Schon früher hatte Friedrich in Wien anklopfen lassen und hatte in einigen kleineren Erfolgen, die er erzielte, eine Bürgschaft für die Erreichung seines großen Planes gesehen. Allein es war selbstverständlich, daß der Kaiser nur mit dem größten Widerstreben ihm gegenüberstand. Um so mehr ist anzuerkennen, daß Friedrich mit richtigem politischen Takt den günstigen Augenblick zu benutzen verstand, in dem neben anderen Staaten vorzüglich der Kaiser seine Hilfe so dringend brauchte, daß er seinen Forderungen nachgeben mußte.

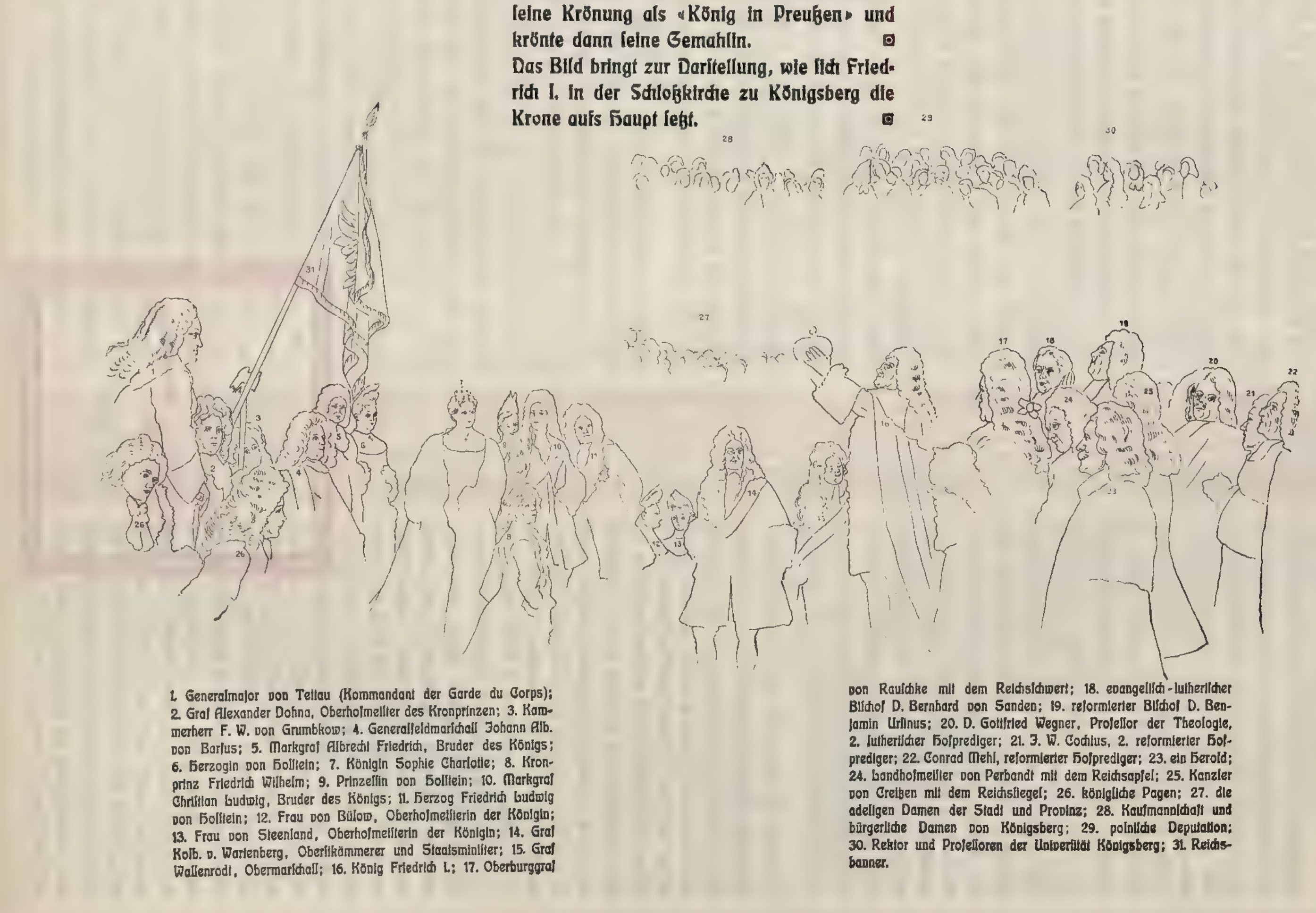
In zwei große Gruppen teilte sich an der Wende des Jahrhunderts die Staatengemeinschaft Europas. Jede geriet unter sich in schweren Streit, aus dem sich ein jahrelanger Krieg entwickeln sollte. Brandenburg aber stand mit seinen eigenen Interessen, sowie nach der ganzen bisherigen Entwicklung der Interessensphäre beider Gruppen nahe, hatte hüben und drüben einerseits zu fürchten, in seinen eigenen Lebensbedingungen geschädigt zu werden, andererseits zu hoffen, daß ein günstiger Augenblick ihm gestatten würde, eigene Vorteile zu gewinnen. Im Norden und Osten verbanden sich Dänemark, Sachsen-Polen und Rußland, um Schweden, dessen Thron soeben Karl XII. bestiegen hatte, womöglich zu zertrümmern, wenigstens die ihnen gelegenen schwedischen Pro-

ANTON VON WERNER

KÖNIGSKRÖNUNG FRIEDRICHS I.,
18. JANUAR 1701

Im Dezember 1700 brach der Hof in 300 Karossen nach Königsberg auf. Hier vollzog Friedrich mit größter Pracht am 18. Januar 1701 selbst seine Krönung als «König in Preußen» und krönte dann seine Gemahlin.

Das Bild bringt zur Darstellung, wie sich Friedrich I. in der Schloßkirche zu Königsberg die Krone aufs Haupt setzt.



1. Generalmajor von Tettau (Kommandant der Garde du Corps); 2. Graf Alexander Dohna, Oberhofmeister des Kronprinzen; 3. Kammerherr F. W. von Grumbkow; 4. Generalfeldmarschall Johann Alb. von Barfus; 5. Markgraf Albrecht Friedrich, Bruder des Königs; 6. Herzogin von Holstein; 7. Königin Sophie Charlotte; 8. Kronprinz Friedrich Wilhelm; 9. Prinzessin von Holstein; 10. Markgraf Christian Ludwig, Bruder des Königs; 11. Herzog Friedrich Ludwig von Holstein; 12. Frau von Bülow, Oberhofmeisterin der Königin; 13. Frau von Steenland, Oberhofmeisterin der Königin; 14. Graf Kolb. v. Wartenberg, Oberstkämmerer und Staatsminister; 15. Graf Wallenrodt, Obermarschall; 16. König Friedrich I.; 17. Oberburggraf von Rauschke mit dem Reichsschwert; 18. evangelisch-lutherischer Bischof D. Bernhard von Sanden; 19. reformierter Bischof D. Benjamin Ursinus; 20. D. Gottfried Wegner, Professor der Theologie, 2. lutherischer Hofprediger; 21. J. W. Cochius, 2. reformierter Hofprediger; 22. Conrad Mehl, reformierter Hofprediger; 23. ein Herold; 24. Landhofmeister von Perbandt mit dem Reichsapfel; 25. Kanzler von Creitzen mit dem Reichssiegel; 26. königliche Pagen; 27. die adeligen Damen der Stadt und Provinz; 28. Kaufmannschaft und bürgerliche Damen von Königsberg; 29. polnische Deputation; 30. Rektor und Professoren der Universität Königsberg; 31. Reichsbanner.



vinzen zu erobern. Dabei indessen kam es wesentlich auf die Haltung Brandenburgs an, dessen Heer bisher allein der sieggewohnten schwedischen Truppenmacht nicht nur gewachsen war, sondern sie völlig niedergeworfen hatte. Allerdings hatte Brandenburg mit Schweden ein Bündnis geschlossen und hatte ihm Hilfe zugesagt, falls es in Livland angegriffen werden würde. Andererseits schien es, nachdem der Friede zu Nymwegen die glänzenden Erfolge des Großen Kurfürsten gegen die Schweden vernichtet hatte, geradezu ausgeschlossen, daß Brandenburg zusehen könnte, wie entweder der Sieg der Schweden die Macht dieser fremden Nation in Deutschland aufs neue befestigen oder andererseits ihre sicher erwartete Niederlage den Übergang Pommerns aus der Hand des einen Fremden in die eines anderen herbeiführen möchte. So schien es denn, daß, wenn der Kurfürst wirklich nicht zum Kampf gegen Schweden zu gewinnen war, Brandenburg doch neutral bleiben werde. Das genügte den Verbündeten, und König August von Sachsen, namentlich von Patkul, aber auch von seinem Beichtvater, dem am Berliner Hofe wohlbekannten Jesuiten Vota, gut beraten, sprach schon im voraus seine Zustimmung zur Königswürde für die Gewährung der Neutralität aus. Damit hatte zwar Brandenburg auf die Erwerbung der deutschen Seeküste für diesmal verzichtet, es hatte aber Anspruch darauf erworben, daß die nordöstliche Staatengruppe dem «großen Dessein» Friedrichs keinen Widerspruch entgegensetze.

Ganz andere Interessen verfochten Österreich und die westliche Staatengruppe. König Karl II. von Spanien siechte kinderlos dahin, und es war die wichtigste Frage der Zeit, wer sein Erbe werden sollte. Denn dem natürlichen Erbrecht der Habsburger auf die Monarchie Kaiser Karls V. und König Philipps setzte König Ludwig XIV. die Ansprüche seiner Gemahlin, der Schwester des sterbenden Königs, entgegen. Unabsehbar aber mußte für ganz Europa die Gefahr werden, wenn Spanien mit seinen Nebenländern ungeteilt in die Hände eines der mächtigsten Staaten, sei es Frankreich, sei es Österreich, fallen sollte. Der Übermacht des glücklichen Erben mußte die Freiheit und Selbständigkeit der anderen Staaten erliegen, und namentlich die Seemächte England und Holland sahen ihre Handelsinteressen lebhaft bedroht. Es war daher ein großes Resultat, daß es Wilhelm von Oranien gelang, den König Ludwig für eine Teilung der Länder zu gewinnen, die, als der vom König Karl II. zum Erben eingesetzte Kurprinz von Bayern plötzlich gestorben war, dahin erneuert wurde, daß Spanien selbst mit seinen Kolonien und den spanischen Niederlanden an Österreich, Sizilien und Lothringen aber an Frankreich fallen und der Herzog von Lothringen durch Mailand entschädigt werden sollte.

Allein wie Ludwig XIV. natürlich nur unter der Ungunst der Verhältnisse dem Vertrage zugestimmt hatte, so mochte und konnte das Haus Habsburg nie und nimmer eine solche Teilung zugeben, sondern war entschlossen, auf jede Gefahr hin das ganze Erbe seines Hauses und die unbedingte Vorherrschaft seinem Geschlechte zu erhalten. Nur allzuwohl aber mußte man erkennen, daß dieser Entschluß einen Kampf bedeute gegen das halbe Europa, einen Kampf, dem weder die Heere noch die Kassen des Kaisers gewachsen waren, und für den man daher unbedingt kräftiger Bundesgenossen bedurfte. Nun aber waren die Mächte des Nordens und Ostens mit sich selber beschäftigt, die Seemächte standen mit Frankreich vereinigt dem Wunsche des Kaisers schroff entgegen, von den italienischen Staaten hatte er jede Feindseligkeit zu erwarten, die deutschen Fürsten, zumal auch die katholischen, hatte er vielfach durch Ansprüche kaiserlicher Obergewalt verletzt. Sachsen war durch die polnischen Pläne voll in Anspruch genommen, Kurbayern befand sich in geradem Widerspruch gegen die kaiserlichen Pläne, Kurpfalz war durch die letzten Kriege tief erschöpft, die geistlichen Fürsten am Rhein, ebenfalls erschöpft, lebten, sie mochten nun wollen oder nicht wollen, in Abhängigkeit von dem Willen des «roi-soleil» an der Seine, und von den welfischen Herren stand der Braunschweiger im französischen Dienst, und nur den Kurfürsten von Hannover hatte der Kaiser sich zu Dank verpflichtet, aber man mußte darauf rechnen, daß gerade dieser kluge Herr ganz so sich entscheiden werde, wie es sein Vorteil mit sich bringen würde.

Unzweifelhaft war mithin der Kaiser angewiesen auf brandenburgische Hilfe, sie allein bot sich ihm zur Unterstützung seiner wichtigsten Pläne. Kurfürst Friedrich begriff es vollkommen. Jetzt habe ihn der Kaiser, so etwa äußerte er sich, in der spanischen Sache nötig, und wenn der Kaiser so viele Königreiche gewinnen, er aber ihm so große Dienste wie kein anderer Potentat dafür

leisten solle, so könne er ihm auch Bedingungen stellen, durch die er übrigens einen wirklichen Machtzuwachs nicht einmal erreiche. Werde aber diese Gelegenheit versäumt, so dürfe er auf die Wiederkehr einer gleich günstigen nicht rechnen, vielmehr werde der Kaiser, wenn er reicher und mächtiger geworden, alle anderen Potentaten in specie aber Brandenburg noch weniger achten als bisher, denn dann brauche er es nicht mehr.

Allein unendlicher Mühe und der größten diplomatischen Gewandtheit des Gesandten Bartholdi, auch der «Handsalben» und selbst der Beihilfe eines am Kaiserhofe einflußreichen Jesuiten, des Pater Wolff, bedurfte es in Wien, und nur unter dem Druck der politischen Lage anerkannte endlich der Kaiser gegen Überlassung von 8000 Mann und vielen anderen Zugeständnissen die preußische Königskrone. Glücklich aber hatte man vor allem erreicht, daß der Kaiser nur die Anerkennung aussprach, nicht die Erhebung Friedrichs zum König, so daß es ein völlig souveräner Akt war, als Friedrich am 18. Januar 1701 sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt setzte. Alle seine verschiedenen Länder waren damit in dem Namen «Preußen» zu einer Einheit zusammengefaßt. Nicht mehr kurbrandenburgische, sondern königlich preußische Gesandte vertraten den Staat im Auslande. Armee, Verwaltungs- und Justizbehörden erhielten als königlich preußische das einheitliche Gepräge einer mit der Zeit sich fester gestaltenden Zentralisation und organischen Verbindung, und der Same des einen und gemeinsamen Vaterlandes war in die Herzen der noch weit auseinander strebenden, gegenseitig durch Sitte und Zusicherungen von einander abgeschlossenen Untertanen gesenkt.

Ein großes Opfer hatte die Krone aber insbesondere gekostet. Indem Friedrich sich nicht nur im Beginn des nordischen Krieges zur Neutralität bereit erklärte, sondern daran trotz zeitweise günstiger Umstände festhielt, verzichtete er auf die Gelegenheit, die seinem Staate obliegende Aufgabe zu erfüllen, die deutsche Küste, zumal Pommern, wiederzugewinnen, ja er kam selbst in die Lage, nicht genug Truppen im Lande zu haben, um die fremden Truppen von seinen Grenzen fernzuhalten. Denn selbst über das Maß der ihm vertragsmäßig obliegenden Zahl sendete er dem Kaiser Truppen, und auf allen Kriegstheatern in Deutschland, Italien und den Niederlanden kämpften die preußischen Truppen zugunsten Österreichs. Je mehr kriegerische Lorbeeren sie aber, wie vornehmlich bei Höchstädt und Turin in die junge Krone flochten, um so eifriger war man bestrebt, sie bei den kaiserlichen Fahnen festzuhalten, und wenn einmal ein Augenblick kam, in dem man eine geringere Beteiligung Friedrichs fürchten mußte, dann kam wohl der Prinz Eugen oder der Herzog von Marlborough selber nach Berlin, um die weitere Belassung der Truppen zu erbitten. Trotzdem — und hierin viel mehr als in den finanziellen Schwierigkeiten und dem damit zusammenhängenden Sturz des dem König so nahestehenden Grafen von Wartenberg liegt die Tragik dieser Regierung — hatte Friedrichs Streben, an den großen Staatsaktionen Europas beteiligt zu sein, auch nach der Erwerbung der Krone nicht den gewünschten Erfolg der Anerkennung als ebenbürtige Macht. Vielmehr mochte man das Recht, eine selbständige Realpolitik nach eigenen Interessen zu führen, dem jungen Königreich auch jetzt nicht zugestehen, und nicht viel mehr als die Bedeutung einer Auxiliarmacht war es, die man ihm zubilligte. Selbst König Wilhelm von England, dem Friedrich allemal große Dienste geleistet, enttäuschte den nahen Verwandten in seinem Testament in seinen wohlbegründeten Ansprüchen und Erwartungen schwer, und von seiner ganzen, der oranischen Erbschaft erhielt erst Friedrichs Nachfolger nur Mörs und Lingen sowie Neuchâtel und Valengin.

Doch auf die Dauer konnte es nicht fehlen, daß die Unabhängigkeit, mit der die Krone erworben war, sich in den Beziehungen zu den anderen Staaten mehr und mehr geltend machte, und daß die Erkenntnis des Großen Kurfürsten von dem Unterschied zwischen «gut reichisch» und «gut kaiserlich» sich im Schlosse zu Berlin zu der Einsicht vertiefte, daß Preußen neben seinem offiziellen Verhältnis zum Reich eine eigene Macht- und Interessensphäre besitze. Freilich gingen noch vier Jahrzehnte ins Land, ehe der Gedanke, daß man nicht nur imstande, sondern auch berechtigt sei, sie sowohl gegen das Ausland, wie gegen Österreich mit dem Schwert in der Hand geltend zu machen, Gestaltung und Wahrheit gewann. Aber er wurzelte doch auch in der Beteiligung Friedrichs I. an der Entscheidung der großen europäischen Fragen seiner Zeit und in der Souveränität, mit der er sich aus einem Herrn vieler Länder zu einem Landesherrn gemacht hatte.

Derselbe Zug nach Beteiligung am europäischen Leben machte sich auch im Innern des Staates und am Hofe Friedrichs geltend. Wie der preußische Staat eine Reihe von deutschen Ländern umfaßte, wie er sowohl dadurch, wie durch die Kolonisationen Kraft und Saft aus wohl allen deutschen Volksstämmen, ja aus fremden reichlich in sich aufgenommen hatte, so öffnete auch Friedrich, so kerndeutsch seine Gesinnung war, Kultur und Sitten anderer Völker weit die Tore. Wohl mag manches Übel dabei mit eingedrungen sein, im großen und ganzen bewährte das Mittel sich zweifellos als gut und heilsam. Reich und prunkend war der Hof, nach dem Muster des Hofes zu Paris. Dadurch und durch die fast unbegrenzt dem Kaiser geleistete Hilfe wurde zeitweise freilich der finanzielle Zustand des Landes gefährdet, aber es herrschten hier auch einerseits die durch die hohen Geistesgaben der «philosophischen Königin» Sophie Charlotte abgeklärten und verfeinerten Sitten, und andererseits der geläuterte und gute Geschmack, in dem Friedrich Meister war. Die Musen und Grazien hielten, wie man gesagt hat, ihren Einzug in Berlin. Weder in der Wissenschaft noch in der Kunst hatte das arme Land, dessen Bewohner bisher vornehmlich durch harte Arbeit in Anspruch genommen waren, und dem auch der Große Kurfürst nur im letzten Jahrzehnt seines Lebens die ersten Keime einer höheren Kultur hatte einimpfen können, Nennenswertes geleistet. Jetzt kamen Gelehrte und Künstler in ansehnlicher Zahl nach Berlin, und die Hauptstadt wurde ein Mittelpunkt für die geistigen Interessen der Zeit. Wohl mag der Wunsch des Königs, auch in dieser Beziehung niemandem nachzustehen, mitgewirkt haben, und vieles geht auf die Königin Sophie Charlotte zurück. Die Zusammenkünfte in ihrem Schloß zu Lietzenburg, dem später nach ihr genannten Charlottenburg, in denen sie ebenso die tiefsten philosophischen Fragen zu erörtern pflegte, wie der Musik eine heitere Stätte zu schaffen wußte, erlangten eine über die Grenzen des Landes hinausgehende Berühmtheit. Vor allem war es Leibniz, den die Königin ebenso anzog, wie sie ihn brauchte. Nach seinem Plan vollzog Friedrich die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, eine Schöpfung, die ebenso international und zugleich für das Land segensreich gedacht war, wie die schon vorher erfolgte Gründung der Akademie der Künste, von deren ältesten Mitgliedern Andreas Schlüter, der geniale Erneuerer des Berliner Schlosses, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten, einem Leibniz auf diesem Gebiet ebenbürtig zur Seite trat. Neben ihnen wirkten andere Gelehrte und Künstler, und in der neugegründeten Universität Halle entstand der Wissenschaft sogar ein zweiter Mittelpunkt im Lande. Hier fanden die Staatsbeamten und die Lehrer der Kirche eine Ausbildung, die, geboren aus ebenso rein wissenschaftlichem Geist wie aus lauterer Frömmigkeit, dem Staate eine reiche Segensquelle wurde. Auch in den Schulen Berlins herrschte ein lebendiges Streben, und die Geistlichkeit der Stadt zeichnete sich zumeist durch wissenschaftlichen Sinn wie eine Duldsamkeit aus, die dem von Friedrich lebhaft verfolgten Gedanken einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zeitweilig die Wege zu erschließen schien.

Gewiß waren das nur Anfänge, und gewiß waren die Resultate der auswärtigen Politik nicht so, wie Friedrich selbst sie gewünscht hatte, gewiß wies endlich die ganze Struktur des Staates noch keineswegs volle Kraft auf. In der Verwaltung hatte man nicht viel mehr als tastende Versuche gemacht, die Finanzen waren in Unordnung geraten und eins der wichtigsten Mittel des Großen Kurfürsten zur Bildung des Staates, d. h. die Nötigung der Stände, die angemaßten Regierungsrechte in die Hand des Landesherrn zurückzugeben, war unter dem gütigen Herrn fast in Vergessenheit geraten. Aber unzweifelhaft waren Staat und Volk wieder ein gut Stück vorwärts gekommen. Die Armseligkeit, unter der das Volk nach dem großen Kriege lebte, war besseren und reicheren Verhältnissen gewichen, die Bildung hatte sich vertieft und hatte auch breitere Schichten ergriffen, die Sittlichkeit, die im großen Kriege fast erstorben war, hatte sich gehoben, die Beteiligung an der allgemeinen Politik hatte mindestens die Waffenmacht als bedeutend und wohlgeschult erwiesen, die Schäden der Verwaltung konnten geheilt werden — und ein günstiges Geschick führte in Friedrichs Nachfolger einen Fürsten auf den Thron, der dafür eine ganz ungewöhnlich große Begabung hatte. Für das Hauptziel aber, nämlich für die Zentralisation und die Zusammenfassung aller Kräfte des Staates in einer Hand hatte ihm Friedrich in der Königskrone eins der wirksamsten Heilmittel erschlossen.

Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms I.

Von Otto Krauske.

Wem wäre nicht der Gegensatz zwischen der inneren und der äußeren Politik Friedrich Wilhelms I. aufgefallen? In der Verwaltung seines Staates ein Mann von urwüchsiger Kraft, der jeden Widerstand niederwirft, dessen Gedanken, systematisch vom Kleinen zum Großen aufsteigend, in klarer Folgerichtigkeit dem gesamten Organismus seines Reiches ein neues, festes Gepräge geben. Und in seiner äußeren Politik ein befremdender Wechsel von Zaudern und Sprunghaftigkeit, der, weitab von den schnellen Entschlüssen des Großen Kurfürsten, Unsicherheit verrät. Wenn der König sagt, er reite seinen Rappen und lasse die Leute tun, was sie wollten, so ist das nicht die Äußerung sieghafter Sicherheit. Er wollte mit diesem Worte nur seine Geringachtung für die Künste der Diplomatie ausdrücken. Er schätzte sie kaum viel höher ein als die Goldmacherei. Friedrich Wilhelm klagte wohl einmal, daß es in Berlin vor Diplomaten kaum auszuhalten wäre. Mit höhnischem Hinblicke auf die Vielgeschäftigkeit der Räte seines Vaters schrieb der Kronprinz 1711: «Die hiesigen Blackschisser, die sagen, mit der Feder wollen sie den König Land und Leute schaffen; und ich sage, mit den Degen, oder er krieget nichts.» Dennoch hat kein brandenburgischer Herrscher seit dem dreißigjährigen Kriege bis zum Zusammenbruche des alten Preußens so wenig Krieg geführt, wie dieser Fürst, der den Namen des Soldatenkönigs trägt. Obgleich seine Territorien an den Schnittpunkten der europäischen Politik lagen, wollte er sich nur dann mit den allgemeinen Angelegenheiten befassen, wenn die Rechtsansprüche seines Hauses oder das evangelische Bekenntnis dadurch berührt wurden.

Bei seinem Eintritte in den nordischen Krieg hatte der junge Herrscher die stille Hoffnung gehegt, durch Waffentaten auch den Rest von Vorpommern, der ihm noch vorenthalten wurde, für seinen Staat zu erwerben. Als der Stockholmer Friede aber den vollständig besiegten Schweden das Land links der Peene zurückgab, tröstete sich Friedrich Wilhelm mit der Erwägung, daß die Schweden leichter angreifbar wären, wenn sie noch diesseits der Ostsee Besitz hätten. Ob sich der Große Kurfürst oder auch Friedrich I. so leicht in den Verlust eines schon eroberten Gebietes gefunden haben würden?

Seit der Beendigung der nordischen Wirren war das Trachten des Königs im wesentlichen nur auf die Erwerbung der Jülich-Bergischen Erbschaft oder eines annehmbaren Ersatzes dafür gerichtet. Preußen wäre stark genug gewesen, die umstrittenen Lande zu besetzen und zu verteidigen; bei der tiefen Spaltung der Großmächte hätte es sicher sein können, im Notfalle Bundesgenossen zu finden; das bewiesen später die Erfahrungen Friedrichs im österreichischen Erbfolgekriege. Friedrich Wilhelm aber läßt sich in immer neue Unterhandlungen ein; er schließt Verträge, um sich von langer Hand her die Erwerbungen zu sichern. Er, der so oft über den diplomatischen Trug schalt, verließ sich auf diplomatische Abmachungen. Um Bundesgenossen zu finden, minderte er seine Forderungen: statt die ganze Erbschaft zu verlangen, die ihm nach seiner inneren Überzeugung von Gott und Rechts wegen gebührte, wollte er sich endlich mit einem verstümmelten Teile begnügen.

Wozu schuf Friedrich Wilhelm bei dieser friedfertigen Politik jenes gewaltige Heer, das im Verhältnisse zur Einwohnerzahl seiner Staaten nach der damaligen Anschauung viermal zu groß war? Ist er wirklich, wie die Zeitgenossen spotteten, jener Fürst gewesen, der die Soldaten lediglich sammelte, wie andere Monarchen Kunstgegenstände und Juwelen?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns in das Innerste der Seele des Königs, auf seine Stellung zu Gott. «Gott vor alles in der Welt!» Dazu hat sich Friedrich Wilhelm bekannt. Und in dem Munde dieses wahrhaften Mannes war das keine konventionelle Redensart. Die Furcht Gottes ist der Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens. Immer von neuem befahl er seinen Geistlichen, die Furcht des Herrn zu predigen, denn das tue allein not. Als König von Gottes Gnaden glaubte er sich verpflichtet, nicht nur für seine eigenen Taten, nein, für alles, was überhaupt in den ihm anvertrauten Landen geschähe, vor dem Richterstuhle des Höchsten die Verantwortung zu tragen. Wie überschwer trug er an dieser Last, wie furchtbar ängstete ihn der Abstand zwischen unserem Können und Wollen! «Das beste ist, man muß sterben»,

schrieb er in der Zeit seines kräftigsten Mannesalters, als ihm alle Aspekten günstig schienen. «Wohl dem, der am ersten stirbet und bei Gott kommt, ist am glücklichsten, denn auf dieser Welt lauter nichts ist und Thorheit.»

In dem eigenen Reiche, wo er allen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, die Tragweite der Anordnungen zu berechnen und nötigenfalls Halt zu gebieten vermochte, im eigenen Reiche wurde der König von dem durchdringenden Gefühle der unbedingten Verantwortlichkeit zu immer größeren Leistungen angespornt. Der Unermüdliche konnte sich nicht genug tun; sein ganzes Leben war der Arbeit gewidmet. «Aut aegrotat aut studet» schrieb auch ein Berichterstatter, der dem Könige gar nicht wohlgesinnt war.

Aber Stärke und Schwäche Friedrich Wilhelms entspringen derselben Wurzel. Die reine und tiefe Empfindung, die ihn zum «größten inneren König Preußens» erhob, dieselbe Empfindung sollte lähmend auf seine auswärtige Politik wirken. Hing denn die Gestaltung der auswärtigen Angelegenheiten von seinem Willen ab? Ist man überhaupt auf diesem Felde gewiß, das eigentliche Ziel zu erreichen? Friedrich Wilhelm kam sich in der Diplomatie wie ein Mann vor, der inmitten von Fallgruben steht. Ein Schritt auch auf scheinbar ganz sicherem Boden konnte unberechenbare Folgen haben, für die er nicht einzustehen vermochte, die seinen Willen und seine Kraft in den Dienst einer fremden, wenn nicht gar ungerechten Sache stellten oder ihn zum mindesten länger, als es das eigene Interesse heischte, an andere fesselte. Ihm graute vor dieser Gebundenheit, die ihm den freien Willen nahm und doch die Verantwortlichkeit ließ. Der König fühlte in der äußeren Politik nicht den dunklen Trieb des Genius; er wagte nicht, sich den Wogen zu überlassen in der festen Zuversicht, trotz aller Stürme zum ersehnten Port getragen zu werden. Sein Gott war der Jehovah des Alten Testaments, der die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied verfolgt. Aus Furcht vor Gott konnte er nicht zum rechten Gottvertrauen kommen.

Der große Abstand in der Haltung des Monarchen zu den äußeren und den inneren Angelegenheiten zeigt sich gleich bei seinem Regierungsantritte. Binnen sechs Wochen nach dem Tode des Vaters, so erzählte er selbst später, hat er den «ganzen Etat und die neue Verfassung» seines Reiches von Grund aus «reguliert». Seines Weges wohl bewußt, als der geborene Herrscher tritt er auf. Niemand hat er um Rat gefragt. Aber den Ministern für die auswärtigen Angelegenheiten schreibt dieser im eigenen Staate so entschiedene Mann noch im November 1713, als er schon drei Vierteljahre die Krone trug: «Je suis un jeune commenceur et point de tout en état de soutenir la moindre chose avec vigueur; pour cela il faut aller piano, pour ne pas se brouiller.» Gegen seine ursprüngliche Absicht ist Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg hineingezogen worden. Erst nachdem Karl XII. die Feindseligkeiten eröffnet hatte, wurden die preußischen Regimenter in Marsch gesetzt.

Es war nicht Furcht, die den König zaudern ließ, Friedrich Wilhelm wollte auch nicht, wie es noch heute manchmal heißt, seine kostbaren Riesen vor der Gefahr, totgeschossen zu werden, behüten. Gerade das Gegenteil ist wahr. Von Jugend auf hat er sich mit allen Fasern seines Herzens nach dem Schlachtgetümmel gesehnt. Wie froh war er, als ihm der Vater endlich erlaubte, einige Feldzüge in den Niederlanden mitzumachen. Trotz der ausdrücklichen Verwarnung ritt der preußische Kronprinz vorne an auf Streifzügen und Parteigängen und suchte den Kampf mit den Gegnern. Daß er die Schlacht bei Malplaquet an der Seite Marlboroughs und Eugens schauen durfte, gehörte ihm Zeit seines Lebens zu den größten Erinnerungen.

Auch als Herrscher wünschte Friedrich Wilhelm die Stunde herbei, wo er auf dem Felde der Ehre zeigen könnte, was seine Truppen gelernt hätten. «Es ist wahr», sagte er zu einem Gesandten, «ich liebe meine Soldaten, ich liebe mein Geld, aber alles gebe ich sofort ohne Zögern daran, wenn ich meine Ehre oder Rechte verteidigen soll.» Nach dem Abschlusse der Allianz mit England und Frankreich zu Herrenhausen (1725) glaubte er den Krieg schon ganz nahe und rüstete eifrig, während die Verbündeten noch gar nicht mobil machten. «Gott gebe Glück», schrieb er hoffnungsfreudig, «alsdenn alles recht gut gehen wird.» Als Georg II. von England-Hannover 1729 die verhafteten preußischen Werber nicht sofort ausliefern wollte, ergingen bereits die Marschbefehle an die preußischen Regimenter, der Angriffsplan war schon festgestellt. In einem Briefe des Königs aus

jenen Tagen heißt es: «Gott erhalte die gerechte Sache und lasse uns mit den Schwertern ein Concert machen, und schmieren wir unsere Stiefeln, denn ich fest persuadiret bin, daß es kein ander Ende nehmen wird, als eine Prügelsuppe. Das gebe Gott, denn unsere Sachen sein gerecht. Amen.» Und mit welchen Erwartungen begrüßte Friedrich Wilhelm den Beginn des polnischen Erbfolgekrieges: «Ich halte davor, daß das mein größtes Glück wäre, gute und gerechte Occasion zu haben, nach Polen zu marschiren und den Frieden zu machen und so wie der König in Schweden Karl XII. und Friedrich Wilhelm der Große zu verfahren.» Wieder war er der erste bei der Rüstung. Daß sein Angebot, mit dem ganzen Heere an dem Kampfe teilzunehmen, vom Kaiser abgelehnt wurde, war für ihn der härteste Schlag.

Aber wenn der König die Klinge bereits halb aus der Scheide gezogen hatte, dann kam ihm die Gewissensfurcht: Ist dieser Krieg auch gerecht, kann ich ihn mit allen seinen unübersehbaren Folgen vor Gott verantworten? Alsdann schrak Friedrich Wilhelm zurück; er wartete, ob ihm nicht der Feind den Krieg erklären und ihn dadurch von der entsetzlichen Verantwortung befreien würde. Der König wollte sich vor Gott damit entschuldigen können, daß er zu dem so freudig von ihm begrüßten Streite gezwungen worden sei. «Betet zu Gott und fanget niemals einen ungerechten Krieg an», so beschwört er seinen Thronerben. «Aber wozu Ihr Recht habet, da lasset nicht ab; denn gerechte Sache wird Euch Gott gewiß segnen, aber in eine ungerechte Sache wird Euch Gott gewiß verlassen. Das seid versichert.» Immer wieder kehrt der König zu diesem Gedanken zurück: «Mein lieber Successor bitte ich umb Gottes willen keinen ungerechten Krieg anzufangen und nicht aggresseur zu sein. Denn Gott hat die ungerechte Kriege verboten, und Ihr jemals müsset Rechenschaft geben von jeden Menschen, der dar in einen ungerechten Krieg geblieben ist. Bedenk, was Gottes Gericht scharf ist!» Der Nachfolger soll sich das Geschick Ludwigs XIV. und das des Königs August II. von Polen-Sachsen im Kriege gegen Karl XII. vor Augen halten: «Die Sachsen sein sonst brave Leute . . ., aber sobald ihr König im ungerechten Krieg war, da war ihr Herze fort. Also bitte ich mein lieber Successor nicht einen ungerechten Krieg anzufangen, alsdann der liebe Gott Euch und Eurer Armee beständigen Segen und Bravour geben wird. Ihr seid zwar ein großer Herr auf Erden, aber Ihr müsset von allen unrechtmäßigen Krieg und Blut, das Ihr vergießen lasset, vor Gott Rechenschaft thun. Das ist eine harte Sache, also bitte ich Euch, haltet rein Gewissen vor Gott, alsdann Ihr eine glückliche Regierung führen werdet.»

In diesen Worten haben wir den Schlüssel zum Verständnisse von Friedrich Wilhelms auswärtiger Politik. Der Monarch schreckt nicht vor dem Kriege, sondern vor der Verantwortung zurück. Deshalb zaudert er, wenn der Zorn verraucht ist, die in der ersten Hitze ausgestoßenen Drohungen wahrzumachen, darum läßt er sich noch auf Unterhandlungen ein, nachdem er schon sein Ultimatum gestellt hat. Friedrich Wilhelm betrachtete alles, seiner realistischen, vom Detail ausgehenden Art entsprechend, von persönlichen Gesichtspunkten! «Wir sind wohl in einem sehr gefährlichen Zustande», äußerte er in einem Gespräche mit dem jüngeren Francke über das Duell. «Wollen wir alles auf uns sitzen lassen, so hält man uns für Bärenhäuter; wollen wir uns aber wehren, so kann leicht ein Unglück entstehen, daß man seine Seele darüber verlieret oder eine andere ins Verderben bringet.»

Allerdings der heißblütige Fürst hat mehrmals Bündnisse von großer Tragweite ohne sattsame Erwägungen abgeschlossen. Und wer möchte leugnen, daß es ihm mit diesen Versprechungen heiliger Ernst war. Nur unter schweren inneren Kämpfen trat er von einem Vertrage zurück. Aber wenn er das so schnell eingegangene Abkommen hinterher überlegte, dann fielen ihm alle nur erdenklichen Folgen seines Schrittes auf die Seele, dann nahm er nachträglich langsam das zurück, was er im ersten Eifer vorbehaltlos versprochen hatte. In diesem realistischen, auf die Tat gerichteten Könige findet sich doch etwas von dem schweren Geblüte Hamlets.

Da er im Überschwange seines Verantwortlichkeitsgefühls die Grenzen der eigenen Interessen sehr eng zog, wurde ihm jedes Bündnis verdächtig, sobald ihm etwas zugemutet wurde, das keinen unmittelbaren Nutzen für Preußen verhieß. Friedrich Wilhelm unterschätzte seine Kraft, er traute sich nicht zu, einen groß angelegten Plan unter verwickelten Verhältnissen durchsetzen zu können. Der König fürchtete immer, zum Schaden seiner Lande und Leute ausgenutzt zu werden; und dieses Mißtrauen,

FRITZ NEUHAUS

KÖNIG FRIEDRICH WILHELM I. BEGEGNET EINEM ZUGE SALZBURGER EMIGRANTEN, 25. JUNI 1732

Unweit Zehlendorf, zwischen Berlin und Potsdam, begegnet König Friedrich Wilhelm I. am 25. Juni 1732 einem Zuge Salzburger Emigranten. Er wünscht, daß sie den Choral singen:

«Auf unsern lieben Gott
Trau ich in Angst und Not.»

Da sie die Melodie nicht kennen, stimmt er selbst den Choral an. Die Auswanderer fallen ein und ziehen singend an ihm vorüber der neuen Heimat zu. Links ein alter Emigrant, der einen Schimmel führt, an dessen Sattel zwei Wiegen mit Zwillingskindern hängen, auf dem Sattel ein vierjähriges Kind.



das ihn zu einem unsicheren Bundesgenossen machte, brachte es wirklich dahin, daß er häufiger hintergangen wurde, als ein anderer Fürst von gleicher Macht und Bedeutung. So kam es, daß die Politik dieses begeisterten Soldaten zu einem Gewebe diplomatischer Künsteleien ward, daß dieser von Grund aus ehrliche und wahrhafte Mann als wankelmütiger Bundesgenosse mißachtet wurde.

Jedoch das Endurteil über die Politik Friedrich Wilhelms ist mit dieser Erkenntnis noch nicht gewonnen. Sein Verhalten in den einzelnen konkreten Fällen entspricht allerdings nicht den Anforderungen einer überlegenen Staatskunst. Aber sind die Wege, die der König in der äußeren Politik einschlug, wirklich so verkehrt? Vielleicht, daß Johann Gustav Droysen doch nicht ganz Unrecht hat, wenn er mit feuriger Liebe für den viel gescholtenen König eintritt und dessen deutschen Patriotismus in den Vordergrund seiner Betrachtungen stellt. Gewiß, die Sorge für «das liebe teutsche Vaterland» war in den Augen der mächtigeren Reichsfürsten im achtzehnten Jahrhundert meist nur eine blendende Verbrämung eigensüchtiger Bestrebungen. Das Reich in seiner damaligen Gestalt besaß kaum noch die Kraft in sich zu einer heilsamen Reform. Aber das deutsche Nationalbewußtsein war keineswegs völlig erstorben. Und Friedrich Wilhelm fühlte sich wirklich mit Stolz als Deutscher. Die Existenz des deutschen Reiches war nach der Meinung des Königs notwendig für die Erhaltung der hausväterlichen Tugenden, die er so hoch stellte, und für die Bewahrung der politischen Freiheit. Die Sorge für die Unabhängigkeit des Reiches war der Hauptgrund, weshalb er so schnell den in Herrenhausen geschlossenen Bund mit Frankreich und England wieder löste. Was soll kommen, so fragte er, wenn Österreich zugrunde gerichtet ist? Will man alsdann einen englischen oder französischen Kaiser machen? Ein deutscher Kaiser sollte und müßte bleiben, die deutschen Fürsten wären mit dem Hause Österreich wohl gefahren; nimmer würde er einen Franzosen oder Engländer ins Reich lassen, und wenn er auch alles dabei einsetzen müßte.

Das Ziel des Königs war ein enges Bündnis zwischen Österreich und Preußen, das durch die innige Verknüpfung ihrer Interessen unlösbar sein sollte. Wohl gemerkt, ein Bündnis zwischen Österreich und Preußen als ebenbürtigen Staaten. Friedrich Wilhelm war doch zu sehr von seiner Kraft durchdrungen, um seinen aufstrebenden Staat in den Dienst der habsburgischen Hauspolitik zu stellen. Ihm schwebte ein ähnliches Verhalten vor, wie es der Große Kurfürst am Abend seines Lebens befolgt hatte.

Nicht daß Friedrich Wilhelm mit dem Hause Habsburg ging, dürfte ihm verdacht werden, sondern daß er sich nach seiner feurigen Art rückhaltlos diesem Gedanken hingab. Der König vermeinte, Karl VI. wäre mit allen Mächten viel zu sehr verfeindet, als daß eine ehrenvolle Aussöhnung möglich wäre, der Kaiser wäre daher um seiner selbst willen auf den Beistand Preußens angewiesen und müsse mit ihm, wie es in ihrem Vertrage lautet, «in und außer dem Reiche fortan für einen Mann stehen». «Gott gebe die Zeiten», so schrieb er einmal aus innerster Überzeugung, «daß der Kaiser mich braucht. Dann soll er sagen, das hätte ich nicht geglaubt, daß der Preuß oder Brandenburger so ein treuer Freund ist.»

Aber die Zeit war für diese Gedanken noch nicht reif. Die Hofburg konnte sich nicht darin finden, ihre Autorität und die Macht über das Reich mit einem Vasallen zu teilen. Gerade während der Regierung Friedrich Wilhelms wiederholte der Reichsvizekanzler einen Ausspruch, der schon nach der Schlacht bei Fehrbellin gefallen war: «Des Hauses Österreich Maxime müsse sein, Preußens weiteres Wachstum nicht zu gestatten.» Der Kaiser ahnte ebenso wenig wie Friedrich Wilhelm selbst, welch starke Macht Preußen dank den inneren Reformen des Königs bereits geworden war, daß dieser Staat nicht mehr durch die kleinen Mittel in seinem Aufwärtsschreiten gehemmt werden konnte. Um der Tochter die habsburgischen Erblande unverkürzt hinterlassen zu können, glaubte sich Karl VI. von dem unbequemen Bundesgenossen trennen zu sollen, und einigte sich auf Kosten des Reiches und Preußens mit den Großmächten des Westens. Das Bündnis mit Österreich, auf dem Friedrich Wilhelm seine ganze Politik aufgebaut hatte, brach zusammen. Um dem Kaiser seine Treue recht zu beweisen, hatte Friedrich Wilhelm sich den Rückweg zu England und Frankreich verlegt; nun stand er vereinsamt da.

Die Zornestränen schossen dem Könige ins Auge, wenn er seines Schicksals gedachte. «Ich examinire mich immer», rief er, «ob ich auch

nur einen einzigen Gedanken gehabt hatte, womit ich des Kaisers Interesse zu nahe getreten. Allein ich mag mich prüfen, wie ich will, so kann ich nichts finden.» Ihm selbst, vom Siechtum schon gebrochen, wäre es freilich nicht beschieden, noch den Tag der Vergeltung zu schauen. Aber da steht der Kronprinz, der wegen seiner Hinneigung zu den Feinden des Hauses Österreich in so schweren Zwiespalt mit dem Vater geraten war, der wird ihn rächen!

Die folgenden Ereignisse sollten dem Könige recht geben. Die Mißachtung Preußens wurde schwer geahndet. Obgleich Karl den Franzosen um der pragmatischen Sanktion willen Lothringen preisgegeben hatte, unterstützte Ludwig XV. die Feinde Maria Theresias. Großbritannien blieb freilich seinem Bunde treu, aber es vermochte nicht den Angriff Friedrichs auf Österreich abzuwehren. Unter englischer Vermittlung wurde der Friede von Breslau geschlossen, der Schlesien mit Preußen vereinigte. Es ist das einzige Opfer, das die heldenmütige Königin von Ungarn in dem Kampfe um ihre Erbschaft bringen mußte.

Wer kann sagen, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn Karl VI. das Bündnis mit Preußen im Sinne Friedrich Wilhelms aufgefaßt und sich ernstlich der preußischen Forderungen angenommen hätte. Beim Tode beider Herrscher würden Österreich und Preußen in Freundschaft geeint zusammengestanden haben. Ob Friedrich dann sein Schwert gegen die Erbin der österreichischen Monarchie erhoben hätte? Vielleicht daß er die jülichsche Erbfolgefrage zum Anlasse genommen hätte, um sich den Ruhm und die Macht zu erstreiten, nach denen er dürstete. Man könnte sich wohl denken, daß bei dieser Wendung der österreichische Erbfolgekrieg überhaupt nicht ausgebrochen wäre. Die Feindschaft gegen Preußen hätte der Wiener Politik nicht für ein halbes Jahrhundert die bestimmende Richtung gegeben, Österreich hätte von neuem die Bahnen im Osten beschreiten können, welche die Siege Eugens bei Peterwardein und Belgrad vorgezeichnet hatten. Die gesamte Entwicklung Europas hätte dann wohl eine andere Richtung eingeschlagen.

Dem Könige Friedrich Wilhelm ist das Los von Moses zuteil geworden. Er hat sein Volk bis hart ans Ziel geführt, aber die Fehler der eigenen Anlage verwehrten ihm, die Früchte seiner rastlosen Mühen zu ernten.

Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Von Ernst Troeltsch.

Die moderne Welt datiert im Grunde aus der großen geistigen Bewegung des 17. Jahrhunderts, welche die moderne Wissenschaft schuf und die dann in der Aufklärungsperiode die Popularisierung dieser Wissenschaft zugleich mit der Inspiration einer freien künstlerischen Literatur zur Folge hatte. Diese Bewegung nahm ihren Ausgangspunkt in Frankreich, Holland und England. Es erwuchs die westliche Kultur, der gegenüber Deutschland von Hause aus zurückstand und von der es dann vollends durch das Elend des großen Krieges abgeschnitten wurde.

Von den Wirkungen dieses Krieges sich erholend richtete Deutschland sich wieder auf durch den Anschluß an jene westliche Kultur, die es im Laufe des 18. Jahrhunderts verarbeitete und aus deren Anregung es dann seine eigene große wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Kultur hervorbrachte, welche lange Zeit hindurch sein einziges Einheitsband war, bis sich zu ihm das festere politische Band der Wiederzusammenfassung des nun freilich stark verkleinerten Germanentums gesellte. Der führende Geist in der Übernahme und Bearbeitung der westlichen Kultur war Leibniz. Das ist die historische Stellung dieses außerordentlichen Mannes, der mit seiner Seele zwei Zeitaltern angehörte, dem Zeitalter der konfessionell-kirchlichen und dem der freien wissenschaftlich-rationalen Kultur, der mit seinem Denken an zwei Entwicklungen teilnahm: der westeuropäischen naturwissenschaftlich-mathematischen und der deutschen religiös-spekulativen.

Was Leibniz zu dieser Rolle befähigte, war eine geradezu staunenswerte Universalität und Beweglichkeit des Geistes, die mit schärfster Bestimmtheit alle Einzelheiten aufzufassen und in ihren Folgen abzuschätzen wußte, die aber zugleich auch der größten und umfassendsten Ideen fähig war. So gelangte er dazu, das Wissen der Zeit in einem Umfange zu beherrschen, wie es vor ihm schwerlich jemals und nach ihm sicherlich niemals der Fall gewesen ist; wie es freilich bei der modernen Spezialisierung der Wissenschaften auch nicht wieder möglich sein wird. Es ist das Zeitalter der Polyhistorie, das namentlich in Holland seine großen Wunder

umfassenden Willens hervorbrachte und das in zahllosen enzyklopädischen Sammelwerken der deutschen Krähwinkelprofessoren seine enzyklopädischen Fachwerke und Notizensammlungen zusammentrug. Aus diesem Polyhistorismus ist auch Leibniz hervorgewachsen, den schon in seiner frühesten Jugend eine ungeheure Lesewut zur Verschlingung einer überaus bunten Literatur angetrieben hatte. Aber die Polyhistorie ward bei Leibniz zu wirklich beherrschtem und organisiertem Wissen, und die Buntheit und Beweglichkeit seines unerschöpflichen Interesses hat ihn nicht gehindert die tiefsinnigsten Konzeptionen auszudenken, in denen er diesem Reichtum einen geistigen Zusammenhang und der neuen Kultur eine philosophische Grundlage geben wollte.

Fehlte es so Leibniz infolge dieses Zusammenhanges mit der Polyhistorie an dem großen gestaltenden Erkenntniswillen, so war er doch nicht etwa eine kühle, ruhige Verstandesnatur. An Stelle der großen stillen Leidenschaft besitzt er den stets beweglichen und reizbaren Enthusiasmus und ein überaus lebhaftes, in tausend Interessen sich verlierendes Gefühl, verbunden mit einer Neigung zu religiös-mystischer Erhebung und patriotischer Begeisterung. Wie die ganze Reformbewegung des modernen naturwissenschaftlichen Forschens zugleich über die eigentliche Naturforschung hinaus auf die theoretische Weltanschauung und auf die technische Praxis wirkte, so war auch er von diesem hoffnungsvollen Optimismus erfüllt, der in der exakten Naturwissenschaft und in der strengen Rationalität der Mathematik endlich ein absolut sicheres Erkenntnismittel gefunden zu haben gewiß war, und der mit diesem Erkenntnismittel sowohl die ganze Bildung als die ganze Technik umgestalten wollte. Endlich nach Jahrtausenden des Irrtums war man weiter als die Griechen, konnte man die nebelhafte Scholastik vollends abstoßen, die nur die Griechen kopierte und kommentierte. Endlich war man im unmittelbaren Verkehr mit der Natur und durch die reine mathematische Mechanik der Schule Galileis und Descartes' im Besitze eines untrüglichen Mittels von großartigster, unberechenbarer Fruchtbarkeit. Dadurch verbindet sich mit der neuen Wissenschaft der Geist eines weitblickenden Optimismus und einer unbegrenzten Reformlust, der bisweilen geradezu zur Entdeckungssucht und zur Projektenmacherei wird. Von diesem Geiste ist auch Leibniz erfüllt. Er ist unermüdlich in Entdeckungen und Projekten und bestürmt die ihm zugänglichen Staatsmänner und Regierungen mit seinen oft großartigen und kühnen, oft künstlichen und ausgetüftelten Plänen. Die Umgestaltung der europäischen Politik, Einheit Europas, Eroberung Ägyptens, Durchstechung der Landenge von Suez, Kolonisation in China, Einigung der deutschen Nation und ihr Eintritt in eine überseeische Politik sind seine großen Pläne. Aus der großen Politik zurückgedrängt, hat er dann später auf weitgehende Pläne innerer Reformen, Hebung von Technik und Handel, Umgestaltung der Schulen und der Bildung sich zurückgezogen, und als ein Mittel dieser Reformen erschienen ihm neue wissenschaftliche Institutionen, Akademien im Stile der Royal Society in London oder der Academie française in Paris. Diese Akademien sollten nicht Gelehrtenschulen sein, sondern Zentralstellen und Pflanzstätten der neuen naturwissenschaftlich-technischen volksbeglückenden Kultur. So versuchte er es in Dresden, Wien und dann in Petersburg, und erst, als es in diesen großen Staaten nicht gelang, begnügte er sich mit dem Experiment einer Akademie in dem armen und kleinen Brandenburg, das ja zunächst auch kümmerlich genug ausfiel. Solchen Zwecken diente im letzten Grunde auch die ganze Anstrengung seiner kirchlichen Wiedervereinigungsversuche. Sie sollten die Wunden des langen Krieges heilen, den Riß des Reformationszeitalters rückgängig machen, und damit Deutschland wieder in die Reihe der Großmächte stellen, um ihm seinen Anteil an der zukünftigen Entwicklung zu sichern. Auch hier sollte es die neue Wissenschaft sein, die den Frieden stiftet und den Boden des großen Fortschrittes bereitet. Sie sollte den christlichen Gottesgedanken in den Grundzügen mit mathematischer Folgerichtigkeit feststellen und den Glaubensbekenntnissen ermöglichen, auf dieser gemeinsamen Grundlage über die konfessionellen Sonderlehren sich vornehm und duldsam zu vertragen. Auch hier sollte die neue Wissenschaft den großen Fortschritt bringen, das Praktische und Wesentlich-Religiöse sicherstellen und im übrigen die Kleinlichkeit der theologischen Dunkelmännerkünste im Lichte des neuen wissenschaftlichen Tages verzehren. Immer und überall sind es Reformen und Fortschritte, an denen sein Herz hängt. Er gehört der mittelalterlichen Welt noch soweit an, daß nur eine

kirchliche Einigung ihm auch das politische und soziale Wohl begründen zu können scheint, und andererseits wieder der modernen insoweit, als ihm die theologischen Unterscheidungslehren in Wahrheit völlig gleichgültig geworden sind. In derartigen Plänen und Hoffnungen hat er seine Arbeitskraft rastlos verzehrt; immer hatte er praktische Zwecke und nur mit tiefem Schmerz sah der alternde und an dem kleinen hannoverschen Hof vereinsamende Mann eines dieser Projekte nach dem andern scheitern.

Mit alledem ist denn auch gesagt, daß Leibniz nicht ein Gelehrter und Philosoph im gewöhnlichen Sinne des Wortes war. Von dem engen und kleinlichen Treiben der deutschen Universitäten wandte sich Leibniz frühzeitig mit Verachtung ab, und stets sind ihm diese Pensionäre haltenden, ihre Braugerechtigkeit ausübenden, Notizen sammelnden und Bücher kommentierenden, händelsüchtigen Pedanten als ein Haupthindernis des Fortschrittes erschienen, die er geradeso geringschätzte wie die die Asche des Kirchenstreites immer neu zur Flamme aufblasenden Durchschnittstheologen. Sein Sinn stand nach der Diplomatie, nach dem höfischen Leben und nach einer internationalen Herrscherstellung in der Gelehrtenrepublik aller Länder. Ihm als dem Bürgerlichen ist das nicht immer leicht geworden, und daher stammen die vielen Züge von Unterwürfigkeit und Schmeichelei, von Eitelkeit und Selbstempfehlung, die sein Bild entstellen und von manchen Beurteilern stark übertrieben worden sind. Die Erwerbung einer höfischen Stellung, die ihm doch als Vorbedingung für die Verwirklichung seiner Ideale schien, war wohl schwerlich ohne solche Künste der Geschmeidigkeit möglich; und das Selbstgefühl der errungenen Stellung entspricht den Empfindungen, mit denen jene Zeit diese Abstände zu messen pflegte. Daher stammt sein eifriges Streben nach Anknüpfung mit allen berühmten Gelehrten der Zeit, die er namentlich in Paris versuchte, und seine beflissene Höflichkeit gegen die großen, den Deutschen vorangehenden Ausländer wie gegen die eleganten oder machtvollen Häupter katholischen Kirchentums. Auf der Grundlage eines internationalen Gelehrtenruhmes sollte seine höfische Stellung ruhen, und auf der seiner höfischen Stellung sollten seine Reformpläne in die Wirklichkeit treten. Nur so konnte er hoffen, Deutschland auf die Höhe der weltlichen Kultur zu heben, die überhaupt weltmännisch und höfisch, praktisch und reformerisch war. Wenn er, der es soweit gebracht hatte, darüber dann zuweilen eine Genugtuung äußerte, die unseren Anforderungen an einen großen und reinen Charakter nicht entspricht, so sind das gewiß Mängel in seinem Wesen, aber Mängel, die in der Umgebung seiner Zeitverhältnisse sehr viel verzeihlicher erscheinen. In Wahrheit ist seine höfische Stellung doch immer nur eine sehr unbedeutende gewesen; das Schicksal hat ihm einen großen Staat versagt, dem er hätte dienen können; und seine beständig projektierende Phantasie mußte ihn durch sanguinische Zukunftshoffnungen für die jeweilige Gegenwart entschädigen. Wer will es ihm übelnehmen, daß er zuweilen sich durch das Selbstgefühl einer europäischen Berühmtheit für hannoversche Kleinlichkeit und hannoverschen Verdruß entschädigte! Im Grunde ist es nur die Art seines Streites mit Newton, die ihm wirklich übel genommen werden kann.

Das Bild Leibnizens würde aber unvollständig sein, wenn wir nicht noch einiger wichtiger Züge gedenken wollten, die sein Handeln vom Grunde aus vor allem bestimmen. Leibniz war ein glühender deutscher Patriot und ein im tiefsten Wesen religiös veranlagter Charakter. Die völlig unklare und unfertige Lage Deutschlands, das zerrissen und geschwächt aus dem Kriege hervorging und zunächst nur an eine Neugestaltung in den Einzelterritorien denken konnte, hat seinem Patriotismus keine große historische Wirkung und keine klaren Zielgedanken gewährt. So hat sich sein Scharfsinn und seine Phantasie auch hier in politisch unbrauchbaren Plänen und Agitationen verzehrt. Aber der Mann, der Deutschland auf die Stufe der weltlichen Kultur erheben wollte, war kein blinder Bewunderer des Auslandes und kein vaterlandsloser Nachäffer, sondern er war ein edler und begeisterter Patriot, der des Glaubens lebte, daß dem deutschen Volke noch eine große Zukunft beschieden sei. Auf diese Zukunft sollte es sich durch Übernahme der neuen Kultur vorbereiten, und um ihretwillen sollte es die konfessionellen Streitäxte begraben. Auch sollte es die weltliche Kultur selbständig in seinem eigenen Geist übernehmen und vor den Gefahren sich hüten, von denen sie im Westen, vor allem in Frankreich, begleitet war. Die Tapferkeit und Gründlichkeit der Deutschen, ihre Frömmigkeit

und sittliche Strenge, ihr konservativ-biederer Sinn sollten die Gefahren der Frivolität und des Luxus, des Atheismus und der Sittenlosigkeit überwinden, die in Frankreich lauerten. Erst in den deutschen Händen würde die neue Kultur ihre Macht und Fruchtbarkeit entfalten, wenn die Deutschen nur erst einmal die Erbübel der Pedanterie und des konfessionellen Zankes überwunden hätten. In diesem Sinne griff er selbst durch Gutachten und Promemorien, vor allem aber durch Flugschriften in die politische Bewegung ein, die selbstverständlich, um ihn nicht zu kompromittieren, anonym sein mußten. Man hat den Versuch gemacht, aus den Flugschriften der Zeit solche herauszufinden, die von seiner Hand herrühren, und hat dabei mit hoher Wahrscheinlichkeit eine ganze Anzahl auf ihn zurückgeführt. Sie leiden alle an dem Fehler, an dem die ganze Politik Leibnizens leidet: sie sind realpolitisch unbrauchbar und diktiert von der Phantasie, die das alte heilige römische Reich als solches in die neue fortschrittliche und tolerante Kultur überführen wollte. Die alte und die neue Zeit sind in ihrem tiefen inneren Unterschiede nicht empfunden, und die Notwendigkeit einer endgültigen Abrechnung mit den Folgen der Kirchentrennung wie mit den Folgen der habsburgischen Orientpolitik sind noch nicht erkannt. Aber der Sinn für die inneren und äußeren Schäden des deutschen Lebens ist klar und offen, die Kritik freimütig und die Vaterlandsliebe lauter und rein. Die Schwierigkeiten der Reorganisation sind unterschätzt, die Lösung der unendlich verwickelten Aufgabe ist als allzunah und leicht vorgestellt. Aber die Gedanken selbst sind von großartigem Geist, begeisterter Wärme und zutreffendem Scharfblick. Mit der politischen Neugestaltung zu einem Bundesstaate erstrebte er zugleich eine innere Hebung und Neuorganisation des gesamten Lebens der Nation. So wollte er eine Umgestaltung des Militärwesens, die auf einem festen Finanzsystem beruhen und alle Vorteile der Bewaffnungstechnik, der leichten Mobilisierung, der Militärmedizin, der Verproviantierung klug benützen sollte. Er wollte eine völlige wirtschaftliche Neuordnung durch Banken und Versicherungen, Zoll- und Tarifpolitik, Handelskompagnien, Kolonisation, schutzzöllnerische Sicherung der Erzeugnisse und vertragsmäßige Sicherung der Absatzgebiete. Er forderte als Grundlage von alledem eine geordnete Statistik, die zusammen mit den militärischen Aufgaben das Hauptstudium der Fürsten bilden sollten. Die theologisierenden, Trunk und Jagd liebenden Fürsten sollten verschwinden, aber darum nicht etwa zu gewissenlosen Nachahmern des Luxus von Versailles werden, sondern praktische Reformer im Sinne des Merkantilsystems, der modernen Politik stehender Heere und der modernen wissenschaftlichen Aufklärung. Er verlangte durchgreifende Reformen der Justiz, moderne und humane Kriminalpolitik, pünktlichen Gerichtsgang, Beseitigung der Folter und der Hexenprozesse, nicht minder eine völlige Erneuerung des Unterrichts auf den hohen und niederen Schulen, Durchführung eines realwissenschaftlichen, Handel und Gewerbe, Recht und Moral befördernden Bildungswesens, Freiheit der Wissenschaft, Ermäßigung der Zensur, knappe und sachliche Form des literarischen Betriebes, vor allem den Gebrauch der unverfälschten deutschen Sprache, die von selbst mit den scholastischen Wortgespenstern auch den scholastischen Wahn vertreiben werde. Alles das sind durchaus moderne Forderungen des werdenden absolutistischen Staates, im Interesse des deutschen Volkes und nicht der deutschen Fürsten gedacht. Durch den Weitblick, den Nachdruck und den Freimut, mit dem Leibniz sie verkündet, gehört er auf alle Zeiten zu den großen deutschen Patrioten. Und wie hierin seine Zukunftshoffnungen sich aussprechen, so hat er in diesem Sinne auch die deutsche Vergangenheit studiert. Er hat in einer Zeit, die wesentlich auf vernünftig-mathematische Erkenntnisse und auf die damit zu gewinnende Zukunftsreformen gerichtet war, zugleich den Blick in die deutsche Vergangenheit zurückgewendet, um aus ihr heraus das Nationalgefühl und Selbstvertrauen der Deutschen zu stärken.

Eine besondere Eigentümlichkeit seiner patriotischen Ermahnungen ist, daß sie stets zugleich aufs stärkste den religiösen Gedanken betonen. Es soll die besondere Mission des Deutschen sein, die weltliche Kultur zugleich mit einer Läuterung des deutschen religiösen Sinnes zu übernehmen, sie den bereits bemerkbaren Gefahren des Westens zu entziehen und die alte deutsche Neigung zu religiöser Vertiefung für eine wahrhaft christliche Kultur fruchtbar zu machen. Der bisherige mörderische Religionszank ist ihm nur eine Verirrung dieser edlen Anlage und wird verschwinden, wenn der Tag der

neuen Bildung in das Dunkel der scholastischen Wahnvorstellungen hineinscheint. Es sind nicht bloß äußerlich politische Motive, die Leibniz zu dem immer neuen Versuche einer kirchlichen Einigung treiben, sondern es ist seine wirkliche persönliche Überzeugung, daß der Aufschwung des deutschen Volkes der inneren religiösen Kräfte nicht entbehren könne und daß auch für das religiöse Leben mit der neuen Bildung ein neuer Fortschritt angebrochen sei, vermöge dessen es nicht mehr, wie bisher, unter theologischer Mißleitung zerstörend, sondern unter dem Einfluß einer wissenschaftlichen Vereinfachung und Läuterung lediglich segensreich wirken soll. Leibniz kann sich einen religionslosen Staat und eine religionslose Kultur noch nicht vorstellen. Ihm ist die reine Religion der festeste Grund der Völkergesundheit und der Mittelpunkt seines Denkens. Es kann gar kein Zweifel daran sein, daß im Zentrum seines Interesses religiöse Gedanken standen. Er liebte die Theologen nicht und hielt sich persönlich vom kirchlichen Kultus zurück. Aber das tat er doch nur, weil ihm der Protestantismus seiner Zeit in vielen Stücken antipathisch war. Er schätzte und bewunderte Luther aufs höchste und kannte ganz genau die Bedeutung der Reformation für die neue geistige Welt. Aber das lutherische Pastorentum und seine Rechtgläubigkeit waren ihm lästig. Es war ihm eine barbarische Welt, von der sich die vornehmen katholischen Kirchenfürsten, die feingebildeten Jansenisten und die Gelehrten der englischen Staatskirche vorteilhaft abhoben. Alles das bedeutet nun aber, daß auch sein religiöses Denken und Fühlen eine neue Entwicklung des Protestantismus einleitet. In ihr ist vieles von der alten Kraft und Strenge verloren; der schroffe Gegensatz der erbsündigen, verlorenen und der von der Gnade geretteten Welt, die absolute Unkraft und Verdammtheit des Nichtchristen und die ebenso sichere Seligkeit und Rechtfertigung des Gläubigen, der strenge Gegensatz des Glaubens gegen die der Gefahr der Werkheiligkeit ausgesetzte sittliche Selbstvervollkommnung, alles das lag seinem Gefühl fern. Leibniz hat selbst Kirchenlieder gedichtet, darunter ein Charfreitagslied, und die anbetende Liebesgemeinschaft mit Gott war ihm das Endziel alles Erkennens wie die Kraft alles Handelns. Aber die eigentlichen dualistischen Grunddogmen des Protestantismus, der ganze harte Bibelglaube und die alles beherrschende Stimmung des Wunderbegriffes lagen ihm ferne. Sein ganzes Wesen ist erfüllt von dem Gedanken der einheitlichen Gesetzlichkeit der Welt, von dem unermeßlichen Reichtum individuellen Daseins und von der fortschreitenden Steigerung und Emporentwicklung der Kreatur zur Gotteserkenntnis und durch die Gotteserkenntnis zur Gottesgemeinschaft. Leibniz ist zwar in dogmatischen Dingen überraschend konservativ, schont den Bibelbuchstaben und rettet nach Möglichkeit das Wunder. Er beweist die Trinitätslehre, die lutherische Abendmahlslehre und die Ewigkeit der Höllenstrafen gegen die Socinianer. Doch im Grunde seines Herzens liegt ihm nicht viel an diesen Dogmen, sondern nur an der Kontinuität der Kirche, und jene Beweise sind wohl mehr zu Ehren seiner virtuosen Kunst, die schwierigsten Dinge durch die neue Wissenschaft zu beweisen, als zu Ehren Gottes unternommen. Indem er gemäß seiner Natur in dogmatischen Dingen konservativ ist und die Theologie als geistliche Diplomatie behandelt, bildet er innerlich doch das ganze religiöse Denken um, und in der Hülle eines ermäßigten rationalisierten Dogmas bietet er die Grundlage des modernen religiösen Denkens dar, die Gedanken der Einheit und Gesetzlichkeit der Welt in Gottes allwissendem Geist und der Entwicklung der Kreatur durch Irrtum und Sünde zu dem Ziel der Kreatur in der Gotteserkenntnis. Hierin liegt die Umbiegung des dualistischen Theismus zu pantheistischen Ideen, ohne doch damit den Schöpfungsglauben selbst aufzugeben; ferner die Umbiegung des dualistischen Erlösungsglaubens zum Glauben an eine von Gott geleitete Emporentwicklung der Kreatur und schließlich die Umbiegung des objektiven, auf Bibel und Sakrament gestützten Kirchenglaubens zur persönlichen, individuellen Überzeugung. Die ganze Philosophie Leibnizens ist im Grunde auf diese Gedanken zugeschnitten; mit ihnen glaubte er den pantheistischen Folgerungen des Spinoza und den materialistischen des Hobbes zu entgehen, ohne darum in den paradoxen Dualismus eines Pascal verfallen zu müssen. Wie er in der Politik das heilige römische Reich zum modernen Staat umwandeln zu können meinte, so glaubte er in der Theologie das konservative Dogma ohne weiteres in diese modernen Gedanken hinüberdenken zu können. Er hat sich in beiden Fällen über die Tiefe der

Kluft getäuscht und den schweren Geisterkampf durch diplomatische Künste umgehen zu können gemeint. Das zeigt, daß auch seine Religiosität mehr Denken und Fühlen beherrschte, als den Willen inspirierte, und daß er selbst bei allem zentralen religiösen Interesse doch nicht zu den bahnbrechenden religiösen Persönlichkeiten gehört. Wohl aber gehört er zu den bedeutendsten religiösen Denkern; sein tief persönlicher Individualismus der Überzeugung und sein mystisch grübelnder Sinn, die beide nach einer Lösung des Welträtsels und nach einer Versöhnung der Wissenschaft und Religion verlangen, haben ihn die Grundformen des modernen religiösen Denkens vorausnehmen lassen, und die deutsche moderne Philosophie hat durch ihn den Sonderzug aufgeprägt erhalten, daß in ihr das religiöse Problem eine noch viel stärkere und fruchtbarere Rolle spielte, als sie das in den Lehren Descartes' und Lockes getan hatte. Zwar vollendeten auch die letzteren ihr Denken in religiösen Gedanken, aber es war doch bei ihnen erst der Abschluß und meist abtrennbar vom System. Bei Leibniz liegt die Religion in der Wurzel seines Denkens und ist jede einzelne Entfaltung von ihr mitbestimmt.

Das ist das Charakterbild der Persönlichkeit, welches zugleich seine Bedeutung und Wirkung erkennen läßt. Die äußeren Schicksale Leibnizens sind die eines damaligen Gelehrtenlebens, das in seinen höheren Formen mit einer politischen oder höfischen Laufbahn verbunden zu sein pflegte. Es ist die Geschichte von der Erhebung eines Bürgerlichen in den Adelsstand und von der Gewinnung internationalen Ruhmes und internationaler Beziehungen. In Leipzig 1646 geboren — zwei Jahre vor dem westfälischen Frieden —, wuchs er in der üblichen Bildung heran, ein frühreifes Wunderkind. Bald zog ihn die eigentlich fortschrittliche wissenschaftliche Macht der Zeit, die Cartesianische Physik und Mathematik, in ihren Bann, doch widmete er sich zugleich der Jurisprudenz im Interesse einer weltmännischen Karriere. Die akademische Laufbahn verschmähte er und ließ sich dagegen durch seine Verbindung mit dem früheren kurmainzischen Minister, dem Herrn von Boyneburg, in den Dienst von Kurmainz und in das Interesse an den Reunionsverhandlungen hineinziehen. Im Sommer 1670 wurde er Rat am höchsten Gerichtshof des Kurfürstentums. Nach zwei Jahren begab er sich auf große Reisen nach Frankreich, England und Holland, wo er die folgenreichen Anknüpfungen mit den bedeutenden Gelehrten dieser Länder gewann. In Paris erhielt er 1676 die Ernennung zum Bibliothekar in Hannover von dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg. Er wurde sofort, später als Geheimer Justizrat, Mitglied der Kanzlei für Justizsachen. Zugleich diente er als diplomatischer Agent und machte seine diplomatischen Reisen als Sammler von Urkunden des welfischen Hauses. Mit den beiden ersten Herzögen war er persönlich nahe befreundet; das Verhältnis lockerte sich immer mehr unter deren Nachfolgern. Nach dem Tode der beiden ersten beruhte seine Stellung auf der Gunst, die er bei der Kurfürstin Sophie, der Gattin von Ernst August und der Tochter des Winterkönigs genoß, und von der Mutter übertrug sich dies Verhältnis auf deren Tochter, Sophie Charlotte, die erste preußische Königin. Die Beziehungen zu dieser ermöglichten ihm die Gründung der preußischen Akademie der Wissenschaften, deren — freilich sehr vernachlässigter — Ehrenpräsident Leibniz wurde. Mit dem Tode der beiden fürstlichen Damen war seine höfische Rolle ausgespielt. Beim Tode Sophie Charlottens (1705) nahm er die Kondolenzen an, als ob der Tod in sein eigenes Haus eingekehrt wäre. Seine letzten Jahre sind dann erfüllt von Bemühungen um die Reunion der Lutheraner und Reformierten, die aber ebenso scheiterten wie seine früheren Bemühungen um die der Katholiken und Protestanten. Dann gewann er Beziehungen zum russischen Hofe Peters des Großen, die ihm Titel, Ehren und Zukunftshoffnungen eintrugen, und solche zum Wiener Hofe, an dem er fast zwei Jahre mit der gleichen Wirkung zubrachte. Zuletzt kehrte er, von dem Mißtrauen des Kurfürsten zurückgerufen, heim nach Hannover, das sein Herrscher inzwischen zum Empfang der englischen Krone verlassen hatte. Hart betroffen von der Ungunst des Hofes, mißtrauisch beobachtet von der Geistlichkeit und eifersüchtig von allem Einfluß durch die Beamten zurückgehalten, verbrachte er den Rest seines Lebens in tiefster Einsamkeit. Er starb 1714, und von seiner Beisetzung schreibt ein Engländer: «er wurde begraben mehr wie ein Räuber, als wie die Zier seines Landes, die er war». Das hinterlassene Vermögen stammte aus den von ihm eifrig gesuchten Pensionen verschiedener Höfe.

Der erste und zweite schlesische Krieg.

Von Georg Evert.

Mollwitz — Chotusitz — Hohenfriedeberg — Soor — Kesselsdorf — welches preußische Herz schlüge nicht höher beim Klange dieser Namen! Fünf Schlachten, fünf Siege, durch keine Niederlage unterbrochen. Nicht die ersten Ruhmestaten preußischer Waffen: schon unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten die Krieger des jungen Königreiches mit Auszeichnung gefochten, und namentlich bei Höchstedt, Cassano und Turin den Ruf eiserner Disziplin wie zäher, schlachtenwendender Tapferkeit erworben. Aber sie waren dort immer bloß als Hilfstruppen aufgetreten, und die selbständig erfochtenen Siege des Großen Kurfürsten verband das Zeitempfinden nur mit dem brandenburgischen, nicht dem preußischen Namen. Wie jung ist überhaupt noch Preußen! Kaiser Wilhelm I., den ein großer Teil der jüngern Generation noch persönlich gekannt hat, konnte in seiner Kindheit sicherlich viele alten Leute sprechen, deren eigene Erinnerung bis vor die schlesischen Kriege zurückreichte. So nahe, lebendige Fühlung hat noch die Gegenwart einer Zeit, da man »draußen in der Welt« kaum schon etwas von der aufstrebenden Macht im deutschen Nordosten wußte und selbst im übrigen Deutschland oft wohl wie der junge Goethe spöttisch fragte: was geht uns Preußen an? Erst die Kämpfe um Schlesien führten den kleinen Staat in selbständiger Rolle auf die Bühne der Weltgeschichte; sie leiteten ein Heldenzeitalter für ihn ein und begründeten seine Großmachtstellung für alle Zeit. Aber nicht nur der Preuße, sondern jeder Deutsche vermag heute der Taten Friedrichs II. mit Stolz zu gedenken. Schon damals empfand mit unseren großen Dichtern und Denkern auch die Masse des Volkes sie vor allem als Taten deutschen Heldenmutes, an denen das tiefgesunkene Nationalgefühl sich wieder aufrichten konnte. Der heutige Deutsche aber braucht noch weniger danach zu fragen, ob seine Vorfahren in dem einen oder anderen Kriege Friedrichs für oder gegen ihn gefochten haben; er erkennt in jenen Kämpfen ebenso wie in der Erhebung Preußens gegen Napoleon I. Marksteine nicht nur preußischer, sondern deutscher Entwicklung auf dem langen und schwierigen Wege von nationaler Zerrissenheit und Schwäche zur Einheit und Größe.

Am 26. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI., der letzte männliche Habsburger, gestorben. Durch die sogenannte »pragmatische Sanktion« hatte er seiner Tochter Maria Theresia die ungeteilte Erbfolge in allen seinem Szepter unterworfenen Ländern zu sichern versucht. Aber diese Erbfolgeordnung war nicht allseitig anerkannt. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen setzten ihre eigenen Ansprüche entgegen, und Preußen hatte sie nur unter Bedingungen für seine eigene Erbfolge in Berg gewährleistet, die Österreich später nicht einhielt. Dazu glaubte das brandenburgisch-preußische Haus selber Rechte auf einen Teil der österreichischen Erbschaft zu besitzen, nämlich seit 1620 (noch von Markgraf Georg her) auf das Herzogtum Jägerndorf, sodann zufolge Erbverbrüderung von 1537 mit dem protestantischen Piastenhause auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau. Freilich hatte nach dem Aussterben der Piastenherzöge (1675) der Große Kurfürst im Interesse des Friedens sich bewegen lassen, als Entschädigung für die schlesischen, von Österreich bestrittenen Ansprüche den kleinen Kreis Schwiebus anzunehmen; aber diese Abfindung war hinfällig, weil Österreich zugleich dem jungen Kurprinzen hinter dem Rücken seines Vaters das Versprechen abgenommen hatte, jenes Ländchen nach seinem Regierungsantritt wieder zurückzugeben. Nachdem dies (1695) geschehen, galten am brandenburgisch-preußischen Hofe auch die alten schlesischen Ansprüche als unabgelöst.

Mit klarem Blicke sah der erst 28jährige König Friedrich II. die mit dem Tode Karls VI. heraufziehenden Wirren voraus und erkannte die Gelegenheit, seine Ansprüche jetzt endlich durchzusetzen und damit einen neuen Eckstein zu Preußens Größe zu legen. Er handelte demgemäß auch sogleich mit der ganzen Sicherheit eines überlegenen Geistes und der frischen Schnellkraft tatenfreudiger Jugend. Schon am dritten Tage nach dem Eintreffen der Todesnachricht eröffnete er dem Minister von Podewils und dem Feldmarschall von Schwerin seinen Entschluß, ganz Schlesien besetzen zu wollen, in dem die von ihm beanspruchten Gebiete zerstreut lagen. Am 16. Dezember rückte er auch wirklich in Schlesien ein; sechs Wochen darauf war das

Land bis auf einige wenige, erst später fallende Plätze in seiner Gewalt. So glaubte Friedrich die nötige materielle Grundlage für Vergleichsverhandlungen gewonnen zu haben und gab Maria Theresia wiederholt zu erkennen, daß er bereit sei, bei förmlicher Abtretung größerer, zusammenhängender Teile von Schlesien allen übrigen Ansprüchen zu entsagen und noch weitere Vorteile zu bieten. Aber das Schicksal hatte ihm in der jungen Königin von Ungarn eine gleich stolze und feste Persönlichkeit entgegengestellt, die bestimmt war, an Erfolgen und Ansehen bei Mit- und Nachwelt würdig mit ihm zu wetteifern. Von der Unantastbarkeit ihres Erbrechtes auf ganz Schlesien überzeugt, wollte sie von Verhandlungen darüber nichts wissen. So mußte denn die «ultima ratio regum» entscheiden.

Im April 1741 dringt ein österreichisches Heer unter Neipperg in Schlesien ein. Bei Mollwitz unweit Brieg kommt es zur Schlacht; Neipperg hat 19500 Mann (8500 Reiter), Friedrich 21600 (4500 Reiter) zur Stelle. Es gelingt Friedrich, die Österreicher in ihren Quartieren zu überraschen. Aber noch klebt er an der Schule: statt sogleich mitten in den Feind hineinzustoßen, bildet er in dessen Nähe vorerst die übliche Schlachtordnung: zwei Treffen, Reiterei auf den Flügeln. Beim Vorrücken «klappt» dann nicht alles: das Heer erhält wider Willen eine schräge Front, links finden einige Truppenteile nicht sogleich Platz, rechts entsteht eine Blöße. Hier sucht die österreichische Reiterei den An- und Aufmarsch der eigenen Infanterie durch einen entschlossenen Angriff zu decken. Im langen Galopp und dann in Karriere stürmt sie unter lautem Geschrei heran, wirft die viel schwächere, ungewandte Reiterei der Preußen über den Haufen, nimmt die vor der Front stehenden Geschütze und bedrängt sodann auch die Infanterie von allen Seiten. Diese hält wacker stand, wird aber doch etwas unruhig und beginnt in beiden Treffen ohne Befehl zu feuern. Die Schlacht nimmt eine so bedenkliche Wendung und Friedrich exponiert sich selbst so rücksichtslos, daß Schwerin ihn bittet, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen. Unter der kaltblütigen Leitung des alten Marschalls schüttelt dann die Infanterie die österreichischen Reitermassen schließlich ab, rückt in musterhafter Ordnung, pelotonweise feuernd, wie sie es unter Friedrich Wilhelm I. und dem «alten Dessauer» gelernt, der feindlichen Infanterie auf den Leib und schlägt sie gleichfalls aus dem Felde. Der Verlust (über 4500 Mann) ist auf beiden Seiten ziemlich gleich, aber der erste Waffengang mit den kriegsgeübten Österreichern glänzend für Preußen gewonnen.

«Mollwitz war meine Schule», so hat Friedrich selber bekannt. Und die Erfahrungen dieser ersten Schlacht wurden zugleich zur Schule für das ganze Heer. In großen Übungslagern suchte Friedrich sie alsbald praktisch zu verwerten. Namentlich der Reiterei kam dies zugute. Wenn der König über ihren bisherigen Zustand später sagen konnte: «c'étoient des colosses sur des éléphantes, qui ne savoient ni manœuvrer ni combattre», so traf dies bald nicht mehr zu. In überraschend kurzer Zeit wurde sie beweglicher gemacht und mit dem frischen Angriffsgeist erfüllt, dem sie bald so glänzende Erfolge verdanken sollte. Die Husarentruppe erfuhr eine bedeutende Vermehrung; um ihre Ausbildung machte sich schon damals Zieten verdient. Politisch verbesserte sich Friedrichs Stellung inzwischen durch ein loses, im Juni 1741 mit Bayern, Sachsen und Frankreich abgeschlossenes Bündnis. Aber großes Vertrauen konnte er diesem von vornherein nicht entgegenbringen; hatte er doch noch kurz vor Mollwitz zuverlässige Kunde erhalten, daß einer der neuen Mitstreiter, daß Sachsen, mit England-Hannover, Rußland und Österreich zu einem Angriffsbündnis gegen Preußen zusammentreten wollte. Friedrich hatte sich zwar dadurch keineswegs einschüchtern lassen, sondern sogleich dem Fürsten Leopold von Anhalt, der in einem Beobachtungslager zwischen Sachsen und Hannover stand, Anweisungen erteilt, die sein Verfahren bei ähnlicher Gefahr im siebenjährigen Kriege bereits vorausahnen ließen: er wollte Ostpreußen aufgeben, die westlichen Gegner nacheinander durch den «alten Dessauer» abfertigen lassen, inzwischen selbst den Österreichern «auf den Hals gehen», womöglich nach Böhmen vorbrechen, «um den Garaus dorten geschwindter zu machen» und sich dann gemeinsam mit dem Fürsten gegen die Russen wenden. Nach Mollwitz war zwar die Gefahr einer so furchtbaren Koalition gegen Preußen geschwunden; aber Friedrichs Politik des Lavierens zwischen Gegnern und unsicheren Freunden während der beiden ersten schlesischen Kriege bleibt erklärlich. So sehen wir ihn, als die Untätigkeit der

neuen Verbündeten ihm verdächtig wird, im Oktober 1741 mit Österreich die Geheimabrede von Kleinschnellendorf treffen, die ihm ohne weitere Kämpfe den Besitz des größten Teiles von Schlesien sowie Winterquartiere in Böhmen sichert. Als dann Österreich das Geheimnis preisgibt und die Verbündeten rühriger werden, im November sogar Prag erobern, schlägt er wieder los, rückt in Mähren ein, erobert Olmütz und stößt im Februar 1742 in der Hoffnung auf einen vorteilhaften Sonderfrieden bis Znaim, mit Streiftruppen bis in die Nähe von Wien vor — weiter als jemals in den späteren Feldzügen. Allen Versuchen, ihn zu isolieren oder ihm diplomatisch zuvorzukommen, begegnet er mit Erfolg.

Inzwischen aber wendet sich die Lage Maria Theresias zum bessern. Die Ungarn leisten ihrer jungen Königin durch ein großes Aufgebot ritterlichen Beistand, aus allen anderen Teilen des Landes werden Truppen herbeigezogen, die im Winter 1741—42 das Erzherzogtum Österreich vom Feinde säubern und zu derselben Zeit, als der Kurfürst von Bayern unter dem Namen Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wird, dessen Land nebst der Hauptstadt München besetzen. Die Sachsen belagern Brünn vergeblich und ziehen schließlich ab; Friedrich selbst leidet unter Verpflegungsschwierigkeiten sowie den Angriffen der Ungarn und wendet sich über Chrudim auf das noch von den Verbündeten besetzte Prag. Unterwegs wird er am 17. Mai 1742 zwischen Tschaslau und Chotusitz von dem Prinzen Karl von Lothringen angegriffen; beide Teile zählen je 28000 Mann, an Infanterie sind die Preußen, an Reiterei die Österreicher etwas überlegen.

Die Schlacht weist manche Ähnlichkeit mit der von Mollwitz auf, nur sind im Beginn die Rollen gewechselt, und Friedrich beherrscht hier bis zum letzten Augenblicke die Situation, so daß der Sieg wiederum den Preußen bleibt. Diesmal erscheinen nämlich die Österreicher in überraschendem Anmarsch und die Abwehr ihres Angriffs erfordert zunächst opfermutige Angriffe der preußischen Reiterei. Diese zeigt sich jetzt der österreichischen bereits gewachsen: auf dem rechten Flügel wirft sie deren erstes Treffen glatt über den Haufen; nach ihrer damaligen Instruktion dann vorerst mehr auf das Sammeln als auf völlige Durchführung des Angriffs bedacht, gerät sie gegen die Überzahl in Nachteil; im Handgemenge fällt unter anderen Oberst von Bismarck, ein Ahnherr des großen Kanzlers, als Kommandeur der Bayreuthdragoner; aber mit der preußischen Reiterei verschwindet schließlich auch die österreichische aufgelöst vom Schlachtfelde. Inzwischen ist der linke Flügel der Preußen bei dem Versuch, sich aus der Enge von Chotusitz nach vorwärts zu entwickeln, zwar gescheitert und hat schließlich auch diesen Ort selbst in wütendem Nahkampfe verloren; aber weiter läßt er sich nicht treiben und verzehrt so die Angriffskraft fast der ganzen österreichischen Infanterie. Inmitten des Getümmels, auch im Rücken von feindlichen, das preußische Lager plündernden Reitern umschwärmt, hält König Friedrich kaltblütig die 21 Bataillone des rechten Flügels verdeckt zum Eingreifen bereit. Ihr Vorgehen reißt dann den linken Flügel wieder mit, Chotusitz wird zurückerobert und der Feind mit einem Verluste von weit über 6000 Mann zum Rückzuge gezwungen, während freilich auch die Preußen reichlich 4000 Mann einbüßen. Nun endlich geht Maria Theresia auf einen Sonderfrieden ein, zu welchem Friedrich bei der schlaffen Haltung seiner Streitgenossen gerne bereit ist. Im Breslauer Vertrage erhält er das heutige Preußisch-Schlesien nebst der böhmischen Grafschaft Glatz; nur ein Teil von Oberschlesien mit Jägerndorf und Troppau bleibt bei Österreich.

Aber der Friede war nicht von Dauer. Nach Preußens und Sachsens Rücktritt von dem Bunde gegen Maria Theresia und der Aufstellung einer «pragmatischen Armee» in Deutschland durch König Georg von England gewann sie bald ein großes Übergewicht gegen Kaiser Karl VII. und die Franzosen, die nun ganz aus Böhmen vertrieben und am 27. Juni 1743 bei Dettingen von König Georg geschlagen wurden. Friedrich mußte befürchten, daß Österreich sich nach völliger Niederwerfung Karls VII. mit ganzer Macht auf Preußen werfen werde, um ihm Schlesien wieder zu entreißen. Darauf deuteten namentlich gewisse im Jahre 1743 von dieser Macht mit England, Sardinien, Holland, später auch mit Sachsen abgeschlossene Bündnisverträge. Als nun im Sommer 1744 die Österreicher bis über den Rhein vordrangen und außer Bayern noch andere Teile des Reiches mit nichtdeutschen Truppen überschwemmten, erklärte Friedrich, zum Schutze der Reichsfreiheit und des kaiserlichen Ansehens eingreifen zu müssen, rückte mit 80000 Mann «kaiserlicher Hilfsvölker» in Böhmen ein und nahm Prag. Aber der Feld-

zug führte ohne Schlacht zu einer schlimmen Katastrophe: Friedrich zog die Hauptkräfte der Österreicher vom Rhein nach Böhmen und wurde von seinen Verbündeten im Stich gelassen. Im Spätherbst 1744 sehen wir ihn durch den gewandten und vorsichtigen Feldmarschall Grafen Traun von Stellung zu Stellung zurückgedrängt und am Jahresschlusse völlig aus Böhmen «herausmanövriert». Es war, wie Friedrich später selber zugegeben hat, ein für ihn sehr lehrreicher Feldzug; aber das Lehrgeld war schwer genug gewesen, das Heer durch Mangel und Fahnenflucht stark geschwächt und in seinem inneren Halt erschüttert. Mit eiserner Energie wurde im Winter an dessen äußerer und innerer Wiederherstellung gearbeitet; der «alte Dessauer» unterstützte den König dabei in wirksamster Weise, und einige glückliche Gefechte hoben auch den Mut der Truppen wieder, so daß sie wenige Monate später einen der herrlichsten Siege davontragen konnten, den von Hohenfriedeberg.

Am 3. Juni 1745 sind die Österreicher und die jetzt mit ihnen verbündeten Sachsen in Stärke von etwa 75000 Mann unter Prinz Karl von Lothringen aus dem Gebirge bei Hohenfriedeberg in die schlesische Ebene hinabgestiegen und haben dort ihr Lager aufgeschlagen. Friedrich, der sie dabei absichtlich unbehelligt gelassen, führt in einem beschwerlichen Nachtmarsch, dessen musterhafte Ordnung die Bewunderung des anwesenden französischen Gesandten Marquis Valory erregt, sein etwa 65000 Mann starkes Heer unbemerkt heran und eröffnet am 4. Juni schon um 4 Uhr morgens den Angriff auf den feindlichen linken Flügel: auf die Sachsen. Drei Stunden später ist dieser nach tapferem Widerstande völlig aus dem Felde geschlagen. Nun schreiten Mitte und linker Flügel der Preußen zum Angriff gegen die Österreicher; mancherlei Geländeschwierigkeiten und Unfälle beim Aufmarsch bleiben dank dem verständnisvollen Eingreifen der Führer und der Gewandtheit der Truppe unschädlich; den schwankenden Reiterkampf entscheidet Zieten zugunsten der Preußen; auch ihre Infanterie dringt unwiderstehlich vorwärts, gelangt aber nicht bis zum letzten Handgemenge mit der feindlichen Hauptmacht, denn das Dragonerregiment Bayreuth, jetzt Kürassierregiment Königin (Pommersches) in Pasewalk, welches bisher eine Lücke in der Schlachtlinie gedeckt hat, kommt ihr zuvor, reitet von der Flanke her 20 österreichische Bataillone nieder und nimmt 66 Fahnen. Schon um 9 Uhr vormittags ist der Sieg entschieden; mit einem Verluste von über 15000 Mann (fast zur Hälfte Gefangener) weichen die Verbündeten nach Böhmen zurück; die Preußen lassen 4700 Mann auf dem Schlachtfelde.

Das Mißgeschick von 1744 ist also mit einem Schlage glänzend ausgeglichen und Friedrich kann dem Feinde bis in die Gegend von Königgrätz folgen. Auf den Höhen von Chlum, die 121 Jahre später der Schauplatz des letzten Ringens zwischen Österreich und Preußen werden sollten, lagert er längere Zeit. Als aber die Verpflegung schwierig wird, zieht er sich näher an die preußische Grenze heran und wird hier am 30. September 1745 bei Soor von dem Prinzen Karl unter sehr ungünstigen Umständen zur Schlacht gezwungen, die gleichwohl wieder mit einem vollständigen Siege der preußischen Waffen endigt. Die Österreicher und Sachsen, fast 40000 Mann gegen 22000, sind nachts auf Waldwegen ganz in die Nähe des preußischen Lagers gelangt und beherrschen von der «Graner Koppe» aus die rechte Flanke nebst dem Abmarschwege des Gegners. Erst um 5½ Uhr morgens erhält Friedrich die Meldung von ihrer Ankunft. Aber blitzschnell entwindet er dem zaudernden Gegner die Initiative: in einer Stunde ist das preußische Heer geordnet, um 8 Uhr hat es durch einen schleunigen Rechtsabmarsch die schlimmste Gefahr bereits beschworen und die linke Flanke des bisher überflügelnden Feindes gewonnen. Hier reiten nun die Kürassierregimenter Gendarmes und Buddenbrock eine unglaublich verwegene Attacke durch eine Schlucht und dann bergan gegen die Auslese der österreichischen Reiterei: Karabiniers und Grenadiere zu Pferde, die fast die ganze Kavallerie dieses Flügels mit in ihre Flucht verwickeln. Die Infanterie stürmt unter schweren Verlusten die «Graner Koppe» mit ihrer großen Batterie; auch Mitte und rechter Flügel des Feindes, von seiner zahlreichen Reiterei im Stich gelassen, werden durch Bajonettangriffe «förmlich eingerannt» (Friedrich). Um 1 Uhr sind die Verbündeten überall auf dem Rückzuge; sie haben über 7000, die Preußen gegen 4000 Mann verloren.

Inzwischen war (20. Juni 1745) Kaiser Karl VII. gestorben, sein Nachfolger in Bayern hatte mit Maria Theresia Frieden geschlossen und im Sep-

tember war deren Gemahl als Franz I. zum deutschen Kaiser erwählt worden. Der äußere Anlaß, um dessen willen Friedrich zu den Waffen gegriffen, erschien sonach beseitigt. Aber Maria Theresia wollte auch nach Soor die Gelegenheit zur Wiedergewinnung Schlesiens nicht fahren lassen und wendete sich nun mit verstärkter Energie gegen Friedrich. Als dieser das ausgesogene Böhmen räumt, rücken die Österreicher in die Lausitz nach und bedrohen gemeinsam mit den Sachsen sogar die Mark Brandenburg. Durch den Überfall von Katholisch-Hennersdorf am 23. November fügt Friedrich indessen den Sachsen großen Verlust an Menschen und Kriegsmaterial zu, und am 15. Dezember werden sie bei Kesselsdorf unweit Dresden, 31000 Mann stark, durch den mit etwa 30000 Mann anrückenden Fürsten Leopold trotz tapferer Gegenwehr binnen zwei Stunden mit einem Verluste von über 10000 Mann (davon der größere Teil gefangen) völlig geschlagen. Der «alte Dessauer» liefert in diesem seinem letzten und größten Waffengange nicht gerade taktische Meisterstücke wie Friedrich bei Hohenfriedeberg, Soor und teilweise schon bei Chotusitz, sondern er schreitet einfach zum Frontalangriff auf die starke feindliche Stellung. Aber den einmal begonnenen Kampf führt er geschickt und energisch zu Ende und die glänzenden Angriffe der Infanterie gegen starkbesetzte Höhenränder und Dörfer, der Reiterei über glattgefrorene Schneeflächen bringen ihm den Sieg, der freilich mit dem Verluste von über 5000 Toten und Verwundeten erkauft wird.

Der sächsische Hof ist nun endlich zum Frieden bereit. Maria Theresia freilich hätte lieber mit Frankreich als mit Preußen abgeschlossen. Doch die diplomatische Gewandtheit und weise Beschränkung Friedrichs, der trotz seiner glänzenden Siege auf weitere Gebietserwerbungen verzichtet, verschaffen ihm, während der Krieg zwischen Österreich und Frankreich fortdauert, noch im Dezember 1745 den Sonderfrieden von Dresden, der seine Erwerbung von Schlesien und Glatz bestätigt. Nach dessen Unterzeichnung schrieb er an Podewils: «Ich danke dem Himmel für diese gute Nachricht ... Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß das Werk dauerhaft sein wird.» Die Vorsehung fügte es anders; König, Heer und Volk hatten die schlimmste Probe noch zu bestehen.

Der siebenjährige Krieg.

Von Gustaf Dickhuth.

Als König Friedrich seine Fahnen lorbeerüberschüttet aus dem zweiten schlesischen Kriege heimwärts führte, da mochte er glauben, als Feldherr das Seine getan zu haben. Nun galt es friedliche Arbeit. Das neuerworbene Schlesien mußte den alten Provinzen angegliedert, mit dem bisherigen Bestand des preußischen Staates organisch verbunden werden.

Und ein reiches Menschenleben schien vor dem Könige zu liegen. Noch stand er im jugendlichsten Mannesalter, und schon hatte er Taten vollbracht, die auch dem glühendsten Ehrgeiz genügen durften; schon ging der Ruhm seines Namens weit über die Grenzen Europas hinaus, als Staatsmann wie als Feldherr war er von Ruhm und Sieg gekrönt.

Vielleicht hat er gehofft, daß es ihm vergönnt sein werde, neben der Erfüllung seines königlichen Berufes nun auch sich selber ausleben zu können, mit Hilfe seiner geliebten Wissenschaften die eigene Natur zu harmonischer Vollendung zu führen.

Das Schicksal hat es anders gewollt.

Zum dritten Male mußte der König hinausziehen in den Krieg, aber diesmal galt es nicht mehr einen Kampf um den Besitz von Schlesien, sondern um den Bestand des preußischen Staates.

Dieser junge Staat, von dem gestern noch kein Mensch gesprochen hatte, der nun so plötzlich mit unerhörter Kraft und Rücksichtslosigkeit seine Ansprüche durchsetzte und sich gelassen in die Reihe der Großmächte stellte, ein gleicher neben gleiche — dieser Staat erschien den bisherigen Leitern der europäischen Politik als eine schwer drohende Gefahr. Wer mochte absehen, wo und wann die Ehrsucht des Preußen ihr Ziel finden würde? Die Kleinen in Deutschland begannen für ihr Dasein zu fürchten, die Großmächte empfanden es unwillig, daß fortan noch ein fünfter mitsprechen sollte in ihrem Rate; allen aber wurde es unheimlich vor dem Hauch des Geistes, der in diesem neuen Staatsgebilde wehte. Preußen mit seiner nüchternen realen Politik war der geborene Feind der verrotteten Zustände im alten Reiche. Das hatte Österreich richtig erkannt, und setzte alles daran, um diesen Feind zu beseitigen, solange es mög-

KARL RÖCHLING

DAS 1. BATAILLON GARDE BEI KOLIN, 18. JUNI 1757

Die ganze Armee Friedrichs des Großen hatte sich verblutet und flüchtete in Auflösung. Nur noch zwei Bataillone, hauptsächlich das 1. Bataillon Garde, deckten den Rückzug. In der Nähe des Dorfes Břežan ging dieses durch Infanterie- und Kartätschenfeuer dezimierte Bataillon in Linie zurück und wies dreimal die Angriffe der österreichischen Kavallerie ab.



lich schien. Selbst der alte Gegensatz gegen Frankreich wurde mit päpstlicher Hilfe ausgeglichen, russischer und schwedischer Begehrlichkeit wurden preußische Länderstrecken als leichte Beute gezeigt, Sachsen wurde eine namhafte Vergrößerung versprochen, und das Reich gegen den Friedensstörer aufgeboten. Nichts Geringeres plante die Hofburg, als das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, den König von Preußen wieder zum Kurfürsten von Brandenburg zu machen.

Es ist bezeichnend für König Friedrichs kaltblütige Entschlossenheit, daß er den Angriff der Gegner nicht erwartete, sondern ihm zuvorkam. Die Schwierigkeit lag für ihn nicht nur in der Zahl seiner Feinde, sondern vor allem darin, daß sie ihm zum Teil gar nicht erreichbar waren. Mochte er ein französisches oder russisches Heer schlagen — an ein Niederwerfen von Frankreich oder Rußland war darum doch nicht entfernt zu denken. Niemals konnte er hoffen, diese Gegner wehrlos zu machen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Und so ist denn sein Grundgedanke, zu dem er während der langen sieben Jahre immer wieder zurückkehrt: den allein erreichbaren Feind, Österreich, durch kräftige Schläge zu entmutigen; die anderen Gegner nur so weit zurückzuschieben, daß ihm der nötige Ellenbogenraum blieb für seine Operationen gegen die Heere der Kaiserin.

Den großartigsten Erfolg versprach dieser Gedanke zu Beginn des ganzen Krieges. Noch waren die Bundesgenossen nicht gerüstet. Wenn es gelang, gegen Österreich einen entscheidenden Schlag zu führen, ehe die anderen auf dem Plane erscheinen konnten, dann blieb es immerhin möglich, daß das ganze Bündnis auseinanderfiel, noch ehe es wirksam geworden war.

Vorher aber galt es die Sachsen unschädlich zu machen. Im Kabinett von Dresden waren die Fäden des Netzes zusammengelaufen, das den Löwen fesseln sollte; unmöglich konnte der König diesen Feind im Rücken lassen, wenn er nach Böhmen hineinmarschierte. Der Versuch wurde gemacht, die Sachsen in ihren Friedensgarnisonen zu überraschen und zu entwaffnen; dieser Versuch mißlang. Die sächsischen Truppen konnten noch rechtzeitig in dem festen Lager von Pirna vereinigt werden. Ein Angriff hätte auch bei glücklichem Ausgang sehr viel Blut gekostet, und so große Opfer schienen um so eher vermeidlich, als man allgemein annahm, daß die Sachsen in wenigen Tagen durch Hunger zur Kapitulation gezwungen sein würden. Wider Erwarten aber zog sich die Sache wochenlang hin; der König war sogar genötigt, die Einschließung gegen einen österreichischen Entsatzversuch zu decken. Mit einem Teil seiner Truppen rückte er dem Feldmarschall Browne nach Böhmen entgegen. In der Schlacht bei Lobositz behielt er zwar die Oberhand, aber einen entscheidenden Sieg vermochte er nicht zu erringen.

Und schon war der kurze Herbst des ersten Kriegsjahres zu Ende; der Winter stand vor der Tür. Sollten die Truppen während der rauhen Jahreszeit wirklich Ruhe haben, so durfte man sie nicht in Böhmen stehen lassen. Nachdem endlich die Sachsen bei Pirna kapituliert hatten, bezogen die Preußen Winterquartiere um Dresden und in der Grafschaft Glatz.

Die Feinde Friedrichs waren also keineswegs eingeschüchtert; vielmehr sahen sie in der Räumung Böhmens ein Eingeständnis der Schwäche. Den ganzen Winter lang wurde eifrig verhandelt und gerüstet, und 1757 erschienen sie alle auf dem Plan: die Österreicher und die deutschen Reichstruppen, die Franzosen, die Russen und die Schweden. Ihre Überzahl war fast überwältigend, und doch trugen ihre Feldherren eine geheime Scheu, den bisher unbesiegten Preußenkönig in offener Feldschlacht zu bestehen. Eine solche dachten sie möglichst zu vermeiden; statt dessen wollten sie von den Grenzen her die preußischen Länder strichweise besetzen, den König mehr und mehr einengen, ihm die Zufuhren abschneiden, seine Hilfsquellen abgraben, und ihn so allmählich dahin bringen, daß er sein Heer nicht mehr ernähren konnte. An langsamer Entkräftung sollte Preußen zugrunde gehen.

König Friedrich erkannte, daß er verloren war, wenn er dieser Ermattungsstrategie mit gleichen Mitteln zu begegnen versuchte; dann erst mußte die Überzahl der Feinde zu voller Geltung kommen. Gerade weil sie die Schlacht vermeiden wollten, gerade deshalb strebte er sie an. Er fühlte wohl, daß er durch dieses Unwetter nur steuern konnte, wenn er Wind in den Segeln hatte.

Getreu seinem ursprünglichen Plan stellte er den Franzosen, Russen und Schweden nur ganz schwache Truppen gegenüber; mit der Haupt-

macht fiel er im zeitigen Frühjahr überraschend in Böhmen ein. Die aus ihren Winterquartieren aufgeschreckten Österreicher sammelten sich in fluchtartigem Rückzuge unter den Mauern von Prag. Hier griff sie der König an, um die ersehnte Entscheidung zu erzwingen. Aber die Nähe der Festungswerke rettete die geschlagenen Österreicher vor der Vernichtung; sie fanden Schutz hinter den Wällen der böhmischen Hauptstadt. Ähnlich wie im vorigen Jahre bei Pirna, galt es nun, das eingeschlossene Heer zur Kapitulation zu zwingen und gleichzeitig die Einschließung nach außen hin zu decken. Ein zweites österreichisches Heer unter dem Feldmarschall Daun rückte zum Entsatze heran. Und diesmal sollte nicht nur manövriert werden, denn Maria Theresia wollte, daß alles geschähe, um den Fall von Prag zu verhüten. Sie hatte den ausdrücklichen Befehl zum Angriff gegeben.

Der König vermochte dem Feldmarschall nicht die gleiche Zahl von Streitern entgegenzustellen; und dennoch ging er freudigen Herzens in den Kampf. Hoffte er doch, mit einem entscheidenden Siege über Daun und mit dem Fall von Prag den ganzen Krieg zu beenden.

Am Jahrestag von Fehrbellin trafen die beiden Heere bei Kolin aufeinander. Der König suchte die geringere Zahl seiner Truppen dadurch auszugleichen, daß er die ganze Wucht des Angriffs auf einen Flügel des Feindes warf. Aber es war dem Gegner gelungen, diesen Flügel rechtzeitig zu verlängern, und trotz heldenmütiger Tapferkeit erschöpften sich die schwachen preußischen Bataillone in vergeblich wiederholten frontalen Angriffen.

Als die Sonne sich neigte, war die Schlacht verloren. Bis zu dieser Stunde hatte Friedrich hoffen dürfen, daß es zum Kampfe gegen seine anderen Feinde gar nicht kommen werde — nun war diese Hoffnung dahin. Mit einem geschlagenen Heere sollte er den Gegnern widerstehen, die von allen Seiten heranrückten. Aber jetzt, im Unglück, wächst der König gewaltig über sich selbst hinaus. Sobald die erste körperliche und seelische Erschöpfung überwunden ist, zeigt er eine unerschütterliche Standhaftigkeit, eine unversiegliche Kraft des Entschlusses. Keiner hat ihm dabei geholfen. Kleinmut und Verzagtheit herrschte nach Kolin in den Seelen der Menschen, die berufen waren, des Königs Gedanken in die Tat umzusetzen: aus sich selbst hat er alles genommen. Und so hat er von der Niederlage sein Heer zum Siege geführt. Noch in demselben Jahre folgte auf Kolin — Roßbach, auf Roßbach — Leuthen.

Nach Thüringen hat den König sein monarchisches Gefühl geführt; die väterliche Sorge für seine bedrängten Landeskinder. Wie schon dargetan, war an ein Niederwerfen Frankreichs entfernt nicht zu denken; Friedrich wollte aber nicht untätig zusehen, wie die Regimenter des Prinzen Soubise das blühendste deutsche Land verwüsteten. Und so kam er, von dem ganzen Volke als Erretter und Erlöser jubelnd begrüßt. Und seltsam — sein Sieg bei Roßbach wurde nicht nur von den Preußen gefeiert, sondern selbst von den Feinden überall, wo deutsche Männer wohnten. Mit Windeseile verbreitete sich die Kunde: Die Franzosen geschlagen, von den Preußen geschlagen! Mit einem Male fühlten die Schwaben, die Franken, die Sachsen, daß auch die Preußen Deutsche waren; woran sie lange, lange nicht gedacht hatten. Mehr noch — weit über die deutschen Grenzen hinaus flog der Ruhm des Preußenkönigs. Wie sich fast ganz Europa zusammengetan hatte, ihn zu bekämpfen, so tat es sich nun zusammen, ihn zu bewundern.

Nichts ist bezeichnender für die furchtbare Lage Friedrichs, als die schlichten Worte, mit denen er selbst die Tragweite seines Sieges einschätzte. «Die Schlacht von Roßbach gab im Grunde genommen dem Könige nur die Freiheit nach Schlesien zu gehen und dort neue Gefahren zu suchen.»

In Schlesien war inzwischen der Herzog von Bevern hart bedrängt worden, selbst Breslau war verloren gegangen. Schon war der Winter hereingebrochen, da endete Friedrich dieses Feldzugsjahr mit dem schönsten seiner Siege. Was bei Kolin nicht gelungen war, bei Leuthen gelang es: die an Zahl viel schwächeren Preußen warfen sich überraschend den Österreichern in die Flanke. Wohl galt es noch heißen, erbitterten Kampf, aber die hereinbrechende Nacht fand die kaiserlichen Truppen auf der Flucht. Nicht nur Breslau — ganz Schlesien war zurückerobert; am dunklen Winterhimmel strahlte hell der Stern der Hoffnung.

Noch einmal begann der König 1758 den Feldzug nach dem alten Plane: einen großen Schlag gegen den Hauptfeind mit versammelter Kraft zu führen, um dann, wenn die anderen

KARL RÖCHLING

FRIEDRICH DER GROSSE BEI ZORNDORF, 25. AUGUST 1758, MITTAGS 1 UHR

Als der König das erſte Treffen der preußiſchen Infanterie zurückfluten ſah, ritt er an das zweite Treffen, welches dicht vor dem brennenden Zorndorf hielt, heran, ſtieg vom Pferde, nahm von dem zunächſt ſtehenden Regiment von Bülow eine Fahne und ging damit der zurückweichenden Infanterie entgegen. Hierbei hat er die Worte gebraucht: «Auf, Kinder, folget mir, nicht aus Liebe zu mir, aber für Gott und Vaterland!» Kurz darauf ſtellte Seydlitz durch ſeinen berühmten Angriff in Flanke und Rücken der verfolgenden Ruſſen die Schlacht wieder her. ▪



Gegner herankämen, nach Gefallen sich gegen sie wenden zu können.

Olmütz sollte fallen. In überaus fester Stellung deckte der König die Belagerung dieser Festung, diesmal entschlossen, das Entsatzheer Dauns nicht anzugreifen, sondern sich von ihm angreifen zu lassen. Es kam gar nicht zur Schlacht; auch ohne eine solche mußte Friedrich die Belagerung aufheben, weil ihm sämtliche Zufuhr abgeschnitten wurde, und er sein Heer vor der Festung nicht unterhalten konnte. Damit aber hatte er die Überlegenheit wieder verloren, die er im vergangenen Herbst über die Österreicher gewonnen hatte.

Der Abmarsch ging zunächst nach Böhmen; dann nach Schlesien. Es war ein Glück, daß zur selben Zeit die Franzosen von Herzog Ferdinand bei Krefeld geschlagen wurden, und daß Daun nur zaudernd und sehr vorsichtig bis zur Grenze folgte. So war es dem Könige möglich, gegen die Österreicher eine schwache Abteilung stehen zu lassen, und sich gegen die Russen zu wenden, die schon bis nahe an Küstrin herangekommen waren.

Das blutige Ringen auf dem Schlachtfelde von Zorndorf brachte keinen vollen Erfolg. Mit ungeheuren Opfern war nur soviel erreicht, daß die Russen sechs Tage später den Rückzug über Landsberg antraten, unverfolgt von den erschöpften Preußen. Wiederum, wie nach Roßbach, wandte sich der König von dem abziehenden Gegner fort gegen die Österreicher. Aber kein zweites Leuthen war ihm beschieden.

In achtloser Geringschätzung des Gegners lagerte er dicht vor der österreichischen Front in leicht angreifbarer Stellung bei Hochkirch, nicht weit von Bautzen.

Er hatte den «Zauderer» unterschätzt. Unter Ausnutzung der finsteren Oktobernacht überfiel Daun die preußischen Vorposten und griff im Morgengrauen das Lager an. Der König, seine Offiziere und Soldaten haben das Äußerste geleistet an heldenhafter Tapferkeit — es war vergebens; unter schweren Verlusten mußte der Rückzug auf Bautzen angetreten werden.

Daun verstand seinen Vorteil nicht zu benutzen, und rein äußerlich betrachtet, war Friedrich Ende 1758 in derselben Lage wie Ende 1757. Aber er hatte kein Roßbach und kein Leuthen gehabt, und das war ein Unterschied. Nicht seine Kraft hatte das Äußerste abgewehrt, sondern die Mattherzigkeit des Gegners. Fortan war der König in die Verteidigung geworfen; so gut es ging, mußte er suchen die Angriffe der Feinde zu parieren, bis etwa eine Änderung der politischen Lage zu seinen Gunsten eintreten würde. Und immer schwerer wurde ein Waffenerfolg. Die Blüte des Offizierkorps mit dem Kern der altgedienten Mannschaften war in drei blutigen Feldzügen eingebüßt. Der Ersatz vermochte die alte Ziffer nicht zu erreichen, und was schlimmer war, er stand an innerem Wert, an Ausbildung und Kriegserfahrung nicht auf der Höhe der alten Truppenstämme.

Die Absicht des Königs bestand nunmehr darin, zunächst abzuwarten und sich dann dorthin zu wenden, wo die dringendste Gefahr ihn hinziehen würde. Denn nur strategisch wollte er in der Defensive bleiben, taktisch immer wieder offensiv werden, um — wie er sich selbst ausdrückte — das wenige Öl zu nützen, das er noch auf der Lampe hatte.

Folgerichtig gaben ihm die Feinde möglichst wenig Gelegenheit dazu, vor allem der vorsichtig abwägende Daun. Und so zog sich der Feldzug hin, bis die Nachricht, daß die Russen gegen Frankfurt heranrückten, den König aus der Gegend von Sagan zur Oder rief. Sein Vorsatz war, eine endgültige Entscheidung gegen die Russen herbeizuführen. Diese hatten sich inzwischen mit dem Laudonschen Teil des österreichischen Heeres vereinigt. Es gelang ihnen, in der Schlacht von Kunersdorf den Angriffen der preußischen Infanterie immer wieder frische Linien entgegenzustellen, und in einer glänzenden Attacke warf schließlich Laudon mit seiner Reiterei die ermatteten aufgelösten Bataillone zurück. Damit war die Entscheidung gefallen. Die Niederlage war furchtbar, in Preußens Kriegsgeschichte beispiellos.

Als einer der letzten verließ der König das Schlachtfeld, starren Auges, wie in Betäubung versunken. «Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?» hörte man ihn sagen.

Der Bericht, den Friedrich nach Berlin schickte, schließt mit den Worten: «Von einem Heere von 48 000 Mann habe ich nicht mehr als 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affäre werden schlimmer sein als die Affäre

selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer.»

Niemand wird ohne tiefe Bewegung diese Worte lesen können. Schon seit dem Tage von Kolin hatten den König, der nach außen hin stets volle Zuversicht zeigte, in stillen Stunden schwarze Gedanken heimgesucht. «Als Feldherr habe ich den Krieg begonnen», sagte er damals, «als Parteigänger werde ich ihn enden.» Nach Hochkirch zeigte er seinem Vorleser das Gift, das er seit lange bei sich trug, und sagte: «Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will.»

Wenn jetzt auch nach dem furchtbarsten Zusammenbruch Friedrich dieser Versuchung endgültig widerstand, so war es der Gedanke an seine königliche Pflicht, die ihn vom letzten ernsten Schritt zurückhielt. Wenn der Staat noch zu retten war, dann war es nur durch ihn — das hat er wohl gefühlt. Und so hat er festen Sinnes den anscheinend nun hoffnungslosen Kampf wieder aufgenommen. Nicht nur gegen seine Feinde hatte er zu kämpfen, auch gegen die eigene Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht.

Denn die vier Jahre dieses furchtbaren Krieges mit ihren körperlichen und seelischen Anstrengungen waren nicht ohne tiefe Spuren an dem Könige vorübergegangen; aus dem Manne, der, strahlend in Jugendschönheit, sein Heer zum Siege von Hohenfriedberg geführt hatte, war vor der Zeit der alte Fritz geworden: eine Gestalt, die jedem Preußen, jedem Deutschen von Kind auf vertraut und teuer ist, rührend und hoheitsvoll zugleich.

Noch drei Jahre schleppte der Krieg sich hin; dunkler und dunkler zog das anscheinend unabwendbare Verhängnis heran. Zwar hatten die Feinde ihren Sieg bei Kunersdorf nicht ausgenutzt. Gegenseitiges Mißtrauen und die Scheu, die selbst der todwunde Löwe ihnen einflößte, hielt sie davon zurück. Aber immer geringer wurden die Streitmittel des Königs, während die Reihe seiner Feinde sich nicht lichten wollte. Der herrliche Sieg von Liegnitz und der nach erbitterten Kämpfen endlich erzwungene Erfolg von Torgau waren die Lichtpunkte in diesem verzweifelten Ringen. Das Ende konnte dennoch, so schien es, nur Preußens Untergang sein. «Es kommt bei uns nur darauf hinaus», schrieb der König, «ob wir vier Wochen früher oder später untergehen.»

Jahrelang hat er das Bewußtsein dieser Lage getragen, ohne zusammenzubrechen; weder im Glück noch im Unglück hat er zu verwegenem Beginnen sich fortreißen lassen, und wenn er auch einmal auf Augenblicke einem überwältigenden Gefühl zu erliegen schien — den Mut hat er bewahrt bis ans Ende.

Der Friede von Hubertusburg wurde den Gegnern diktiert von der in sieben Jahren gewonnenen Überzeugung, daß der König niemals, solange noch ein Atemzug in ihm wäre, auch nur ein einziges Dorf abtreten würde.

Als der Krieg beendet war, als die mühevolle Arbeit begann, die Wunden zu heilen, die er geschlagen hatte, da konnte es scheinen, als ob alle Opfer umsonst gebracht seien; denn Preußen erhielt keine Entschädigung irgendwelcher Art.

Und doch — der Kampf war nicht umsonst gewesen. Nicht nur war die Großmachtstellung Preußens gegen jede Anfechtung endgültig befestigt — an dem ganzen Volke hatte der Krieg seine erziehende Kraft bewährt. Aus den Tagen jener Leiden und Kämpfe stammt die lebendige Staatsgesinnung des Preußenvolkes, der nationale Gehalt seines Lebens. Zum erstenmal seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges fühlten diese Menschen voll Stolz sich daheim, Herren auf dem eigenen Boden.

Und wenn sie zurückblickten auf die Jahre des Krieges, so strahlte ihnen aus der wilden Flucht der Ereignisse immer gleich groß und beherrschend das Bild ihres Königs entgegen und erschütterte die Herzen durch den Anblick echter Menschengröße. Von ihm, aus seinen Worten und Werken lernten nicht nur die Könige groß denken von ihrem Beruf: seinem ganzen Volke ist er ein Lehrer und Erzieher gewesen zur Treue und zur Pflichterfüllung. Die furchtbare Ernsthaftigkeit seines ganz der Pflicht geweihten Lebens ergriff die Gemüter der Menschen mit langnachwirkender, segenspendender Macht.

Wohl dem Volke, das die Vorbilder für sein Tun und Lassen auf dem Throne seiner Fürsten findet. Als unter dem Ansturm des korsischen Eroberers der alte Staat krachend zusammenstürzte, da wurde König Friedrichs Andenken, die Erinnerung an Roßbach und Leuthen, zur letzten sittlichen Kraft, welche dem Preußenvolke noch geblieben war.

ADOLPH VON MENZEL

FRIEDRICH UND DIE SEINEN BEI HOCHKIRCH, 14. OKTOBER 1758

Friedrich der Große reitet an der Spitze seines Gefolges die Reihen seiner Truppen entlang, die mit dem Mute der Verzweiflung dem nächtlichen Angriff der Österreicher standzuhalten suchen.



Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Von Reinhold Koser.

Die Regierung Friedrichs des Großen bedeutet in der Geschichte Europas den Eintritt Preußens in den Kreis der großen Mächte, in der Geschichte Deutschlands die Herstellung des politischen Gleichgewichtes zwischen der alten und der neuen deutschen Großmacht, die Ausbildung jenes Dualismus, der unserer Geschichte länger als ein Jahrhundert hindurch, bis zu den Ereignissen von 1866, ihr Gepräge gegeben hat.

Eine Zeit der Auflösung, in der die seit lange morsche Form des alten Reiches sich vollends zersetzte und aushöhlte. Aber zugleich eine Zeit neuer Sammlung und neuer Kraftentfaltung, die Zeit, in der sich der Staat der Zukunft selbstbewußt erhob und wuchtig durchsetzte. Der deutsche Dualismus enthielt für Preußen den Hinweis auf die Führerschaft und für Deutschland die Verheißung einer neuen Einheit, eines verjüngten Kaisertums.

In der Geschichte der preußischen Politik sind zu Friedrichs des Großen Zeiten eine französische, eine englische und eine russische Periode aufeinandergefolgt; feststehend und beherrschend blieb für Preußen während des halben Jahrhunderts seit 1740 der Gegensatz gegen Österreich.

Friedrich II. ist vor die Erbtochter Kaiser Karls VI., die junge Königin Maria Theresia von Ungarn und Böhmen, zunächst mit einem Bündnisantrag getreten. Er schlug die Wiederherstellung des sogenannten alten Systems von Europa vor: d. h. die große europäische Allianz, die im Anfang des Jahrhunderts gegen Ludwig XIV. zur Verteidigung der Hinterlassenschaft des letzten spanischen Habsburgers zusammengetreten war, sie sollte jetzt zum Schutz der Erblande des letzten deutschen Habsburgers erneut werden. Friedrich forderte als Preis für sein Bündnis unter Berufung auf alte Ansprüche seines Hauses die Abtretung von Niederschlesien. Als Maria Theresia den preußischen Antrag verwarf, glaubte sie Frankreichs, gegen das sich die Spitze der neuen Allianz richten sollte, völlig sicher zu sein, da Karl VI. die französische Bürgschaft für seine Erbordnung durch die Auslieferung von Lothringen teuer erkauft hatte. Nach dem Siege der preußischen Waffen bei Mollwitz hat König Friedrich seinen Antrag wiederholt. Abermals abgewiesen, ging er nunmehr auf das ihm von Frankreich angetragene Bündnis ein. Zugleich unterstützte Frankreich die Schilderhebung Bayerns, Sachsens und Spaniens gegen Österreich und verhalf dem Kurfürsten von Bayern zur römischen Kaiserkrone, als deren Träger der Wittelsbacher sich Karl VII. nannte.

Mißtrauen gegen die ehrgeizige Politik der Franzosen und Enttäuschung über ihre lahme Kriegsführung bestimmten den König von Preußen, sich im Juni 1742 von der Koalition zu trennen, als Maria Theresia nach einem zweiten preußischen Siege sich unter britischer Vermittlung zur Abtretung fast des ganzen Schlesiens und der böhmischen Grafschaft Glatz bereit fand.

Der zweite schlesische Krieg, Preußens Wiedereintritt in den mit entschiedenem Mißerfolg fortgesetzten Kampf Frankreichs und seiner Schützlinge gegen den jetzt mit England und bald auch mit Sachsen verbündeten Wiener Hof, entsprang der Befürchtung des preußischen Königs, daß Österreich, aus dem Ringen mit der Koalition siegreich hervorgegangen, Schlesien mit gewappneter Hand zurückfordern würde. Der Plan zur Eroberung von Böhmen für den wittelsbachischen Kaiser, der dann einige an Schlesien grenzende böhmische Kreise an Preußen abtreten sollte, ist mißlungen; aber in der Defensive behauptete Friedrich nach dem siegreichen Feldzug von 1745 im Dresdener Frieden den Besitz von Schlesien.

Die Hoffnung Maria Theresias, sich im Kampfe mit den bourbonischen Höfen, Frankreich und Spanien, einen Ersatz für Schlesien zu erobern, ist nicht in Erfüllung gegangen, nachdem sie das eroberte Bayern noch während des Krieges mit Preußen im Frieden von Füssen dem Sohne des nach nur dreijähriger, an Enttäuschungen reicher Regierung verstorbenen Kaisers Karl zurückgegeben hatte, zu einer Zeit, wo sie mit Sicherheit auf die Wiedereroberung von Schlesien rechnete. Der Friede von Aachen hat den österreichischen Besitzstand durch den Verlust von Parma, Piacenza und Guastalla nur noch weiter geschmälert.

Der zweite schlesische Krieg hatte trotz der glänzenden Siege von Hohenfriedeberg, Soor und Kesselsdorf den Eroberer Schlesiens über die Grenzen seiner militärischen Leistungsfähigkeit belehrt. Friedrich verkannte nicht, daß der

preußische Staat, um sich auf gleicher Linie mit den alten Großmächten zu behaupten, noch der Abrundung, noch weiterer Erwerbungen bedürfe. Aber es stand ihm jetzt fest, daß seine Kraft nicht zureichte, einen Gegner wie Österreich völlig niederzuwerfen, und daß also eine Eroberung Böhmens, zum Zwecke des Eintausches gegen Kursachsen, nur unter einer besonders günstigen europäischen Konjunktur und nur an der Seite eines starken und tatkräftigen Bundesgenossen, etwa an der Seite eines verjüngten Frankreich, gelingen konnte. Somit bezeichnete er es jetzt als sein politisches System, den Frieden aufrechtzuerhalten, solange es mit der Würde und Sicherheit des Staates vereinbar sei.

Anlehnung fand Preußen auch in dieser Friedenszeit an Frankreich. Aber von Jahr zu Jahr wachsende Sorge bereitete dem König die enge Verbindung zwischen den Höfen von Wien und St. Petersburg. Um sich gegen Rußland sicherzustellen, vollzog er durch die Westminster-Konvention vom 16. Januar 1756 eine Annäherung an England, dessen Einfluß auf die russische Politik er erheblich überschätzte, entfremdete sich aber dadurch am Vorabend eines neuen Krieges zwischen England und Frankreich seine alten Bundesgenossen, die Franzosen, und gab der überaus geschickten Diplomatie des Grafen Kaunitz gewonnen Spiel. Wie schon mit Rußland, verbündete sich der Wiener Hof jetzt auch mit Frankreich. Zu der zutreffenden Überzeugung gelangt, daß für das Jahr 1757 zwischen Österreich und Rußland der Angriff gegen ihn verabredet sei, entschloß Friedrich sich im Sommer 1756, als Maria Theresia die Abgabe einer beruhigenden Erklärung verweigerte, seinen Gegnern mit dem Angriff zuvorzukommen.

Der dritte und schwerste Krieg zwischen Österreich und Preußen ergab sich mit historischer Notwendigkeit; denn wie hätte ein Staat von den Überlieferungen und dem Stolze des alten Österreichs den Verlust einer seiner größten und reichsten Provinzen als endgültig hinnehmen sollen, ohne noch einmal die Entscheidung der Waffen anzurufen? Man unterschätzte nicht die Spannkraft und die militärische Stärke der jungen preußischen Monarchie, aber die Meinung war nach den beiden ersten schlesischen Kriegen doch allgemein in Europa vorherrschend, daß Preußen Erfolg und Gewinn nur der Gunst der Zeitlage, seiner Geschicklichkeit, andere für sich arbeiten zu lassen, mit einem Worte dem Zufall zu danken gehabt habe. Man verglich in Wien den König von Preußen in der Stellung, die er neben dem österreichischen Reichsoberhaupt gewonnen hatte, mit Heinrich dem Löwen; aber der große Staatsmann Maria Theresias rühmte sich, diesem König so viel Feinde auf den Hals gezogen zu haben, daß er nun, wie das anfängliche Glück so den jähen Sturz mit Heinrich dem Löwen gemein haben solle. Die europäische Koalition, der Bund der drei großen Militärmächte des Kontinents und ihres Anhangs gegen Preußen, ward allerorten als unvergleichliches Meisterstück der Staatskunst gepriesen. Und als nachher der Erfolg den großen Entwürfen nicht entsprach, durfte sich Kaunitz von einem der verbündeten Höfe zum Troste sagen lassen, daß die Politik keinen Fehler gemacht habe, daß lediglich die Kriegsführung die Schuld trage.

Über die weltgeschichtliche Bedeutung des siebenjährigen Krieges hat im vierten Kriegsjahre der Minister einer neutralen Macht, der dänische Staatsmann Bernstorff, das treffende Urteil gefällt: «Dieser Krieg ist entbrannt nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die volle für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlich mageren Körpers, bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und ob der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volke ein Heer gemacht hat und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Fragen dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben wird.»

Den siebenjährigen Krieg hat die bei seinem Beginn abgeschlossene, erst mit dem Sturz des

alten französischen Königtums zu Grabe getragene Allianz zwischen Österreich und Frankreich überdauert. Nicht so der gleichzeitig entstandene Bund zwischen Preußen und England; vielmehr waren schon vor den Friedensschlüssen die beiden Verbündeten im Zwiste voneinander geschieden, da König Friedrich sich von dem britischen Ministerium nach dem Rücktritt des großen William Pitt nicht bloß im Stiche gelassen sah, sondern auch verraten glaubte. Er würde somit politisch isoliert geblieben sein, wäre es ihm nicht gelungen, nach einer andern Seite hin eine wertvolle Verbindung anzuknüpfen.

Die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte in den Anfängen ihrer Regierung, entgegen der Haltung ihrer beiden letzten Vorgänger, den Grundsatz aufgestellt, weder wie Elisabeth mit Österreich, noch wie Peter III. mit Preußen ein Bündnis einzugehen, sondern dem Zarenreiche freie Hand den abendländischen Mächten gegenüber zu wahren. Aber die Erledigung der polnischen Wahlkrone nach dem Tode des sächsischen Königs August III. und der nun beginnende Wahlkampf drängte schon im Jahre 1764 die russische Politik auf eine andere Bahn. Als die Zarin sich überzeugte, daß Österreich, von Frankreich und von Sachsen unterstützt, den russischen Thronkandidaten, Katharinas Günstling Stanislaus Poniatowski, bekämpfte und daß andererseits Preußen zur Unterstützung der russischen Wahlpropaganda nur nach Abschluß eines förmlichen Verteidigungsbündnisses sich bereit finden wollte, gewann sie es über sich, dies ihr angetragene preußische Bündnis anzunehmen und dem neuen Verbündeten ihre Bürgschaft für den Besitz Schlesiens, an der ihm vor allem lag, zu erteilen. Dieses Bündnis mit Rußland von 1764 hat dann, wiederholt erneuert, fast zwei Jahrzehnte hindurch der europäischen Stellung Preußens als starker Rückhalt gedient und überdies dem Staate einen unerwarteten Gewinn gebracht: die Herstellung der territorialen Verbindung zwischen Ostpreußen und den Kernlanden der Monarchie, die Erwerbung von Westpreußen.

Seit lange hatte die preußische Politik auf diese Erwerbung ihren Blick gerichtet. Auch Friedrich hatte ihre Zweckmäßigkeit, ihre Unerläßlichkeit wiederholt erörtert, aber immer angenommen, daß die Eifersucht Rußlands sich als unüberwindliches Hindernis in den Weg stellen werde. So hatte er nur mit der Möglichkeit rechnen wollen, das polnische Preußen nach und nach stückweise zu gewinnen, bei wiederholter Gelegenheit «wie die Blätter einer Artischocke» zu pflücken. Da geschah es, daß die Gunst des Augenblickes, eine ganz eigenartige Verknüpfung der Begebenheiten, ihm die ganze Frucht auf einmal zufallen ließ.

Durch sein stetes bewaffnetes Eingreifen in die Wirren der polnischen Anarchie schließlich auch in einen Türkenkrieg verwickelt, stieß Rußland, als es nach einer Reihe von Erfolgen dem Sultan Opfer an Land und Leuten auferlegen wollte, auf den Widerspruch des Wiener Hofes, ohne bei einer österreichischen Kriegserklärung auf den Beistand Preußens rechnen zu können. Denn auf diesen Fall erstreckte sich das preußisch-russische Bündnis nicht, und zudem hatten sich König Friedrich und der junge Joseph II., nach seines Vaters Franz I. Tode römischer Kaiser und in Österreich seiner Mutter Maria Theresia Mitregent, auf den Zusammenkünften der Jahre 1769 und 1770 bis zu gewissem Grade miteinander verständigt. Schon hatte Österreich gerüstet und in aller Stille ein Faustpfand an sich genommen, indem man nicht bloß die dreizehn vor alters an Polen verpfändeten Städte in der Zips, sondern auch drei polnische Starosteien an der ungarischen Grenze «rekuperierte». Und nun entschloß sich die Zarin, für den Gewinn, den Österreich ihr auf der Balkanhalbinsel streitig machte, ihre Entschädigung auch ihrerseits in Polen zu suchen, den beiden deutschen Mächten aber einen Anteil an der Beute zuzugestehen. Die erste Teilung Polens vollzog sich und der bestechliche polnische Reichstag sprach zu den Abtretungen seine Zustimmung aus.

Zutreffend hat Fürst Kaunitz geurteilt, daß Rußland nur durch die Macht der Verhältnisse gezwungen in die Teilung Polens gewilligt habe, denn es habe dadurch nur verloren: viel mehr als um die Erwerbung einiger polnischer Landschaften sei es der Zarin um die Behauptung ihres ausschließlichen Einflusses in Polen zu tun. Und ebenso zutreffend urteilte König Friedrich über die Besetzung polnischer Starosteien durch die Österreicher, daß dieser Schritt den Teilungsvertrag nicht gerade verursacht, aber ihm die Wege geöffnet habe.

Für Preußen war die Erwerbung von Westpreußen die Nachwirkung des siebenjährigen

Krieges, insofern durch diesen Krieg die Machtstellung Preußens sich unbedingte Anerkennung verschafft hatte. Im Jahre nach der ersten Teilung Polens glaubte ein französischer Staatsmann, Graf Broglie, in einer für Ludwig XV. bestimmten Denkschrift es aussprechen zu dürfen, daß Preußen zurzeit der Staat in Europa sei, der des höchsten Grades von Macht sich erfreue, da seine militärische Schlagfertigkeit, der geordnete Zustand seiner Finanzen und seine zentrale Lage diesem Staate überall und jederzeit die Möglichkeit zum Eingreifen gebe.

Noch einmal hat sich das russische Bündnis dem preußischen Staate bewährt, als Kaiser Joseph nach dem Aussterben der bayerischen Linie des Hauses Wittelsbach den größten Teil von Bayern seinem Reiche anzugliedern beabsichtigte. Friedrich der Große begann seinen vierten Krieg gegen Österreich, Rußland bildete die diplomatische Reserve Preußens und würde auch in den militärischen Kampf mit eingetreten sein, hätte nicht der Wiener Hof im Frieden von Teschen seine Ansprüche auf Bayern zurückgezogen und sich mit der Erwerbung eines Grenzstriches, des oberen Innviertels begnügt.

In dem Waffengange mit Preußen zwar nicht militärisch, aber politisch unterlegen, trug der Kaiser über den alten Gegner seines Hauses wenige Jahre später einen großen diplomatischen Erfolg davon. Es gelang ihm, das preußisch-russische Bündnis zu sprengen und Rußland auf die österreichische Seite hinüberzuziehen. Entscheidend wurde, daß Joseph auf die großen Entwürfe Katharinas zur Teilung der Türkei einging, während Friedrich seine Bundesgenossin gerade dadurch verstimmt hatte, daß er den osmanischen Besitzstand gewahrt wissen wollte, ja die Muselmanen in eine gegen Österreich gerichtete Tripelallianz mit Rußland und Preußen aufzunehmen vorschlug.

Aber auch ohne das Bündnis mit Rußland ist Friedrich noch einmal, wie 1778 mit diesem Bündnis, für die Integrität Bayerns eingetreten. Einem neuen Versuch Josephs II. zur Erwerbung des Nachbarlandes stellte sich 1785 der deutsche Fürstenbund entgegen, die Vereinigung deutscher Reichsstände ohne Unterschied des Bekenntnisses unter preußischer Führung, ein Bund nicht zur Reform der Reichsverfassung, sondern zu ihrer Aufrechterhaltung.

Das Gesamtergebnis der großen militärischen und politischen Kämpfe dieses Zeitraumes ist gewesen, daß in Deutschland von allen Reichsfürsten nur der König von Preußen seine Hausmacht in erheblichem Maße verstärkte: durch Schlesien, durch den im Kern noch deutschen, seit drei Jahrhunderten mit Polen vereinigten Teil des alten Deutschordenslandes an der Ostsee, und durch eine erste Berührung mit der Nordsee, das 1744 erworbene Ostfriesland. Dagegen hatte das Haus Habsburg-Lothringen durch seinen Gewinn aus der Teilung Polens dem immer mehr seinen deutschen Grundcharakter verlierenden Staatskörper noch einen neuen fremdartigen Bestandteil zu den schon vorhandenen magyarischen, tschechischen, südslawischen, italienischen, wallachischen Elementen eingefügt, während der Versuch, die Staatsgrenzen nach Deutschland hineinzuschieben, zu zwei Malen nicht zum Ziele gelangt war: weder im österreichischen Erbfolgekriege, als Maria Theresia das schon eroberte Bayern als Äquivalent für Schlesien festzuhalten geplant hatte, noch in der josephinischen Epoche von 1778 bis 1785. Andererseits hatte das Haus Wittelsbach weder in den vierziger Jahren seine Pläne zur Eroberung von Böhmen oder gar zur Gewinnung der ganzen österreichischen Erbschaft ausführen, noch im siebenjährigen Kriege die ihm von der großen Koalition erteilte Anweisung auf die preußischen Besitzungen am Rhein und in Westfalen, das Herzogtum Cleve und die Grafschaft Mark, einlösen können. Kursachsen hatte zuerst an der Seite Frankreichs und Preußens die Markgrafschaft Mähren erobern wollen und später an der Seite Österreichs, Rußlands und wieder Frankreichs das Herzogtum Magdeburg und noch andere preußische Gebiete zu gewinnen gehofft, und war in dem einen wie in dem andern Falle leer ausgegangen. Endlich hatte auch das jüngste der deutschen Kurfürstentümer, Hannover, seine territorialen Abrundungspläne zurücklegen müssen, die sich in der Epoche der beiden ersten schlesischen Kriege auf Ostfriesland und die altpreußischen Gebiete Halberstadt, Minden, Ravensberg und Tecklenburg, und im siebenjährigen Kriege auf die benachbarten geistlichen Fürstentümer gerichtet hatten.

So waren die deutschen Mittelstaaten von Brandenburg-Preußen weit und endgültig überholt worden, sie, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als das wettinische Haus die polnische



ADOLPH VON MENZEL

DIE BEGEGNUNG KÖNIG FRIEDRICHS II. MIT KAISER JOSEPH II. IN NEISSE, 25. AUGUST 1769

Auf der Treppe des bischöflichen Palastes geht König Friedrich II. dem rasch heraufsteigenden jugendlichen Kaiser Joseph II. entgegen; er legt den Arm um seine Schulter und tief und herzlich blicken die beiden ehemaligen Gegner einander in die Augen. An der Spitze des kaiserlichen Gefolges schreitet Laudon, der Held von Kunersdorf, der mit offener Neugier die Blicke auf den großen Heerführer richtet, mit dem er so oft um die Siegespalme gerungen.

Vom Künstler selbst gezeichnetes Erklärungsblatt.





und das welfische Haus die britische Königskrone gewannen, für ihre Machterhaltung auch in Deutschland einen neuen Tag anbrechen zu sehen glaubten. Im Verhältnis Preußens zu Österreich aber hatte sich jenes Gleichgewicht der Kräfte ergeben, das König Friedrich, wie vor allem seine Politik im bayrischen Erbfolgekriege beweist, sorgfältig und eifersüchtig zu wahren bemüht war.

Nur die Erhaltung dieses Gleichgewichtes hat Friedrich der Große angestrebt, nicht die Erringung der Vorherrschaft in Deutschland oder gar die Kaiserkrone. Als der letzte Kaiser aus dem alten Hause Habsburg die Augen schloß, sah Fürst Leopold von Anhalt-Dessau in seinem preußischen Kriegsherrn schon den künftigen Kaiser, da niemand die Kaiserwürde mehr verdiene und niemand besser imstande sei, sie aufrecht zu erhalten. Und gleichzeitig begrüßte ein Voltaire den jungen König von Preußen als den, der entweder Kaiser sein oder den Kaiser machen werde. Nicht Kaiser geworden ist damals Friedrich, aber gemacht hat er in der Tat den wittelsbachischen Kaiser von 1742, und bald trat ein Augenblick ein, in welchem Friedrich daran dachte, an der Seite dieses durch ihn erhöhten Kaisers als «immerwährender Generalleutnant» den Oberbefehl über die Reichsarmee zu übernehmen: es hätte sich neben das Wahlkaisertum ein erblicher militärischer Majordomat gestellt, der jenes völlig verdunkelt haben würde. Diese Entwürfe des Jahres 1743 haben schon deshalb nicht ausgeführt werden können, weil die als Voraussetzung gedachte bewaffnete «Assoziation» der Reichsstände zugunsten des von Österreich hartbedrängten Kaisers nicht zustande kam. Als dann nach dem Tode dieses Schattenkaisers die Krone des Reiches nach Wien zurückgekehrt war, hat Friedrich 1752 in seinem politischen Testament seinen Nachfolgern Rechenschaft darüber erteilt, weshalb er die Kaiserkrone, die doch durch kein Reichsgesetz den Protestanten verwehrt werde, nicht an sein Haus zu bringen gesucht habe: ein König von Preußen müsse seine Kraft vielmehr daran setzen, eine Provinz zu erwerben, als sich mit einem leeren Titel zu schmücken; die vornehmste Sorge seiner Nachfolger werde sein müssen, den Staat auf eine noch höhere Machtstufe zu erheben, und erst nach standfester Begründung der Macht werde es erlaubt sein, dem Glanz und dem Schimmer zu opfern.

Klopstock und Lessing.

Von Jakob Minor.

Es sind zwei durchaus männliche Dichtergestalten, die an der Schwelle unserer klassischen Literaturperiode Wache halten. Sie haben die Dichtung nach dem Vorbild und dem Muster der Alten in Deutschland zwar nicht begründet — denn sie reicht mit ihren Wurzeln ein Jahrhundert weiter, bis auf Opitz, zurück —, aber sie haben die antike Form zum erstenmal mit echt deutschem Inhalt erfüllt und durch diese Verbindung antiker Form mit nationalem Gehalt etwas ganz Eigenes und Neues geschaffen.

Denn was vor Klopstock Gutes in der deutschen Literatur vorhanden war und in weiteren Kreisen Beifall gefunden hatte, das war doch eben nur auf dem Gebiete der kleineren Dichtungsgattungen geleistet worden; und niemand verkannte, daß Größeres notwendig sei, wenn man sich den Renaissanceliteraturen anderer Völker ebenbürtig an die Seite stellen und ihren Dichtern Trotz bieten wollte. Das Beste war auf dem Gebiete des Liedes, des Lehr- und des Sinngedichtes entstanden; und Hallers naturbeschreibendes Gedicht, die Alpen, stellte neben den, in den weitesten Kreisen populären Fabeln Gellerts ungefähr den Höhepunkt der Literatur vor, in welche Klopstock eintrat. Er zuerst stellte der Dichtung wiederum eine große und würdige Aufgabe. Er faßte die Dichtungsgattung ins Auge, die damals allen Parteien als die wichtigste galt: das Epos nach dem Muster und in dem Stil des Vergil. Er hat aber der Dichtung nicht bloß die bedeutendste Form, er hat ihr auch den bedeutendsten Inhalt zugeführt: Religion und Vaterland. Und selbst das, was er an Form und Inhalt bereits vorgefunden und bloß aufgegriffen hat, nahm unter seinen Händen den Zug zum Großen und Erhabenen. Auf seiner Zither, wenn er die Liebe oder die Freundschaft besang, wurde das tändelnde Lied zur hohen Ode und das lüsterne Hochzeitsgedicht zum tibullischen Lied.

Klopstock war, abgesehen von dem früh zugrunde gegangenen und haltlosen Günther, der erste Dichter, der nur aus inneren Erlebnissen und Impulsen heraus gedichtet hat. Keiner seiner Dichtergenossen, der Bremer Beiträger, hat für die Liebe oder die Geliebte einen individuellen Ausdruck, eine persönliche

Note gefunden; höchstens das Glück der Ehe wagten nach Hallers Vorgang die Ebert und Gieseke später der Welt zu verkünden. Klopstock hat unter dem Bilde der zukünftigen Geliebten die gegenwärtige besungen, und seine Fanny zu dem berühmtesten Mädchen in Deutschland vor der Wertherlotte gemacht. Er drückt seine Freunde im Augenblick des Abschiedes mit tränenden Augen und in liebevoller Inbrunst ans Herz. Er hat in unserer Dichtung die Empfindung befreit und sogar den sprachlichen Ausdruck für stärkere Empfindungen, die man bald nicht mehr «zärtlich», sondern «innig» nannte, zum guten Teil sich selbst geschaffen, so daß Herder mit Recht zu ihm sagen durfte: «Sie haben die Sprache der Empfindung, wie sie in Deutschland niemand hat.»

Klopstock war der erste, der sich mit seiner ganzen Person dem Dienste der Dichtkunst gewidmet, ja geweiht hat; der seine Person hinaufläuterte zu einer Art von Priestertum. Von der hohen Würde des Dichters, der in der erhabensten Kunstform der Alten den erhabensten Stoff der christlichen Welt, den Messias, besang, hatte er den höchsten Begriff, und bald war er auch gewöhnt, sich selbst als eine geheiligte Person zu betrachten. Das Ehrfurchtgebietende seiner Erscheinung lockte zu keiner Annäherung, sagt Goethe. Aber seine näheren Freunde wußten es besser, daß Klopstock sich keineswegs immer so feierlich zeigte. Wo er sich hingeben konnte und wollte, erschien er heiter bis zum Übermut und überfließend von treffendem Witz; wie er umgekehrt dort, wo er sich etwas zu vergeben fürchten mußte, viel Weltkunde und Weltkälte hervorzukehren verstand und, ähnlich wie der alte Goethe, auf die Besucher den Eindruck eines Diplomaten machte. Wenn aber auch seine hohe Meinung von dem Beruf des christlichen Dichters das Anspruchsvolle in seinem Wesen zeitigte und seiner Persönlichkeit zum Verhängnis wurde, so war sie doch ein Vorteil, der unserer Literatur zugute kam. Mit dem Künstlerstolz, den er in überreichem Maße besaß, forderte Klopstock von jedermann Achtung für sein Werk und für seine Person. Und diese Achtung kam nicht bloß ihm, sondern der Dichtung überhaupt zugute, vor welcher die Deutschen wieder den Hut abziehen lernten, nachdem sie lang genug jeden als einen Müßiggänger betrachtet hatten, der die Dichtung nicht bloß in den «Nebenstunden» betrieb. Klopstock ließ sich in kein Amt einzwängen, er ist unter kein bürgerliches Joch gekrochen. Von Anfang an hat er es bloß als Pflicht und Schuldigkeit betrachtet, daß die Welt dem Sänger des Messias ihren Tribut bringe. Seine ganze Umgebung war damit beschäftigt, ihn nach Würden zu versorgen: erst in Berlin unter dem Schutze Friedrichs des Großen, dann in England, und endlich in Dänemark, wo sie denn auch ihr Ziel erreichte. Er ist nicht in dem gleichen Maße freier und unabhängiger Schriftsteller gewesen wie Lessing; aber er hat sich nie zu dem demütigen Supplikantenton der zeitgenössischen Dichter herabgelassen. Was ihm von seiten der Fürsten wie des Publikums geboten wurde, nahm er als ein ihm gebührendes Recht in Anspruch: die Versorgung in Dänemark ebensogut wie die Bewunderung des Publikums, dem gegenüber er sich nicht als gehorsamen Diener, sondern als den hohen Priester des Höchsten und Heiligsten fühlte.

Klopstock ist der Begründer und Schöpfer unserer Dichtersprache, zu der vor ihm eben nur Ansätze vorhanden waren. Er widerlegte praktisch den Satz, den in der Theorie Gottsched am hartnäckigsten behauptete: daß in der dichterischen Sprache nichts zulässig sei, was nicht auch die gewöhnliche Sprache des Lebens und des Umganges erlaube. Er hat auch die Fühlung unserer neueren Schriftsprache mit den Dialekten auf der einen, und mit der älteren Sprache auf der anderen Seite wieder hergestellt. Er hat von Opitz und von Brockes gelernt und den Einfluß von Hallers sinnvoll gedrängter Sprache erfahren. Am meisten aber verdankte er Luther und er schrieb in einem Briefe an Böttiger selber vieles, ja das meiste von dem, was ihm an der Bildung (hie und da vielleicht Umbildung) der Sprache gelungen sei, der Lutherischen Bibel zu. Wilhelm Schlegel hat ihn einen Stifter wenigstens im grammatischen Teile unserer Poesie genannt und sein Verdienst um unsere Dichtersprache mit den folgenden Worten gekennzeichnet: «Er versuchte zuerst bis an die Grenzen des Möglichen und Erlaubten zu gehen, und wenn seine Wendungen wegen ihrer Geschraubtheit und Dunkelheit oft gar nicht nachahmenswürdig sind, so ist er doch durch seine Kühnheit der Vater unserer heutigen Diktion geworden.»

Klopstock hat endlich die antiken Versmaße, den Hexameter und die Odenmaße, der deutschen Dichtung erobert. Ohne den Messias kein

Hermann und Dorothea; ohne Klopstocks Oden kein Hölderlin und Platen. Dem Reime dagegen ist Klopstock, außer in seinen Geistlichen Liedern und in seinen Epigrammen, stets aus dem Wege gegangen und er hat ihn in späteren Jahren als den bösen Geist mit dem plumpen Wörtergepolter, als einen schmetternden Trommelschlag, als ein nichtssagendes Gleichgetön usw. ingrimmig verfolgt. Wenn wir ihm darin auch heute nicht mehr Gefolgschaft leisten, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Widerstand gegen den Reim zur Zeit Klopstocks ein Fortschritt war, zu einer Zeit nämlich, wo das Dichten fast ganz mit dem bloßen Reimen zusammenfiel.

Immerhin lebt der Dichter des Messias und der Oden mehr in der Literaturgeschichte fort als in dem Herzen der Nation, die ihm ihre Gunst mehr als billig entzogen hat und nur noch selten nach seinen Werken greift. Trotz der epischen Form näher dem Oratorium als dem Vergil verwandt, von mehr lyrisch-musikalischer als episch-plastischer Schönheit, knüpfen die zwanzig Gesänge des Messias an einen dünnen Faden biblischer Erzählung endlose, aber stets aus dem tiefsten Innern geholte, zum Teil hinreißende Gefühlsergüsse der Personen, die entweder an der Handlung selber beteiligt sind oder sie auch bloß als Zuschauer mit ihrem gemütlichen Anteil begleiten. Derselbe Schwung der Empfindung und dasselbe Pathos herrscht auch in den Oden, die zum Teil in antiken Maßen, zum Teil in dem freien Versmaß gedichtet sind, das von Klopstock seinen Namen hat, und später auch Goethes hohen Oden zeigen. Liebe und Freundschaft, Gott und Vaterland, das sind die großen Gedanken, die in wenig veränderter Gestalt in Klopstocks Oden wiederkehren und einen stets aufs neue ergreifenden Ausdruck finden. Von der antiken Mythologie ist er, nicht zu seinem Vorteil, aber auch hier ein Bahnbrecher für spätere, zu der nordischen übergegangen, und so vereinigt seine Dichtung drei Elemente: das antike, das biblische und das nordisch-germanische.

▫ ▫ ▫

Genau zu derselben Zeit wie Klopstock, drei Jahre vor Wieland ist Lessing aufgetreten. Klopstock und Wieland sind die ebenbürtigsten unter seinen Zeitgenossen, an denen Lessing gemessen werden muß. Heute freilich ist die Frage längst entschieden: Wer hat noch den Mut, ohne die weiteste Ausdehnung des Begriffes, Klopstock oder Wieland einen Klassiker zu nennen? Wer aber würde es umgekehrt wagen, dem Dichter der Minna von Barnhelm oder des Nathan diesen Ehrentitel streitig zu machen? Wer liest heute noch Klopstock oder Wieland; aber wer liest nicht Lessing?

Ihnen beiden steht Lessing zunächst als Gelehrter und als Kritiker gegenüber. In der Mißachtung der Gelehrsamkeit und der Kritik, die mit Klüglingsblicken liest und von der Glosse triefet, begegnete sich Wieland mit Klopstock. Sie waren beide Dichter, die nicht als Gelehrte gelten wollten. Lessing umgekehrt war der Gelehrte und Kritiker, der sich an einer berühmten und oft gegen ihn mißbrauchten Stelle selber den Namen eines Dichters abgesprochen hat.

Aber auch er fühlte von Jugend auf den Drang in sich, über die Schranken der Gelehrsamkeit hinauszustreben. Als Kind nur von dem einen Wunsch beseelt, mit einem recht großen Haufen von Büchern gemalt zu werden, ist er doch schon als Jüngling zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß die Bücher ihn wohl zu einem Gelehrten, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden. Klopstock und Wieland haben sich in ihren besten Werken selbst übertroffen; Lessing als Mensch und als Mann war größer als das größte seiner Werke. Alle seine Werke sind bloß Fragmente eines großen, dem rastlosen Streben nach Wahrheit gewidmeten Lebens. Lessing ist der erste große Fragmentist in unserer Literatur, in welcher er im Laufe der Zeit mehr als einen Nachfolger gefunden hat.

Als Freund der Wahrheit behauptete Lessing seine äußere und innere Unabhängigkeit. Wie schauen andere zu seiner Zeit sich früh nach einer sicheren Versorgung um — Lessing will ohne Amt bleiben und als bloßer Schriftsteller, als armer Literat von seiner Feder leben. Er gibt das erste Beispiel eines von seiner ehrlichen Arbeit lebenden, gesinnungstüchtigen Schriftstellers. Wie Klopstock dem Beruf des Sängers wieder zum Ansehen verhilft, so adelt Lessing den Schriftstellerstand. Schon Herder hat ausgerufen: nie würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studierstube eingeschlossen wäre! und Friedrich Schlegel hat den großen und freien Stil seines Lebens gerühmt. Ja, was noch mehr ist: auch als Gelehrter hat Lessing

seine Unzünftigkeit zu bewahren gewußt. Keine Partei hat sich jemals rühmen können, ihn zu den ihrigen zu zählen. Kein Parteiorgan oder Journal hat ihn dauernd als Mitarbeiter festgehalten. Vielmehr bietet Lessing das einzige Beispiel einer kritischen Autorität ohne gleichen, die nicht unterstützt wurde durch eine hinter ihr stehende Partei, der niemals ein einflußreiches Parteiorgan zum Verderben ihrer Gegner zu Gebote stand. Seine Machtstellung beruhte einzig und allein auf der Person des Kritikers.

Wie Lessings freizügiges Leben bis hart an das Ende ohne Rast und Ruhe war, so gibt es auch keinen Stillstand in seinen Werken. Wie nach seinen schönen Ausführungen der Schild des Achill bei Homer, so entstehen auch die Werke Lessings unmittelbar vor unseren Augen. Auch wo das Ergebnis heutzutage unhaltbar geworden und widerlegt ist, sind sie durch die Methode und als Ausdruck seiner kühn nach Wahrheit suchenden Persönlichkeit von Wert. Wie seine Schriftstellerei, so ist auch sein Leben ein rastloses Suchen und Streben, dem nur selten Erfüllung zuteil geworden ist. Er hat nach einem Freunde gesucht, — aber menschlich näher getreten ist ihm im Grunde doch nur der früh verstorbene Ewald von Kleist. Er hat es auch einmal so gut haben wollen wie andere Menschen, und er hat nach Liebe gesucht, — sie hat ihn nur kurze Zeit beglückt. Er hat endlich auch nach Ruhe gesucht, — er hat sich ihrer aber erst spät erfreut. So macht auch sein Leben auf uns den betrübenden Eindruck des unbefriedigten; es ist ein großer Torso geblieben wie seine Schriftstellerei. Klopstock und Wieland hatten ihr Werk lange geleistet, ehe sie zu Grabe gingen; sie hätten auch zwanzig Jahre früher abtreten können. Lessing hatte sein letztes Wort noch nicht gesprochen, er ist vor der Erfüllung gestorben. Und es ist nur eine Pflicht historischer Gerechtigkeit, nicht blinde Bewunderung, wenn wir die Linie seiner Tätigkeit über das Grab hinausziehen und an seinen Namen anknüpfen, was zwar nicht von ihm selber, aber in seinem Geiste geschaffen ist.

Lessing war eine durchaus mannhafte Natur, wehrhaft zu Schutz und Trutz; er bedurfte keines «Champions», der ihn wie Wieland gegen seine Feinde verteidigen sollte. Er war auch mit bitterem Hohn gewappnet gegen das, was er wegwerfend das «sogenannte äußere Glück» nannte. Mit Wielands feinsinniger Organisation verglichen, erscheint Lessings Natur unsinnlich; mit Klopstock verglichen, erscheint er kalt. Und der Zweifel, ob Lessing einer weicheren Empfindung fähig war, ist ja schon früh von seinen Zeitgenossen und Freunden aufgeworfen worden. Weil er die weichliche Empfindsamkeit seines Jahrhunderts nicht zu teilen, weil ihn der tändelnde Kultus oberflächlicher Freundschaften nicht wie einen Gleim auszufüllen vermochte, warf man ihm vor, daß nur Lessing der Schriftsteller, nicht aber Lessing der Mensch Freunde habe. Aber auch der patriotische Enthusiasmus, der im siebenjährigen Kriege leichtbegreiflicherweise den Mund voll nahm, reizte ihn sofort, diesem Überschwang gegenüber den Kosmopolitismus hervorzukehren und den Patriotismus, von dem er sich jeden Begriff absprach, als eine bloße heroische Schwachheit zu bezeichnen — ein Satz, den später Schiller wiederholt hat und der uns heute die Schranken so deutlich vergegenwärtigt, die den Kindern des 18. Jahrhunderts gesetzt waren. Lessing war durch und durch eine verständige Natur; der Verstand war die stärkste und die überwiegende unter seinen Kräften. Seine Hauptstütze war die Kritik: er verstand durch den mächtigen Tadel zu reizen, durch den Widerspruch nicht niederzuschlagen, sondern zum Schaffen anzuregen. Die gefährliche Neigung und Fähigkeit, ein Ding von zwei Seiten zu betrachten, war ihm in hohem Maße eigen. Es war nicht Mangel an Charakter, sondern umgekehrt Paradoxie, wenn er dasselbe Ding von beiden Seiten gelten ließ; denn er suchte den Widerspruch mit sich selbst ebensosehr und fast noch mehr, als den mit den anderen. So dürfen wir ihn keineswegs beim Wort nehmen, wenn er die Liebe einmal im Zorn auf Goethes Werther als eine bloß physische Schwachheit gelten lassen wollte; denn Leisewitz gegenüber hat er, wie dessen Tagebuch zeigt, das Gegenteil verfochten. Kein Zweifel aber, daß seinem scharfen Verstande die Gemütskräfte nicht ganz das Gleichgewicht hielten und daß es Lessing an Sinn und Gefühl für die Natur fast ganz gefehlt hat.

Es war deshalb auch keine leere Bescheidenheit, sondern das Bewußtsein des überwiegenden Verstandes, wenn sich Lessing das Talent zur Dichtung selber absprechen wollte. Und natürlich hat man ihm diesen Satz fleißig nachgesprochen, ohne zu fragen, wo der Dichter an-

fängt und wo er aufhört? Ein Blick auf Lessings dichterische Entwicklung genügt, um den Satz auf seinen wahren Sinn einzuschränken. Lessing beginnt in der breiten, redseligen Art der Leipziger Dichter. Er erntet Erfolge auf Erfolge, und man baut auf ihn die Hoffnung, einen deutschen Molière zu erhalten. Er aber legt die allzu üppig wuchernde Blätterkrone ab, er beschneidet als feinsinniger und strengster Kritiker in der Berliner Schule den Baum seiner Dichtung, Ast um Ast, bis nichts mehr übrig bleibt als der feste und knorrige Stamm, die schmucklose Fabel, das einaktige Prosadrama. Das alles hätte auch ein bloßer Kritiker tun können! Aber nun beginnt der scheinbar ganz kahle und dürre Stamm aufs neue zu treiben: die Minna von Barnhelm, die Emilia Galotti entstehen und endlich erscheint Lessings Dichtung im Nathan wiederum im herrlichsten Blüten- und Blätterschmuck. Das ist nicht mehr die Arbeit des Kritikers; so neubelebend von innen heraus wirkt nur die Kunst, es ist die organische Entwicklung eines echten Dichters.

Trotzdem bleibt bestehen, daß das dichterische Talent bei Lessing in der Kritik seine feste und sichere Stütze gefunden hat und daß der Kritiker in ihm vor dem Dichter kommt, ja daß viele seiner Werke bloß die Beispiele zu der Theorie und der Kritik bilden. Umgekehrt schließt sich wieder Lessings Kritik immer an bestimmte Kunstwerke an, niemals theoretisiert er ohne eine konkrete Grundlage. Die höchsten Vorbilder und Muster findet er wie Winckelmann in der antiken Kunst; und auch in der Theorie ist und bleibt ihm Aristoteles die höchste Instanz, falls er nur richtig verstanden wird. Zuerst ist es Lessing um eine reinliche, nicht selten um eine schroffe Grenzscheidung zwischen den Gattungen zu tun; so hat er die Grenzen zwischen Theologie und Religion, zwischen der bildenden Kunst und der Dichtung («Laokoon»), zwischen der Fabel und dem Epigramm auf der einen und den verwandten Dichtungsgattungen auf der anderen festzustellen gesucht. Immer ist er bestrebt das Ergebnis der Forschung in einer klaren und bestimmten Definition zusammenzufassen, die im Anschluß an Aristoteles gegebene Definition der Tragödie bildet den Kern seiner Hamburgischen Dramaturgie. Nachdem er in der Vossischen Zeitung seine kritischen Sporen verdient hatte, suchte er in den Literaturbriefen im Innern der zeitgenössischen deutschen Literatur Ordnung zu machen, um sich dann in der Hamburgischen Dramaturgie nach außen zu wenden und die französischen Vorbilder des deutschen Dramas anzugreifen. Den drei Tragikern der Franzosen, unter denen er es am meisten mit Voltaire zu tun hat, stellt er hier Shakespeare gegenüber, weniger als den stamm- und artverwandten Dichter der Deutschen, denn als denjenigen, der den Griechen in der Hauptsache, d. h. in der Erregung der Aristotelischen Gefühle von Mitleid und Furcht, näher gekommen sei als die Franzosen, die die Alten nur in mißverstandenen Nebensachen (den drei Einheiten) nachgeahmt haben.

In der Dichtung befolgte Lessing praktisch dasselbe Prinzip wie in der Theorie. Wie er hier als richtiger Philologe über die Franzosen auf die Griechen und auf die Engländer zurückging, so griff er auch als Dichter über die abgeleiteten und entstellten Nachbilder auf die echten und ursprünglichen Muster zurück, die er bei den Alten zu finden glaubte. So wurden ihm auf dem Umwege durch die Franzosen und durch andere Renaissanceliteraturen Plautus für die Komödie, Aesop für die Fabel, Martial für das Epigramm, die antiken Dramatiker für die Tragödie die höchsten Vorbilder. Nicht bloß in der Form, auch in dem Inhalt kam seinem ernsten und stoischen Geiste die Antike entgegen. Während später Goethe und Wieland die antiken Helden und ihr Kostüm beibehielten, ihnen aber moderne Empfindungen unterlegten, finden wir bei Lessing die entgegengesetzte Art der Wiederbelebung des Altertums: Lessing behält die antiken Empfindungen bei, er gibt aber das antike Kostüm auf und rückt die Personen aus idealer Ferne näher und näher in die ihn umgebende Welt. So ist er als Lustspieldichter bald über die französischen Vorbilder hinausgegangen, hat Holberg und Goldoni studiert und bei Plautus vorläufig Halt gemacht, bis ihm dann das Leben selbst und die unmittelbare Gegenwart den Stoff zu der «Minna von Barnhelm» entgegenbrachten, diesem Kleinod in der spärlichen Literatur des deutschen Lustspiels, dessen Farben auch nach 150 Jahren noch frisch und kräftig sind. Auch im ernsten Drama ist er von der französischen Alexandrinertragödie ausgegangen, bald an ihrer Form ändernd, indem er den Reim aufgab, bald an ihrem Inhalt, indem er dem Prinzip der idealen Ferne zum Trotz

einen bürgerlichen Helden der Gegenwart zum Träger des Stückes wählte, bis ihm das bürgerliche Trauerspiel nach dem Muster der Engländer als willkommene Form erschien, um die tragischen Helden in vertrauliche Nähe zu rücken und Mitleid und Furcht in stärkerem Grade zu erregen. Ist die «Miß Sara Sampson» noch etwas rührselig und weinerlich geraten, so behandelt die «Emilia Galotti» dagegen das antike Virginiamotiv in modernem Gewande mit der ganzen Kunst Lessingscher Dramaturgie, aber auch mit jener abgemessenen, streng im Zaum gehaltenen Kraft der Leidenschaft, welche die Eigenart und zugleich die Schranke von Lessings Talent bildet. Freier und ungezwungener hat er sich zuletzt auf dem Gipfel seiner Kunst, im «Nathan», gegeben, der den Grundgedanken des Voltairischen Zeitalters, die Idee der Toleranz und der Humanität, in der geistreichen Umbiegung der uralten Ringparabel ausspricht. Er ist eine Frucht der theologischen Kämpfe, die Lessings Lebensabend ausfüllten und verbitterten und die ihren Ausgangspunkt in der Veröffentlichung der Fragmente des Wolfenbüttler Unbekannten (Reimarus) haben. Diese Fragmente hat Lessing nach seiner Weise als eine Tonne für die Orthodoxen ebensogut wie für die Rationalisten hinausgeworfen und dann einen ehrlichen, wenn auch nicht in allen Punkten siegreichen Kampf zugleich gegen jene zwei Armeen geführt. Die schönste Frucht dieser Kämpfe war außer dem Nathan die Schrift über die «Erziehung des Menschengeschlechtes», in der Lessing nach dem Alten und dem Neuen Testament ein drittes verspricht mit den später so oft zitierten und unermüdlich variierten Worten: «Es wird, es muß ein neues Evangelium kommen!» Nicht zum wenigsten ihm selber haben wir es zu verdanken, wenn dieses Wort in Erfüllung geht oder schon gegangen ist. Lessing war der stärkste und wirksamste Sauerteig, der jemals unser geistiges Leben durchdrungen hat.

▫ ▫ ▫

So nahe sich Klopstock und Lessing als Zeitgenossen standen, so fremd und kühl standen sie sich als Persönlichkeiten gegenüber. Klopstocks Mutterboden ist die Lyrik, sie hinwider ist die einzige Dichtungsgattung, die Lessing als Dichter und als Kritiker am wenigsten angebaut hat. Von dieser Seite bildet Herder seine Ergänzung und Erfüllung.

Der Hain oder der Göttinger Dichterbund.

Von Adolf Langguth.

Kein Dichter hat so aus tiefster Brust das Herzenswort gesprochen: «Ich liebe dich mein Vaterland», wie Klopstock. Die Anregung, die er gegeben, indem er das nationale Element in den Bereich der Poesie gezogen, wirkte mächtig fort. Nirgends aber kam die Begeisterung für den Dichter der Messiade so zum Durchbruch, wie in Göttingen.

Es war am 12. September 1772, der Wind strich über die Stoppeln und der Herbst hatte die Wälder bereits bunt gefärbt. In der Nähe der Papiermühle hinter Weende (bei Göttingen), da wo man in die «Klinge» eintritt, befand sich eine Quelle, die ringsum von Eichen auf abschüssigem Hügel beschattet wurde. In dieser idyllischen Einsamkeit, wo kein Fußtritt zu hören war, während der Wind in den Bäumen rauschte und das Laub auf den klaren Quell herabschüttelte, fand sich in der Abendstunde eine kleine Zahl schwärmender Jünglinge zusammen, die jenen vielgenannten Göttinger Dichterbund gründeten, der den Namen der Georgia Augusta mit goldenen Lettern in die Annalen unserer Literatur eingetragen hat.

Über die Vorgänge bei der Gründung des Bundes berichtet J. H. Voß am 20. September 1772 an seinen Freund Brückner: «Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch, und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urteilen gegeneinander zu beobachten, und zu diesem Endzweck die schon gewöhnliche Ver-

sammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Ältesten gewählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen, und ihn jährlich begehen.»

Daß gerade in Göttingen zu Beginn der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts der Boden gut vorbereitet war, eine neue Saat für literarische Keime aufzunehmen, ist nicht zufällig. Von dem älteren Geschlecht, das noch den Geist der Bremer Beiträge atmete, saß dort der Mathematiker A. G. Kestner (1719–1800), ein Gottschedianer, dessen Epigramme lange großes Ansehen genossen, und an derselben Universität lehrte G. Chr. Lichtenberg ebenso ausgezeichnet als Physiker wie als Satiriker. Nach dem Muster der Leipziger hatte sich schon im Jahre 1739 unter Geßner dort die «Deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache» gebildet, allerdings ohne der Literatur irgendwelche Frucht zu bringen. Erst jetzt wurde Göttingen der Mittelpunkt literarischer Bestrebungen, die mehr erwarten ließen. Angeregt und geleitet wurden sie durch den Holsteiner Heinrich Christian Boie, der auf der dortigen Universität das ursprünglich gewählte Studium der Rechte gegen literarische Beschäftigung ganz in den Hintergrund treten ließ und sich zunächst mit der Übersetzung englischer Theaterstücke beschäftigte. Boie, ein Mann von gediegenem Charakter und nüchterner Besonnenheit, war kein Dichter, legte auch selbst dem eigenen poetischen Talent nur mäßigen Wert bei, pflegte dagegen mit Eifer schriftstellerische Bekanntschaften, suchte jüngere Talente neidlos an sich heranzuziehen und führte demgemäß einen ausgedehnten literarischen Briefwechsel. Unter seinen Verbindungen war die mit Gotter, der seine Studien zu derselben Zeit in Göttingen begonnen hatte, die früheste und zugleich fruchtbarste. Gotter, schon von Haus aus französisch gerichtet und zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, huldigte dem französischen Geschmack und beeinflußte naturgemäß auch den Geschmack und die Kritik seines Freundes Boie, der gleichfalls französischer Eleganz zuneigte und infolge seiner nüchternen Denkweise die überschwengliche Bardenpoesie nicht ganz billigte, während er von Klopstocks Bedeutung überzeugt war und ihn für den einzigen Dichter hielt.

Um diesen Mittelpunkt gruppierte sich allmählich eine Anzahl gleichgesinnter Jünglinge und Männer, deren gemeinsames Band die Dichtung, deren Organ der «Göttinger Musenalmanach» war, seit 1769 von Boie und Gotter nach dem Vorgang des seit 1765 in Paris erscheinenden «Almanac des Muses» herausgegeben. Im Jahre 1771 führte Boie, der sich in den mannigfachsten pädagogischen Verhältnissen bewegte, neben seinen englischen Schülern auch deutsche Freunde zu, so die Grafen Cajus und Friedrich Reventlow, den Mecklenburger Chr. A. von Kielmannsegge und den Darmstädter D. Fr. von Falcke, beide aus Goethes Leben bekannt, indes Johann Heinrich Voß bereits Beiträge für den Almanach einsandte.

Unter dem Völkchen, das Boie Ende Januar 1772 als „parnassum in nuce" bezeichnete, versteht er in erster Linie den Pfarrersohn aus Mariensee bei Hannover L. H. Hölty, der Ostern 1769 nach Göttingen gekommen war, um Theologie zu studieren und durch Bürger dem poetischen Kreise zugeführt wurde; sodann Johann Martin Miller, seit Oktober 1770 Student der Theologie an der Georgia Augusta, während sein Vetter Glob. Diet. Miller seit Michaelis 1771 die Rechte dort studierte. Entscheidend für die Organisation des Bundes wurde es, daß Johann Heinrich Voß durch Boies Bemühungen seine Studien in Göttingen fortsetzen konnte und bald die Führung an sich riß. Gleichzeitig gewann der spätere Gothaer Advokat H. Ewald, der als Hofmeister eines Herrn von Schultheß in Göttingen sich aufhielt, und Karl Friedrich Kramer aus Lübeck mit der Boieschen Kompagnie Fühlung. Als im August der Pfälzer Joh. Friedr. Hahn, seit 1771 in Göttingen Jura studierend, «ein herrlicher Kopf», dazu gekommen war, hielt man wöchentliche Zusammenkünfte, in denen man die poetischen Produkte der einzelnen vorlas, beurteilte und verbesserte. Über diesen Dichterkreis, zu dem Th. L. Wehrs aus Göttingen, ferner der Freund Gotters, Seebach aus Gotha, ebenfalls Hofmeister eines jungen Mecklenburgers, und Karl August Wilhelm von Klosen sowie Christian Hieronymus Esmarch, stud. theol. aus Boel in Angeln, sich gesellten, berichtet Bürger am 20. September 1772 an Gleim: „In Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell als wie die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und zweifele beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Pro-

dukte dieser Pflanzschule mir vorliegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichtum und Vortrefflichkeit in allen Arten. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunkt.»

Man hatte für die Vereinigung der Freunde nach Klopstocks Vorgang, der in seiner Ode den griechischen Parnaß als «Hügel» dem deutschen Musensitze dem «Haine» gegenüberstellte, den Namen «Bund» oder «Hain» gewählt. Ganz im Sinne Klopstocks war es auch, daß man sich als Barde fühlte und sich Bardennamen beilegte. So hieß Voß zuerst Gottschalk, später Sangrich, J. M. Miller Minnehold, sein jüngerer Vetter Bardenhold, Hahn Teuthard, Wehrs Raimund, Hölty nach einem von Wittekinds Barden Haining. Obwohl Boie an dem Vorgang im Weender Wäldchen nicht teilgenommen hatte, ehrte man ihn doch äußerlich als Leiter des Bundes, indem man ihm den Namen des Chorführers Werdomar aus Klopstocks «Hermannsschlacht» gab. Am Sonnabend Nachmittag — dies war der Stiftungstag gewesen — kam man regelmäßig bei einem der Freunde zusammen. O. Meier geht in seinen Kulturgeschichtlichen Studien aus Göttingen (Linden-Hannover 1889) pietätvoll den Spuren jener Jünglinge nach, indem er die alten Wohnungen feststellt, die spottweise sogenannte «Bardei», wo Boie und Voß, der letztere denkbarst bescheiden, untergebracht waren, wo Klopstock Boies Gast gewesen ist, und ebenso wissen wir, wo die übrigen bekannteren Bundesbrüder, die Miller, Cramer, die Stolberge und Esmarch ihr Quartier hatten. In der guten Jahreszeit fanden die Versammlungen auch im Freien statt, aber immer mit einem bestimmten Zeremoniell. Man hatte äußere Vereinszeichen angeschafft, ein Bundesjournal («Die Geschichte des Bundes»), um die Versammlungen und die darin gelesenen Gedichte zu verzeichnen, und ein Bundesbuch, in welches alle nach mündlicher Beurteilung der Genossen und nach schriftlicher Kritik eines bestellten Rezensenten gutgeheißenen Gedichte aufgenommen wurden. Beide trugen das Motto: «Der Bund ist ewig.»

Über den Parteistandpunkt im literarischen Leben gibt gleich das erste vom Bunde gefeierte Fest — es war der Abschiedsschmaus Ewalds am 3. Oktober 1772 — Aufschluß, worüber Voß seinem Freunde am 26. Oktober 1772 wie folgt berichtet: «Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken. Erstlich Klopstocks! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock. Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! Nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens, Weißens etc.... Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger wars. Man stand mit vollen Gläsern auf und — «Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire usw.» An Selbstbewußtsein fehlte es also den jungen Leuten nicht, aber der Höhepunkt war noch nicht erreicht. Im Herbst 1772 kamen die Grafen Stolberg mit ihrem Hofmeister Clausewitz nach Göttingen, die als Freunde Klopstocks den Bund mit dem Dichter der Messiade bald in unmittelbaren Verkehr brachten. Beide Stolberge mit Clausewitz wurden noch im Winter in den Bund, den sie schon früher besucht hatten, aufgenommen, auch Cramer «auf sein Anhalten», und Voß' Freund, der Prediger Brückner zu Großen-Vielen im Mecklenburgischen als auswärtiges Mitglied. Der Bund galt als vollkommen, seitdem die Grafen Stolberg kooptiert waren, auf die sich fortan das ganze Interesse konzentrierte. Daß zwei Grafen, zwei aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands stammende Jünglinge klassisch gebildet, feurige Dichter und in den freien Künsten geübt, zwei «Göttererscheinungen aus höherer Welt», sich zum Bunde bekennen wollten, war in der Tat unerhört. Von jetzt an wurde die Sache des Bundes eine ernste.

Klopstock hatte durch den Verleger des Messias die einzelnen Bogen des Werkes an den Bund senden lassen, wo sie vorgelesen und mit Begeisterung aufgenommen wurden. Er sandte, als die Grafen Ostern 1773 in Altona bei ihrer Mutter zum Besuch gewesen und ihm vom Bunde erzählt hatten, jedem Bundesmitgliede einen Kuß sowie den Preislerschen Kupferstich: «Die heilige Muse», wofür sie sich in höchstem Maße erkenntlich zeigten. Durch ihren Eifer wurde es möglich, daß in Göttingen sich 342 Subskribenten auf Klopstocks Gelehrtenrepublik fanden, während in Erfurt nur 12, in Leipzig nur 25 angemeldet wurden. Am 2. Juli 1773 wurde dann Klopstocks Geburtstag gefeiert. Gleich nach Mittag des regnerischen Tages kamen die Bundesmitglieder auf Hahns Stube,

welche die größte war, zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Stuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands «Idris» zerrissen. Jetzt las Kramer aus den Triumphgesängen des «Messias» und Hahn etliche auf Deutschland bezügliche Oden von Klopstock vor. Darauf trank man Kaffee und rauchte. Die Fidibusse wurden aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen «Idris» stampfen. Hernach tranken sie in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, Eberts, Goethens, dessen Götz erschienen war, Herders, dessen «Blätter von deutscher Art und Kunst» ihre güldenen Sprüchlein boten. Klopstocks Ode «Der Rheinwein» wurde vorgelesen und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Sie sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Jugendgesang usw. Schließlich aßen sie, punschten und verbrannten Wielands «Idris» und Schriften. Nach solchen Tagen kamen auch andere. — Die Aufnahme, die die Bündler in Göttingen gefunden, war keine freundliche gewesen. Eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht akademischer Orden war, die sich mit Dichtereien beschäftigte, außerdem mehr häuslichen als öffentlichen Fleiß forderte, verstand man nicht. In den Augen der praktischen Professoren waren das unnütze und brotlose Spielereien der Phantasie, vor denen man öffentlich warnte. Man stichelte auf schöne Geister, Empfindsamkeit und nichtige Ruhmgier und suchte sie auf jede Weise lächerlich zu machen. Man ließ sie auf die benachbarten Berge ziehen, in Tierhäute vermummt, um Mitternacht dem Wotan opfern und Klopstock anrufen, Bildnisse verbrennen, keinen Wein, aber gewaltig viel Bier trinken, und was dergleichen Märchen mehr waren. Voß nimmt in seinem Briefe vom 17. November 1774 an Brückner auf dieses Gerede mit folgenden Worten Bezug: «Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopstocks Freunde sind und niemand die verlangte Kur machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge (ich kenne ihn nicht), wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, 400 an der Zahl, alle in Ziegenfelle gekleidet und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier trinken und solche Alfanzereien mehr, die dem Professorenwitz Ehre machen.» Glücklicherweise gab es aber in Göttingen noch einige andere Elemente, namentlich Frauen, mit «sentiments», die sich des verwandten Geistes und Tones in dem Gesang der deutschen Dichterjünglinge freuten, wenn sie auch den Schnitt ihrer Kleider aus Paris holten. Die Franzosen, sagten sie wohl, sind uns zu Schneidern gut, aber unsere Dichter müssen sie nicht sein wollen. Die Poesie ist ein Kind des Geistes und Herzens und beide sind diesseits und jenseits des Rheines so verschieden, daß es ein Unding wäre, ein Gedicht des jungen Hölty ins Französische zu übersetzen. Hatte man doch bereits von einem jungen Goethe und seinem Genie gehört. Spielten sich doch in Göttingen im Kreise der Bündischen dieselben Vorgänge ab, die um jene Zeit aus Straßburg gemeldet wurden, wo Goethe seit 1770 seine juristische Ausbildung zu vollenden suchte, wo die Tischgesellschaft unter Saltzmanns Präsidium nicht allein die französische Sprache aus ihrer Mitte verbannte, sondern sich auch in anderen Beziehungen von dem gallischen Wesen lossagte. Sie verspotteten die französische Literatur als geziert, unwahr, unnatürlich, und setzten dieser «Höflingsliteratur» die Treue, die einfache Kraft des deutschen Charakters entgegen, ganz wie die Haingenossen, nur nicht in so exaltierter Weise. Ein Jahr nach der Verbrüderung unter der Eiche schieden die Stolberge aus Göttingen. Vom 18. September datiert dann jener bekannte Brief an Ernestine Boie, in dem Voß die Szene beim Abschiede der beiden Grafen und Esmarchs ausführlich schildert.

Für den großen Verlust, den der Bund durch den Weggang der Stolberge erlitten hatte, konnte nur die fortgesetzte Teilnahme Klopstocks einigermaßen entschädigen. Nachdem er durch den auf seiner Reise nach Algier begriffenen Schönborn Grüße hatte bestellen lassen, brachte Boie im Frühjahr 1774 einen Brief von Klopstock, der die Freunde in Entzücken versetzte. Der größte deutsche Dichter, der erste Deutsche unter den Lebenden, der frömmste Mann, wollte Anteil haben an dem Bunde der Jünglinge, dann Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch waren, einladen und mit vereinten Kräften

wollten sie den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen; zwölf sollten den inneren Bund ausmachen, jeder einen Sohn annehmen, der ihm nach seinem Tode folge; sonst wählen die Elfe. Alles was die Bündler schrieben, sollte streng nach Moral und Geschmack geprüft werden, bevor es erscheinen dürfe. Klopstock selbst wollte sich dem Urteil des Bundes unterwerfen. Zwei Dritteile von den Stimmen sollten entscheiden. Klopstock wollte durchaus nicht mehr als eine Stimme haben und zwar auf Bitten der Jünglinge die letzte. Man beabsichtigte zugleich den verzärtelnden Geschmack zu vertilgen, der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, Götzenbilder, die der Pöbel anbetete, z. B. einen Heinse, Weiße usw. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer (Rezensenten), wenn sie zu unverschämt schrieen, umzustoßen usw.

Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstocks, wurde J. A. Leisewitz, der Dichter des «Julius von Tarent», ein Freund Höltys, durch den er schon im Winter vorher mit den Haingenossen bekannt geworden war, einstimmig in den Bund aufgenommen. Um Michaelis aber wurde den zurückgebliebenen Bundesgliedern die höchste Freude, nach der sie geizten: Klopstock besuchte sie. Voß und Hahn hatten ihn schon um Ostern in Hamburg gesehen, tagelang mit ihm verkehrt und Klopstock hatte Freude an ihnen gehabt. Einem Rufe des Markgrafen von Baden folgend, kam er jetzt nach Göttingen, von Hahn und den Millern in Einbeck eingeholt. Voß, Hölty und der jüngere Boie fuhren ihm bis Bovenden entgegen. In der Dämmerung kamen sie mit ihrem großen Gast nach Göttingen und logierten ihn in Boies Zimmer ein. Er blieb zwei Tage, besuchte niemand und wies alle ab, die sich melden ließen. Die jungen Freunde saßen den ganzen Tag um ihn herum, und er erzählte. Am dritten Tage reiste er mit Hahn und den beiden Millern nach Kassel, wo Leisewitz sie erwartete.

Dies war der Höhepunkt des Bundes, dem ein jähes Erlöschen folgte. Leisewitz kehrte, ohne von jemand Abschied zu nehmen, nach Hannover zurück, M. Miller und Hölty gingen nach Leipzig, der jüngere Miller nach Wetzlar. Auch Hahn verließ Göttingen, kam aber im nächsten Jahre zurück, um Theologie zu studieren. Wenige Monate später ging auch Boie von Göttingen und endlich mit dem Frühjahr des folgenden Jahres eilte Voß, das vereinsamte Göttingen mit Hamburg und Wandsbeck zu vertauschen. Der Bund war gesprengt.

Das Bundesbuch, das Klopstock bevorworten sollte, ist niemals erschienen. Zwar hatten die Freunde außer ihrem eigenen vertraulichen Briefwechsel auch eine besondere offizielle Bundeskorrespondenz verabredet und hofften zum Teil wirklich, auch in der Ferne verbunden zu bleiben und die Träume der Klopstockschen Republik doch noch einmal zu verwirklichen. Allein vor der Nüchternheit des praktischen Lebens zerstoben alle Ideale. Die Bundessterne gingen unter, nachdem ihr letztes Semester abgelaufen. Ihr Glanz verblich rasch hinter Akten und Predigtbüchern, in Kanzlei- und Schulstuben. Den Bundesbrüdern Hölty und Kloses, die beide schon 1776 ins Grab sanken, folgt Hahn drei Jahre später. Seebach war bereits im Herbst 1772 gestorben, Leisewitz schwieg, Miller vertauschte das lyrische Saitenspiel bald mit der einträglicheren Prosaschriftstellerei und entwickelte sich dann zu dem «runden und feierlichen Konsistorialrat», wie ihn Erneistine Voß in den «Mitteilungen aus dem Leben ihres Mannes» schildert. Aus Freunden waren sogar Feinde geworden. Klopstock zankte sich mit Voß wegen metrischer Kleinigkeiten herum, M. Claudius, der immer mit dem Bund im engsten Verkehr gestanden hatte, nahm zur französischen Revolution eine andere Stellung ein als jene beiden politisch harmonierenden Koryphäen. Die Beziehungen zwischen Stolberg und Voß trübten sich vollständig. Wo waren die heiligen Schauer geblieben, welche die Freunde einst durchbebt hatten? Wo die großen Aussichten des Bundes, die entflammen sollten, mochte man sie besingen oder beschreiben? Wo die Prophezeiung Klopstocks, der sich noch in der «Gelehrtenrepublik» ermutigend an die Jünglinge gewendet hatte, «deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt», in Hoffnung des Aufschwunges deutscher Eigenart und Herrlichkeit? Wo die zärtlichste Freundschaft, die zärtliche Sehnsucht, mit der F. L. Stolberg die Brüder in Gedanken küßt? Schlimmer wie Friedrich Leopold, der einst von fürstlichen Verrätern gesungen hatte und sich später der schlimmsten kirchlichen und politischen Reaktion in die Arme warf und zum Katholizismus übertrat, konnte niemand seine Vergangenheit verleugnen. — Kurz, Abfall und

Verleugnung der alten Jugendideale und Dissonanzen überall. Das Schicksal des Bundes, wir betonen es, war sehr traurig. Aber darf man deshalb seine Bedeutung auf eine jugendliche Spielerei herabdrücken, über die mancherlei Verirrungen der Jünglinge die Achseln zucken und ihre dichterischen Leistungen gering bewerten, weil sie ein neues Zeitalter der Poesie nicht heraufführten? Sollte die selbstlose Hingebung an das Große und Edle gänzlich fruchtlos gewesen sein? Ging nicht doch von der Begeisterung jener reinen, treuherzig schwärmenden Jünglinge ein Strom frischen Lebens durch unsere Literatur, wenn er auch noch so schnell verrann? Bleibt nicht doch eine Fülle von Anregungen übrig, die aus dem Bund hervorgingen, duftende Blüten, die der Hain getragen?

Über dem lärmenden Klopstockkultus ist die Tatsache nicht zu vergessen, daß bei jenen Jünglingen der Zug unmittelbarer, volkstümlicher Dichtung hervortrat. Das Schöne, Zarte, Schlichte, Milde und Melodiöse in Höltys Gedichten, die schwermütige Ruhe, die an Tränen grenzt, sein inniger Anschluß an die Natur, die Kunst, Naturschilderungen mit seelischen Vorgängen in Verbindung zu setzen, machen ihn zu einem wirklichen Dichter. Hölty gehört zu den liebenswürdigsten Erscheinungen in der deutschen Literatur. Ein Strahlenglanz umgab den früh Verstorbenen, nicht bloß für seine zurückgebliebenen näheren Freunde, sondern für die ganze empfindende deutsche Jugend, die in den Versen des Traumbildsängers die zartesten Gefühle ihres Herzens ausgesprochen fand. Hölty war es heiliger Ernst mit dem Berufe der Poesie, und die Haingenossen waren es, in deren Kreis sich sein Talent entfaltete. Die Jahrgänge 1773 und 1774 des Musenalmanachs haben die unvergängliche Bedeutung, die wichtigste Quelle der neuentstandenen deutschen Lyrik zu sein. Hier erschienen zum ersten Male Höltys schönste Lieder neben denen von Miller und Stolberg. Goethe abgerechnet haben die Göttinger am meisten dazu beigetragen, daß die deutsche Lyrik sich endlich dem verderblichen Jagen nach dem Fremden entzog und wieder schlicht und innig, natürlich und ursprünglich, echt deutsch und volkstümlich wurde. Und noch heute, nach 150 Jahren, leben im Munde des deutschen Volkes die Lieder fort, die der Begeisterung naiver, unerfahrener, unverdorbener und idealgesinnter Jünglinge entsprungen sind.

Immanuel Kant.

Von Houston Stewart Chamberlain.

Die Philosophen des Mittelalters pflegten zwischen einer Betrachtung sub specie temporis und einer sub specie aeternitatis zu unterscheiden, je nachdem der Gegenstand als vergängliche, zeitlich bestimmte Erscheinung, oder als ein Zeitloses und Zweitloses und darum Ewiges ins Auge gefaßt wurde. Mehr als anderswo ist diese Unterscheidung bei der Betrachtung unsterblich großer Männer am Platze. In einer Beziehung gehören sie ihrer Zeit an und sind nur aus ihrer Zeit zu verstehen: ihr verdanken sie ihre Bildung, die bestimmenden Anregungen, die besonderen Wege, die eigentümliche Art, in der das Schicksal sie förderte und hemmte; in einer anderen aber — und das ist die tiefere und ergebnisreichere Auffassung — ist dieses Zeitliche Zufall, Beiwerk, Gleichnis, und es offenbart sich in einer erhabenen Persönlichkeit als ihr eigentliches Wesen, — als das Geheimnis der unvergleichlichen Wirkung, die sie auf Jahrhunderte ausübt, ein Außerzeitliches, eine die enggesteckten räumlichen und geschichtlichen Grenzen zersprengende Gewalt. Gott ist ewig; je näher ein Mensch dem Göttlichen kommt, um so deutlicher tritt das Ewige an ihm in die Erscheinung, um so lockerer hängt ihm der von jedem Winde getriebene Mantel der Zeit um die freie Gestalt. Wohl ist es belehrend, von Plato zu vernehmen, daß er Aristokrat, Dichter, Königsfreund war, daß er in seinem Garten, fern von dem Geschwätze der Stadt und dem Staube der Schulen, auserlesene Geister unterwies; auch entbehrt es nicht des Interesses zu beobachten, wie er, seinen Geist an den Gedanken anderer übend, nach und nach bis auf die Höhe seines Selbst emporwuchs; doch hängt das alles nur flüchtig mit dem wahren, ewigen Wesen dieses unvergleichlichsten Mannes zusammen, der — wir mögen es wissen oder nicht — uns allen, uns und den fernsten Geschlechtern unserer Kindeskinder, vorgedacht hat. Mit Plato ist Kant zu vergleichen. Schon ist ein großer Teil seiner Umgebung aus dem Bewußtsein der Lebenden entschwunden; je tiefer die Nacht der Vergessenheit sich über das Vergessenswerte hinabsenkt, um so klarer muß seine Gestalt hervortreten; sie in ihrer ganzen Größe zu erblicken, ist künftigen Jahrhunderten vorbe-

halten. In ihren Archiven werden die treuen Hüter des Hortes, so gut es gelingen will, die Kunde der vielfach verschlungenen Zusammenhänge aufbewahren; doch was der Lebende braucht, ist das Beispiel, die möglichst vereinfachte Gestalt, das ewig Bedeutungsvolle, das sub specie aeternitatis Erblickte, in scharfen Umrissen am Horizonte des Bewußtseins hingezeichnet; unbekümmert um Chronologie und Werdegang, erfaßt er alles, was wirklich noch lebt, und knüpft das Entfernteste zur Einheit zusammen, auf daß neues Leben und neue Taten entstehen.

Reden wir zuerst von dem zeitlichen, dann von dem ewigen Immanuel Kant.

Kants 80 Jahre währendes Leben ist fast ganz von dem 18. Jahrhundert umschlossen, einem Jahrhundert von so ausgesprochener, besonderer Physiognomie, daß mit dem bloßen Worte die Zeitumstände und ihr unausbleiblicher Einfluß auf die äußere Gestaltung der Persönlichkeit hinreichend gekennzeichnet sind. Nach dem majestätisch großzügigen, kühn aufbauenden, dramatischen Jahrhundert der Galilei, Descartes, Newton, Leibniz, der Shakespeare, Calderon, Molière, Rubens, Rembrandt war eine schwächere Epoche aufgedämmert: der geniale Spötter Voltaire, der Dolmetscher und Verbreiter wissenschaftlicher und poetischer Großtaten des 16. Jahrhunderts, gab den Ton an für ganz Europa, Watteau und Boucher waren jetzt die bedeutendsten Maler, man dichtete Zoten oder flache Moralitäten, allenfalls Kirchenlieder, die Philosophie wurde populär und triefte von Humanitätsphrasen, oder sie verfiel in flachen, zynischen Materialismus, alle Formen — der Architektur, des Gerätes, der Gesellschaft, der Gedanken — waren entweder zierlich, gewunden, verschnörkelt oder phantasielos, bleiern, langweilig; die staatlichen Verhältnisse — namentlich in Deutschland — entsprachen genau dieser allgemeinen Gemütsbeschaffenheit der Schwäche, Zerfahrenheit, Ideenlosigkeit, Konventionalität; eine große Seele war notwendigerweise einsam, verbannt, auf sich zurückgewiesen, — der Denker in der Welt seiner Gedanken nicht minder als der Preußenkönig auf dem Throne. Wenn Kant sein erstes großes und unvergängliches Werk, die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, «dem Herrn Friedrich, Könige von Preußen» widmet, so sehen wir darin den Gruß des Einsamen an den Einsamen.

Außer der drückenden Luftlosigkeit seiner Zeit, engte Kant die Beschränktheit dürftigster Verhältnisse ein. Als Sohn eines Sattlermeisters geboren, hat er im mühseligen Frondienst des Hauslehrers und Magisters sein Leben fristen müssen. Die Universität tat wenig, um ihn zu fördern; erst mit 46 Jahren erhielt er eine Professur, und zwar für Mathematik; nicht dem weisen Urteile der Fakultät, sondern dem Zufall, daß ein Kollege gerade auf diesen Stuhl Lust hatte und Kant einen Tausch anbot, verdanken wir es, daß der Denker Philosophie hat lehren dürfen. «Vaste Gelehrte können sehr borniert sein», wie Kant bemerkt. Erst gegen Lebensschluß hat er es durch den musterhaften Sparsamkeitssinn, den er von seinen schottischen Großeltern geerbt hatte, zu einem kleinen Vermögen und somit zur Unabhängigkeit gebracht.

Schon aus dieser kurzen Schilderung geht hervor, daß es unter solchen Umständen auch einen langen Kampf kosten mußte, sich bis zur inneren Unabhängigkeit durchzulichten. Zwar tritt Kant voll Mut seinen beschwerlichen Lebensweg an; in seinem mit 22 Jahren geschriebenen Erstlingswerk erklärt er: «Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will; ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.» Doch stand ihm alles entgegen; und hemmte ihn einerseits — im Gegensatze zu dem begüterten Plato — die Armut Schritt für Schritt, so fesselte ihn noch mehr die kümmerliche Gedankenwelt, die ihn umgab, die verschnörkelte, armselige Philosophie, in der er selber erzogen war und die er nun andere lehren sollte. Nie ist es einem großen Denker so erschwert worden, groß zu denken. Er hatte die Vierziger überschritten, ehe er echte eigene Wege betrat, und zählte 57 Jahre, als sein erstes grundlegendes Werk — die Kritik der reinen Vernunft — erschien. Daher die Anomalie, daß bei Kant die Zeit der größten schöpferischen Produktivität zwischen das 55. und 75. Lebensjahr fällt; daher aber auch der darauf folgende Zusammenbruch der geistigen Fähigkeiten. Kant hat sein Lebenswerk nicht vollenden können; das ist der schwerste Tribut, den er — und mit ihm alle folgenden Geschlechter — der schnöden Zeitumgebung zu zahlen hatte.

Worin nun seine Zeit ihn förderte, war zweierlei. Erstens suchte er in der Ferne die Größe, die er um sich herum nicht antraf. Gegen fach-

philosophische Abhandlungen empfand er eine unüberwindliche Abneigung. «Luftbaumeister» und «Pöbel der Vernünftler» nennt er die gelehrten Kollegen, und die Metaphysik ist ihm «ein Märchen aus Schlaraffenlande»; dagegen schenkt er die leidenschaftlichste Aufmerksamkeit zwei Werken der Erweiterung, die dazumal mit Beharrlichkeit durchgeführt wurden und deren zukunftgestaltende Bedeutung er klar erkannte: den geographischen Entdeckungen und den chemisch-physikalischen Entdeckungen. Kant las jedes Reisebuch, sobald es erschien, und pries sich glücklich, ein Altersgenosse Kapitän Cooks zu sein. Ebenso groß war Kants Interesse für alle Fortschritte auf dem Gebiete der Physik und der Chemie. Der Professor der Chemie, Karl Gottfried Hagen, bezeugt sein Erstaunen, den schon bejahrten Kant in allen Einzelheiten der neuesten Experimentalchemie völlig bewandert zu finden. Das also war die Welt, wo Kant Erweiterung des Gesichtskreises, Befreiung des Geistes, Belehrung suchte und fand.

Die zweite Förderung, die er von seiner Zeit empfing, geschah durch das Auftreten zweier wirklich großen Männer: ich meine Jean Jacques Rousseau und David Hume. Der Franzose und der Engländer gewährten dem Deutschen, was ihm zu jener Zeit in der eigenen Heimat — da Goethe und Schiller, als zu spät geboren, in seinen Gesichtskreis nicht mehr eintreten konnten — kein einziger Mensch zu gewähren imstande war: die geistige Anregung, den zündenden Funken. Rousseaus Bildnis war das einzige, das Kant an seinen schmucklosen Wänden duldete; seiner Verpflichtung gegen Hume tut er wiederholt Erwähnung. Wenn man, behufs möglichster Vereinfachung, Kants Lebenswerk in zwei Teile zerlegt: einen sittlich-religiösen und einen kritisch-erkenntnistheoretischen, so kann man sagen, Rousseau hat den bestimmenden Antrieb zum ersten, Hume zum zweiten gegeben.

So viel über Kant sub specie temporis.

Wollen wir nun Kant sub specie aeternitatis betrachten, so müssen wir uns erst fragen: was hat Kant gewollt? Wie sollten wir seine ewige Bedeutung richtig erkennen, wenn wir hierüber falsch unterrichtet sind? Zum Glück hat er uns selber eine genau formulierte Antwort hinterlassen: «Ich lehre die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.» Von Anfang an und zu allen Zeiten ist Kants Ziel ein praktisches gewesen. Einmal bezeichnet er einem Freunde gegenüber als Inhalt seines Tuns: «die Quellen alles Praktischen zu eröffnen».

Hierdurch nun gerade — durch das Praktische, nicht Spekulative des Zieles — fand sich Kant unwillkürlich mit Gewalt auf die kritische Kernfrage alles Sinnens über die Stellung des Menschen in der Schöpfung hingedrängt. Der Mensch steht gewissermaßen als Zwitter da; er gehört zwei Welten an; wie Kant es einmal gemeinverständlich ausdrückt: «er verknüpft Gott und Welt»; oder wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet: er ist Natur und zugleich auch Freiheit; als Natur ist er ein bloßes Rad in einem lückenlosen Mechanismus, als Freiheit ist er eine Persönlichkeit, deren Wert und Würde alles übertrifft, was die Natur hervorzubringen vermag. Hier entsteht der ewige Zweifel und der unschlichtbare Streit. Die Einen leugnen die Natur, um die Persönlichkeit zu retten, die Anderen opfern die Persönlichkeit, um in der Erkenntnis der Natur ungehindert fortschreiten zu können. Genau auf dem kritischen Punkte, wo die Wege sich scheiden, stand von Hause aus Kants Geist: den exakten Wissenschaften und dem Studium der Mathematik leidenschaftlich hingegeben, zugleich in die moralische Frage vertieft: «was muß man sein, um ein Mensch zu sein?» Und so wuchs denn für ihn das kritische Problem: wie verhält sich Natur zu Freiheit? Welt zu Gott? — die geheimnisvolle Gleichung, deren beide Seiten er in so außergewöhnlicher Weise befähigt war zu übersehen — immer mehr zu der wichtigsten aller Aufgaben heran. Bis dieses Problem gelöst war, fußte weder Wissenschaft noch Sittenlehre auf fester Grundlage. Läßt sich das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht als unbedingte Notwendigkeit nachweisen, dann ist unsere stolze Wissenschaft der Natur ein Kartenhaus; kann die Freiheit angezweifelt werden, dann ist Sittlichkeit und mit ihr Religion ein schwankes Rohr.

So wird denn Kant, wie 2000 Jahre vor ihm Plato, gleichsam gegen seinen Willen gezwungen, sich eingehend mit übersinnlichen Forschungen abzugeben. Plato und Kant sind beide Moralisten und Soziologen; beide werden nie müde, die Fruchtlosigkeit der Bemühungen aller berufsmäßigen Gedankenakrobaten zu geißeln;

beide sehen sich aber — gerade infolge ihrer praktischen Ziele — genötigt, sich mit dem Grundproblem aller Metaphysik — dem Verhältnis zwischen Natur und Freiheit — zu beschäftigen. Es ist dies jedoch für sie im Anfang eine nebensächliche, fast lästige, möglichst schnell zu erledigende Arbeit; «ich werde froh sein, wenn ich meine Kritik der Vernunft werde zu Ende gebracht haben», schreibt Kant 20 Jahre vor der endgültigen Lösung dieser seiner Aufgabe. Doch nunmehr hat sie beide der Dämon und läßt sie nie wieder los. Sie finden nämlich die Lösung des Problems, und auf einmal versteht sie kein Mensch mehr, denn der Mensch will auf allen Gebieten vermittelst Dogmen denken, und was Plato und Kant finden, ist der Gedanke der Methode, d. h. des kritischen Begreifens, im genauen Gegensatz zu allen Dogmen; hier tritt der Mensch aus naiv kindlichen Vorstellungen heraus und zu männlich reifer Einsicht über. Und ihre Sittenlehre, ihre Gesellschaftslehre, ihre Religionslehre — das, worauf es ihnen einzig ankommt, das, wofür sie auszogen und was sie jetzt entdeckt haben — sie können es anderen nicht verkünden, wenn es nicht vorher gelungen ist, ihre neue Weltanschauung überzeugend mitzuteilen. So wird die Nebensache nach und nach zum Hauptlebenswerk. Beide Männer werden unbewußt in den Dienst einer Vorsehung genötigt; sie sterben, ohne das geleistet zu haben, was sie eigentlich hatten leisten wollen, und haben dabei das vollbracht, was aus dem gesamten Menschengeschlecht nur sie allein zu vollbringen fähig waren.

Die Lösung, die Kant fand — und die sich der platonischen als naheverwandte Ergänzung anschließt —, zeigt den praktischen Denker und Mathematiker. Descartes begründete unsere höhere Mathematik durch folgende Methode: will ich ein Problem lösen, so beginne ich damit, es als gelöst zu betrachten: «premièrement je suppose la chose comme déja faite.» Ebenso geht Kant zu Werke. Es ist kindlicher Irrtum, einen Anfang suchen, ein erstes Prinzip feststellen und von dort aus das Gegebene erklären zu wollen. Wahr ist, was lebt und Leben zeugt. Die Freiheit können wir nicht entbehren, die Natur auch nicht; das unmittelbar Gewisse leugnen zu wollen, nennt Kant «einen Skandal der Menschenvernunft». Nicht darauf kommt es also an, Freiheit und Natur in ihrem Zusammenbestehen zu «erklären»; dieses Vorhaben hätte überhaupt keinen Sinn; sondern wir müssen nach Analogie mit dem Verfahren der Mathematik und der mathematischen Physik das Gegebene als gegeben annehmen und nunmehr den Zusammenhang in unserem Geiste derartig aufbauen, daß er harmonisch wird, das heißt, daß ein jeder Teil des tatsächlich Gegebenen zu jedem anderen Teil wie zum Ganzen in übersichtliche, lückenlose, allseitig bedingende Beziehung tritt. Das ist, was begreifen zu heißen verdient (im Gegensatz zu «erklären»). Nun läßt die mathematische Lösung eines Problems häufig noch andere Lösungen zu; insofern diese eine aber möglich ist, ist sie ohne weiteres auch richtig. Bei der Betrachtung von Tatsachen liegt das Verhältnis anders; hier könnte die «Richtigkeit» einer Lösung möglicherweise eine bloß bildliche sein; so kann man z. B. bei allen physikalischen Hypothesen (Äther, Atome usw.) nicht wissen, ob und inwiefern sie materiell mit der Wirklichkeit übereinstimmen; sobald sie aber die oben bezeichneten Bedingungen erfüllen, sind sie jedenfalls Symbole der Wahrheit. Eine derartige wissenschaftlich-genaue Symbolik sucht nun Kant für die Tatsache «Mensch» aufzustellen, eine «Architektonik der Vernunft», wie er es nennt; gelingt es ihm, so ist der Mensch, zwar nicht erklärt, doch in seinem widerspruchsvollen Wesen begriffen.

Bei der Symbolik Kants liegt also die Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens zugrunde; sie wird nicht verschleiert, nicht zu vertuschen gesucht. Es gibt Freiheit und es gibt Natur; ganz innen im Bewußtsein scheinen beide zusammenzulaufen, doch je fester man diesen Vereinigungspunkt ins Auge faßt, um so weiter weicht er zurück; wir können ihn nie ergreifen; vielmehr bewegt sich das ganze Leben unserer Vernunft an zwei auseinander strebenden Linien entlang: in der Praxis des Lebens handeln wir als freie Wesen, in der Theorie erkennen wir uns als gebundene Bruchstücke der durch Notwendigkeit regierten Natur. So haben wir denn — um uns selbst zu begreifen — vorauszusetzen, daß innerhalb unseres einheitlichen Gemütes zwei verschiedene Arten zu denken am Werke sind: eine praktische Vernunft und eine theoretische Vernunft. Die Tatsachen, welche die praktische Vernunft entdeckt, sind Gebote. In der Natur besäße die Vorstellung eines Gebotes keinen Sinn; man kann da nicht fragen: was sollte sein?, sondern

nur: was ist? Im praktischen Leben dagegen ist das Sollen — sei es als Wunsch oder als Pflicht — alles. Aus der Tatsache des Sollens erfolgt der Begriff der Persönlichkeit, und aus beiden ergibt sich die Idee der Freiheit, und so gelangen wir zu jenen Gesamtvorstellungen einer moralischen Bedeutung des Daseins, die wir als Religion zu bezeichnen pflegen. Die theoretische Vernunft andererseits erhält auf ihre Frage «was ist?» die Antwort «unwandelbare Gesetze»; die Einsicht in diese Gesetze bildet Erkenntnis, theoretische Erkenntnis, und die Einheit aller verschiedenen Erkenntnisse führt zu der Idee der Natur und — sobald diese systematisch ausgebaut wird — zur Wissenschaft der Natur. Hieraus ergibt sich folgendes Schema:

der Mensch (als Träger aller Erfahrung)

Wissenschaft — Religion
Natur — Freiheit
Erkenntnis — Persönlichkeit
Gesetze — Gebote
theoretische Vernunft — praktische Vernunft

der Mensch (als Vernunft)

Drinnen im Gemüte sind, wie gesagt, theoretische Vernunft und praktische Vernunft kaum durch eine dünne Scheidewand getrennt; es scheint, als müßten sie jeden Augenblick zusammenfließen; je tiefer aber die Gedanken hineindringen, um die Zusammenhänge zu erfassen, um so ferner voneinander geraten sie. «Es ist», sagt Kant, «nicht möglich, eine Brücke von einem Gebiete zu dem anderen hinüberzuschlagen.» Darum ist jede äußere Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft undurchführbar; nur innen, im Herzen des Menschen, fließen beide — wenn der Mensch erst gelernt hat, «was er sein muß, um ein Mensch zu sein» — harmonisch zusammen. Dagegen ist es ein schweres Verbrechen gegen das Wesen des Menschen, wenn die Religion sich unterfängt, die Wissenschaft zu meistern, und ein noch größeres Verbrechen, wenn die Wissenschaft die Freiheit und mit ihr die Pflicht in Frage stellt.

Weiter ins einzelne der kantischen Weltanschauung zu dringen, ist hier nicht der Platz; hier konnten nur die Methode und ihr Hauptergebnis genannt werden. Jeder muß einsehen, daß diese Gedanken in keinem inneren Zusammenhang mit den Erbärmlichkeiten der Zeitumstände stehen; sie besitzen ewige Geltung.

Goethe und Schiller.

Von Otto Harnack.

Ein Gesamtbegriff sind uns die beiden großen Dichter geworden; ihre verbundenen Namen erwecken in uns die Vorstellung der höchsten Entfaltung der deutschen Poesie. Zugleich aber auch die eines Höhepunktes der deutschen Kultur überhaupt.

Das geistige Leben war durch die reißend schnellen Fortschritte des 18. Jahrhunderts auf eine hohe Stufe geführt worden. Es ist nicht vorwiegend eine Periode künstlerischer Entwicklung, die Deutschland damals durchlebt hat; mit bewußter Anstrengung nur haben Goethe und Schiller der rein künstlerischen Betrachtung zu ihrem Rechte verholfen. Die Hauptkraft Deutschlands richtete sich neben der Poesie auf die Philosophie, und es ist von höchster Bedeutung, daß der Hochstand unserer Literatur zusammentrifft mit einem Höhepunkt unserer Welterkenntnis. Die Gestalten von Kant, Goethe und Schiller sind unzertrennlich verbunden; aus der Folgereihe unserer idealistischen Philosophen ist besonders Schelling für Goethe bedeutungsvoll geworden. So ist denn das Lebenswerk jener beiden großen Dichter unzertrennlich von unserem Ringen um die tiefsten Probleme der Welt- und Lebensanschauung. — Dagegen ist für ihr künstlerisches Schaffen von durchschlagender Bedeutung die allgemein-europäische künstlerische Atmosphäre der Zeit geworden. Es herrschte der antikisierende Klassizismus, der allerdings nicht überall aus rein künstlerischen Wurzeln erwachsen war, am wenigsten in dem maßgebenden Lande, in Frankreich. Hier hängt die gesamte künstlerische Bewegung aufs engste mit den politisch-sozialen Zuständen zusammen. Wie der Rokokostil unzerreißbar mit der Welt des ancien régime verknüpft war, wie später die politische Restauration die Romantik hervorbrachte, so ist der Klassizismus der natürliche Ausdruck der Empfindungsweise der republikanischen und der cäsaristischen Zeit gewesen. Nicht durch ähnlich starke Persönlichkeiten wie sein glänzender Vorgänger zur Zeit Ludwigs XIV. getragen, ist dieser französische Neuklassizismus, ohne tief gegrabene Spuren zu hinterlassen, bald wieder verschwunden. Und ähnlich geschah es in den meisten europäischen Ländern. Anders in Deutschland,

wo die stärkste Zusammenfassung der poetischen Kraft des ganzen Volkes, wo das Hervortreten der genialsten Persönlichkeiten gerade in die Zeit des Klassizismus fiel und dadurch die bezeichnenden Züge erhielt. Das klassische Ideal ist dadurch für Deutschland von einer unvergleichlich größeren Bedeutung geworden als für andere Völker; es ist untrennbar verwachsen mit unseren höchsten geistigen Bestrebungen. Es hat aber damit auch einen tieferen eigenen Inhalt gewonnen. Nicht in künstlicher Reproduktion oder sklavischer Nachahmung der Antike kann es seine Erfüllung finden; vielmehr will es wetteifern auf eigenem Wege mit der schöpferischen, eine geläuterte, verklärte Natur der Wirklichkeit gegenüberstellenden Kunst der Hellenen, gemäß dem Goetheschen Worte: «Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!»

Ein Führer zu klassischem dichterischem Schaffen war schon Lessing gewesen. Aber einerseits reichte seine eigene poetische Zeugungskraft nicht vollständig aus, um durch die Tat zu beweisen, was er erkannt und verkündet hatte, andererseits hatte die unerbittliche Strenge seiner logisch gefügten Forderungen die kühn aufstrebende künstlerische Jugend auf die Dauer nicht fesseln können. Der Vorkämpfer frei aus der Seele des Dichters, aus der Seele seines Volkes entspringender Poesie war Herder geworden, und in diesem Zeichen errangen Goethe und Schiller, obgleich durch ein Jahrzehnt voneinander getrennt, beide ihre ersten großen Erfolge.

Johann Wolfgang Goethe, in Frankfurt a. M. den 28. August 1749 geboren, ist freilich, geleitet von seinem streng am erprobten Alten festhaltenden Vater, unter der Herrschaft des «französischen Geschmacks» aufgewachsen. Die Einwirkung des Theaters während der lang dauernden französischen Besetzung der Stadt kam hinzu. Und auch die drei Leipziger Studienjahre (1765–68) änderten das nicht wesentlich. Die zu der Zeit gedichteten Lieder sind «anakreontischer» Art und wiederholen damit eine bestimmte durch die Renaissancepoesie vermittelte, in Frankreich zur letzten Prägungsform gebrachte, gangbare poetische Münze. Zwar werden Lessings neuerscheinende Werke mit hohem Interesse aufgenommen, aber sie äußern keine Wirkung auf Goethes eigenes Schaffen.

In der Straßburger Studienzeit (1770–71) bäumt sich dann plötzlich die Naturkraft des jungen Dichters gegen konventionelle Form auf; aber nicht in ziellosem Freiheitsdrange, sondern in heißem Suchen und Ringen nach vorbildlichen, im Leben und Schaffen erprobten Führern. Das Schicksal stellt ihm in Herder einen solchen leibhaftig zur Seite. Aus der Vergangenheit winkt ihm Shakespeare zu. Mit divinatorischer Kraft erkennt er selbst in dem zuerst verwirrenden Riesenwerk des Münsters die große einheitlich schaffende Persönlichkeit seines Erbauers. In die anspruchslose, treuherzige Lebensgeschichte des fränkischen Ritters Götz von Berlichingen vertieft er sich, um sie später in Frankfurt dramatisch nachzuschaffen, weil ihm ein lebendiger, ganz auf sich selbst gestellter Mensch aus ihr entgegentritt. Stoffe wie Mahomet, Prometheus, Faust, die seine Phantasie erfüllen, zeigen die Bewunderung für Charaktere, die sich der Welt, ja der Gottheit selber im Gefühl der Vollkraft entgegengestellt haben. Scheinbar im schärfsten Kontrast dagegen zeichnet er (1774) mit zartesten, nuancenreichsten Farben das Bild des am Leben krankenden und sich selbst zugrunde richtenden Werther. Aber auch er ist eine Persönlichkeit, die ihr Gefühl souverän mit der Welt schalten lassen will, die freilich hierbei einen Weg einschlägt, der zur unausbleiblichen Niederlage führen muß. Damit hat Goethe selbst die schrankenlose Subjektivität gerichtet; in Kunst und Leben tritt die Wendung zum Allgemeingültigen, Gesetzmäßigen ein; die Philosophie Spinozas wird dabei zur Führerin.

Zwar legt das Leben diesem königlichen Geist nur die leichtesten Fesseln an; den Dienst eines Karl August von Weimar, der die äußeren Lebensverhältnisse nach den seelischen Anforderungen des Dichters zu regeln weiß, — aber es sind doch Fesseln, die zuerst das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem jüngeren Fürsten, dann das Gefühl der Treue gegen den Herrn, der zugleich Freund ist, nicht mehr abstreifen lassen. Ja, es scheint eine Zeitlang, als wolle der «Dienst» das eigene Schaffen des Dichters unterdrücken. Nur die Lyrik, die zuerst in Straßburg, beseelt durch die Liebe zu Friederike Brion, zu naturfrischem, volkstümlichem Klang erwacht war, gewinnt jetzt noch an Ernst und Tiefe, getragen durch den Seelenbund mit Charlotte von Stein.

Aber zugleich regt sich in der Phantasiewelt des Dichters eine Fülle vorempfundener Gestalten und Ereignisse, die nach poetischer Verwirklichung verlangen: Egmont, noch verwandt mit der Welt des Götz von Berlichingen, Iphigenie und Tasso auf die Heimatländer der antiken Kunst hinweisend, — und so auch Wilhelm Meister, zwar im deutschen Boden wurzelnd, aber durch Mignons sehnsuchtsvolle Lieder nach dem Lande jenseits der Alpen hinübergelenkt. Einen dieser Stoffe versucht Goethe (1779) in strenger, klassizistischer Form, aber mit Bewahrung der Prosarede zum Drama zu gestalten: Iphigenie; aber ihn selbst befriedigt nicht die Halbheit dieser Formgebung. Und endlich führt ein unbezwinglicher Drang nach einem neuen Kunstideal ihn nach Italien (1786—88). Es ist nicht nur das Verlangen, Poesie und bildende Kunst der Antike an der Quelle zu studieren; es ist der Drang nach einer Gegenwart, einem Lande und einem Volke, in dem Kunst und Natur eins geworden sind, wo das künstlerische Gesetz nicht der Freiheit der Natur widerstreitet. Darum gilt Italien hier mehr als Griechenland, Rom mehr als Athen, weil es nicht bloß Vergangenheit, sondern auch Gegenwart hat. Goethe wird in Italien Kunstforscher und Naturforscher, — weit weniger als er geglaubt hat, Dichter. Iphigenie wird in Versform gegossen, Egmont vollendet; aber die anderen Pläne stocken, und neue Entwürfe treten kaum in das Stadium der Ausführung. Zu groß ist der Reichtum der Gesamteindrücke, die für Jahrzehnte hinaus dem Forscher, dem Künstler, dem Lebenskünstler die Wege weisen. Zurückgekehrt drängt es Goethe, als Verkünder und tätiger Vorkämpfer neuer Kunsteinsicht aufzutreten. Aber der Widerhall fehlt seinem Rufe. Platte Natürlichkeit und veralteter Formalismus vereinigen sich, um der ersten Ausgabe seiner Gesammelten Werke einen äußerst kühlen Empfang zu bereiten. Unverstanden von seiner Nation zieht sich Goethe in sich selbst zurück. Die Ausführung der in Rom geplanten Elegien, die Vollendung des «Tasso» erscheinen noch als unmittelbare Nachwirkung der italienischen Eindrücke. Dann verstummt der Dichter: Naturforschung, die die Einheit der Formentwicklung in der organischen Welt ergründen will, beschäftigt ihn; für Weimar ist er auch in kunstförderndem Sinne tätig, indem er römische Künstler hinberuft, und (1791) die Leitung des Hoftheaters übernimmt; für Deutschland aber, für die Welt tritt er wieder in die Verborgenheit. Dazu wirken auch mit die gewaltigen politischen Ereignisse, die Goethe als Begleiter des Herzogs, zuerst beim Feldzug in der Champagne, dann vor den Mauern des französisch gewordenen Mainz in unmittelbarer Beteiligung miterlebt. Er erkennt das Heraufziehen einer neuen Zeit, aber er fürchtet, sie werde für längere Frist «ruhige Bildung zurückdrängen». Erst die Erkenntnis der großen Persönlichkeit Schillers gab Goethe den Glauben an die Gegenwart zurück.

Friedrich Schiller, um zehn Jahre jünger als Goethe, ist der letzte große Vertreter jenes poetischen Sturmes und Dranges, dessen Anfänge Goethe in Straßburg erfaßt hatten. In rein künstlerischer Hinsicht nur ein maßvoller und vorsichtiger Vertreter. Das Erstlingsdrama «Die Räuber» (1781) beugt sich weit mehr den überkommenen Gesetzen des Dramas als der «Götz von Berlichingen» es getan hatte; Schillers angeborenes dramatisches Talent empfand instinktiv den Wert der ausgebildeten Technik. Aber in anderer Hinsicht überbietet Schiller weit die revolutionären Tendenzen des jungen Goethe. Das Individuum verlangt hier nicht bloß nach eigener ungestörter Entfaltung und Betätigung; es verlangt eine allgemeine Ordnung der Dinge, die nach dem Prinzip der Freiheit, nach dem Ideal, das es in sich trägt, gestaltet ist. In den «Räubern» atmet der Freiheitssinn, der in Schillers Anlage gegeben war, der durch den inneren Widerspruch gegen die militärische Erziehung der «Karlsschule» noch gesteigert war, der auch schon von den Wehen des herannahenden Revolutionszeitalters berührt wurde. In «Kabale und Liebe», dem Drama grausamster Kontrastierung von Ideal und Wirklichkeit (1783), donnert der Zorn gegen ein entehrendes Regierungssystem in verzweifelter Wildheit, doch zugleich mit sicherer Berechnung der theatralischen Wirkung. Aber mit noch unsicherer Hand, in seltsamer Mischung von Enthusiasmus und Skeptizismus, wird das politische Idealziel in «Fiesco» gezeichnet.

Stark im Widerstande gegen bedrückenden Despotismus, unsicher in der Gestaltung erstrittener Freiheit zeigt sich damals auch Schillers eigene Lebensführung. Aus der unwürdigen Stellung des Regimentsfeldschers, in die ihn der Eigenwille seines Herzogs ge-

zwungen, entflieht er (1782); aber jahrelang bleibt er ein Flüchtling. Ein Jahr dramaturgischer Tätigkeit in Mannheim erweist nur, daß er weder fähig ist, sich in gegebene Verhältnisse zu fügen, noch sie zu beherrschen. Ruhiges Aufatmen findet er erst unter der fürsorgenden Freundschaft Körners in Dresden. Hier gestaltet sich das zweite historische Drama «Don Carlos», ein Protest gegen kirchlichen und politischen Gewissensdruck, ein Dithyrambus der Gedankenfreiheit. Künstlerisch wollte Schiller hier eine höhere Stufe ersteigen, der Zügellosigkeit des Subjektivismus entsagen. Die Versform der Rede sollte das bezeugen. Aber indem er sich bemühte, den Ausdruck zu formen, ging die innere Form des Dramas ihm verloren; in der Anlage steht «Don Carlos» hinter den Erstlingsdramen zurück. Er fühlte das selbst, und von der eigenen Leistung unbefriedigt, faßt er den Entschluß, der nur einer in sich selbst gefestigten, ihrer selbst bewußten Dichterpersönlichkeit möglich war: der Dichtung für geraume Zeit zu entsagen, die Klarheit und Sicherheit der Weltkenntnis, Weltbeurteilung und Weltdarstellung in geistigem Ringen zu gewinnen. Die Geschichtsforschung, die Kantische Philosophie, die antike Kunst weisen den Weg nach jenen drei Zielen. Kühn im Bewußtsein des hochgerichteten Wollens, sucht Schiller zugleich die Gemeinschaft der Besten seiner Zeit, indem er nach Weimar (1787) übersiedelt. Aber Enttäuschung erfährt er auch hier und er zieht vor, in Jena als Professor wieder allein seinen Weg zu gehen. Erst hier in der Arbeit des Berufes, in der beglückenden Ehe, die er mit Lotte von Lengefeld schloß, in der angespannten wissenschaftlichen Arbeit reift sein Inneres zur eigenen freien Geistesschöpfung aus, mit der er die Schule, in die er sich begeben hatte, überwindet. Die strenge Pflichtforderung Kants, das ästhetische Ideal der Antike, den eigenen angeborenen Freiheitssinn verschmilzt er zu einer höheren Einheit, zu dem Ideal der freiwillig dem Sittengesetz sich hingebenden, und dadurch zu innerer Harmonie gelangenden Persönlichkeit. Schweres körperliches Leiden stellt ihm die Aufgabe, diese innere Freiheit vor allen äußeren Bedingungen und Schranken heroisch zu bewahren. Und so gefestigt und geklärt, wird ihm in der Freundschaft Goethes ein neuer Lebenswert geschenkt.

Auch Goethe bedurfte damals eines Freundes. Dem deutschen Publikum entfremdet, ohne Hoffnung einer weitergehenden Wirksamkeit lebte er eingesponnen mit seiner Hausfreundin Christiane Vulpius (erst 1806 mit ihm vermählt) und dem aus Rom herangezogenen bescheidenen «Kunstfreund» Heinrich Meyer. Die Freude kongenialen Verständnisses und Mitarbeitens gewann er erst im Bunde mit Schiller. Kant schlug die Brücke zwischen Beiden. Seine Kritik der «Urteilskraft» hatte Goethes wesentliche Bestrebungen ihm selber erhellt, «Kunst und Natur sich wechselweise beleuchten» lassen. Daß die Kunst auf eindringendster Erfassung der Natur beruhen, daß sie aber selbst ein geläutertes, die innere Gesetzmäßigkeit von Hemmungen und Zufälligkeiten des Alltags befreit darstellendes Naturbild erschaffen solle, diese Wahrheiten standen seither Goethe unumstößlich fest, gaben seinem Kunst- und Naturstudium die Richtung. Ausgehend von der Naturgrundlage fand er sich mit Schiller, der von der Höhe des Ideals ausging, doch im gemeinsamen Ziel zusammen. In den «Horen» und «Propyläen», im «Musenalmanach» mit seinen die Gegner grausam züchtigenden «Xenien», in der Theaterleitung wie in Kunstausstellungen kämpften Beide gegen rückständige Plattheit wie gegen irrlichtelierende Romantik theoretisch und praktisch für ihr Ziel einer nach außen selbständigen, aber durch Achtung vor dem inneren Gesetz gebundenen Poesie und Kunst. Schillers ästhetische Abhandlungen und philosophische Gedichte zeigten den Dichter und Denker, seine Balladen den strengen Künstler und den volkstümlichen Mann in einer Person vereinigt; seine Hauptwirkung aber gelang ihm doch wieder auf dramatischem Gebiet. Die Trilogie des «Wallenstein» (1799) war der Höhepunkt seines Lebenswerkes, zugleich der Markstein deutscher dramatischer Poesie, die hier nach mannigfachen genialen Versuchen einen eigenen, für lange Zeit maßgebenden Stil gewann, indem sie eigentümliche Züge des griechischen und des shakespearischen Dramas zur Einheit verschmolz, Verhängnis und Willenstrieb zu tragischer Wirkung verkettete, einheitlichen Stil mit Lebenswirklichkeit zu vereinigen suchte. Mit den beiden effektvollen Bühnenstücken «Maria Stuart» und «Jungfrau von Orleans» befestigte Schiller (seit 1799 in Weimar auch dramaturgisch tätig) seine über alle anderen Dramatiker erhabene Stellung im Urteil des deutschen Publikums. Mit der «Braut von Messina» wollte er, lautem Erfolg entsagend,



OTTO KNILLE

WEIMAR 1803

Das Bild stellt eine ideale Vereinigung der großen Geister Deutschlands dar, die neben Goethe und Schiller um das Jahr 1803 in Weimar wirkten.



1. Goethe; 2. W. von Humboldt; 3. A. von Humboldt; 4. Wieland; 5. Niebuhr; 6. Schleiermacher; 7. Herder; 8. Gauß; 9. W. von Schlegel; 10. Gleim; 11. Iffland; 12. Schiller; 13. Klinger; 14. Tieck; 15. Jean Paul; 16. Pestalozzi; 17. Fichte; 18. Klopstock; 19. Blumenbach; 20. Hegel; 21. H. von Kleist; 22. Voß; 23. Oken; 24. Schlosser; 25. Cornelius.



sich auf das Gebiet einer nur dem Kenner zugänglichen Kunst zurückziehen, vermied aber dabei nicht ganz die Gefahr der Nachahmung der griechischen Tragödie. Mit dem «Wilhelm Tell» endlich, seinem einzigen nicht tragisch endenden Schauspiel, gelang ihm die Vereinigung edelster künstlerischer Durchbildung mit volkstümlicher Empfindungs- und Sinnesweise; zugleich gewann er hier für das von jeher ihn beseelende Freiheitsideal die gesunde Verkörperung in der Darstellung ungebrochener und unverfälschter heimatlicher Eigenart und Selbstbestimmung. Trotz übermächtiger körperlicher Leiden vertiefte er sich noch in den großartigen Plan des «Demetrius». Dem inmitten dieser Arbeit (1805) vorzeitig hinweggerafften Dichter verdankt Deutschland ein eigenes nationales Drama, das tatsächlich die Herrschaft auf der Bühne gewann; es verdankt ihm eine Lyrik, in der sich die tiefsten Ergebnisse des Denkens mit den Bildern schaffender Phantasie zu künstlerischer Harmonie vereinigen; es verdankt ihm endlich das Beispiel eines Lebens, das ganz den höchsten Zielen zugewandt, zum Symbol des praktischen Idealismus geworden ist.

Goethe hatte in den Jahren des Zusammenwirkens mit Schiller zuerst den langsam gereiften Roman «Wilhelm Meisters Lehrjahre» zum Abschluß gebracht. Hier war die beliebte Form des Erziehungsromans zum reichsten Bilde des den Helden erziehenden Lebens erweitert; gemäß der Individualität der Hauptperson war das Lebensziel schließlich in die praktische Betätigung, nicht in die ästhetische Vollendung ihres Wesens gelegt worden. Mit Balladen und erzählenden Elegien hat Goethe im rein künstlerischen Sinne die lyrisch-epische Dichtung Schillers übertroffen, wenn ihm auch nicht die gleiche Popularität zuteil ward, die bei Schiller zum Teil durch die moralisierende Beimischung verursacht wurde. Dagegen errang er einen Erfolg höchsten Grades mit dem rein epischen Gedicht «Hermann und Dorothea» (1797). Hier wurde homerische Kunst mit deutschem Wesen innig vereinigt, hier wurde erst zur Vollkommenheit gebracht, was seit der «Italienischen Reise» als klassischer, in gesundem Naturboden wurzelnder Kunststil Goethe vorschwebte. Hiermit war aber auch der Höhepunkt dieses Strebens erreicht und da es nicht Goethes Art war, auf einem solchen Punkte zu verweilen, so beginnt jetzt ein Suchen nach neuen Bahnen, das sich zuerst in scheinbarer Zerfahrenheit des Strebens äußert. Die nächsten Werke «Achilleis» und «Die natürliche Tochter» bleiben unvollendet. Kunst und Naturstudien überwuchern anscheinend die poetische Produktion. Aber im stillen wird zugleich mit mächtigem innerem Ringen am «Faust» geschaffen, einem Werke, das den Forderungen des klassischen Stils sich nicht anpassen läßt. Nachdem dann in «Winckelmann und sein Jahrhundert» (1805) nochmals das hellenische Bekenntnis verkündet worden ist, zeigt «Pandora» die griechische Mythologie in freier teils romantischer, teils individuell psychologischer Umprägung. Daß Goethe auch von der Romantik, die als Gesamtbewegung ihm abstoßend war, doch einzelnes seiner Natur gemäß aufzunehmen und zu verwerten wußte, bewies der Roman «Die Wahlverwandtschaften», der als Ganzes freilich ein Musterstück klassischer Formgebung und in der Handlung ein Zeugnis von ganz unromantischem Determinismus ist. Für das durch die Romantik gewonnene Verständnis mittelalterlicher Malerei wurde Goethe durch Sulpiz Brisserée gewonnen, und damit erwachte auch die Erinnerung an Straßburg und Meister Erwin; aber alle Bestrebungen, aus solchen Neigungen eine neue mittelalterlich gerichtete Kunstdogmatik zu destillieren, wies er aufs schärfste zurück. Im Gegenteil bestärkte ihn die damals erst erschlossene Bekanntschaft mit den athenischen Kunstwerken in der Überzeugung vom absoluten Wert der griechischen bildenden Kunst. — Inzwischen hatte den Unermüdlichen eine ganz neue Geisteswelt, die arabisch-persische, angezogen. In der bilderreichen, die Vorstellungen häufenden, über jeden Rahmen hinausquellenden Phantasietätigkeit des Orientalen liegt der stärkste Gegensatz zu der plastischen, formgebundenen Phantasie des Hellenen; aber gerade dies fesselte den noch jugendlich rezeptiven Dichter. Wie sehr er sich dieses Stils bemächtigt hatte, bewies der «Westöstliche Diwan» (erschienen erst 1819), der durch die dichterische Liebesgemeinschaft mit Marianne Willemer («Suleika») seelenvoll durchleuchtet wurde.

Den politischen Umwälzungen der Zeit stand Goethe ferner, als es den Zeitgenossen verständlich war, denn er schaute von höherer Warte. Auf die Vergangenheit richtete er den Blick in «Dichtung und Wahrheit» (1812—15), das nicht

nur ein höchstes Beispiel der Selbstbiographie wurde, sondern auch ein hochwichtiges Bild der Kultur- und Literaturentwicklung des 18. Jahrhunderts. Andere autobiographische Schriften, besonders die «Italienische Reise» folgten. Die Zukunft erschaute der Greis in «Wilhelm Meisters Wanderjahren» (1829), die den notwendigen Übergang von der individuellen zur sozialen Kultur in didaktischer Romanform darstellen. Die ganze Fülle der bis ins höchste Alter unermüdlichen Geistesarbeit in Kunst, Wissenschaft, Lebensweisheit, ließen Sprüche in Reimen und Prosa widerstrahlen. Poetisch zusammengefaßt aber wurde der Ertrag des ganzen Lebens im Lebenswerk des «Faust», das um 1770 in allgemeinen Umrissen entworfen, 1788 in die Form eines festen «Plans» gegossen, erst 1832 vollendet wurde und vollständig erst posthum, — mit dem letzten Bande von «Dichtung und Wahrheit» ans Licht trat. In der Sage des 16. Jahrhunderts erkannte Goethe den kostbaren Rohstoff, aus dem er sein vom Erfahrungsstandpunkt pessimistisches, in idealer Zuversicht aber unerschüttert optimistisches Weltbild künstlerisch formen konnte. In Mephistopheles und Faust legte er die zwei Gegenpole unserer gesamten Weltauffassung fest, um im einzelnen stets dem Realisten, dem Idealisten im Gesamtresultat recht zu geben. In typischen Bildern, die die «kleine» und die «große Welt» wiedergeben, schöpfte er das Menschenschicksal in seiner Totalität. Daß das Ganze schließlich in einen religiösen Ausklang mündete, konnte nur die überraschen, die übersehen hatten, wie schon in den «Wanderjahren» der Ideengehalt des Christentums als tiefste Quelle sittlicher Erziehung verkündet worden war.

Als Goethe den 22. März 1832 die Augen schloß, war das Gefühl allgemein, daß hier ein Menschenleben höchsten Inhalts so rein und sicher, wie es kaum je geschehen, die ihm bestimmte Vollendung gefunden hatte. Was Deutschland auch seinem poetischen Genie, vor allem seiner unvergleichlichen lyrischen Kraft verdankt, — es bleibt noch zurück hinter dem unvergänglichen, welthistorischen Wert eines Lebens, welches dartut, wie die verschiedenartigsten Kräfte unserer überreichen Kultur, die nationalen, die antiken, die christlichen Überlieferungen, die Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst, der Natur- wie der Geisteswissenschaften lebendig zu neuer harmonischer Einheit versöhnt werden können.

Preußen und Deutschland während der französischen Revolution.

Von Paul Bailleu.

Die Entwicklung Preußens von einem deutschen Territorialstaat zu einer europäischen Großmacht, wie sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts vollzog, mußte auf die Stellung Preußens zum deutschen Reiche einen tiefwirkenden Einfluß ausüben. Mit den Siegen und Erfolgen König Friedrichs kamen in Preußen nationale Interessen und nationale Empfindungen empor, die mit denen im Reiche noch sich berührten, keineswegs zusammenfielen. In der preußischen Staatsleitung vollends begann man die Zugehörigkeit Preußens zum Reiche als ein Verhältnis zu betrachten, das nutzbare Rechte gewährte, ohne besondere Pflichten aufzulegen. So erscheint der Gang der preußischen Geschichte im 18. Jahrhundert wie eine fortschreitende Loslösung Preußens vom deutschen Reiche, bis die Stürme der Revolution und der napoleonischen Kriege, die anfangs die auseinander strebenden Elemente wieder zusammenzuführen schienen, das Band zwischen Preußen und Deutschland zerrissen und der Tilsiter Friede die Trennung völkerrechtlich besiegelte.

Es hat, wie wir sehen werden, an Anstrengungen von preußischer Seite nicht gefehlt, um diesem Entwicklungsgange Einhalt zu gebieten und Preußen mit Deutschland inniger zu verschmelzen. Solche Versuche, so wohl gemeint sie waren, scheiterten hauptsächlich an der Unhaltbarkeit der Stellung Preußens zwischen Deutschland und Europa; erst die zeitweilige Losreißung Preußens führte zu einer Gesundung der gegenseitigen Beziehungen und zu einer der früheren entgegengesetzten Entwicklung, zum Hineinwachsen und endlichen Verschmelzen Preußens mit Deutschland.

König Friedrichs des Großen letztes Werk, der deutsche Fürstenbund, hat den Fortgang der Ablösung Preußens von Deutschland nur kurze Zeit unterbrochen. Hervorgegangen ebenso sehr aus den Bedürfnissen der europäischen Stellung Preußens, das nach dem Verlust des russischen Bündnisses eines anderen Allianzsystems bedurfte, wie aus der Notwendigkeit, im deutschen Reiche den imperialistischen Be-

strebungen Kaiser Josephs entgegenzutreten, hatte der Fürstenbund an sich einen durchaus defensiven und konservativen Charakter, der ihn, wohin auch die Wünsche einiger kleinen deutschen Fürsten gehen mochten, zum Ausgangspunkt einer deutschen Reform wenig geeignet machte. Immerhin brauchte er nicht das letzte Wort der damaligen deutschen Politik Preußens zu bleiben. Das Unglück war nun aber, daß unter König Friedrichs Nachfolger Preußens Politik zwischen Deutschland und Europa unschlüssig und haltlos hin und her schwankte. König Friedrich Wilhelm II. selbst, im Gegensatz zu seinem Onkel und Vorgänger herangewachsen, neigte zu einer wirklich deutschen Politik, wie er auch bei den Vorbereitungen zum Fürstenbunde einer der eifrigsten gewesen war. Anders der Minister, dem er die Leitung der preußischen Politik anfangs überließ. Graf Hertzberg, bei allem sonstigen Widerspruch hierin ein echter Schüler Friedrichs des Großen, wandte sich geringschätzend weg von den deutschen Angelegenheiten und suchte in der europäischen Politik diplomatische Triumphe, die König Friedrichs Waffenerfolge überstrahlen sollten. Die außergewöhnlich günstige Lage Europas, wie sie sich hauptsächlich durch den Krieg Rußlands und Österreichs mit der Türkei, die Zerrüttung Frankreichs, die Allianz mit England, die Annäherung Schwedens und Polens, für Preußen gestaltet hatte, veranlaßte ihn zu einer überaus verwickelten diplomatischen Kombination, bei der Preußen auf Kosten Polens sich vergrößern sollte. Hertzberg sprach es einmal im Jahre 1789 geradezu aus, daß für Preußen zur Zeit ein überwiegender Einfluß in Polen viel mehr Bedeutung habe als in Deutschland. Hertzbergs Pläne scheiterten und in dem Traum einer großen europäischen Politik mit Türken und Polen wurde der Augenblick für eine kraftvolle deutsche Politik verabsäumt; der Fürstenbund selbst verkümmerte und zerfiel endlich völlig, als nach langjähriger Spannung im Februar 1792 Preußen mit Österreich ein Bündnis einging.

Dies Allianzverhältnis zu Österreich wurde der äußere Anlaß, daß Preußen in den Krieg hineingezogen wurde, den im April 1792 Frankreich dem Könige von Ungarn und Böhmen erklärte. Wenn aber Preußen anfangs nur als Verbündeter Österreichs daran teilnahm, so wurde das anders, in dem Maße wie auch das deutsche Reich von dem Kriege ergriffen wurde. In König Friedrich Wilhelms II. persönlicher Politik bildete die Rücksichtnahme auf das deutsche Reich immer ein bedeutsames Moment. Der Wunsch, die Rechte der durch die revolutionäre Gesetzgebung geschädigten deutschen Fürsten zu verteidigen, der Ehrgeiz, als Vorkämpfer Deutschlands zu glänzen, hat ihn nicht zum wenigsten mit in den Krieg gegen die Revolution hineingetrieben und unter allen Schwierigkeiten drei Feldzüge hindurch darin festgehalten. Inniger als je schien sich dabei Preußen mit Deutschland zu verbinden. Während Österreich gleichsam den Streit um die spanische Erbfolge mit Frankreich fortsetzte und um die Beherrschung der Niederlande und das Übergewicht in Italien kämpfte, fochten preußische Truppen am Rhein und in der Pfalz für das deutsche Reichsgebiet. Preußens Emporkommen hatte das Reich und Österreich geschwächt; die Pflicht des Reichsschutzes war damit auf Preußen übergegangen, das sich seiner Aufgabe nicht entzog: das preußische Heer wurde zum Reichsheer. Allein nur zu bald stellte sich heraus, daß der preußische Staat in seinen alten innerpolitischen Formen und in seiner alten territorialen Gestaltung dieser neuen Mission noch keineswegs gewachsen war.

Die finanziellen Bedürfnisse zur Kriegführung konnten schon im Jahre 1793 großenteils nur mittels einer Anleihe aufgebracht werden. Für 1794 versagte dies Mittel. Wollte man sich nicht zu einem Friedensschluß bequemen, wie das von vielen Seiten in Preußen gefordert, aber von König Friedrich Wilhelm II. entschieden zurückgewiesen wurde, so mußte auf die Erschließung neuer Hilfsquellen zur Fortführung des Krieges Bedacht genommen werden. Man versuchte, die Reichskreise, deren Schutz gegen eine feindliche Invasion auf den preußischen Truppen beruhte, zu deren Verpflegung heranzuziehen: der Gedanke erwies sich als ebenso unausführbar, wie die Bemühungen um finanzielle Unterstützung durch das Reich und Österreich vergeblich blieben. Es war doch ein innerer Widerspruch gegen Preußens deutsche Politik, wenn man sich in dieser Not entschloß, die Hilfe Englands anzunehmen und das preußische Heer am Rhein mit englischem Gelde zu erhalten (April 1794), ein Widerspruch, der bald zutage trat. Denn England verlangte den Abmarsch der preußischen

Truppen nach dem Niederrhein; Preußen durfte wegen seiner Stellung im Reiche den Schutz des Mittelrheines nicht aufgeben.

Die ganze Unzulänglichkeit aber der Machtmittel Preußens gegenüber den Aufgaben seiner deutschen und europäischen Politik offenbarte sich, als zu dem Kriege im Westen ein zweiter Krieg im Osten hinzutrat; ein Aufstand in Polen brach aus, der die Aufstellung eines neuen Heeres und die Aufbringung neuer Geldmittel erforderlich machte. Militärisch nicht weniger wie finanziell zeigte sich jetzt die Schwäche des alten Preußen. Nach anfänglichen Erfolgen mußte das preußische Heer die Belagerung Warschaus aufgeben, dem unrühmlichen Rückzug aus Frankreich (1792) einen gleich ruhmlosen Rückzug aus Polen hinzufügend; ein Teil des Heeres wurde von den Polen geschlagen, die Bromberg eroberten, Danzig und Graudenz bedrohten und bis in die Gegend von Frankfurt a. O. Furcht und Schrecken verbreiteten (Oktober 1794). Als dann vollends in denselben Tagen England die Zahlung der Subsidien einstellte, da die Verwendung des preußischen Heeres am Mittelrhein den englischen Wünschen nicht entsprach, mußte der Versuch einer Kriegführung nach zwei Fronten hin aufgegeben werden. Aber auf welcher Seite nun Frieden schließen? Die preußischen Minister waren darüber keinen Augenblick im Zweifel. Sie wollten nicht, wie sie sagten, daß die preußische Monarchie dem Reiche geopfert werde, und erklärten dem König am 26. Oktober 1794, daß die «Nation» zwar zur Dämpfung der Unruhen im Osten zur Übernahme außerordentlicher Lasten bereit sei, daß sie aber von dem Kriege mit Frankreich nichts wissen wolle. Der König selbst dachte anders; er sträubte sich entschieden gegen die Preisgebung der deutschen Interessen im Westen. Wenn er nach langem Widerstreben sich zu einer Friedensunterhandlung mit Frankreich bequemte, so geschah das, weil jetzt auch im deutschen Reiche lauter und lauter nach Frieden gerufen und die Vermittlung Preußens dafür in Anspruch genommen wurde. Indem er Frankreich friedesuchend entgegenkam, wollte König Friedrich Wilhelm keineswegs sich vom Reiche trennen, vielmehr ihm im Frieden vorangehen, wie er bisher Deutschlands Vorkämpfer im Kriege gewesen. Ein deutscher, nicht ein preußischer Friede sollte geschlossen werden.

Der Friede, der am 5. April 1795 zwischen Preußen und Frankreich zu Basel unterzeichnet wurde, entsprach in seiner unfertigen Form diesen Gesichtspunkten. Die Entscheidung über das deutsche Land links vom Rheine, auf das Frankreich Anspruch erhob, wurde dem Reichsfrieden vorbehalten; in Preußen schmeichelte man sich mit der Hoffnung, Frankreich zu einem Verzicht auf seine Forderung bestimmen zu können. Ganz ebenso provisorisch war die Festsetzung einer Demarkationslinie, durch die Preußen einen erheblichen Teil des deutschen Reiches den Schrecken des Krieges entzog. Der König hoffte durch den eigenen Frieden den Anstoß zu einer Reichsfriedensverhandlung zu geben und dabei als friedestiftender Reichsstand eine ruhmvolle und entscheidende Rolle zu spielen. Allein abermals zeigte sich die innere Schwäche der Stellung Preußens in Deutschland wie in Europa. Weder ließ sich Frankreich zur Rückgabe der linksrheinischen deutschen Lande bewegen, noch gelang es, die Führung und Leitung der deutschen Politik gegenüber Frankreich nach Berlin zu ziehen. Ein Reichskonklusum vom 3. Juli 1795 übertrug vielmehr dem Kaiser die Einleitung der Verhandlungen mit Frankreich, während der König von Preußen nur um seine «beihilfliche Verwendung» gebeten wurde. Statt der Anknüpfung von Friedensverhandlungen aber brach im Herbst 1795 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich mit neuer Heftigkeit aus, ohne daß von irgendeinem der kriegführenden Teile die preußische Demarkationslinie geachtet wurde.

Die deutsche Reichspolitik Preußens, das eigenste Werk König Friedrich Wilhelms II., war im Herbst 1795 gescheitert: ein neues politisches System wurde notwendig. Die vorläufige Abmachung von Basel mußte durch einen festeren preußisch-französischen Vertrag ersetzt, die Demarkationslinie, deren Umfang aus Rücksicht auf die Reichsstände zu weit gegriffen war, mußte so gezogen werden, daß ihre Aufrechthaltung für Preußen möglich wurde. Das Reich, unter dem Einfluß von Österreich, hatte sich geweigert, Preußen auf dem eingeschlagenen Friedenswege zu folgen; die Verteidigung der deutschen Interessen in Gemeinschaft mit dem Reich, die man auch in Basel immer im Auge behalten, war damit unmöglich geworden: die deutschen Gesichtspunkte mußten fortan vor den preußischen zurücktreten.

Diese neue Richtung der preußischen Politik findet ihren Ausdruck in dem Vertrage, der am 5. August 1796 zwischen dem leitenden preußischen Minister Graf Haugwitz und dem französischen Gesandten in Berlin, Caillard, unterzeichnet wurde. Zu schwach das deutsche Reich in seinem ganzen Umfange zu verteidigen, verzichtete Preußen darin auf allen Widerstand gegen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, wofür es eintretendenfalls Entschädigungen in Münster und Recklinghausen erhalten sollte; Frankreich seinerseits anerkannte dafür die Unverletzlichkeit der norddeutschen Neutralität, zu deren wirksamer Verteidigung Preußen mit den norddeutschen Ständen in Hildesheim noch besondere militärische und finanzielle Abmachungen traf.

Der Berliner Vertrag von 1796, zusammen mit den Hildesheimer Verabredungen, bildet ein bedeutungsvolles Moment in der Entwicklung der Beziehungen Preußens zu Deutschland. In der klaren Erkenntnis, daß die Sicherheit Preußens selbst den Schutz Norddeutschlands vor der Überflutung durch französische Heere erfordere, hat die preußische Politik die norddeutsche Neutralität den norddeutschen Ständen selbst und zugleich den kriegführenden Mächten aufgezwungen. Sie schuf damit an der stürmischen Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in Norddeutschland ein Eiland des Friedens, auf dem Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbefleiß sich zu ungewöhnlicher Blüte entfalten konnten. Ein norddeutsches Gemeinwesen unter preußischer Hegemonie schien sich konsolidieren zu sollen. Ob diese Stellung Preußens Bestand haben werde, hing freilich davon ab, wo Preußen für die Verluste am linken Rheinufer, das im Lüneviller Frieden 1801 endgültig an Frankreich abgetreten wurde, seine territoriale Entschädigung finden werde.

Die Bedeutung der Lage wurde in Berlin keineswegs verkannt. Man wünschte als preußische Entschädigung die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg, einige reichsunmittelbare Städte in Franken, Hildesheim, Osnabrück und das Eichsfeld mit Erfurt. Gelangen diese Erwerbungen, so würde Preußen eine maßgebende Stellung in Süddeutschland, eine völlig beherrschende in Norddeutschland erlangt haben. Sachsen, Hessen und Hannover wären dadurch, wie Graf Haugwitz richtig erkannte, geographisch und deshalb auch politisch von Preußen ebenso abhängig geworden, wie Braunschweig und Mecklenburg es bereits waren. Darüber hinaus dachte man überhaupt an eine umfassende territoriale Umwandlung Deutschlands durch allgemeine Säkularisationen, um das Reich militärisch leistungsfähiger und namentlich gegen Westen hin widerstandsfähiger zu machen. Großgedachte Entwürfe, zu deren Durchführung freilich weder die Machtmittel Preußens, wie es damals war, noch die Entschlußkraft seiner leitenden Männer ausreichten. Als die preußischen Pläne auf Widerspruch stießen, ließ man sie ohne viel Umstände fallen, und begnügte sich nach mannigfachen Schwankungen schließlich mit Paderborn, Hildesheim, Eichsfeld, Erfurt, einem Teil von Münster und einigen Reichsstädten und Abteien (Mai 1802).

Territorial waren die Entschädigungen für die Verluste am linken Rheinufer überreichlich bemessen; politisch war der Vertrag eine Niederlage. Nicht die Erfordernisse der deutschen Politik Preußens, sondern die Wünsche Frankreichs und Rußlands entschieden über die Entschädigungen Preußens, wie über die territoriale Gestaltung Deutschlands im Reichsdeputationsschluß (1803). Zugleich erloschen durch die Verträge von 1802 und 1803 die Abmachungen über die Demarkationslinie wie die Verabredungen von Hildesheim, die nach einem Worte von Haugwitz der feste Grundstein für den Bau der preußischen Herrschaft in Norddeutschland hatten werden sollen. Preußens Verbindung mit dem deutschen Reiche löste sich mehr und mehr, ohne daß seine Stellung in Norddeutschland gefestigter geworden wäre.

Die Schwächung Preußens durch die Neugestaltung der deutschen und europäischen Angelegenheiten zeigte sich gleich im Jahre 1803, als der Krieg Frankreichs mit England von neuem ausbrach und die Truppen der französischen Republik widerstandslos Hannover besetzten und damit die Grundlage der bisherigen preußischen Politik: die Neutralität Norddeutschlands, zertrümmerten. Es war das verhängnisvollste Ereignis, das Preußen treffen konnte, der Quell aller Verwicklungen der nächsten Jahre. Mag dabei auch Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm III., wegen der unterlassenen Besetzung Hannovers ein großes Stück Verantwortlichkeit tragen, so liegt ein Hauptgrund für diese unglückliche Wendung doch ebenso in der Unsicherheit der Stellung

Preußens, von dem die norddeutschen Stände Schutz erwarteten, während sie zugleich die Erstarkung Preußens möglichst zu hindern suchten.

Zunächst versuchte Preußen, trotz der Anwesenheit französischer Truppen in Hannover, die Selbständigkeit der noch unabhängigen Stände Norddeutschlands sicher zu stellen. Man erließ eine Erklärung an Frankreich, daß man den durch die Besetzung Hannovers geschaffenen Zustand anerkenne, in der Voraussetzung, daß Frankreich seine Truppen dort nicht vermehre und die norddeutschen Stände nicht weiter belästige (1804). Allein der Fortgang der Dinge, die Vorfälle bei dem Kriege von 1805 bewiesen, daß die Herrschaft Frankreichs in Hannover und die Selbständigkeit Preußens in Norddeutschland nicht nebeneinander bestehen konnten. Es schien anfangs zu glücken, durch Verträge zunächst mit der antifranzösischen Koalition (1805), dann mit Frankreich selbst (1806) die Franzosen von Norddeutschland auszuschließen und damit die Rückkehr zu dem System von 1796 zu ermöglichen. Hannover wurde an Preußen überlassen und die Gründung eines norddeutschen Bundes angebahnt. Aber in den Schwierigkeiten, auf die man hierbei stieß, zeigte sich, wie sehr seit zehn Jahren Preußen militärisch und politisch zurückgewichen, Frankreichs Übermacht an den preußischen Grenzen aggressiv angewachsen war. Was man durch Verträge vergebens angestrebt hatte, die Sicherung Norddeutschlands entsprechend dem Zustande von 1796, das suchte man nun im August 1806 durch eine große militärische Demonstration zu erreichen. Darüber kam es zum Kriege, in dem das preußische Heer besiegt und auch Norddeutschland der französischen Herrschaft unterworfen wurde. Und nun vollendete sich die seit Jahrzehnten unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung: im Tilsiter Frieden (1807) mußte Preußen aus Deutschland ausscheiden.

Eben im Augenblick aber der äußeren Trennung begann mit voller Kraft der Prozeß der inneren Verschmelzung des Preußentums mit dem deutschen Geiste, begann das Hineinwachsen Preußens in Deutschland, das mit und in den Freiheitskriegen sich vollendete. Das Ergebnis aber der Freiheitskriege, die Wiener Verträge, gewährten Preußen eine Machtstellung, in der es zugleich seinen Pflichten zur Verteidigung Deutschlands und den Erfordernissen seiner europäischen Politik genügen konnte.

Königin Luise.

Von Paul Bailleu.

Es wäre schwer zu sagen, welchem deutschen Stamme Königin Luise von Preußen entsprossen ist. Der Vater war, wie bekannt, ein mecklenburgischer Prinz, die Mutter eine hessische Prinzessin, die Großmutter eine Pfälzerin. So mischt sich in Luisens Adern oberdeutsches und niederdeutsches Blut, wie sich in ihrem Wesen oberdeutsche und niederdeutsche Art verschmelzen. In Hannover ist Luise 1776 geboren; aber die entscheidenden Jugendjahre verlebte sie bei der Großmutter in Darmstadt: zwischen Rhein und Main, auf rheinischer Erde und unter rheinischer Sonne ist sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Ohne Mutter, die sie früh verloren hatte, fast ohne Vater, der sie nur zuweilen in Darmstadt besuchte, schloß sie sich um so inniger mit den Geschwistern zusammen, zwei Brüdern und drei Schwestern, die in Luise ihren «Engel» verehrten. Die kleinbürgerliche Erziehung in den engen Wänden des großmütterlichen Hauses in Darmstadt gab ihr wenig Kenntnisse; weder deutsch noch französisch hat sie je richtig schreiben gelernt. Um so freier und schöner entfalteten sich in der zarten und doch überaus lebhaften Prinzessin ihre angeborenen Eigenschaften: Tiefe des Gemüts und reiner, edler Sinn; eine warmherzige Frohnatur, aber bei sprudelndem Übermut doch voll inneren Ernstes. Etwas mehr Anregungen und Eindrücke als das stille Darmstadt brachten gelegentliche Reisen nach Straßburg, nach den Niederlanden und besonders nach Frankfurt a. M., wo sie in Goethes Mutter eine verwandte Natur fand und im Haus am Hirschgraben zwanglos traulich verkehrte. Dort in Frankfurt war es auch, wo ihre Schicksalsstunde kam. Eigentlich ist es doch die französische Revolution gewesen, die Luisens Lebensweg damals wie später bestimmte. Bei dem Einbruch Custines in die Rheinlande war im Herbst 1792 die Großmutter mit den Enkelkindern nach Hildburghausen geflüchtet, wo Luisens älteste Schwester Charlotte — Jean Pauls Gönnerin — als Herzogin residierte. Im März 1793, als der Rhein wieder von den Franzosen gesäubert war, konnten sie die Rückreise antreten und trafen dabei in Frankfurt a. M. — nicht ganz zufällig — mit dem König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und dessen beiden

Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Louis, zusammen. Es darf hier wohl an die Worte erinnert werden, mit denen der König selbst damals die Begegnung mit Luise und deren jüngerer Schwester Friederike geschildert hat: «Wie ich die beiden Engel zum erstenmal sah, so war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentierte. Ich wünschte sehr, daß meine Söhne sie sehen möchten und sich in sie verlieben. Den anderen Tag ließen sie sich auf einem Ball präsentieren und waren ganz von ihnen enchantiert. Die beiden Engel sind, soviel ich sehen kann, so gut als schön.» Auch der Kronprinz suchte die Bekanntschaft der Prinzessinnen, von deren Schönheit er gehört hatte; sie gefielen ihm nach ihrem Aussehen und nach ihrem Wesen ungemein. Wie ihn der König dann aufforderte, eine von ihnen als Braut zu wählen, entschied er sich nach kurzem Schwanken für Luise, die ihm am 19. März 1793 im historischen «Weißen Schwan» Frankfurts ihr Jawort gab. So schloß sich in der alten Kaiserstadt der Bund, aus dem wenige Jahre später der erste Kaiser des geeinten Deutschland hervorgehen sollte.

Es war nicht der Frühlingssturm einer jäh aufflammenden Leidenschaft, der Friedrich Wilhelm und Luise zusammenführte. Der Kronprinz war nicht gefühllos gegen den frischen Reiz dieser jungen Mädchenblüte; aber was ihn gerade für sie entschied und was ihn dauernd an sie fesselte, war der unter liebenswürdiger Fröhlichkeit unverkennbare Ernst ihres Wesens, ihre Innerlichkeit. Ebenso waren es gerade die besten Wesenszüge Friedrich Wilhelms, die die Prinzessin bestimmten, seine Werbung anzunehmen. In dem steifen und schüchternen Offizier erkannte weiblicher Scharfblick den Mann, dessen ganzes Wesen Schlichtheit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit atmete, den Mann, an den ihre eigene schlanke Schmiegsamkeit vertrauensvoll sich anlehnen konnte. Freilich, mit dem rascheren Pulsschlag der allmählich erwachenden Liebesempfindungen des Kronprinzen hielt Luisens Neigung kaum gleichen Schritt. Sie war glücklich als Braut, aber ihr Glücksgefühl hatte seinen Quell doch weniger in der Kraft ihrer Liebe, als in der festen Zuversicht auf die ein stilles Zukunftsglück verbürgende schlichte Treue des Kronprinzen. So war es in den ersten Frühlingstagen der Brautzeit, so als sie zu Winters Anfang zur Vermählung nach Berlin aufbrach. «Ich verspreche mir kein romanhaftes Glück», schrieb sie damals dem Verlobten, «aber sicher werden wir so glücklich werden, als zwei Gatten, die sich lieben, werden können. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehre, daß ich Alles in der Welt tun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen. Seien Sie mein Beistand und mein Freund und mein Rat.»

Nur wenige Wochen nach der Vermählung, die Weihnachten 1793 in Berlin vollzogen wurde, kam schon für Friedrich Wilhelm und Luise die Krisis, die wohl keiner jungen Ehe ganz erspart bleibt. Nicht ohne Scheu war Luise in die fremde Berliner Welt eingetreten; die Aufnahme, die sie am Hofe und in der Gesellschaft fand, war so freundlich, daß sie ihr anfängliches Bangen rasch überwand und die fröhliche Ungezwungenheit des Darmstädter Lebens in Berlin fortsetzen zu können meinte. Sie entzog sich den lästigen Fesseln höfischer Etikette, auch wo sie sie hätte achten sollen; sie gab sich leidenschaftlich und übermäßig dem Vergnügen des Tanzes hin, auch als beginnende Mutterhoffnungen ihr Vorsicht geboten. König Friedrich Wilhelm II. selbst, so sehr er der schönen Schwiegertochter gewogen blieb, glaubte doch einschreiten zu müssen: es kam zu Szenen und zu häufigen Tränen. Aber eben in diesen ernsten und schweren Tagen, in denen alle Welt mit Luise sich unzufrieden zeigte, bewies der Kronprinz, wie fest Luise ihm vertrauen konnte: nicht einen Augenblick ließ er sein junges Glück von den Schatten des Mißtrauens oder nur des Zweifels verdunkeln; er entschuldigte Luisens Unbesonnenheiten mit ihrer jugendlichen Unerfahrenheit, und vor allem: er entzog sie dem Wirbel des Berliner Lebens und siedelte mit ihr nach dem stillen Potsdam über, wo das junge Paar in Sanssouci im Leben miteinander und füreinander bald ein echtes häusliches Glück fand.

Die Krisis war glücklich überwunden und hat sich nie wiederholt. Das ist, mochte Luise auch anfangs gefehlt haben, schließlich doch das Werk ihres festen und reinen Willens. Ohne etwas von ihrer rheinischen Frohnatur einzubüßen, lernte sie sich in den Charakter Friedrich Wilhelms einleben und den nicht immer bequemen Eigenheiten seines äußeren Ver-

haltens nachgebend, das Innere seines Wesens erfassen, das in Herzensgüte und Frömmigkeit mit ihrem eigenen Wesen im Einklang war. Ihren Geschmack verleugnen, nur ihren Pflichten leben, in dem Glück des Gatten, dem sie alles war, das eigene Glück finden, das hielt sie als das Gesetz ihres Lebens. Und so wuchs aus den Tiefen ihres reinen Herzens die Gattenliebe empor, bis der nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer errungene Einklang von Pflicht und Liebe die Grundlage ihres Lebens und ihres Glückes wurde.

Nicht ohne Kampf — auch später hat sie noch manche Träne still vergossen — und nicht ohne Opfer. In Luisens reichbegabtem Wesen lebte eine heiße Sehnsucht nach freierer und höherer Geistesbildung: kam sie doch aus Darmstadt, das einst Weimars Vorgängerin gewesen war. Diese emporstrebende Welt von Gedanken und Empfindungen fand bei Friedrich Wilhelm kein Verständnis, keine Förderung. Es war vergeblich, daß Luise seine Teilnahme für neue literarische Erscheinungen, etwa für eine Erzählung von Jean Paul zu wecken suchte; er liebte das nicht, auch nicht für seine Gemahlin, die ein geistiges Sonderleben nicht führen durfte. Sie sollte ihm allein und immer angehören, mit jeder Stunde ihres Lebens wie mit jeder Fiber ihres Herzens.

Es bedeutete keine Wandlung in Luisens Innenleben, als mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. am 16. November 1797 das junge Paar den preußischen Thron bestieg; ihre Wirkung auf die Umwelt aber wurde anders: größer, bedeutsamer und folgenreicher. Seit einem Jahrhundert kannte das Preußenvolk nicht mehr die Traulichkeit des Familienlebens in seinem Herrscherhause. Jetzt entfaltete sich, vor der Öffentlichkeit nicht abgeschlossen, das Bild eines innigen Familienlebens, König und Königin umgeben von einem Kranz blühender Kinder, im Winter in Berlin oder Potsdam, im Sommer in Charlottenburg, in Paretz, auf der Pfaueninsel, wo um die blauen Havelseen ewig das Andenken an Königin Luise schweben wird. Seit einem Jahrhunderte hatte man keinen preußischen König mit seiner Gemahlin zusammen reisen sehen: jetzt wußte man bald allenthalben, von Memel bis Darmstadt, in Preußen wie im Reiche, von der bezaubernden Schönheit und der huldvollen Liebenswürdigkeit der jungen Preußenkönigin zu sagen und zu rühmen; und nach London und Paris schrieben die jungen Gesandtschaftssekretäre in Berlin schwärmerisch von dem «sonnigen Lächeln» der Königin und wie man werbe um einen Blick ihrer hell lachenden Augen. In den von der harten Hand der großen Könige des 18. Jahrhunderts geformten Staat, in das kalte, graue Preußen, strömte von Königin Luise eine Flut von Licht und Liebe: sonnig, wärmend, belebend.

Bei dem selbstgenügsamen Stilleben dieser Jahre, das auch durch die großen Kriege der Jahre 1799 und 1800 und durch den Einmarsch der Franzosen in Hannover 1803 nur oberflächlich berührt wurde, hatte Königin Luise Ein Erlebnis von nachwirkender Bedeutung: die preußisch-russische Zusammenkunft in Memel (Juni 1802), bei der Luise den «einzigen Alexander» kennen und verehren lernte. Des Kaisers Lippen flossen über von Menschenliebe und Völkerbeglückung — war es ein Wunder, daß die schlichten Herzen des preußischen Königspaares solchem Zauber erlagen! Für Luise insbesondere brachte Alexander etwas von jener gefühlsseligen Schwärmerei, die sie an der Seite ihres Gatten entbehren mußte und doch nie ganz entbehren lernte.

Alexanders Persönlichkeit wirkte auch mit zu dem Umschwung, der einige Jahre später in der politischen Haltung der Königin eintrat. Zufrieden in dem Genuß ihrer glücklichen Häuslichkeit, hatte Luise wie der preußische Staat den Welthändeln gegenüber bisher sich neutral verhalten; erst im Herbst 1805, als Preußen durch die napoleonischen Übergriffe sich auf die russische Seite gedrängt sah, und Alexander selbst in Berlin zum Kampfe gegen Frankreich aufrief, hat auch die Königin Partei ergriffen und die Teilnahme Preußens am Kriege entschlossen und nachdrücklich vertreten. Ihre Abneigung gegen Frankreich und Napoleon entsprang nicht so sehr einer politischen Überzeugung, als einem sittlichen Widerwillen gegen das napoleonische Eroberungssystem, das mit den rohesten Machtmitteln das deutsche Volk erdrückte und zerstückelte. Diese Abneigung war mehr ethisch als politisch und berührte sich eben hierdurch mit den Instinkten des preußischen und deutschen Volkes, dessen antinapoleonische Bestrebungen und Leidenschaften, auf denen doch die deutsche Zukunft beruhte, in der Königin ihre vollste Verkörperung zu finden schienen.

KARL STEFFECK

KÖNIGIN LOUISE MIT IHREN SÖHNEN IM PARK VON LUISENWAHL

Die Königin wandelt in Begleitung ihrer beiden ältesten Söhne im Schloßpark zu Luisenwahl. Zu ihrer Linken der Kronprinz (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.), zu ihrer Rechten Prinz Wilhelm (nachmals Kaiser Wilhelm I.). ◘



Die Schwankungen der preußischen Politik, die nach kurzem Anschluß an Rußland wieder mit Frankreich sich verständigte, eine freiwillige Abtretung preußischen Gebietes, die davon die Folge war, haben Königin Luise mit tiefstem Schmerze erfüllt; an dem gegen die militärische Machtstellung Frankreichs in Deutschland gerichteten Mobilisierungsbeschluß, der zum Kriege von 1806 und 1807 führte, hat sie keinen Anteil gehabt, obgleich sie diese Wendung der preußischen Politik und deren Motive ausdrücklich gebilligt hat. Das vernichtende Unglück, das dann mit so unerwartet raschen Schlägen über Preußen hereinbrach, hat die Königin um so schwerer getroffen, je weniger ihr reiner Sinn es verdient zu haben sich bewußt war; aber es hat ihren weichen Charakter gestählt und die, wie so viele schöne Eigenschaften, in ihr schlummernde Tugend heldenmütiger Standhaftigkeit zur Entfaltung gebracht. Aus dem reinen Born ihrer religiösen Empfindungen, die ihr nicht gestatteten, an den dauernden Sieg des Unrechts zu glauben, schöpfte sie die Zuversicht mit der sie auch die zagenden Gemüter ihrer Umgebung, namentlich des Königs, zu beleben und aufrecht zu erhalten wußte. Sie war die entschlossenste Gegnerin aller Sonderverhandlungen mit Frankreich, die nur Unehre über Preußen bringen würden; Preußen müsse durch Ausharren sich über sein Unglück erheben und sich einer besseren Zukunft würdig zeigen. Auch als mit der Niederlage bei Friedland und dem Abfall Kaiser Alexanders, den sie nie ganz verschmerzt hat, ihre letzten Hoffnungen zusammenbrachen, bewahrte Luise den inneren Frieden und jene heitere, gottergebene Ruhe des Gemütes, denen sie in den berühmten Briefen jener Tage einen so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Wohl litt ihr reizbarer Preußenstolz unsäglich bei den Nachrichten von den Zusammenkünften in Tilsit, bei denen ihr Gemahl die Rolle des lästigen und unglücklichen Besiegten spielte; wohl erschrak sie selbst bei dem Gedanken an jede Berührung mit dem «Quell alles Bösen», die ihr mehr als eine bloße Demütigung, die ihr als eine Entwürdigung und Entsittlichung erschien. Aber als man dann doch ihre Anwesenheit in Tilsit verlangte, um den oft erprobten Zauber ihrer Persönlichkeit auf Napoleon wirken zu lassen, gehorchte sie: sie fühlte sich im Dienste des Königs und des Vaterlandes, und so ging sie dahin, «wo sie nicht einmal begraben sein mochte»: nach Tilsit, zu Napoleon. Politisch, wie bekannt, blieb die Unterredung ergebnislos; für Luise aber bedeutete sie unendlich viel. Nie erschien sie herrlicher als in diesen Tagen, wo ihre weibliche Schönheit durch das erhebende Bewußtsein ihres patriotischen Opfermutes verklärt wurde; aber diese äußere Vollendung, die damals viel bemerkt wurde, war zugleich der Ausdruck einer inneren Wandlung, die in den Wechselfällen des Krieges vorbereitet jetzt sich vollzog. Wer so wie sie auf den Höhen glücklichster Hoffnung und durch die Tiefen der Verzweiflung gewandelt, wer die Augen einer Welt auf sich gerichtet gesehen, konnte nicht mehr hinabsinken in die Alltäglichkeit häuslicher Selbstgenügsamkeit. Das Opfer, das die Königin gebracht und dessen Schwere sie voll empfand, erhob sie über sich selbst und gab ihrem Wesen tieferen Gehalt, höheren Schwung und eine unvergängliche Weihe.

Königin Luise hatte in Tilsit ihren Feind in seiner furchtbaren Macht gesehen; sie hatte gleichsam die Hand des Schicksals über sich gefühlt und eine gewisse Resignation, zuweilen selbst eine verzweifelnde Hoffnungslosigkeit drängt sich fortan in ihr Gefühlsleben. Aber sie hatte doch zugleich gerade in Tilsit die sittliche Überlegenheit ihrer eigenen Welt über die Welt Napoleons tief empfunden, und dieses Bewußtsein gab ihr den Mut und die Kraft, an dem Wiederaufbau Preußens tapfer selbst mit Hand anzulegen. So schuf sie erst den Boden für die Möglichkeit einer großen Reformzeit, indem sie den König, der in seinem Trübsinn am liebsten die Krone niedergelegt hätte, stärkte und aufrichtete und mit dem Freiherrn vom Stein aussöhnte. Die Bestrebungen für sittliche und religiöse Erneuerung des deutschen Volkes, die Anstrengungen für Erweckung und Stärkung vaterländischer Gesinnung, ganz besonders die Bemühungen für Schulreformen im Geiste Pestalozzis, fanden bei ihr lebhafte Teilnahme und eifrige Förderung. Luise erscheint als der ideale Mittelpunkt der patriotischen Bestrebungen jener Tage. Freilich, sie hat – wie schon 1806 – nicht allen Erwartungen der großen Reformer Preußens entsprochen, sie war eben doch die Gattin Friedrich Wilhelms, von dessen Seite sie sich nicht lösen konnte, als in der Krisis vom Spätsommer 1808 die Wege der Patrioten und des Königs sich zu

trennen schienen. Auch für sich hat sie damals gearbeitet, mit ernstem Eifer die Lücken ihres Wissens auszufüllen gesucht, historische Werke und die Dichtungen der Großen von Weimar gelesen. Sie überließ sich dabei gern der Führung ihrer nächsten Freundin, Frau von Berg, die in und durch Königin Luise eine Verschmelzung des alten Preußentums mit der neuen deutschen Bildung anstrebte.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Memel und Königsberg, den Luise immer als eine Verbannung empfunden hat, konnte das preußische Königspaar im Dezember 1809 nach Berlin zurückkehren, umdrängt von den jubelnden Volksmassen, deren Verehrung sich nie rührender erwiesen hatte. Nicht lange sollte sie sich daran erfreuen. Man hatte seit Tilsit nie aufgehört unter dem lastenden Druck der französischen Fremdherrschaft zu leiden; jetzt schien ein neuer Schlag von vernichtender Wucht den Staat treffen zu sollen. Napoleon, dem Preußen die rückständigen Kontributionen zu zahlen außerstande war, verlangte im Frühjahr 1810 statt des Geldes Abtretung von Schlesien, wenigstens zum großen Teile, und das preußische Ministerium in seiner Hilflosigkeit war bereit, hierauf einzugehen. Da ist die Königin dazwischengetreten. Unter ihrer Führung, die der König ruhig gewähren ließ, vollzog sich eine politische Aktion zu dem Zwecke, jede weitere Landabtretung zu verweigern und den 1807 auf Napoleons Geheiß entlassenen Hardenberg zurückzurufen. Luise selbst setzte sich dabei noch ein höheres, idealeres Ziel: sie wollte die Herstellung einer Einheit zwischen König und «Nation», wie sie das damals in Niederschriften ausgesprochen hat, die schon vom Hauch der Freiheitskriege erfüllt und belebt sind. Die Königin siegte: es glückte, Hardenberg wieder an die Spitze der Geschäfte zu stellen, und von einer Landabtretung war bald nicht mehr die Rede.

Kräftiger und erfolgreicher hat nie eine preußische Königin in die Politik ihres Landes eingegriffen als damals Luise: es war ihre größte und schönste Tat, es war – leider – auch ihre letzte. Nur wenige Wochen nach Hardenbergs Ernennung zum Staatskanzler, im Juni 1810, trat Königin Luise jene Reise zu ihrem Vater nach Neustrelitz und Hohenzieritz an, von der sie nicht mehr lebend zurückgekehrt ist.

Das Jahr 1805.

Von Karl von Bardeleben.

Der Kaiser der Franzosen hatte den Frieden von Lunéville nicht innegehalten; er erlaubte sich Gewalttätigkeiten und Rechtsverletzungen, welche die Sicherheit der Nachbarländer gefährdeten. Er schaltete in Italien ganz nach Belieben, mischte sich in Deutschlands innere Angelegenheiten und zeigte Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich, indem er erklärte, er komme als Retter Deutschlands, dessen Fürsten keine Untertanen des deutschen Kaisers seien.

England bot alle Kräfte auf, die europäischen Ostmächte zu einem Bündnis zu vereinen (dritte Koalition). Schweden wurde zuerst gewonnen, hierauf Rußland und nach längerem Zögern Österreich. Preußen blieb neutral. Vergeblich hatte Rußland versucht, Friedrich Wilhelm III. zu dem Bündnisse zu bewegen; selbst bei der Drohung, es würde ein neutrales Preußen nicht dulden, blieb der König entschlossen, strenge Neutralität nach beiden Seiten zu halten. Auch Österreich ließ nicht ab, seinen nordischen Nebenbuhler um Waffenhilfe anzugehen. Es schlug sogar eine Neugestaltung Deutschlands vor, wonach der Norden unter Preußens, der Süden unter Österreichs Oberhoheit kommen sollte. Selbst solchen Verlockungen widerstand der König, da er der Ansicht war, daß der Frieden auf dem Festlande erhalten bliebe, wenn er keine Partei ergriffe. Empfänglicher war er für die französischen Anträge, die ihm die Erwerbung Hannovers in Aussicht stellten.

Im August stand Napoleon im Begriff, die lang vorbereitete Landung in England auszuführen, und sie war kein Scheinmanöver, wie behauptet wird, womit Napoleon seine Kriegsabsichten gegen die Koalition verstecken wollte. Im Lager von Boulogne erhält er die Depesche, daß Österreich auf seine Forderungen (Räumung Tirols und Abziehen der Truppen von der Grenze) nicht eingehe. Sogleich gibt er den Befehl, die Truppen in Hannover zusammenzuziehen (1. Korps Bernadotte) und hebt, als bald darauf die Nachricht eingeht, Admiral Villeneuve treffe nicht zum Schutze der Landung ein, das Lager auf (25. August). Die «Große Armee» wird in Marsch gesetzt, sie muß in vier Wochen am Rheine stehen. Der entschei-

dende Schlag soll Österreichs Heer in Deutschland vor seiner Vereinigung mit den Russen treffen. Bernadotte wird über Göttingen auf Würzburg gewiesen, um sich mit Marmont (2. Korps) zu vereinigen. Mit Bayern hatte Napoleon ein Bündnis geschlossen (24. August), worin es sich verpflichtete, seine Truppen zur kaiserlichen Armee zu stellen, ebenso wurden Württemberg, Baden, Hessen und Nassau durch Versprechungen und Drohungen bewogen, an Frankreichs Seite zu kämpfen. Das Heer zählte im Oktober 200000 Mann. Österreichs Streitkräfte in Deutschland (70000 Mann) standen am Inn, den Oberbefehl führte dem Namen nach Erzherzog Ferdinand, in der Tat aber sein Generalquartiermeister Mack, ein Günstling des Kaisers, in den die Hofpartei volles Vertrauen setzte. Die Verteidigung Tirols war Erzherzog Johann übertragen (24000 Mann). Anfang September rückte Mack vom Inn in Eilmärschen durch Bayern an die Iller bei Ulm, statt in der Innlinie das Eintreffen der Russen abzuwarten und die Kriegstüchtigkeit seiner unfertigen Truppen zu erhöhen. Ein Korps wurde unter Kienmayer bei Neuburg und Ingolstadt gebildet, um die bayerischen Truppen entweder zum Übertritt auf Österreichs Seite zu veranlassen oder deren Auflösung zu erzwingen; demnächst sollte es den Vormarsch Bernadottes «beobachten». Die Bayern entzogen sich aber der Einschließung durch geschicktes Ausweichen auf Bamberg und vereinigten sich später mit dem Korps Bernadotte bei Würzburg. Bernadotte schlug auf kaiserlichen Befehl zum Vormarsch nach der Donau den kürzesten Weg durch das neutrale preußische Gebiet ein, wodurch er sechs Marschtage ersparte. Noch immer konnte die friedliebende Politik Preußens sich nicht entschließen, auf wessen Seite man treten sollte. Rußlands Drohung, daß es nötigenfalls den Durchmarsch seiner Truppen mit Gewalt erzwingen werde, beantwortete der König mit der Mobilmachung. Er erblickte das Heil seines Landes in einer strengen Neutralität. Doch die jetzt erfolgte geradezu hohnsprechende Verletzung des Ansbacher Gebietes riß ihn plötzlich aus seiner Friedfertigkeit heraus. Nun gestattete er den Durchmarsch der Russen durch Schlesien und richtete die bewaffnete Neutralität gegen Frankreich.

Am 23. September war Napoleons Kriegserklärung an Österreich erfolgt, zwei Tage nachher führte er sein Heer über den Rhein. Als Mack noch einen Angriff aus dem Schwarzwald auf seine vorbereitete Stellung bei Ulm erwartete, hatten die französischen Kolonnen schon die Donau überschritten (6. und 7. Oktober) und standen ihm bereits in Flanke und Rücken. Den ersten Stoß hatte Kienmayer auszuhalten; es gelang ihm, sich gegen die Übermacht nach München durchzuschlagen. Doch bald zogen die Bayern in ihre Hauptstadt ein. Kienmayer war mit einem Verluste von 5000 Mann auf den Inn zurückgewichen und vereinigte sich hier mit den Russen. Die zur Verbindung mit Kienmayer abgesandte Division Auffenberg erlitt bei Wertingen (8. Oktober) eine empfindliche Niederlage. Macks geplanter Marsch nach Augsburg wurde durch den Überfall von Ney auf die Brücke bei Günzburg (9. Oktober) vereitelt. Napoleon zog in Augsburg ein (10. Oktober); er nahm an, die österreichische Hauptmacht sei von Ulm nach Tirol marschiert, die Division Dupont sollte deshalb die Stadt durch Handstreich nehmen, aber auf dem Marsche bei Haßlach stieß sie auf starke feindliche Kräfte, die sie blutig abwiesen (11. Oktober). Immer noch schwebt der Kaiser in Ungewißheit über den Verbleib der österreichischen Hauptkräfte; erst am 14. Oktober ist er sicher, daß sie noch bei Ulm stehen. Sofort ist sein Entschluß gefaßt: sie sollen ihm nicht entrinnen. Mack ist über die Vorgänge auf französischer Seite gar nicht unterrichtet, er lebt in dem Wahn, Napoleon befinde sich auf dem Rückzug nach dem Rhein, da in Frankreich Revolution ausgebrochen und die Engländer in Boulogne gelandet seien: er will ihn abschneiden. Für sein planlos hin und her gehetztes Heer folgen jetzt Niederlagen und Übergaben Schlag auf Schlag. Das Korps Riesch wird bei Elchingen (14. Oktober) von Ney (Duc d'Elchingen) bis zur Hälfte aufgerieben. Memmingen kapituliert nach eintägiger Beschießung durch Soult (14. Oktober). Das Korps Werneck mit der Reserveartillerie und Trains streckt, vom Feinde umstellt, bei Trochtelfingen (18. Oktober) die Waffen. Erzherzog Ferdinand erkennt die allmählich sich verengende Umschließung des Heeres, sein Stolz leidet es nicht, daß ein Habsburger in Bonapartes Gefangenschaft gerät, deshalb verläßt er den unfähigen, eigensinnigen Mack mit 11 Eskadrons und 2 Bataillonen (14. Oktober), um sich durchzuschlagen. Murats Reiterei bleibt ihm an der Klinge, helden-

mütig bricht er sich Bahn und erreicht mit 1700 Reitern Eger (22. Oktober).

Als am 15. Oktober morgens die Uhr auf dem ehrwürdigen Münster zu Ulm die vierte Morgenstunde schlug, war der eherne Ring um die dort zusammengezogene, gänzlich erschöpfte, österreichische Armee geschlossen. Napoleon läßt am Nachmittage den befestigten Michaelsberg stürmen, drängt die Österreicher in die Stadt und fordert sie zur Übergabe auf. Mack unterwirft sich den vom Sieger gestellten schmählichen Bedingungen, überliefert ihm 24000 Mann und ein ungeheures Kriegsgerät. Am 20. Oktober muß dieses tapfere Heer, 16 Generale an der Spitze, mit klingendem Spiel an dem siegreichen Imperator vorbeiziehen und die Waffen niederlegen. Ein Mitkämpfer schreibt: «Die Schande, die uns erdrückt, der Kot, der uns bedeckt, ist unauslöschbar.» Nach zwölftägigem Feldzuge war die kaiserliche Armee in Deutschland vernichtet, der erste Akt des großen Dramas von 1805 zu Ende.

Napoleon bleibt nach den gewaltigen Erfolgen nicht müßig stehen; er will den Russen dasselbe Schicksal wie den Österreichern bereiten und eilt vorwärts, ehe die Verbündeten Verstärkungen erhalten. Die große Armee rückt die Donau entlang auf Wien; Soult und Murat ist die Deckung übertragen. Der Kaiser schärft Murat ausdrücklich ein, das neutrale preußische Gebiet zu achten, er schreibt ihm: «Ich habe mit diesem Staat recht ernste Auseinandersetzungen gehabt, mir liegt viel daran, mit ihm jetzt behutsam umzugehen.» Napoleon will jedes Zerwürfnis mit Preußen vermeiden, um demselben keine Veranlassung zu geben, seine Rüstungen zu beeilen und aus der Neutralität herauszutreten.

Das österreichisch-russische Heer unter Kutusow (30000 Russen und 20000 Österreicher) stand, als das französische sich in Vormarsch setzte, noch hinter dem Inn. Der vorsichtige Kutusow fühlte sich, da seine Verstärkungen noch zu weit entfernt waren, der herankommenden Übermacht nicht gewachsen und zog ab. Da er auch die Ennslinie zum Schutz von Wien nicht halten will, so trennt sich das österreichische Korps Merveldt von ihm, um Steiermark zu besetzen, wird hier aber von Davouts überlegenen Kräften bei Mariazell (8. November) zersprengt. Kutusow entzieht sich durch den Uferwechsel und das Verbrennen der Brücke bei Krems (8.–9. November) seinen Verfolgern und schlägt Mortier, der ihm den Rückzug nach Mähren abschneiden will, nach blutigem Kampfe im Engpaß von Dürrenstein (11. November). Der Weg nach Wien ist frei und schon am 13. hält der Kaiser der Franzosen seinen Einzug in Österreichs Reichshauptstadt. Die Garnison (13000 Mann) unter Fürst Auersperg hatte die Stadt verlassen, aber die Donaubrücken noch besetzt: sie sollten beim Abmarsch in Brand gesteckt werden. Aber der schwache Auersperg ließ sich von Murat durch Vorspiegelung eines Waffenstillstandes überreden, die Übergänge freizugeben. Eiligst rückte Murat darüber, um Kutusow den Weg zu verlegen. Durch den gewonnenen Vorsprung Murats ist Kutusows Rückzug ernstlich gefährdet. Da rächt sich der schlaue Alte an Murat; er knüpft, um Zeit zu gewinnen, Waffenstillstandsverhandlungen mit ihm an. Murat berichtet hierüber an Napoleon und erfährt dessen scharfen Tadel. Dieser schreibt ihm: «Ich finde keine Worte Ihnen Mein Mißfallen auszudrücken, Sie haben mich um die Frucht eines Feldzuges gebracht.» Der Waffenstillstand wird aufgehoben und Kutusow durch das aufopfernde Aushalten seiner Nachhut gerettet. Zu ihm stößt noch Buxhöveden und später auf dem Marsch nach Brünn das österreichische Korps Liechtenstein. Das verbündete Heer geht weiter auf Olmütz zurück und bezieht südlich davon bei Olschau eine befestigte Stellung (22. November); beide Kaiser: Franz und Alexander, sind inzwischen eingetroffen. Nach Ankunft der russischen Garden unter Großfürst Constantin hatten die Verbündeten eine Stärke von 83650 Mann. Napoleon war nur bis Brünn gefolgt, sein Heer bezog dort Ortsunterkunft, mit Vorposten bei Wischau.

Für die Verbündeten war jetzt durchaus die Verteidigung geboten. Das Schicksal Deutschlands, ja Europas, hing von einem klugen Verzögern der Entscheidung bis zum Eintreffen der Verstärkungen ab. Die russischen Zuzüge (Bennigsen und Essen) mußten bald ankommen. Erzherzog Karl und andere österreichische Heerteile waren im Anmarsch. Karl hatte durch die siegreiche Schlacht bei Caldiero (30. Oktober) über Masséna sich einen ehrenvollen Abzug erkämpft; auf seinem meisterhaften Rückzug nach Ungarn war sein Bruder Johann, nach der Räumung Tirols, zu ihm gestoßen. Beide brachten einen Zuwachs von 80000 Mann. Die Landung eng-

lischer und russischer Truppen in Hannover gab eine erwünschte Hilfe, und endlich: Preußens Rüstungen sollten bis zum 15. Dezember vollendet sein. Zar Alexander war Ende Oktober nach Berlin gekommen: am Grabe Friedrichs des Großen wurde der alte Freundschaftsbund beider Staaten erneuert und zu Potsdam ein Vertrag geschlossen (3. November), worin Preußen sich verpflichtete, Napoleon zum Innehalten des Lüneviller Friedens durch diplomatische Verhandlungen zu bewegen und wenn sie scheitern sollten, auf Seite der Alliierten zu treten. Die Stunde des Beitritts stand unmittelbar bevor.

Militärisch wie politisch lag für die Verbündeten kein Grund zum Losschlagen vor, und dennoch geschah es. Im Kriegsrat wurde plötzlich, auf Antrieb des kampfbegierigen Kaisers Alexander der Angriff beschlossen. Als Grund hat man Verpflegungsschwierigkeiten angeführt; die Bedürfnisse konnten jedoch weiter rückwärts entnommen werden.

In fünf Kolonnen rückte am 28. November das verbündete Heer gegen Brünn vor und warf die Franzosen aus Wischau heraus. Napoleon sah sich völlig überrascht; seine Kräfte standen noch zerstreut. Die Verbündeten nützten ihren Vorteil aber nicht aus; anstatt rasch und wuchtig über den schwächeren Gegner herzufallen, vollzogen sie vor seinen Augen einen langsamen, methodischen Aufmarsch mit Ziehen von einem zum anderen Flügel. Drei kostbare Tage gingen verloren, in denen Napoleon seine Truppen sammeln und die Korps Bernadotte von Iglau und Davout von Wien heranziehen konnte, wodurch er den Verbündeten an Stärke fast gleichkam. Am Abend des 1. Dezember hatte das französische Heer Stellung hinter dem Goldbach genommen, der rechte Flügel besetzte die Bachübergänge, der linke stand auf den Höhen südlich Wellatitz, die Hauptmasse war zwischen Puntowitz und Schlapanitz vereint. Das österreichisch-russische Heer hielt die Pratzer Höhe besetzt, seinen rechten Flügel bis über die Straße Wischau-Brünn ausgedehnt, den linken an das Dorf Aujezd gelehnt.

Der ursprüngliche Angriffsplan der Verbündeten war abgeändert: jetzt wollte man den rechten französischen Flügel zuerst mit starken Kräften angreifen, um Napoleon von Wien abzudrängen. Hierzu sollten am 2. morgens fünf Kolonnen vorgehen, ihrer vier die Goldbachübergänge nehmen, dann eine Rechtsschwenkung gegen die französische Mitte ausführen, und wenn solche gelungen, hatte die fünfte Kolonne in den Kampf einzugreifen. Die russischen Garden standen westlich Austerlitz in Reserve.

Dichter Nebel hüllte am Morgen des 2. Dezember das Gelände ein, in dem die Drei-Kaiser-Schlacht geschlagen werden sollte. Beide Parteien sahen nichts voneinander, obgleich die Vorposten sich nur büchsenschußweit gegenüberstanden. Der Kampf begann zwischen 7 und 8 Uhr. Auf dem französischen rechten Flügel wurde bald um den Besitz von Telnitz heftig gestritten. Die 1. Kolonne der Verbündeten nahm das Dorf, wurde daraus vertrieben und eroberte es in heißem Ringen zurück. Der Nachbarort Sokolnitz und dessen Schloß fielen nach hin und her wogenden blutigen Kämpfen in die Hände der 2. und 3. Kolonne. Durch das Kreuzen beider Kolonnen entstand jedoch heillose Unordnung, so daß Dorf und Schloß wieder verloren gingen. Dieser ganze Flügel verbiß sich im Laufe des Vormittags in eine Reihe von Einzelkämpfen, die für das Ganze keine Entscheidung brachten; es fehlte an Verbindung, gegenseitiger Unterstützung und einheitlicher Leitung. Der Angriff, von dem man sich eine solch gewaltige Wirkung, ein Aufrollen der ganzen französischen Stellung versprochen hatte, wurde seiner Aufgabe nicht gerecht.

Napoleon hatte auf der Höhe bei Schlapanitz den Gang der Schlacht beobachtet; der Nebel war inzwischen gewichen, die Sonne blutigrot aufgegangen (Sonne von Austerlitz). Dem scharfen Blicke des Kaisers war der starke Abzug des Gegners nach dem linken Flügel und dadurch Schwächung der Mitte nicht entgangen, die Pratzer Höhe zeigte sich nur schwach von Truppen besetzt. Nun, es war 9 Uhr, läßt er seine hinter der Höhe bereitgehaltene Hauptmacht unter Soults Führung gegen die Höhe von Pratze zum Angriff vorgehen, während die österreichisch-russische 4. Kolonne, bei der beide Kaiser sich befinden, gerade vor ihr zum Goldbachtal hinabsteigt. Die in dichten Massen zur Höhe empordrängende französische Infanterie wird von den Alliierten erblickt. Kutusow zieht die Truppen auf die Höhe zurück und setzt alles daran, den angreifenden Feind zurückzuweisen. Durch heftiges Feuer versucht er, ihn

aufzuhalten, aber die französische Infanterie zeigt sich sehr gewandt in der Benutzung des Geländes. Gegenstöße mit dem Bajonett scheitern an dem wohlgezielten Feuer der Franzosen, Flankenangriffe werden von ihnen abgeschlagen. Kaiser Alexander greift selbst, seine Truppen ermunternd, in den Kampf ein. Alles ist vergeblich, nach zweistündigem erbittertem Kampf erliegen die Verteidiger der Übermacht, denn keine Reserven sind vorhanden, um Hilfe zu bringen. Von der genommenen Stellung sendet der Feind den Weichenden ein furchtbares Feuer nach; die Verluste sind ungeheuer, auch der größte Teil der Artillerie geht verloren. Mit der Eroberung des Schlüsselpunktes der Stellung sind beide Flügel der Verbündeten getrennt: das Schicksal des Tages ist entschieden.

Schon bei Beginn des französischen Angriffes war Großfürst Constantin aus der Reserve vorgeholt, um die Lücke zwischen der Mitte und dem rechten Flügel auszufüllen. Er will den Gegner aufhalten, verläßt die schützende Höhe und geht in dünner Linie auf Blasowitz vor: ein zäher Kampf entbrennt, schließlich werden die russischen Garden von den französischen geworfen und fluten unter großen Verlusten auf Austerlitz zurück.

Der rechte Flügel unter Bagration focht glücklicher, er war auf Bosenitz vorgerückt. Die Reiterscharen Liechtensteins tummelten sich auf der weiten Hochfläche gegen diejenigen Murats. Doch mit dem Zurückgehen der Garde und dem Durchbruch der Mitte stand der Flügel in der Luft und mußte ebenfalls weichen. Er ging anfänglich noch ziemlich geordnet, dann aber in Flucht auf Austerlitz. Die Straße nach Olmütz war nunmehr ihres Schutzes entblößt.

An den Goldbachübergängen hatte das flankierende Eingreifen Davouts den bereits mürbe gewordenen Flügel der Verbündeten vollends zum Wanken gebracht. Beim weiteren Zurückgehen wurde dessen Lage eine geradezu verzweifelte, denn die von der Pratzer Höhe herabsteigende Masse des Gegners gelangte ihm in den Rücken; es entstanden neue, furchtbare Verluste, die 3. Kolonne der Russen wurde fast völlig aufgerieben. Die flüchtenden Truppen mußten im feindlichen Feuer den Weg um den Satschaner See zurücklegen, um den Damm zwischen diesem und dem Mönitzsee zu erreichen. Der österreichischen Artillerie gelang es zu entkommen, während das gesamte russische Geschütz verloren ging. Eine ungeheure Zahl von Gefangenen fiel den Siegern in die Hände. Das Ertrinken vieler Tausende von Russen in den Seen ist eine französische Legende: es wurden nur zwei Leichen darin gefunden. Die Seen hatten am Schlachttage eine dünne Eisdecke. Die hereinbrechende Dunkelheit breitete ihre schützenden Fittiche über die Fliehenden, sonst wären die Verluste noch größer geworden. Die Franzosen verfolgten nicht und besetzten Austerlitz erst am anderen Morgen. Das geschlagene österreichisch-russische Heer setzte seinen fluchtartigen Rückzug noch in der Nacht auf Holitz fort, um nach Ungarn zu entweichen. Kaiser Franz sandte Prinz Liechtenstein zu Napoleon und bat um eine Unterredung. Zwei Tage später fand die Zusammenkunft beider Herrscher statt; ein Waffenstillstand wurde geschlossen (6. Dezember). Darauf zogen die Russen in ihre Heimat. Die Hoffnung, welche Österreich auf diesen Verbündeten gesetzt hatte, blieb unerfüllt.

Austerlitz ist das glänzendste Beispiel des entschlossenen Übergehens aus der Verteidigung zum Angriff und zeigt die Richtigkeit des alten Grundsatzes, stets bestrebt zu sein, mit der eigenen Stärke die feindliche Schwäche zu treffen. Unter den zahlreichen Lehren, die uns die Schlacht gibt, möchte ich nur hervorheben, wie wichtig das Bereithalten einer Reserve ist: während die Verbündeten sich gänzlich verausgabt hatten, standen Napoleon bei Beendigung des Kampfes noch zehn Bataillone Garde und sechs Bataillone Grenadiere zur Verfügung, die am Schlachttag keinen Schuß abgegeben hatten.

Auf politischem Gebiete waren die Folgen der Schlacht von ungeheurer Tragweite. Auch Preußens Schicksal war durch sie entschieden, es hatte seine Rolle als bewaffneter Vermittler ausgespielt und sollte für sein Verhalten den Zorn des Welteroberers erfahren. Welch gewaltige Wendung hätte eintreten können, wenn Preußen vor der Schlacht sein Schwert in die Wagschale warf! Aber seine politischen Maßnahmen im Jahre 1805 trugen den Stempel der Unschlüssigkeit und Halbheit. Der wichtige Schritt, den es durch den Vertrag von Potsdam tun mußte, wurde zweifelnd gewagt und zögernd ausgeführt. Der preußische Unterhändler Haug-

witz hatte absichtlich seine Reise zu Napoleon verzögert und als er endlich in dessen Hauptquartier vor der Schlacht eintraf, wagte er nicht seine Vermittlungsvorschläge anzubringen. Nach Österreichs Niederwerfung von Napoleon vor die Frage gestellt, ob er Krieg oder Frieden begehre, schloß der verzagte Haugwitz den Schönbrunner Vertrag (15. Dezember), worin Preußen seine alten, angestammten Lande: Ansbach, Neuenburg und Cleve gegen das unsichere Hannover abtrat. Trotz der ungewissen Lage befahl es die Abrüstung seines Heeres. Bismarck äußert sich in seinen «Gedanken und Erinnerungen» über die damalige Politik: «Daß wir 1805 nicht die Gelegenheit ergriffen, um Frankreichs Übermacht brechen zu helfen, war eine ausgezeichnete Dummheit; schnell, nachdrücklich und bis zum letzten Hauch hätten wir gegen Napoleon eingreifen sollen.» Von solchen Gedanken waren aber Preußens damalige Staatsmänner weit entfernt.

Der übermütige Sieger legte dem erschöpften Österreich, nachdem es von Preußen durch Abschluß des Schönbrunner Vertrages im Stich gelassen war, die drückendsten Bedingungen im Frieden zu Preßburg auf (26. Dezember). Außer der Kriegsschatzung von 14 Millionen Gulden mußte es Venetien, Vorderösterreich, Tirol mit Vorarlberg abtreten. Bayern und Württemberg erhielten für die Napoleon geleisteten Dienste die Königskrone, Baden wurde Großherzogtum. Der Frieden führte auch die Auflösung des altehrwürdigen deutschen Reiches herbei; der österreichische Kaiser verlor durch ihn seine Stellung im Reiche völlig. Deutschland wurde in der Friedensurkunde nur mit dem Namen «Deutscher Bund» bezeichnet. Die «elende Äfferei» des Regensburger Reichstages müsse aufhören, hatte der Kaiser der Franzosen sich zu den deutschen Fürsten geäußert. Die ergebenen Vasallen gründeten hierauf den Rheinbund unter Frankreichs Oberleitung. Eine tausendjährige Geschichte fand ihren Abschluß.

Die Jahrhundertwende dieses für Deutschland so verhängnisvollen Jahres ist gekommen. Bei der Erinnerung an jene traurige Zeit hegt heute jeder Deutsche die feste Zuversicht, daß sie nicht wiederkehren kann, denn das neuerstandene, mächtige deutsche Reich wird nicht dulden, daß je ein fremder Eroberer seinen Fuß auf Deutschlands Boden setzt.

Die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt.

Von Rudolf von Caemmerer.

In den letzten Septembertagen des Jahres 1806 ging der Aufmarsch des preußisch-sächsischen Heeres seiner Vollendung entgegen. Von der unteren Werra durch Thüringen hindurch bis zur Elster und Mulde standen im ganzen 127000 Mann mit ungefähr 500 Geschützen (einschließlich der Bataillonskanonen). Diese Gesamtmasse zerfiel in zwei Armeen und ein selbständiges Korps. Die preußische Hauptarmee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig bestand aus 6 Divisionen, jede Division zu 8—12 Bataillonen, 10—20 Eskadrons und 2—4 Batterien. Daneben befehligte Fürst Hohenlohe eine aus Preußen und Sachsen gemischte Armee des linken Flügels von 5 Divisionen. Das rechte Flügelkorps des Generals von Rüchel hatte die Stärke von 3 Divisionen. Es sollte eigentlich den Kern einer preußisch-hessischen Armee bilden, der Kurfürst von Hessen aber hatte den Anschluß verweigert. Im Anmarsch zum Heer befand sich ferner noch ein Reservekorps von 16000 Mann unter dem Herzog Eugen von Württemberg, welches Ende September die Gegend von Berlin erreichte. Fern im Osten der preußischen Monarchie aber verblieben weitere 30000 Mann Feldtruppen, auf deren Heranziehung man der Entfernung wegen verzichtete.

Die Gesamtleitung war dem Herzog von Braunschweig übertragen. Wie wenig Vertrauen dieser Fürst zu seiner Aufgabe hatte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er für sein eigenes Land neutral geblieben war und seine braunschweigischen Truppen in der Heimat belassen hatte. Er benutzte daher die Anwesenheit des Königs von Preußen im Hauptquartier, um sich bei allen Entscheidungen hinter den Monarchen zurückzuziehen, der seinerseits die schwere Verantwortung nur ungern übernahm. Da nun Hohenlohe, von seinem ehrgeizigen Generalstabschef Massenbach getrieben, unausgesetzt über seine Befugnisse hinausstrebte, so waren Reibungen, Mißverständnisse und schwere Fehler nicht zu vermeiden.

Die ersten militärischen Erwägungen waren auf einen Einfall in das süddeutsche Gebiet ge-

richtet gewesen, welches Napoleons «Große Armee», noch von 1805 her besetzt hielt. Man hoffte Teilerfolge erzielen zu können, ehe der Feind völlig versammelt wäre. Der Vormarsch kam nicht zur Ausführung, weil die Diplomatie sich mit der für uns völlig unbegreiflichen Hoffnung trug, daß Napoleon den Kampf mit Preußen vermeiden und eine letzte Vorstellung mit der Erfüllung der preußischen Forderungen beantworten werde.

Über die Frage der etwa nötig werdenden Verteidigung auf eigenem Boden gingen die Ansichten weit auseinander. Brach Napoleon aus der Mitte seiner Gesamtaufstellung heraus über den Thüringer Wald vor, dann konnte man ihm entweder in den Ebenen Thüringens zur Schlacht entgegengehen oder in einer vielgerühmten Stellung, auf dem langgestreckten Ettersberge bei Weimar, seinen Angriff annehmen. Auch wenn er von Mainz her über Eisenach kam, war man in Thüringen am richtigen Platze. Versammelte sich der Kaiser aber nach seinem rechten Flügel hin, um durch die Senke zwischen dem eigentlichen Thüringer Wald und dem Fichtelgebirge hindurch die Richtung auf Leipzig einzuschlagen, dann mußte die im Herzen von Thüringen, auf dem linken Ufer der Saale stehende Armee sich auf eine Schlacht mit verwandter Front einrichten, die im Falle des Gelingens große Erfolge, bei ungünstigem Ausgang aber auch vermehrte Gefahr bot. Nun war das Tal der Saale in der Gegend von Rudolstadt, Jena und bis Naumburg hinab ein Abschnitt von ungewöhnlicher Stärke. Die verschiedenen Übergänge ließen sich von dem Höhenrand des linken Ufers aus leicht gegen große Übermacht verteidigen, das offene und freie Hochplateau im Westen des Flusses aber erlaubte wieder, alle verfügbaren Kräfte alsbald nach der Richtung hin in Bewegung zu setzen, wo der Feind etwa doch den Übergang erzwang. Es waren also alle Bedingungen zu einer günstigen Schlacht vorhanden und nur sehr bedeutende Überlegenheit des Gegners — nach Zahl oder innerer Tüchtigkeit — konnte diese vorteilhaften Umstände wieder in Frage stellen.

Das war die Auffassung von Scharnhorst, der als Chef des Generalstabs dem Herzog von Braunschweig zur Seite stand. Wenn die preußische Führung die höchste Kraft und Geschicklichkeit entwickelte und das Glück nicht völlig ungünstig war, so konnte ein solcher Entschluß wohl zu gutem Ausgange führen. Aber es gehörte dazu, daß man Vertrauen zu sich selbst hatte und daß man entschlossen war, sich auch dann nicht verloren zu geben, wenn es dem Feinde gelang, mit bedeutenden Kräften im Rücken der Preußen aufzutreten. War man seiner Sache nicht sicher, um auch unter solchen Umständen noch auf den Sieg zu hoffen, dann wäre es zweifellos das beste gewesen, sich von Anfang an so aufzustellen, daß man den Rückzug niemals verlieren konnte. Dann mußte man alle Kräfte auf dem rechten Ufer der Saale, zwischen diesem Fluß und der böhmischen Grenze vereinigen und mußte dem Feinde rein frontal den Weg nach der Elbe versperren. Man konnte dann die Entscheidung soweit zurückverlegen, daß das Reservekorps des Herzogs von Württemberg jedenfalls mitzuwirken vermochte, oder daß die starke Elblinie zur Geltung kam. Ja man konnte äußerstenfalls, wenn das Kräfteverhältnis gar zu ungünstig schien, den Rückzug noch weiter fortsetzen, um erst zu schlagen, wenn die letzten Truppen von der Ostgrenze zum Heere gestoßen waren. Alsdann mußte man freilich mit der Möglichkeit rechnen, daß Kursachsen das preußische Bündnis aufgab und sich dem Rheinbunde anschloß. Dafür durfte man mit großer Sicherheit auf russische Hilfe zählen und der Feind mußte sich schwächen, um eine Reihe von Festungen einzuschließen oder zu beobachten und um seine Verbindungen zu sichern.

Vorlegen auf dem rechten Saaleufer, das war die Meinung von Massenbach, die Hohenlohe zu der seinigen machte, und so gerechtfertigt die Entrüstung ist, welche Massenbachs Mangel an Unterordnung und seine später an Verrücktheit grenzende Kopflosigkeit immer wieder hervorrufen, hier muß man doch zugestehen, daß er im Rechte war, denn tatsächlich hat es dem Oberkommando im entscheidenden Augenblick an der Kraft gefehlt, die Nachricht von dem Erscheinen des Feindes auf der eigenen Rückzugslinie wirklich zu ertragen.

Während Preußen noch auf die Beantwortung seines Ultimatums wartete, hatte Napoleon die Operationen begonnen. Sein Heer zerfiel in 6 Armeekorps, ferner die Garde, die Reserve-Kavallerie und die Kontingente des Rheinbundes. Die Armeekorps bestanden

aus 2—3 Infanteriedivisionen, jede zu 6—10 Bataillonen und 2 Batterien, aus einer leichten Kavalleriebrigade von 6—9 Eskadrons und einer schwachen Korpsgeschützreserve. Die Garde wurde gebildet aus einer Infanterie- und einer Kavalleriedivision und war stark an Artillerie. Die Reservekavallerie unter Murat zählte in 6 Divisionen und 2 Brigaden über 100 Schwadronen. Im ganzen führte der Kaiser an französischen Truppen 167 000 Mann mit etwa 280 Geschützen heran. Er war damit dem hinter dem Thüringer Wald stehenden feindlichen Heere — also abgesehen vom Reservekorps des Herzogs von Württemberg — um 40000 Mann überlegen, konnte sich aber in der Geschützzahl nicht entfernt mit ihm messen. Um so geringer war freilich auch bei ihm der Troß und das Fuhrwerk jeder Art. Sein damaliges Heer stand auf einer Stufe der Bedürfnislosigkeit, die selbst wir Nachfolgenden bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge nicht festzuhalten vermochten, von der aber die preußischen Kriegsmänner von 1806, diese unbedingten Anhänger der Zeltlager und einer peinlich geregelten Brotverpflegung aus Magazinen, gar keine Vorstellung hatten. Und mit der wunderbaren Beweglichkeit, welche die Folge solcher Bedürfnislosigkeit war, hat der große Feldherr auch gerade in diesem Feldzuge seine gewaltigen Erfolge errungen.

Napoleon hatte sein ganzes Heer nach dem oberen Main hin versammelt, um durch die Senke zwischen Thüringer Wald und Fichtelgebirge den geraden Weg über Leipzig nach Berlin einzuschlagen. So bedroht er nach eigenem Ausspruch das Herz der preußischen Monarchie und ist überzeugt, daß er den Feind auf diesem Wege treffen wird, daß alle feindlichen Streitkräfte von den verschiedensten Aufstellungspunkten herbeieilen werden, um die Hauptstadt zu decken. Und da im Frieden beträchtliche Kräfte der Preußen in den westlichen Landesteilen gestanden haben, da ferner die überlieferte Kriegskunst auf das Decken der eigenen Landesgebiete ein großes Gewicht legte, so rechnet Napoleon im stillen darauf, daß der Gegner anfänglich eine breite Aufstellung gewählt haben wird. Darum hofft er den feindlichen linken Flügel mit Übermacht anfallen und dann die Hauptmasse von ihrer natürlichen Rückzugslinie abdrängen zu können, und darum hält er seine Massen so eng zusammen, wie das Straßennetz und die Möglichkeit des Lebens vom Lande es irgend gestatten. Seine sechs Korps sind auf drei Straßen verteilt, die je einen Tagemarsch auseinanderliegen, und auf jeder Straße folgen sich die beiden dort marschierenden Korps mit Tagesmarschabstand. Die mittlere Kolonne ist den beiden anderen etwas voraus, und bei ihrer Spitze befindet sich Murat mit einem Teil der Reservekavallerie. Die Hauptmasse dieser letzteren aber folgt mit der Garde als dritte Staffel der Mitte nach. Und hinter der rechten Kolonne schließt sich bereits eine bayerische Division an, die vorderste Abteilung der allmählich eintreffenden Rheinbundtruppen.

So lenkt der Schöpfer einer neuen Kriegsweise seine Massen einheitlich zum Ziele und er begeistert sich selbst in dem Gefühl von der Größe des Augenblicks. Er nennt seinen Heeresmarsch «ein Bataillonsviereck von 200000 Mann», er spricht von der «ungeheuren Überlegenheit, die auf so engem Raume versammelt ist», er erklärt, daß er den Willen habe, «nichts dem Zufall zu überlassen und den Feind überall da, wo er standhalten will, mit doppelter Überlegenheit anzugreifen».

Während der Kaiser stetig sein klar erkanntes Ziel verfolgt, herrscht bei seinen Gegnern eine beklagenswerte Ratlosigkeit. In der ersten Oktoberwoche waren die beiden Flügel nach der Mitte herangezogen worden, weil noch der Gedanke des Vormarsches über den Thüringer Wald bestand. Alsdann siegte der Massenbachsche Grundgedanke des Vorlegens auf dem rechten Saaleufer und die Hohenlohesche Armee machte Kehrt, um auf denselben Wegen zurückzugehen, auf denen sie gekommen war; die beiden anderen Heere aber bereiteten ihren Abmarsch nach Osten zunächst mit umständlicher Langsamkeit vor.

Am 9. und 10. Oktober erfolgten die ersten Zusammenstöße. Die Division Tauentzien von Hohenlohes Armee hatte ursprünglich als Seitendeckung bei Hof gestanden und sich bei Annäherung der rechten Flügelkolonne des Feindes in der allgemeinen Richtung auf Jena zurückgezogen. Sie kam damit vor die mittlere französische Kolonne und hatte am 9. Oktober bei Schleiz ein verlustvolles Gefecht gegen deren vorderste Truppen. Andererseits war die Division des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen am 10. Oktober eben im Begriff, bei Rudolstadt wieder vom linken auf das rechte Saale-

ufer zu rücken, als die Nachricht einlief, daß eine in südlicher Richtung nach Saalfeld vorgeschobene Abteilung durch den Anmarsch des Feindes bedroht sei. Der Prinz hielt mit gutem Grunde die beabsichtigte Heeresbewegung über die Saale hinüber, einen richtigen Flankenmarsch vor der Front des Feindes, für unausführbar, wenn Saalfeld verloren ging, und eilte mit seinen Hauptkräften dorthin. Als er dann die bedeutende Überlegenheit des Feindes erkannte — es war das Korps Lannes der linken Kolonne —, traf er zwar sofort die Vorbereitungen zum Rückzug, konnte es aber doch nicht lassen, zuvor noch mit einigen Bataillonen einen richtigen «Echelonangriff» zu machen, in dem die preußischen Kriegsmänner damaliger Zeit nun einmal ein unfehlbares Mittel des Erfolges sahen. Er wurde vernichtend geschlagen und fiel selbst unter den Säbeln der verfolgenden feindlichen Reiter.

Durch die Gefechte von Schleiz und Saalfeld kam man im preußischen Hauptquartier zu der Gewißheit, daß das Vorlegen auf dem rechten Saaleufer nicht mehr möglich sei. Hohenlohes Armee sammelte sich bei Jena, die Hauptarmee und das Korps Rüchel schlossen bei Weimar zusammen, behielten aber noch die Front nach Süden.

Napoleon konnte bei der Unübersichtlichkeit des waldigen Geländes östlich der Saale die Sachlage noch nicht völlig erkennen und setzte seinen Marsch auch am 11. Oktober noch in nordöstlicher Richtung fort. Erst am 12. schwenkte er nach der Saale ein. Die mittlere Kolonne wird in Ausnutzung ihres Vorsprungs am weitesten nach Norden verschoben; ihre beiden Korps biegen auf verschiedenen Straßen in Richtung auf Naumburg ab. Die Korps der linken Kolonne gehen südlich von Jena wieder an das eben überschrittene Tal der Saale heran; die der rechten werden auf Querstraßen gesetzt, die ihnen ein rasches Vorgehen auf Jena gestatten. So stand das französische Heer zum Übergang über die Saale bereit.

Wenn auf preußischer Seite wirkliche Tatkraft und Entschlossenheit herrschten, so mußte man nunmehr aus der Not eine Tugend machen und sich auf die Entscheidungsschlacht an der Saale vorbereiten. Man darf und soll im Kriege damit rechnen, daß nicht alles Unglück eintritt, das wohl eintreten könnte, — so hat unser großer König nach manchem schweren Schicksalsschlage gelehrt. Mit dem einfachen Entschluß zur Schlacht war schon viel gewonnen. Die ewigen Beratungen konnten aufhören, die Verpflegung wäre in der gewohnten Weise sichergestellt geblieben, die Truppen hätten vor dem Kampfe ausreichende Ruhe gehabt, und aus allen diesen Gründen durfte man auf Selbstvertrauen bei Führern und Truppen hoffen.

Als aber im Hauptquartier des Königs zu Weimar die Nachricht einlief, daß der Feind Naumburg besetzt habe, wo sich ein preußisches Magazin befand, da vermochte der Gedanke des Widerstandes sich nicht mehr zu behaupten. Die ganze Gefahr eines Kampfes mit verwandter Front kam mit urplötzlicher Gewalt zum Bewußtsein und nach erneutem Kriegsrat wurde am 13. Oktober früh der Rückzug beschlossen. Man hoffte durch beschleunigten Abmarsch hinter der deckenden Saale einen Vorsprung vor dem Gegner zu gewinnen, sich demnächst mit dem Reservekorps vereinigen und die Elblinie halten zu können. Die Hauptarmee trat sofort die Bewegung an und erreichte am späten Abend die Gegend von Auerstedt, etwa halbwegs zwischen Weimar und Naumburg. Rüchel nahm zunächst die Stellung der Hauptarmee östlich Weimar ein und sollte am 14. Oktober folgen. Hohenlohe hatte den Abzug beider Heere zu decken und sich dann selbst anzuschließen.

Napoleon vermutete am 13. Oktober die feindliche Armee zwischen Weimar und Jena und gedachte am folgenden Tage seine Hauptkräfte, vier Korps und die Reserven, selbst über Jena vorzuführen, d. h. er wollte mit der Masse an dem Punkte anpacken, der ihm am nächsten lag, wo die natürliche Stärke der Verteidigung aber auch am größten war. Das Korps Bernadotte zog er aus der Gegend von Naumburg nach dem nächsten Übergang unterhalb Jena heran. Marschall Davout aber erhielt den Auftrag, von Naumburg aus auf dem linken Saaleufer in der Richtung auf Weimar dem Feinde in die Flanke oder in den Rücken zu gehen.

Das ist die Grundlage, auf der sich am 14. Oktober die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt entspann. Die preußische Hauptarmee und das Korps Davout stießen nordöstlich von Auerstedt im Marsche aufeinander und kamen erst nach und nach zur vollen Verfügung über ihre Kräfte. Die erstere hatte 5 Divisionen zur Stelle, d. h. 52 Bataillone, 80 Eskadrons

und 16 Batterien oder 50000 Mann mit 230 Geschützen. Davout verfügte nur über 26 Bataillone, 9 Eskadrons, 7 Batterien, zusammen 27300 Mann mit 44 Geschützen. Er ahnte nichts von der Stärke seines Gegners und war durch den dichten Nebel dauernd verhindert, sie zu erkennen; er trat sehr kühn auf und spielte ein ungeheuer gewagtes Spiel. Wenn die Preußen ihre doppelte Überlegenheit auch nur einigermaßen zu gebrauchen wußten, so konnte ihnen der Erfolg gar nicht fehlen. Ein entschiedener preußischer Sieg bei Auerstedt hätte selbstverständlich die Bahn zum Abzug völlig freigemacht. Wenn es dann Hohenlohe auch noch gelang, den Kaiser erst möglichst lange am Übergang über die Saale zu hindern und demnächst ungeschlagen abzumarschieren, dann war man der Umklammerung glücklich entronnen und durfte wohl noch hoffen, die Elbe zu erreichen. Der Zufall, dem Napoleon gar nichts zu überlassen gedachte, hatte hier also den Preußen eine unerwartet günstige Lage geschaffen.

Aber die preußische Hauptarmee siegte nicht, sondern wurde empfindlich geschlagen. Man kann nicht sagen, daß es den Truppen an Tapferkeit fehlte. Die Führung war es, die völlig versagte, versagte auf jeder Stufe von oben nach unten und von unten nach oben. Es war wohl ein besonderes Mißgeschick, daß der Herzog von Braunschweig gleich im Anfang schwer verwundet wurde; aber die Ursache der durchgehenden Hilflosigkeit und Verwirrung lag doch tiefer. Was diese preußischen Offiziere im Kopfe hatten, war nichts wie Formenkram, der im Laufe der Zeit allen Inhalt verloren hatte, zumal ein Fetischdienst des «Echelonangriffs», der jedes gesunde Denken austilgte. Jede taktische Erwägung, die heute der Unteroffizier als Führer einer kleinen Abteilung anzustellen gewohnt ist, lag damals außerhalb ihres Gesichtskreises; ja, wo die freie Ebene des Exerzierplatzes fehlte, da waren sie schlechterdings wehrlos und vermochten ihre Aufgabe nur im tunlichst lange fortgesetzten Ertragen der Verluste zu finden. Die Masse der Infanterie wußte mit einem Dorf oder einem Wald auf ihrem Gefechtsfelde durchaus nichts anzufangen, sie konnte eine derartige Örtlichkeit weder verteidigen noch angreifen, und wenn der Zufall ihrem Vormarsch ein solches Hindernis in den Weg legte, so blieben ihre langen geschlossenen Linien einfach davor stehen, aufrecht auf hundert Schritt Abstand von dem hinter Mauern, Hecken und Bäumen gedeckten Feinde. So bildeten sie nicht zu fehlende Scheibenwände für die französischen Tirailleurs, die dann völlig unbelästigt stundenlang das Geschäft des Abschießens ihrer Gegner betrieben.

Und die Kavallerie, diese berühmte preußische Kavallerie mit ihrer großen Vergangenheit, war ebenso unkriegsgemäß in ihrem gesamten Tun und Denken. Wo das Gelände die Bildung langer Fronten nicht erlaubte, da fühlte sie sich nicht am Platze, und wo nicht der Feldherr selbst die Attacke ansetzte, da war sie im Zweifel, ob Ort und Zeit sich zum Anreiten eigneten. Diese Reiterführer brachten es fertig, mit ungeheurer Übermacht untätig dem Verlauf der Dinge zuzusehen, während der Gegner mit wenigen Schwadronen immer aufs neue zum Angriff schritt.

Von der Artillerie, an der man so überwältigend stark war, wußte niemand den rechten Gebrauch zu machen. Ihre mittleren und schweren Kaliber nahmen im Frieden wegen mangelnder Bespannung an den Übungen gar nicht oder nur in ganz geringer Stärke teil. So war vergessen, welchen hohen Wert einst Friedrich der Große auf die Ausnutzung dieser Waffe gelegt hatte.

Dies alles ist wahrlich keine Übertreibung! Das Verhalten unserer Truppen bei Jena wie bei Auerstedt bildet eine ununterbrochene Kette von lauter geradezu ungeheuerlichen Mißgriffen der Führung. Sie beweisen unwiderleglich die vollständige Unbrauchbarkeit aller jener Exerzierkünste, die noch kurz vorher auf dem Tempelhofer Felde die Bewunderung Europas erweckt hatten.

Es ist vorher gesagt, daß es bei Jena Hohenlohes Aufgabe gewesen wäre, zuerst die Saaleübergänge hartnäckig zu verteidigen und dann langsam abzuziehen. Er tat gerade das Gegenteil, ließ den Kaiser erst unbehelligt seinen Übergang bewirken, was trotzdem sehr große Schwierigkeiten bereitete, und lieferte dann eine Schlacht, in der er geschlagen wurde. Er zog schließlich auch noch Rüchels Korps mit in das Verderben hinein, indem er es einen Echelonangriff machen ließ, statt daß es den Abzug der geschlagenen Heerteile deckte.

Von Jena wie von Auerstedt schlugen die Trümmer des besiegten Heeres die Richtung auf Weimar und Erfurt ein.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates.

Von Rudolf von Caemmerer.

In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1806 hat Kaiser Napoleon in einem amtlichen Erlaß die Eroberung aller preußischen Gebiete diesseits der Weichsel als die Folge der eben gefallenen Entscheidung bezeichnet. Mit so wunderbarer Klarheit übersah er die Wirkung seines Sieges, allerdings unter der wesentlichen Voraussetzung, daß er selbst den Erfolg ausnutzen werde mit der ganzen Kraft seines gewaltigen Willens. Der Feind floh nach Westen hin, er selbst stand zwischen ihm und der feindlichen Hauptstadt sowie der Hauptmasse der preußischen Monarchie. Jetzt galt es, so zu operieren, daß das geschlagene Heer womöglich nicht über die Elbe, jedenfalls nicht über die Oder zurückkam. Wurde es diesseits der Oder völlig zerstreut oder gefangen genommen, dann blieb dem Könige von Preußen nur noch der schwache Heerteil in den Ostprovinzen, der höchstens im Anschluß an ein russisches Heer noch imstande sein konnte, die Linie der Weichsel zu halten. In diesem Sinne setzte Napoleon einen Teil seiner Streitkräfte zur unmittelbaren Verfolgung an, den anderen Teil stellte er bereit, um auf dem nächsten Wege über Wittenberg nach Berlin zu rücken. Zugleich tat er die ersten einleitenden Schritte, um Kursachsen auf die eigene Seite hinüberzuziehen.

Was konnte man preußischerseits versuchen, um das furchtbare Geschick abzuwenden, mit dem der siegreiche Kriegsfürst das Heer bedrohte? Jeder ernstere Widerstand im freien Felde war undenkbar. Setzte man den Rückzug in westlicher Richtung fort, so ging man den feindlichen Heerteilen entgegen, die von Mainz und aus Holland der «Großen Armee» nachrückten. Ein Marsch in nordwestlicher Richtung führte zunächst hinter die deckende Weser, in etwa drei Wochen aber an die Küste. Hätte man England zum Freunde gehabt und wäre an der Küste rechtzeitig eine starke Befestigungslinie vorbereitet worden, so konnte man in ihr Widerstand leisten und dabei auf Ernährung durch die englische Flotte rechnen. Aber Preußen hatte im Jahre 1805 Hannover, das deutsche Kurfürstentum des Königs von England, aus Napoleons Hand angenommen und stand mit England auf gespanntem Fuße.

Wenn man das Heer mit tunlichster Beschleunigung nach Magdeburg rettete, so vermochten die Kanonen der Festung ihm Schutz vor den Verfolgern zu gewähren. Aber wenn die Zahl der Esser in der Festung auf die sechsfache und achtfache Höhe der normalen Kriegsbesatzung gesteigert wurde, so mußte der Hunger in kurzer Zeit die Übergabe herbeiführen.

Es blieb also nur der Versuch, über Magdeburg mit jener Schnelligkeit abzumarschieren, die den geschlagenen Heeren von jeher eigen ist, dann die Oderfestung Stettin und durch sie hindurch die Weichsel zu gewinnen.

Dieser allein mögliche Weg wurde mit mehr oder weniger Klarheit auch wirklich beschritten. Etwa 10 000 Mann freilich waren in den befestigten Platz Erfurt hineingeflohen, wo sie sich schon am zweiten Tage nach der Schlacht in schmählichem Kleinmut dem Feinde ergaben. Die Hauptmassen des Heeres aber wurden noch glücklich auf die Straßen gesetzt, welche durch den Harz und westlich um ihn herum nach Magdeburg führen. Als der Feind nachdrängte, mußten die westlichen Kolonnen nördlich ausholen und unterhalb Magdeburg bis zur Havelmündung hin die Elbe überschreiten. Die Sachsen hingegen zogen sich oberhalb Magdeburg auf das damals nahe heranreichende sächsische Gebiet, wo sie die Entschließung ihrer Regierung abwarteten. In Magdeburg ließ man etwa 20 000 Mann zurück, deren Erschöpfung zu groß war oder denen die Waffen fehlten. Dann wurde die Bewegung in der geraden Richtung auf Stettin fortgesetzt, wobei Berlin rechts liegen blieb. Leider waren die Wagen mit den Zelten und den großen Kochkesseln teils verloren gegangen, teils marschierten sie auf den nördlichsten Straßen; die Truppen aber waren nicht mit Mänteln und Kochgeschirren versehen, konnten somit weder im Freien lagern, noch sich selbständig zu einer Mahlzeit verhelfen, obgleich es an Schlachtvieh nicht fehlte. Sie mußten vielmehr täglich in weite Quartiere zu beiden Seiten der Marschstraße zerstreut werden und erschöpften ihre Kräfte durch An- und Abmärsche, die zu der Gesamtbewegung nach dem Zielpunkte nichts beitrugen.

Leider hatte man auch noch versäumt, dem Herzog Eugen von Württemberg, der zur Zeit

der Schlacht bis in die Gegend von Halle gelangt war, rechtzeitige und richtige Weisung zu schicken. Er hätte sofort in der Richtung auf Wittenberg auf das rechte Elbufer zurückgehen und die hartnäckige Verteidigung dieses und der benachbarten Stromübergänge vorbereiten müssen. Statt dessen lieferte er erst ein ganz überflüssiges und infolge ungeschickter Führung höchst verlustvolles Gefecht bei Halle; dann aber marschierte er auf Magdeburg ab und ließ dem Gegner die Straße über Wittenberg frei.

Trotz alledem wäre es beinahe noch geglückt, mit den stark zusammengeschmolzenen Trümmern des Heeres nach Stettin zu entweichen. Als am 28. Oktober Murat mit der französischen Avantgarde, von Berlin her kommend, die Hauptkolonne der preußischen Infanterie unter Hohenlohes persönlicher Führung wirklich erreichte, da stand diese Infanterie bereits sicher in der Stadt Prenzlau, dem wichtigsten Übergangspunkte über einen langgestreckten See- und Sumpfabschnitt. Sie konnte sich hier sehr wohl nachhaltig verteidigen und ihr Widerstand hätte auch den weiter nördlich befindlichen Kolonnen — zum mindesten einigen derselben — die Zeit zur Rettung verschafft. Aber Hohenlohe war gebrochen und sein Stabschef Massenbach war allmählich in einen Zustand derartiger Unzurechnungsfähigkeit geraten, daß ihn die Franzosen in der plumpsten Weise über die Lage zu täuschen vermochten. So kapitulierte Hohenlohe, ohne eingeschlossen zu sein, mit 10 000 Mann. Zwei schwächere Kolonnen — vorwiegend Reiterei — ergaben sich in den folgenden Tagen bei Pasewalk und Anklam, ebenso fiel die schwere Artillerie und die Bagage in die Hände des Feindes. Nur Blücher, unter dessen Befehl sich um diese Zeit 21 000 Mann vereinigten, gab die preußische Sache noch nicht verloren. Er drehte um, zunächst mit dem Gedanken, sich über die Elbe nach Hannover zu ziehen und dort den Krieg fortzusetzen, dann in der Hoffnung, bei Lübeck Schiffe zu finden und mit ihrer Hilfe Danzig zu erreichen. Ihm folgten zunächst Murat und Bernadotte, denen sich später noch Marschall Soult, von der Magdeburger Gegend kommend, anschloß. Sie schoben und drängten das preußische Korps, dessen Reihen sich infolge der furchtbaren Erschöpfung immer mehr lichteten; sie ließen ihm auch nicht die Zeit, sich in Lübeck so zur Verteidigung einzurichten, wie Blücher es wollte. Schon am Tage nach Blüchers Ankunft in der alten Reichsstadt erfolgte der französische Angriff. Die Preußen wehrten sich mutvoll, erlagen aber dem größeren Geschick des Angreifers in derartigen Kämpfen. Am 7. November mußte auch Blücher, der einzige mannhafte Führer im preußischen Heere, der Gewalt der Umstände weichen. «Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe», diese Worte setzte er trotz feindlichen Widerspruchs in die Verhandlung. Das war die Wahrheit.

Mit der Kapitulation Blüchers war der letzte Rest der von Preußen anfänglich aufgestellten Streitmacht aus dem Felde verschwunden. Und inzwischen hatte sich der furchtbare Eindruck dieser entsetzlichen Niederlage bereits in seiner ganzen Schrecklichkeit gezeigt. Die festen Plätze, von lauter abgestumpften Greisen befehligt, ergaben sich dem Feinde mit unheimlicher Eile. Auf Erfurt war zunächst Spandau gefolgt, das am 25. Oktober beim ersten Erscheinen der Franzosen die Tore öffnete. Dann reihte sich am 29. Oktober Stettin an. Der Kommandant hatte schon vor dem Eintreffen der Franzosen aus reiner Angst einer preußischen Kolonne den Durchmarsch verweigert und sie dadurch zur Kapitulation im freien Felde veranlaßt. Jetzt lieferte er die gut ausgerüstete Festung bedingungslos an eine feindliche Husarenabteilung aus, und die Besatzung mußte tagelang warten, ehe eine ausreichende Truppenmacht des Feindes herankam, um sie zu entwaffnen. Am 1. November kapitulierte Küstrin, am 8. November Magdeburg — mit 24 000 Mann Besatzung —, am 20. November Hameln, am 26. November Nienburg, am 2. Dezember Glogau, am 5. Januar 1807 Breslau, am 16. Januar Brieg. Auch Schweidnitz fiel Anfang Februar nach nur kurzer Belagerung.

Wahrlich, Napoleon hatte die Tragweite seines Sieges an der Saale richtig abgeschätzt, und er hatte so urteilen können, weil seinem scharfen Auge die ganze innere Schwäche Preußens längst klar geworden war. Der Staat Friedrichs des Großen war rasch gealtert und sein einst kräftiges Gefüge wurmstichig und morsch geworden. Der große König hatte ihn vorübergehend über das Maß seiner natürlichen Verhältnisse emporgehoben, und nach seinem Tode war niemand mehr imstande, ihn mit wirklichem Leben zu erfüllen. Der aus dem Adel hervorgegangene und mit ihm zu einem Gan-

zen verbundene Offizier- und Beamtenstand, die führende Klasse in Preußen, war von einem unglaublichen Dünkel erfüllt, der alles Fremde mit höchster Verachtung ansah und die eigenen Einrichtungen für unübertrefflich hielt. Das übrige Volk hatte wenig oder gar keinen Anteil am Leben des Staates, und wenn die Heldenzeit des siebenjährigen Krieges auch wohl ein preußisches Selbstgefühl erzeugt hatte, so war dies Gefühl doch noch weit entfernt von der warmen Vaterlandsliebe, die heute das Denken und Wollen des gesamten Bürgertums durchdringt.

Wenn Preußen auf sich selbst angewiesen blieb, so war es der Gnade des Siegers preisgegeben. Wohl wurde verhandelt über die Bildung einer neuen europäischen Koalition; das Eingreifen Österreichs und Schwedens wurde erwogen; England schickte Geld und Waffen: eine wirklich fühlbare Hilfe kam nur von Rußland.

Die Fortsetzung des Krieges in Preußisch-Polen und Ostpreußen läßt sich militärisch in drei verschiedene Feldzüge zerlegen. Sie sind vom höchsten Interesse für den Soldaten, der Napoleons Feldherrnkunst studieren will, sie können aber hier nur flüchtig skizziert werden, weil die Preußen zu einem Hilfskorps für die Russen herabgesunken waren, und es ein Ringen zwischen dem Kaiserreiche des Westens und des Ostens wurde, das sich nunmehr entspann.

Leider hatte die russische Heeresleitung sich nicht entschließen können, die zunächst verfügbaren Streitkräfte bis an die mächtige Strombarriere der Weichsel vorzuschieben, und das preußische Korps unter Lestocq war allein nicht stark genug, diese Linie zu halten. So gewannen die Franzosen über Thorn das rechte Ufer des Stromes und stießen erst am Narew auf stärkere russische Kräfte. Am 26. Dezember kam es hier bei Pultusk zu einer blutigen Schlacht, in deren Folge die Russen den Rückzug antraten. Napoleon erkannte, daß ihm noch ernste Kämpfe bevorstanden, und bezog zunächst Winterquartiere, um den Truppen die Ruhe zu gewähren, deren sie nach den Anstrengungen des letzten Vierteljahres dringend bedurften.

Der Umstand, daß der linke französische Flügel unter Marschall Ney seine Quartiere bis in die Nähe von Königsberg ausdehnte und diese Stadt selbst mit einem Angriff bedrohte, veranlaßte nunmehr den russischen Feldherrn Bennigsen seinerseits zum Angriff überzugehen. In der zweiten Hälfte des Januar 1807 brach er hinter der preußischen Seenkette hervor, drängte Ney zurück, der sich einer wirklichen Niederlage mit Geschick entzog, und gelangte bis in die Nähe der Weichsel. Nun aber sollte er wahrnehmen, daß Napoleon nicht zu den Leuten gehörte, die sich durch einen feindlichen Angriff in Verlegenheit setzen lassen, denen die Initiative des Feindes die Besinnung und Ruhe raubt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte der Kaiser sein Heer gesammelt und aus südlicher Richtung vorgeführt, um dem Gegner den Rückzug zu verlegen. Bennigsen wich anfänglich in eiligen Nachtmärschen dem Schlage aus; die Anstrengungen und Entbehrungen ließen seine Reihen aber so zusammenschmelzen, daß er zuletzt den Kampf wählte. Am 8. Februar kam es zur Schlacht bei Preußisch-Eylau, in der Bennigsen das Schlachtfeld behauptete und den Gegner zum Einstellen der Verfolgung zwang.

Es entstand jetzt eine längere Pause in den Operationen. Napoleon suchte das Hinterland ganz in seine Gewalt zu bringen, betrieb vor allem die Belagerung von Danzig, und beide Teile verstärkten ihre Kräfte für die letzte Entscheidung. Napoleons großartige organisatorische Tätigkeit sicherte ihm dabei ein entscheidendes Übergewicht. Sein Feldheer war bald wieder mehr als 200 000 Mann stark; die Verbündeten erreichten nur etwa Zweidrittel dieser Zahl. Anfang Juni begann dann der Schlußakt des Krieges. Abermals gingen die Russen zum Angriffe vor und abermals warf sie der Kaiser rasch in die Verteidigung zurück. In einem ersten Treffen bei Heilsberg erlitten die Franzosen freilich eine beträchtliche Schlappe, aber am 14. Juni errangen sie bei Friedland einen entscheidenden Sieg. Nun setzten Verhandlungen ein, denen bald der Friede folgte (7. bzw. 9. Juli).

Von allen diesen wechselnden Kriegshandlungen bildete die Schlacht auf den Schneefeldern von Preußisch-Eylau den eigentlichen Höhepunkt, und an ihr war das preußische Korps in entscheidender Weise beteiligt. Sie wurde für Preußen ein heller Lichtblick in furchtbar schwerer Zeit.

Es waren über 70 000 Russen, die sich am 8. Februar nach mehrtägigem Rückzuge bei Preußisch-Eylau zum Entscheidungskampfe stell-

ten, während das weitlich entsendete preußische Korps unter Leitocq noch die Vereinigung mit dem rechten russischen Flügel erstrebte. Die Franzosen waren an Zahl schwächer als die Russen, aber getragen von dem Selbstgefühl, das eine großartige Siegeslaufbahn erzeugt, und stark im Vertrauen auf den ehernen Willen und die überlegene Führungskunst des Mannes, dem sie folgten. Napoleon richtete einen mächtigen Angriff gegen die Front, einen zweiten gegen die linke Flanke der Russen. Der schon frühzeitig begonnene Frontalangriff scheiterte unter furchtbaren Verlusten an dem russischen Geschützfeuer, und ein russischer Gegenstoß brachte die französische Schlachtlinie in höchste Gefahr. Als aber gegen Mittag Davout, der Herzog von Auerstedt, auf dem Schlachtfelde eintraf und die russische Aufstellung umfaßte, da wandte sich das Glück, und mit verhängnisvoller Stetigkeit drang nunmehr der französische Flankenangriff in einer Richtung vor, die den Russen den Rückzug nach Osten und Nordosten, ja selbst den nach Norden benahm. Schon durfte Napoleon hoffen, daß es ihm gelingen werde, den geschlagenen Feind an die Gestade des frischen Haffs zu drängen und ihm dort den Untergang zu bereiten, als ein neuer Umschwung der Dinge erfolgte.

Lestocq war in den vorangegangenen Tagen des Rückzugs andauernd von den überlegenen Kräften des Marschall Ney bedrängt worden, der ihn auch heute von dem entscheidenden Schlachtfelde fernzuhalten versuchte. Es gelang dem preußischen Führer, seinen Gegner zu täuschen und unter Zurücklassung einer Nachhut am Nachmittage des 8. Februar den rechten Flügel der Russen zu erreichen. Mit 7600 Mann ging er nunmehr hinter diesem rechten Flügel durch und trat Davout entgegen, der den linken russischen Flügel allmählich bis hinter die Mitte zurückgedrängt und diese zum Abschwenken nach der Flanke genötigt hatte. Die Preußen führten ihren Angriff mit heldenhafter Tapferkeit und in musterhafter Ordnung und gaben auch den schon geschlagenen Teilen der Russen den Mut zur Wiederaufnahme des Kampfes. Davout wurde ein beträchtliches Stück zurückgeworfen und als die Dunkelheit dem Kampfe ein Ziel setzte, befanden sich die ursprünglichen Stellungen der Russen in der Hauptsache wieder in ihrem Besitz: die Niederlage war abgewendet.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau ist eine der blutigsten aller Zeiten. Jeder der beiden Gegner hatte nahezu 30 000 Mann verloren; das ist für die Franzosen mehr als die Hälfte der Streiter. Bennigsen räumte zwar am nächsten Tage das Schlachtfeld, Napoleon aber hatte erkannt, daß er auf dem Kulminationspunkte des Sieges stand und daß die Gefahr eines Rückschlages drohte. Wenn Preußisch-Eylau nicht zu einem vollen Siege für den Kaiser geworden ist, wenn noch weitere vier Monate dahingehen mußten, ehe er sich stark genug fühlte, zum letzten Schlage auszuholen, so ist das zum wesentlichen Teile dem Eingreifen der Preußen in die Schlacht zu danken.

Auch der Kampf um die Festungen hat im Jahre 1807 gezeigt, daß allmählich der Bann gewichen war, der 1806 alle Tatkraft lähmte. Besonders zu nennen ist die Verteidigung von Kolberg, wo Gneisenau den Befehl führte und der alte Seemann Nettelbeck die Bürger zu hingebender Mitwirkung anleitete; ferner die Verteidigung von Glatz, die von Kosel und von Graudenz, welche Plätze sämtlich bis zum Frieden allen Versuchen des Feindes widerstanden. Vollste Anerkennung verdienen auch die Verteidiger von Danzig und Neiße, die schließlich den Anstrengungen des mächtigen Feindes erlagen.

Das Endergebnis aller Kämpfe war freilich, daß Preußen mehr als die Hälfte seines Besitzstandes verlor. Es mußte sämtliche Gebiete westlich der Elbe aufgeben, mit Einschluß von Magdeburg, in welchem starken Platze man bisher den militärischen Angelpunkt des ganzen Staates gesehen hatte; und es durfte von allen seinen einstmals polnischen Gebieten nur Ermeland und das eigentliche Westpreußen — aber ohne dessen Hauptstadt — behalten. Im Westen ward ihm im Königreiche Westfalen, im Osten im Herzogtume Polen und in der Republik Danzig eine dem französischen Interesse unmittelbar dienende Nachbarschaft gegeben. Preußen mußte ferner eine ungeheure Kriegskostensumme bezahlen und den Feind auf unabsehbare Zeit in seinen Festungen dulden.

Aber so unermeßlich das Elend war, in das die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt das Land gestürzt hatte, man durfte doch wieder Hoffnung hegen. Das Jahr 1807 hatte wenigstens Keime gezeigt, aus denen die spätere Erhebung zu erwachsen vermochte!

Aspern und Wagram (1809).

Von August Keim.

Das Erfurter Bündnis zwischen Napoleon und Kaiser Alexander hatte Österreich in Europa politisch isoliert, nachdem der Friede von Preßburg seine Machtstellung in Deutschland ebenso vernichtet hatte, wie vorher die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lunéville in Italien. Wollte das Haus Habsburg die alte Machtstellung wiedergewinnen, so konnte dies nur geschehen in einem siegreichen Kriege gegen Frankreich. Die allgemeine Lage erschien auch unter militärischen Gesichtspunkten zu Anfang des Jahres 1809 einem solchen Wagnis günstig. Napoleon befand sich damals mit einem großen Teile seines Heeres in Spanien, dessen Bevölkerung mit englischer Unterstützung den Kampf gegen die französischen Eindringlinge aufgenommen hatte. Im nördlichen Deutschland gärte es und in Preußen drängten einflußreiche Männer zu einem Bündnis mit Österreich. In letzterem selbst waren seit dem unglücklichen Kriege von 1805 militärische Neuordnungen großen Stiles durchgeführt worden, so die Organisation der Landwehr, Einteilung der Armee in Korps usw. Außerdem machte sich unter den Völkern des Reiches, namentlich in den österreichischen Erblanden ein patriotischer kriegerischer Geist bemerkbar, welchen Minister Graf Stadion geschickt ausnutzte. Er war zusammen mit der Kaiserin Maria Ludowika, einer hochgemuteten Frau, die eigentliche Seele der Kriegspartei — auch der Gesandte in Paris Graf Metternich war auf seiten der letzteren —, während der hochverdiente Erzherzog Karl dringend vom Kriege abriet. Er hielt die militärischen Rüstungen noch nicht für ausreichend einem Napoleon gegenüber. Trotzdem brachte er, nachdem am 8. Februar 1809 in Wien der Krieg beschlossen war, das persönliche Opfer, an die Spitze des Heeres für die Operationen in Süddeutschland zu treten. Hier sollte die österreichische Hauptarmee zum Angriff vorgehen, gleichzeitig die Armee von Innerösterreich unter Erzherzog Johann gegen Italien und die Armee in Galizien unter Erzherzog Karl Ferdinand gegen Warschau. Die Gesamtstärke dieser drei Armeen berechnete sich auf 280 000 Mann Infanterie, 36 000 Reiter, 600 Feldgeschütze. Napoleon waren diese Kriegsrüstungen nicht unbekannt geblieben. Schon am 15. Januar 1809 hatte er von Valladolid aus die Rheinbundsstaaten, deren «Protektor» er war, aufgefordert, ihre Kontingente auf den Kriegsfuß zu setzen.

Im Vertrauen auf die Langsamkeit der österreichischen Entschließungen betrieb er aber diesmal die Kriegsvorbereitungen nicht mit der sonst üblichen rücksichtslosen Energie und so kam es, daß er durch die Offensive des Erzherzogs Karl, welcher am 10. April den Inn und damit die bayrische Grenze mit 125 000 Mann und 382 Geschützen überschritt, strategisch überrascht wurde.

Zu dieser Zeit stand die französische Armee in Deutschland in einer weiten Aufstellung von etwa 150 Kilometer nach Tiefe und Breite zerstreut. Im ganzen 120 000 Mann, deren Oberbefehl in Abwesenheit des Kaisers einstweilen General Berthier übernommen hatte. Letzterer war jedoch unschlüssig in seinen Maßnahmen, außerdem mischte sich Napoleon von Paris aus in die Befehlserteilung ein, und so stand noch am 16. April — an welchem Tage Erzherzog Karl nach einem äußerst langsamen Vormarsch bei Landshut ankam — die französische Armee in zwei Massen, auf ungefähr 100 Kilometer voneinander getrennt, bei Regensburg und Amberg. Der Erzherzog wußte jedoch die Gunst der operativen Verhältnisse nicht tatkräftig auszunutzen. Die Gefechte, welche er vom 11. bis 14. den viel schwächeren Franzosen lieferte, waren ohne Belang. Inzwischen war Napoleon am 17. April in Donauwörth auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen, um persönlich den Oberbefehl zu übernehmen. Sein Eingreifen machte sich allerdings sofort bemerkbar, indem er die anfängliche Absicht, die getrennten Heerteile in einer rückwärtigen Stellung auf dem linken Donauufer — zwischen Augsburg und Ingolstadt — zu sammeln, aufgibt. Er will die Vereinigung auf dem rechten Donauufer bei Abensberg herbeiführen. Die betreffenden Anordnungen sind allerdings höchst genial, sie waren aber bei näherem Zusehen unausführbar, wenn die österreichische Heeresleitung mit allen verfügbaren Kräften entschlossen den linken Flügel der Franzosen unter Marschall Davout angriff, der einen Flankenmarsch angesichts des Feindes, die Donau im Rücken, ausführen mußte. Der Marschall erwehrte sich jedoch am 19. der nicht mit versammelten Kräften durchgeführten

Angriffe der Österreicher (Gefecht bei Hausen), und nun faßt der französische Kaiser den kühnen Entschluß, mit den zunächst verfügbaren Truppen gegen die Mitte des Gegners vorzugehen, um diese zu durchstoßen. Es gelingt dies auch am 20. (Schlacht bei Abensberg), und dadurch war das österreichische Heer in zwei Teile zerschnitten. Der Heeresteil unter Führung des Erzherzogs Karl erlitt am 21. bei Eggmühl eine neue Niederlage, zwei Tage später mußte auch Regensburg nach heftigen Kämpfen von den Österreichern geräumt werden. Der sogenannte «Feldzug von Regensburg» endete mit dem Rückzuge des österreichischen Heeres, der nach zwei verschiedenen Richtungen geschah. Die Armeekorps des linken Flügels unter General Hiller wichen nach Wien zurück — rastlos verfolgt von Napoleon, während Erzherzog Karl mit dem Rest des Heeres in der Richtung auf Böhmen zurückging.

Am 10. Mai erschien Napoleon vor Wien. Drei Tage später ritt er in die Kaiserstadt ein. Allerdings stand in bedrohlicher Nähe auf dem rechten Donauufer Erzherzog Karl. Es galt, noch eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, auf dem alten historischen Marchfelde, wo Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar besiegt und damit die Macht seines Hauses begründet hatte. Napoleon selbst strebte diese Entscheidungsschlacht an, obgleich er hierbei erst die Donau überschreiten und dann, den Fluß im Rücken, fechten mußte. Am 18. Mai hatte er 70000 Mann südöstlich von Wien versammelt, und nachdem er auf dem rechten Donauufer bei Aspern und Eßlingen festen Fuß gefaßt, begann er am 21. Mai mit dem Übersetzen der Armee auf vier Kriegsbrücken über die Lobau: eine durch die zahlreichen hier befindlichen Donauarme gebildete Insel. Vom Bisamberge aus, der Überblick bot auf die weite Ebene des Marchfeldes, beobachtete Erzherzog Karl die Bewegungen der Franzosen. Als echter Feldherr, der, wie Moltke sagt, «nur in der Offensive den wahren Krieg sieht», beschloß er sofort, mit der gesamten rasch in Schlachtordnung gebrachten Armee loszubrechen gegen die schwachen Kräfte, über welche Napoleon bei Aspern und Eßlingen verfügte. Es waren im ganzen nur 17000 Mann, 5000 Reiter mit 42 Geschützen — gegen welche um die Mittagsstunde des ersten Pfingstfeiertages, in drei Kolonnen formiert, 80000 Mann, 15000 Reiter und 300 Geschütze zum Angriff vorgingen.

Aber trotz aller Tapferkeit gelang es den Österreichern nicht, die Stützpunkte der Franzosen, Aspern und Eßlingen, zu erobern. Sturm auf Sturm erfolgte, um jedesmal an dem Widerstand der heldenhaft kämpfenden Verteidiger zu scheitern. Andererseits zerschellt der von Napoleon unternommene Versuch, durch wiederholte Kavallerieangriffe die Mitte der feindlichen Schlachtlinie zu durchbrechen, an der Standhaftigkeit der österreichischen Infanterie.

Als der Abend hereinbrach, befand sich Aspern nur zur Hälfte im Besitze der Österreicher, während sie in Eßlingen überhaupt nicht einzudringen vermocht hatten. Aber trotzdem hielt die österreichische Armee die französische «eng umklammert mit einem Ring von Feuer und Eisen», wie sich der Verteidiger von Aspern, Marschall Masséna, in seinen Denkwürdigkeiten ausdrückt. Auch während der Nacht loderte der Kampf wiederholt von neuem auf. In Aspern begann Masséna schon um 3 Uhr morgens die blutige Arbeit mit einem überraschenden Ansturm auf dieses hart umstrittene Dorf und verdrängte die österreichischen Bataillone. Auch um Eßlingen wurde wieder gefochten, aber es blieb schließlich im Besitze der Franzosen. Um 7 Uhr morgens begann Napoleon seine zwischen Aspern und Eßlingen versammelten Massen — die ganze Nacht hindurch hatten frische Truppenteile die Donau überschritten —, im ganzen ungefähr 55000 Mann, darunter 8000 Reiter, gegen die feuerspeienden Linien der Österreicher vorzuführen. Vor dem gewaltigen Stoß der in dichten Kolonnen wie auf dem Exerzierplatz avancierenden Franzosen begannen die österreichischen Bataillone teilweise zu wanken. Da wirft sich Erzherzog Karl, eine Fahne des Regiments von Zach ergreifend, dem Ansturm persönlich entgegen. Sein heldenhaftes Beispiel wirkt begeisternd auf die Truppe. Der Angriff der französischen Infanterie gerät ins Stocken. Ebenso brechen sich die mit großer Bravour gerittenen Attacken der französischen Reiterregimenter, nachdem sie die feindliche Kavallerie geworfen hatten, an den Vierecken der österreichischen Grenadiere. Die Schlacht kommt in der Mitte zum Stehen. Da trifft bei Napoleon die Nachricht ein, daß die größte der Kriegsbrücken durch feindliche Brander zerstört worden sei. Es war eine schwerwiegende Botschaft. Sie konnte die Vernichtung des französischen Heeres bedeuten, wenn es den Österreichern gelang,

Aspern und Eßlingen zu nehmen – dann war der Rückzug über die Donau aufs äußerste gefährdet. Wiederum wird in wütendem Ringen um die beiden Dörfer gekämpft, die nur noch rauchende Trümmerhaufen darstellen. Um 3 Uhr erobern die Franzosen das verloren gegangene Eßlingen zurück, um es bis zum Schluß der Schlacht zu behaupten. Aspern dagegen kommt schließlich am späten Nachmittag in den Besitz der Österreicher. Aber auch ihre Kraft ist erschöpft. Sie vermögen nicht mehr den Rückzug des Feindes zu stören, der am Abend und in der Nacht auf die Lobauinsel übergeht, nachdem mit unsäglicher Mühe die Herstellung der Brücke gelungen war. Ungeheuer waren auf beiden Seiten die Verluste. Die Österreicher hatten 25–26000 Mann verloren, die Franzosen 18–20000. Gewaltig wirkte der Eindruck der Schlacht von Aspern auf Freund und Feind. Zum ersten Male war dem bis dahin unbezwungenen Schlachtenkaiser der Sieg entgangen.

Eine siebenwöchige Waffenruhe erfolgte, die von beiden Heeren zum Heranziehen von Verstärkungen benutzt wurde. Anfangs Juli standen 165000 Franzosen – darunter 25000 Reiter – und 584 Geschütze auf der Lobauinsel bereit, um das Spiel von Aspern zu wiederholen. Diesmal in bedeutender Überlegenheit, da Erzherzog Karl nur über 120000 Mann Infanterie, 15000 Reiter und 410 Geschütze verfügte, aber allerdings in starker Stellung hinter dem Rußbache, das Marchfeld vor sich.

In der Nacht vom 4.–5. Juli, unter Blitz und Donner, bei strömendem Regen, begannen die französischen Kolonnen auf vier Brücken die Donau zu überschreiten. Am 5. Juli mittags hatten sie ihren Aufmarsch beendet und rückten eng massiert von Groß-Enzersdorf aus gegen die Österreicher vor, welche einen um 7 Uhr abends gegen die Höhen von Wagram ausgeführten Vorstoß blutig abwiesen. Der entscheidende Angriff jedoch sollte erst am folgenden Tage erfolgen und zwar plante ihn Napoleon umfassend gegen den feindlichen linken Flügel, während gleichzeitig das österreichische Zentrum durchbrochen werden sollte durch das Vortreiben dichtgedrängter Massen von Infanterie und Kavallerie. Auch Erzherzog Karl war zum Angriff entschlossen. Der Hauptstoß sollte in aller Frühe überraschend den französischen linken Flügel treffen. Aber die Befehle erreichten die Korpsführer verspätet. Der Erzherzog mußte seinen Plan ändern. Er ließ um 6 Uhr von der Mitte aus zum Angriffe vorgehen gegen Aderkla, um dessen Besitz unter wechselndem Glück mit der größten Erbitterung gekämpft wurde – es wiederholten sich hier die blutigen Szenen von Aspern –, bis es endgültig in den Händen der österreichischen Grenadiere blieb. Auch auf ihrem rechten Schlachtflügel drangen die österreichischen Kolonnen über Süßenbrunn und Breitensee siegreich bis zur Donau. Die Schlacht stand kritisch für den französischen Kaiser. Nach dem Brennpunkte der Schlacht eilend, läßt er bei Süßenbrunn 100 Geschütze – die historisch gewordene «große Batterie» – auffahren, um das Vorrücken der Österreicher aufzuhalten. Bald darauf erfolgt der Anprall der «Sturmkolonnen von Wagram», 30000 Mann Infanterie und 6000 Reiter zu einer Masse vereint. Wenn es schließlich auch hier den Franzosen gelang, unter großen Verlusten Erfolge zu erzielen – die Schlachtentscheidung erzwangen sie damit doch nicht. Diese erfolgte an anderer Stelle. Bei Markgrafenneusiedel, wo Marschall Davout den schwachen linken Flügel des Feindes schlägt, aufrollt und so eine Lücke reißt in die österreichische Front. Auch deren rechter Flügel wird bei Aspern durch Masséna wieder zurückgeworfen. Überall auf die Verteidigung beschränkt, und ohne daß die sehnsüchtig erwartete Hilfe unter Erzherzog Johann – welcher von Preßburg her mit seinem Korps dem Feinde in die rechte Flanke gehen sollte – eintreffen wollte, gab Erzherzog Karl nachmittags 2 Uhr schweren Herzens den Befehl zum Rückzug. Die Schlacht von Wagram bleibt trotzdem eine der glänzendsten kriegerischen Leistungen in der Geschichte Österreichs, dessen Söhne an jenen beiden Tagen über 32000 Mann verloren, darunter 24000 Tote und Verwundete. Der französische Verlust wird auf 18000 Mann angegeben.

Der Erzherzog ließ das Heer in der Richtung auf Znaim zurückgehen. Hier kam es am 10. und 11. Juli nochmals zu Gefechten, denen bereits am 12. Juli ein Waffenstillstand folgte, welchen jedoch Kaiser Franz nur widerwillig anerkannte. Infolgedessen legte Erzherzog Karl den Oberbefehl nieder über eine Armee, deren Taten in Verbindung mit ihrem erlauchten Führer stets in höchstem Grade ruhmvoll bleiben werden für die schwarzgelben Fahnen.

Oben ist erwähnt worden, daß Erzherzog Johann am 5. Juli nachmittags vergeblich erwartet

ADOLF HERING

HELDENTOD DER ELF SCHILLSCHEN OFFIZIERE VOR WESEL, 16. SEPTEMBER 1809

Die elf Offiziere ſtanden den 66 zur Exekution beſtimmten Musketieren gegenüber. Sie umarmten ſich noch einmal und riefen: «Es lebe unſer König! Preußen hoch!» Flemming warf ſeine Mütze zum Todeszeichen in die Luft, 66 Musketen krachten und zehn von den elfen ſanken tot zur Erde. Dem elften, Albert von Wedell, war nur der Arm zerſchmettert. Er richtete ſich auf und rief den Musketieren zu, beſſer auf das preußiſche Herz zu zielen. Da trat eine neue Sektion vor, gab Feuer und auch Albert von Wedell wurde niedergeſtreckt. Die blutigen Leichname wurden von Pionieren entkleidet und in die mit Waſſer gefüllten drei Gruben geworfen. Die aufrechtſtehende Figur iſt Albert von Wedell, an ihn gefeſſelt ſein Bruder Carl von Wedell; der erſte Offizier ganz vorn auf dem Rücken liegend iſt Daniel Ferdinand Schmidt aus Berlin. ■



worden war. Er hatte bis dahin selbständig die Operationen des «Heeres von Innerösterreich» geleitet, das, 48000 Mann, 4000 Reiter, 150 Geschütze stark, am 9. April bei Tarvis die italienische Grenze überschritt. Am 16. April traf er bei Sacile auf ein französisch-italienisches Heer — an dessen Spitze Eugen von Beauharnais, Vizekönig von Italien, stand — und schlug es entscheidend. Ebenso nochmals am 29. April bei Caldiero. Aber die schlechten Nachrichten aus Deutschland veranlaßten den Erzherzog anfangs Mai zum Rückzug auf Villach. Nach verschiedenen ungünstigen Gefechten mußte er auch Kärnten räumen und sich nach Ungarn wenden. Er traf am 7. Juli bei der Festung Raab ein, gefolgt von dem Vizekönig, welcher nun die Deckung des französischen Hauptheeres gegen Ungarn übernahm.

Auch in Kroatien und Dalmatien hatten inzwischen Kämpfe mit dem Korps des Marschalls Marmont stattgefunden, die mit dem Rückzuge der Österreicher endeten. Noch einmal versuchte der Erzherzog das Glück der Waffen am 14. Juni bei Raab, mußte jedoch geschlagen über Komorn nach Preßburg ausweichen. Von hier zur Schlacht von Wagram herbeigerufen, kam er durch eigene Schuld zu spät, um noch mitwirken zu können.

Dem Erzherzog Johann war bei Beginn des Feldzuges auch aufgegeben worden, Tirol von der Herrschaft der Bayern — denen das Land im Frieden von Preßburg zugefallen war — zu befreien. Er entsendete den General Chasteler mit 15000 Mann, der im Drautale über Brixen nach dem Brenner vorgehen und dessen Truppen den Kern abgeben sollten für die allgemeine Erhebung der treuen Tiroler, die nur widerwillig die Fremdherrschaft ertrugen. Überall scharten sich die Volksaufgebote um selbstgewählte Führer, griffen die wenig zahlreichen bayrischen Besatzungen an und zwangen sie nach teilweise höchst erbitterten Kämpfen zum Verlassen des Landes. In vier Tagen war ganz Nordtirol befreit. In Innsbruck wehten wieder die kaiserlichen Fahnen. General Chasteler rückte nun gegen Trient bis zum Gardasee vor, mußte jedoch wieder nach Nordtirol zurückeilen, zu dessen Bezwingung der bayrische General Wrede anfangs Mai mit stärkeren Kräften von Norden und Osten her eindrang. Trotz der heldenmütigen Anstrengungen der Tiroler, welche in ihren Gebirgstälern mit Stutzen, Sensen und Feldstücken den verhaßten Feind bekämpften, machten die Bayern Fortschritte und besetzten am 23. Mai Innsbruck. Kaum hatte jedoch ein Teil der bayrischen Truppen das Land wieder verlassen, um zu der französischen Hauptarmee zu stoßen, als von neuem die Sturmglocken ertönten und zu den Waffen riefen. Am 29. Mai standen 20000 Tiroler unter Andreas Hofer, dem Sandwirt von Passeyer, welchem volkstümliche Führer wie Speckbacher und Peter Haspinger zur Seite standen, vor Innsbruck, das nach hartem Gefecht am Berge Isel noch an demselben Tage in ihre Hände fiel. Zum zweitenmal mußten die Bayern Tirol räumen.

Da aber die Tiroler die Bedingungen des Waffenstillstandes von Znaim nicht anerkennen, wendet sich jetzt der ganze Zorn des französischen Kaisers gegen das kleine Land, das sich in seiner mannhaften Treue stark genug glaubt, um auch einem Napoleon trotzen zu können. Von allen Seiten dringen starke Kolonnen in die Täler ein. Aber überall begegnen sie so starkem Widerstande, daß sie bald zurückweichen müssen, und die Tiroler am 15. August zum dritten Male nach blutigem Kampfe am Berge Isel in Innsbruck siegreich einrücken. Andreas Hofer übernahm als «Oberkommandant in Tirol» auch die politischen Geschäfte des Landes. Staunend sah Europa dem siegreichen Ringen der Tiroler zu, die in treuer Tat jene Worte des Dichters zur Wahrheit machten: «Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!» Und doch sollte schließlich dieses heldenhafte Ringen erlahmen an der brutalen Macht numerischer feindlicher Überlegenheit. Der französische Kaiser, aufs höchste aufgebracht über das wiederholte Mißgeschick seiner Waffen, ließ von Süden her den Vizekönig von Italien, von Norden und Osten her die Bayern in das Land eindringen. Mit wechselndem Glück tobte die Kriegsfurie in dem hartgeprüften Lande, denn selbst nach dem Frieden von Schönbrunn (14. Oktober) gaben die Tiroler den Kampf nicht auf. Als aber in der sogenannten vierten Schlacht am Berge Isel (1. und 2. November) Hofer zum Rückzuge gezwungen wurde, riet er selbst seinen Landsleuten, den ungleichen Kampf aufzugeben. Er nahm zwar bald nachher diese Aufforderung zurück und rief von neuem zu den Waffen, aber das Schicksal seines Landes konnte er

nicht mehr wenden, obgleich noch bis in den Dezember hinein der blutige Streit währte, der von beiden Seiten vielfach mit grausamer Erbitterung geführt wurde – ähnlich wie in Spanien.

Andreas Hofer geriet durch Verrat in die Hände der Franzosen. Er wurde am 20. Februar 1810 zu Mantua kriegsrechtlich erschossen. Ein Held bis zum letzten Augenblick. Er selbst kommandierte: Gebt Feuer!

Der Kampf Österreichs gegen Napoleon hatte in Deutschland das Signal gegeben zu verschiedenen Versuchen, die französische Herrschaft abzuschütteln. So fand Ende April in Hessen, wo die Mißwirtschaft des Königs Jérôme allgemeine Erbitterung erregte, ein Volksaufstand unter Leitung des Freiherrn von Dörnberg statt, der jedoch bald niedergeschlagen wurde. Ebenso mißlang eine von mehreren ehemaligen preußischen Offizieren versuchte Überrumpelung Magdeburgs.

Größere Bedeutung gewann dagegen das Unternehmen des preußischen Majors Friedrich von Schill, der sich bereits in den Feldzügen 1806–7 als kühner Parteigänger einen Namen gemacht hatte. Er verließ an der Spitze seines Husarenregiments am 28. April Berlin, überschritt bei Wittenberg die Elbe, um den Aufstand nach Hessen und Westfalen zu tragen. Am 5. Mai schlug er bei Dodendorf französische Truppen und bemächtigte sich am 15. Mai durch Überfall der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz, um von da nach Stralsund zu rücken. Auf dem Wege dorthin stieß er – sein Korps hatte sich inzwischen auf 4 Schwadronen, 1 Bataillon und 3 Geschütze verstärkt – am 24. Mai bei Dammgarten auf mecklenburgische Truppen, welche er in die Flucht schlug und ihnen außer zahlreichen Gefangenen 4 Fahnen sowie 2 Geschütze abnahm.

Stralsund fiel am folgenden Tage nach kurzem Widerstand in Schills Gewalt. Jedoch schon am 31. Mai erschienen dänische sowie holländische Streitkräfte vor der Festung und erstürmten sie nach heißem Kampfe, in welchem der größte Teil der Schillschen Freischar getötet oder verwundet wurde. Schill selbst fand im Handgemenge einen ehrlichen Soldatentod, während elf gefangene Offiziere seines Korps am 16. September auf den Wällen von Wesel standrechtlich erschossen wurden. War auch das von Hause aussichtslose Unternehmen Schills mißglückt, so trug es ohne Zweifel viel dazu bei, in den weitesten Volkskreisen Norddeutschlands das patriotische Empfinden zu stärken, aber auch die Erbitterung gegen die französische Gewaltherrschaft. Um Schill und seine tapfere Schar woben bald Poesie und Legende einen volkstümlichen Zauber, der das deutsche Vaterlandsgefühl in jener trüben Zeit belebte.

Ähnliches galt von dem heldenmütigen Zuge des Herzogs Karl von Braunschweig. Dieser hatte bei Ausbruch des Krieges in Böhmen ein Freikorps gebildet, an dessen Spitze er vereint mit österreichischen Truppen in Sachsen einfiel und dort wiederholt glückliche Gefechte lieferte. Nach dem Waffenstillstand von Znaim faßte er den kühnen Plan, sich bis zur Wesermündung durchzuschlagen, um sich nach England einzuschiffen. Am 20. Juli brach er mit 2000 Mann von Greiz auf und erzwang sich den Weg nach Braunschweig, wo er am 30. Juli einzog. Am Tage darauf schlug er mit seiner «schwarzen Schar» – so genannt wegen der dunklen Uniform – den nachdrängenden Feind bei Oelper vor den Toren seiner Hauptstadt nochmals siegreich zurück. Jedoch von allen Seiten bedroht, setzte er den Marsch nach der unteren Weser fort und begab sich am 7. September bei Elsfleth auf englische Schiffe. Seine kleine Schar bildete den Kern für die deutsche Legion, die später mit großen Ehren auf der Pyrenäischen Halbinsel gefochten hat.

So endete der Krieg 1809 überall mit dem Siege der französischen Adler. War es trotz der ungeheuren Opfer, welche in erster Linie Österreich gebracht hatte – aber auch England hatte versucht, durch eine großangelegte Expedition gegen die Insel Walchern, welche aber mit einem Mißerfolge abschloß, in den Gang der Ereignisse einzugreifen –, nicht gelungen, die bedrückende Vorherrschaft Napoleons zu brechen, so war trotzdem nicht umsonst gefochten worden. Zum erstenmal hatte das Volk sich an dem Kampfe gegen die fremden Unterdrücker beteiligt, denn auch in Österreich stand der Krieg von 1809 unter dem Zeichen des «Volkes in Waffen», und zwar nicht nur in Tirol.

Der Krieg von 1809 bedeutete das Wetterleuchten eines gigantischen Kampfes, der vier Jahre später in den Befreiungskriegen endlich Deutschland die Erlösung von harter und schmählicher Fremdherrschaft bringen sollte.

Die Stein=Hardenbergschen Reformen.

Von Otto Hintze.

Der preußische Staat des 18. Jahrhunderts war eine künstliche Schöpfung, die mehr durch den tatkräftigen Ehrgeiz einer Reihe von großen Herrschern, als durch die natürliche staatbildende Kraft eines mächtigen Volkes hervorgebracht war. Er mußte wachsen, um zu bestehen; er mußte mit seiner monarchisch=militärischen Zucht einen möglichst großen Teil von Deutschland durchdringen und sich politisch anzugliedern suchen, um die haltbare Grundlage eines natio= nalen Staates zu gewinnen, wie sie Frankreich und England längst besaßen. Aber mit dem Tode Friedrichs des Großen hörte in Preußen die straffe, alle Staatskräfte auf den Macht= zweck konzentrierende Leitung auf, und das äußere Wachstum, mehr ein Zufallsgewinn politischer Konjunkturen, als die Frucht eigener Anstrengungen, nahm eine ungesunde Richtung, die zur Ausbildung eines preußisch=polnischen Mischreiches zu führen drohte. Dabei strömte gerade in dieser Zeit die Flut der neuen deut= schen Bildung und mit ihr zugleich manches von den Ideen der französischen Revolution in den abgeschlossenen spartanischen Kriegerstaat ein. Aber diese neue Bildung mit ihren ästhetischen, individualistischen, kosmopolitischen Idealen, die vielfach der Weichlichkeit und dem Egoismus Vorschub leisteten, wirkte zunächst mehr auf= lösend, als politisch kräftigend. Auch die Männer, die später die darin schlummernden sittlichen Kräfte im Sinne einer nationalen Ethik entfaltet haben: Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, lösten sich erst allmählich, teils früher teils später, von den rein weltbürgerlichen In= dividualisten, die über dem Ideale der schönen Menschlichkeit den Gedanken des Staates und der Nation fast aus den Augen verloren hatten.

Der Regierung aber hatte Friedrich der Große umsonst sein sorgenvolles «toujours en vedette!» zugerufen; sie erschlaffte in den schwachen und unfähigen Händen seiner Nachfolger. An die Stelle der straffen Zügelführung und des sicheren Machtinstinktes der fridericianischen Politik trat ein unsicheres Schwanken und Gehenlassen, bis man schließlich im Gefühle der eigenen Schwäche nur noch bemüht war, um jeden Preis den Frie= den zu bewahren und sich ängstlich hütete, die Reformbestrebungen, deren Berechtigung man anerkennen mußte, mit Energie zu fördern, weil dadurch die Ruhe im Innern gefährdet werden konnte, und die kritische europäische Lage einem großen Umbau des Staatsgebäudes nicht günstig schien.

Aber der Zusammenstoß mit der rücksichtslos um sich greifenden Macht Napoleons ließ sich nicht vermeiden; und er führte nach dem furcht= baren Schlage von Jena und Auerstedt zum völ= ligen Zusammenbruch des preußischen Staates.

Dieser schnelle und schmachvolle Zusammen= bruch war nicht die Folge einer heillosen Zer= rüttung und Entartung der Volkskraft, sondern einer falschen Führung und einer unfertigen Struktur des politischen Körpers. Die monar= chische Leitung war der schwierigen Lage nicht gewachsen; und die monarchische Leitung war damals alles. Der preußische Staat war wie eine Maschine, deren Motor versagt. Alles kam hier auf den Impuls von oben an; blieb dieser aus, so stand die Maschine still. Es zeigte sich jetzt, daß das alte Preußen zwar ein Staat, aber noch nicht eine Nation war. Die Bevölkerung war noch nicht von staatlichem Geist durch= drungen, sie nahm noch nicht den lebendigen, leidenschaftlichen Anteil am Staate, der zu pa= triotischen Opfern und Anstrengungen treibt; der Staat wurde noch mehr wie eine von oben auferlegte Ordnung empfunden, als wie die notwendige Lebensform des Volkes selbst. Und wie das Volk so das Heer. Es war noch keine nationale Armee, die bei Jena und Auerstedt geschlagen worden war. Sie bestand aus Be= rufssoldaten, zum großen Teil sogar aus Aus= ländern, und hing mit der bürgerlichen Bevölke= rung nur sehr lose zusammen. Der Krieg er= schien überhaupt nicht als eine Angelegenheit der Nation, sondern als eine Sache der Regie= rung. Friedrich der Große hatte einmal gesagt, der friedliche Bürger solle es gar nicht merken, wenn der Soldat sich im Felde schlägt; und ganz aus dem Geiste des alten Systems stammten die bekannten Worte des Grafen von der Schulen= burg, der der Berliner Bevölkerung bekannt machte, daß der König eine Bataille verloren habe und daß nun Ruhe die erste Bürger= pflicht sei.

Wie anders war es in England und in Frank= reich seit der Revolution! In England war es zwar eine aristokratische Minderheit, die sich

als die Nation gebärdete, aber dieses Klassenregiment war damals noch populär und gewährte immerhin der Welt das Bild einer freien, sich selbst regierenden Nation. Und in Frankreich hatte zwar der Bonapartismus die Freiheit beschränkt, aber die Gleichheit zum Fundament des Staates gemacht; und die demokratisch nivellierte Gesellschaft hatte sich seit dem Bastillesturm und der Nacht des 4. August mit der Idee des nationalen Staates durchtränkt. Es lag im Zuge der europäischen Entwicklung des Staatslebens, daß die Völker, in der Epoche des kontinentalen Absolutismus lediglich Objekt der Herrschaft, nun allmählich den Staat als ihre eigene Sache anzusehen lernen mußten, um das Maß von patriotischer Energie und politischer Leistungsfähigkeit zu erreichen, das in Frankreich seit der Revolution hervorgetreten war. Die Voraussetzung dieser Umwandlung war die Herstellung der persönlichen Freiheit in allen Schichten der Nation, die Beseitigung der Erbuntertänigkeit des Landvolkes, die Aufhebung der adeligen Standesprivilegien, die Durchführung des Grundsatzes staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit in Verbindung mit der allgemeinen Heranziehung aller Stände zur Leistung der staatlichen Pflichten, namentlich zum Kriegsdienst und zur Steuerzahlung. Und der folgerechte Abschluß dieses großen Umschmelzungsprozesses mußte die Einführung einer repräsentativen Verfassung, der Übergang zu einer monarchisch-konstitutionellen Regierungsweise sein.

Es ist das Charakteristische der preußischen Entwicklung, daß diese Veränderungen im Staats- und Gesellschaftsleben mehr durch die Notwendigkeiten der politischen Lage, durch die Anstrengungen der Regierung zur Wiederaufrichtung des Staates und zur Befreiung von der Fremdherrschaft eingeleitet worden sind, als durch spontane Bewegungen aus der Masse der Bevölkerung. Die Umbildung, soweit sie damals zustande kam, ist ein Werk der hochsinnigen, aufgeklärten, geistes- und willensstarken Männer gewesen, die an der Spitze des Staates standen; sie konnten dabei zwar auf die patriotischen Sympathien der gebildeten Schichten des Volkes rechnen, aber sie sind bei diesen Schöpfungen doch nicht von einer wirksamen politischen Volksbewegung geleitet oder unterstützt worden. Die unvermeidlichen Kämpfe, die mit einer solchen Umwälzung der Staats- und Gesellschaftsordnung verbunden waren, sind damals in den Kreisen der Regierenden ausgefochten worden; der zäheste und schwerste unter ihnen gleich im Anfang zwischen dem an den Überlieferungen der Autokratie festhaltenden Monarchen und den zur Reform drängenden Ministern, die ohne eine bedeutende Einschränkung der königlichen Selbstregierung nicht zu ihren Zielen gelangen konnten. Es ist der Kampf um die Kabinettsregierung, der entscheidend für die Frage der Reform geworden ist.

Die Nachfolger Friedrichs des Großen hatten trotz ihrer weit geringeren Regierungs- und Arbeitskraft an dem System der persönlichen Regierung festgehalten, wie er es gehandhabt und empfohlen hatte, wobei die Minister nicht als selbständige Ressortchefs, sondern als bloße Handlanger des königlichen Willens erschienen. Aber die Regierung aus dem Kabinett, wie sie die beiden großen Könige geführt hatten, war unter Friedrich Wilhelm III. zu einer Regierung durch das Kabinett geworden, bei der die vortragenden Kabinettsräte, zuletzt Beyme und Lombard, als die eigentlichen Regenten zwischen dem Monarchen und den Ministern standen, ohne irgend eine Verantwortlichkeit — da sie immer durch den Namen des Königs gedeckt waren — und ohne die für die Leitung der Geschäfte unentbehrliche Berührung mit den ausführenden Behörden. Außerdem fehlten beiden Männern, namentlich Lombard, der die auswärtigen Angelegenheiten vortrug, durchaus die persönlichen Eigenschaften eines leitenden Staatsmannes. Lombard ist durch den Gang der Ereignisse selbst von seiner Stelle entfernt worden; aber Beyme blieb und er bestärkte den König in seinen autokratischen Gewohnheiten und Neigungen, ohne daß beide zusammen den schwierigen Aufgaben der Lage auch nur entfernt gewachsen waren. Die Männer, die bei dem Umschwung von 1806 nun durch ihre Talente und ihre persönlichen Eigenschaften an die Spitze kamen, Stein und Hardenberg, suchten vor allem Beyme von der Person des Königs zu entfernen und an die Stelle der Kabinettsregierung eine Regierung durch die Minister selbst zu setzen. Stein, der dabei mit rücksichtsloser Schroffheit zu Werke ging, ist zunächst gescheitert: er wurde 3. Januar 1807 in höchst ungnädiger Weise entlassen; Hardenberg gelang es dann zwar, durch kluge Geschmeidigkeit und geschickte Benutzung der Um-

stände die Stellung eines Premierministers unter Ausschluß des bisher maßgebenden Einflusses des Kabinettsrates zu erlangen (26. April 1807). Aber diese Kombination beruhte noch nicht auf einer dauerhaften Grundlage, und als Hardenberg bei dem Friedensschluß auf Geheiß Napoleons entlassen wurde, da hatte Stein, der nun sein Nachfolger im Ministerium wurde, noch einmal um die Beseitigung des Kabinettsrates zu kämpfen, die nach einem längeren Provisorium erst im Juni 1808 erreicht worden ist. Stein war wie Hardenberg, der erste und leitende Minister. Als er Ende 1808, nach einjähriger Wirksamkeit, aus dieser Stelle scheiden mußte, weil sein Plan, einen Volksaufstand gegen die Franzosen zu entfesseln, durch einen aufgefangenen Brief Napoleon bekannt geworden war, und der König sich damals nicht zum Losschlagen entschließen konnte, da trat zunächst ein Ministerkollegium ohne Premierminister (das Ministerium Dohna-Altenstein) an die Spitze der Geschäfte. Es konnte aber der finanziellen Schwierigkeiten, die durch die unerschwingliche Kontributionslast geschaffen waren, nicht Herr werden, und so kam es 1810 dazu, daß Hardenberg abermals als Premierminister, jetzt mit dem Titel eines Staatskanzlers, die Leitung der Geschäfte übernahm. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode (1822) geblieben. Das Steinsche Ministerium, Oktober 1807 bis November 1808, und Hardenbergs Staatskanzleramt, hauptsächlich in der Zeit von 1810—20, sind die Epochen der großen Reformgesetze, durch die das neue Preußen des 19. Jahrhunderts geschaffen worden ist.

Die beiden Männer waren einig in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform, in dem Gegensatz gegen das alte preußische System; aber im übrigen gingen ihre Ziele weit auseinander. Steins Ideal war ein Staatswesen, das auf der freien Selbsttätigkeit der Bürger, auf Gemeinsinn und einem vaterländisch-religiösen Geiste beruhte. Ihm kam es vornehmlich darauf an, die besitzenden Klassen am Staate zu interessieren. Dabei stand ihm das Beispiel Englands mit seiner Selbstverwaltungsaristokratie vor Augen, und daneben das, was er die alte deutsche Verfassung nannte, d. h. das Staatsleben vor der Einführung des militärisch-bureaukratischen Absolutismus, mit den Landständen, die er zeitgemäß reformieren wollte, und mit den bäuerlichen Erbentagen seines früheren westfälischen Amtsbezirks. Selbstverwaltung als Grundlage und zugleich als erziehende Vorbereitung für einen gesunden Verfassungsstaat — das war das Hauptziel seiner organisatorischen Pläne. Er wollte einen reichen vornehmen Adel ohne die sozialen Standesprivilegien, an denen die ihm wenig sympathischen ostelbischen Junker festhielten, aber mit politischem Einfluß und politischem Pflichtbewußtsein; daneben einen starken und freien Bauernstand und ein Bürgertum, das in freien Zünften und Kommunalverbänden genossenschaftlich organisiert war, aber ohne die ängstliche Absonderung vom platten Lande, wie sie damals bestand. Allgemeine Wehr- und Steuerpflicht verstanden sich dabei von selbst. Und diese ganze neue Organisation wollte Stein in den Dienst des deutschen Gedankens stellen. Er war kein geborener Preuße und ist niemals ein preußischer Partikularist geworden. Wenn er für Preußen wirkte, so hatte er dabei Deutschland und dessen politische Regeneration im Auge, ohne daß er freilich ganz klare und bestimmte Vorstellungen darüber gehabt hätte, wie das neue Deutschland aussehen sollte. Er hatte früher an die Erhaltung der alten Reichsverfassung gedacht; später ist er mehr einem friedlichen Dualismus der beiden Großstaaten Preußen und Österreich geneigt gewesen. Jedenfalls war er das, was man heute einen Großdeutschen nennt; die Lösung der deutschen Frage, wie sie Bismarck gelungen ist, wäre nicht nach seinem Sinn gewesen.

Auch Hardenberg war kein geborener Preuße, aber ein deutscher Patriot wie Stein ist er nie gewesen. Seine politischen Pläne und Interessen beschränkten sich auf den preußischen Staat, und bei dessen Umbildung schwebte ihm das Beispiel des bonapartistischen Frankreich mit seiner straff zentralisierten, bureaukratischen Verwaltung vor Augen. Er war recht eigentlich der Vertreter der modernen Zeitströmungen, wie sie damals überall zutage traten. Es ist der Grundgedanke der großen Rigaer Denkschrift von 1807, in der er sein Reformprogramm entwickelt, daß sich Preußen dem Zeitgeist anbequemen müsse, wie er sich in den Schöpfungen der französischen Revolution kundgegeben habe. Selbst Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, der Sproß eines der ältesten und vornehmsten hannoverschen Adelsgeschlechter, hat er doch kein Bedenken getragen,

die Beseitigung der Adelsvorrechte, wenn auch nicht des Adels selbst, anzuregen und den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit im staatsbürgerlichen Sinne zu vertreten. «Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung»: das war die Quintessenz seiner Reformvorschläge; er war für die Nivellierung der Gesellschaft, für die Mobilisierung des Grundbesitzes, für die absolute Gewerbefreiheit. Das alles waren keine tiefgründigen Überzeugungen bei ihm, wie bei Stein; vieles war ihm mehr von außen angeflogen: er ist zeitweise auch durch Steins und anderer Ideen sehr stark beeinflußt worden. Er war ein ausgesprochener Opportunist und gehorchte immer der allmächtigen Stunde; aber er wurzelte mit seinem ganzen Wesen doch in dem Geist der Aufklärung, aus dem die napoleonische Staatsordnung hervorgegangen war, und blieb in seinem Herzen immer ein liberaler Bureaukrat.

Die Ergebnisse der Reformgesetzgebung, die von so verschiedenen Standpunkten aus ins Werk gesetzt worden ist, lassen sich in folgenden Hauptstücken kurz zusammenfassen.

1. Die gesellschaftlichen Grundlagen des Staates wurden in tiefgreifender und umfassender Weise neu geordnet; an Stelle der feudal-ständischen Gesellschaftsordnung wurde die Idee der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit durchgeführt. Alle ständischen Vorrechte im Grundeigentumserwerb wurden aufgehoben; die ausschließliche Berechtigung des Adels zum Erwerb von Rittergütern hörte auf. Den erbuntertänigen Bauern wurde durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 die persönliche Freiheit verliehen, aber die Gefahr der Einziehung von Bauernland zu den Rittergütern, die Friedrich der Große so entschieden bekämpft hatte, und der auch Stein entgegentrat, wurde dabei nicht vermieden. Die sogenannte Regulierungsgesetzgebung, die die Ablösung der Frondienste und die Herstellung eines freien bäuerlichen Eigentums zum Ziel hatte, stellte zunächst für die Masse der bäuerlichen Bevölkerung, die sogenannten Lassiten, die ein schlechteres Besitzrecht hatten, als die Erbpächter und Erbzinsleute, den Grundsatz auf (Edikt vom 14. September 1811), daß der Bauer freies Eigentum an seinem Hofe gegen Abgabe der Hälfte oder eines Drittels des Landes an den Gutsherrn erwerben sollte. Diese für den Bauernstand noch verhältnismäßig günstige Bestimmung ist aber unter dem Einfluß agrarischer Reaktion im Jahre 1816 dahin deklariert worden, daß die Regulierbarkeit beschränkt wurde auf die spannfähigen Bauernhöfe alten Bestandes, d. h. auf solche, die in einem bestimmten Jahre (meist 1763, wo der strenge Bauernschutz Friedrichs des Großen in der Mehrzahl der Provinzen eigentlich erst begann) bereits vorhanden gewesen waren. Eine große Menge von kleinen (nicht spannfähigen) und von neubegründeten Stellen wurden dadurch von der Regulierung ausgeschlossen und der Aufsaugung durch den Großgrundbesitz preisgegeben. Neben einer ziemlich großen Anzahl von Bauern mit freiem Eigentum entstand so durch die Reform, die übrigens schleppend durchgeführt wurde und erst 1850 ihren Abschluß erhielt, zugleich ein zahlreicher Stand von Gutstagelöhnern, die ein besitzloses ländliches Proletariat darstellten.

Die bisherige Trennung zwischen Stadt und Land hörte auf; die sogenannten städtischen Nahrungen, die bisher den Stadtbürgern allein vorbehalten gewesen waren, blieben nicht mehr auf die Städte beschränkt: Handwerk und Kleinhandel durften auch auf dem Lande getrieben werden. Aller Zunftzwang, alle Zwangs- und Bannrechte für den Verkehr mit Lebensmitteln wurden aufgehoben. Durch zwei Edikte, vom 2. November 1810 und vom 7. September 1811, wurde schließlich eine völlige Gewerbefreiheit, nach dem französischen Muster, in Verbindung mit einer Patentsteuer eingeführt; die Zünfte wurden dadurch zwar nicht gerade aufgelöst, aber sie verloren den Boden unter den Füßen. Diese Durchführung einer schrankenlosen Gewerbefreiheit war eine verfrühte Maßregel, die später, 1845, durch eine maßvoll vermittelnde Gewerbeordnung, und 1849 gar durch die Wiederherstellung des Zunftzwanges für die wichtigsten Handwerke abgelöst wurde, um erst in der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes von 1867 im Prinzip endgültig durchzudringen.

2. Die Niederreißung der ständischen Schranken bahnte den Weg für die allgemeine Wehrpflicht, die Scharnhorst in langem zähem Kampfe schon im Prinzip durchgesetzt hat, die aber erst durch Boyen, gegenüber den nach dem Frieden sich wieder regenden reaktionären Tendenzen, durch das Wehrgesetz vom 3. September 1815 endgültig festgelegt worden ist. Die ausländische Werbung war schon früher beseitigt

worden; nun fielen auch die Exemtionen des Kantonreglements für die privilegierten Gesellschaftsklassen. Die allgemeine Wehrpflicht erschien als die Kehrseite des allgemeinen Staatsbürgerrechtes. Die militärische Disziplin wurde jetzt mehr auf das Ehrgefühl begründet als auf den Strafkodex; die grausamen und entehrenden Strafen des 18. Jahrhunderts waren schon 1808 abgeschafft worden. Der Dienst im Heere wurde eine Ehrenpflicht, die jeder waffenfähige Mann erfüllen sollte; er hörte auf, für die Mannschaften ein Lebensberuf zu sein. Die Dienstpflicht in der Linienarmee wurde auf 5 Jahre beschränkt, 3 Jahre Präsenz, 2 Jahre Reserve; für die gebildeten und vermögenden jungen Leute, die Angehörigen der früher eximierten Klassen, wurde das Institut der Einjährig-Freiwilligen eingeführt. Die ausschließliche Berechtigung des Adels zu den Offizierstellen hörte auf; im Frieden sollten nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur Mut und Umsicht bei der Beförderung entscheiden. Neben die Linienarmee trat in völlig abgesonderter Stellung, unter besonderen, nicht berufsmäßigen Offizieren, die Landwehr in zwei Aufgeboten mit je siebenjähriger Dienstzeit. Die Landwehr ersten Aufgebotes, in die man nach Beendigung des Dienstes im stehenden Heer übertrat, war im Kriege der stehenden Armee völlig gleichgestellt, im Frieden sollte sie nur wenige Wochen zur Übung eingezogen werden. Das Heer und ganz besonders die Landwehr, sollte das Volk in Waffen sein. Allerdings konnte in den nächsten Jahrzehnten bei der niedrigen Präsenzziffer der Linie (136 000 Mann) kaum ein Drittel der Wehrpflichtigen wirklich eingestellt werden, und in der Landwehr konnte bald die vorgeschriebene Mannschaftszahl des ersten Aufgebotes (163 000 Mann) nur unter Einstellung ungedienter Leute erreicht werden. Hier lag ein Mangel, der erst viel später (1860) durch Erhöhung der Präsenzstärke beseitigt worden ist, unter gleichzeitiger engerer Verbindung von Linie und Landwehr, wie sie freilich nicht den Absichten Scharnhorsts und Boyens entsprach.

3. Sehr große Schwierigkeiten machte die Neuordnung der Finanzen. Über eine Milliarde Franken war von den Franzosen dem Lande abgepreßt worden, und die finanzielle Leistungsfähigkeit der Bevölkerung hatte dauernd gelitten. Erst im Jahre 1820 ist man zu einer befriedigenden Ordnung der Staatsschuld und zu einer Regelung des Staatshaushaltes überhaupt, mit einem Nettobudget von 50 Millionen Talern gelangt. Die Umgestaltung des Steuerwesens ging aus von der Beseitigung der Akzise, die schon wegen der durch sie bedingten Trennung von Stadt und Land fallen mußte. Die Konsumtionsabgaben wurden auf wenige, besonders ertragreiche Artikel (Bier, Branntwein, Wein, Tabak) beschränkt und gleichmäßig in Stadt und Land erhoben (1819). Die Grundsteuern, von denen der Adel in den meisten Provinzen frei war, blieben troß des Versprechens der Aufhebung aller Steuerprivilegien (1810) unverändert und sind erst 1861 neu geregelt worden. In den Städten traten neue Grund- und Gebäudesteuern an die Stelle der alten Servisumlagen für die Einquartierung. Die 1810 eingeführte Gewerbesteuer wurde mit einigen Veränderungen 1820 beibehalten. Zur Ergänzung des Ausfalls, den die Aufhebung der Akzise verursachte, trat (1820) eine abgestufte Personensteuer ein, die sogenannte Klassensteuer, die aber in den größeren Städten durch eine Mahl- und Schlachtsteuer ersetzt werden durfte. Im alten Preußen hatten die indirekten Steuern überwogen, in der neuen Ordnung überwogen die direkten. Mit der Akzise fielen auch die lokalen Zölle; es wurde jetzt (1818) ein Grenzzollsystem mit mäßigen Schutzzöllen eingerichtet. Dies war der erste Versuch, von den Grundsätzen des alten hochschutzzöllnerischen Merkantilsystems abzugehen und die Grundsätze Adam Smiths in der Praxis anzuwenden. Das preußische Zollsystem von 1818 ist auch die Grundlage für den deutschen Zollverein geworden.

4. Das Behördenwesen erfuhr eine durchgreifende Neuordnung. An die Stelle der unzusammenhängenden und schwerfälligen alten Zentralbehörden trat ein kollegialisches Staatsministerium aus fünf Fachministern (für Auswärtiges, Krieg, Finanzen, Inneres, Justiz), das allerdings durch das Staatskanzleramt beinahe mediatisiert wurde. Der Staatsrat ist (1817) nicht in Steins Sinne als eine oberste Regierungsbehörde, sondern nur als eine Art von Beamtenparlament zur Vorberatung neuer Gesetze eingerichtet worden. An die Spitze der Provinzen, die als historisch-politische Individualitäten erhalten blieben, wurden die Oberpräsidenten bestellt, die erforderlichenfalls als eine Art

Zivilgouverneur mit den kommandierenden Generalen zusammen wirken sollten und zugleich als Regierungspräsidenten an der Spitze der Bezirksregierungen ihres Amtssitzes standen. Die Regierungen sind die Nachfolger der alten Kriegs- und Domänenkammern, während die alten Regierungen nun zu Ober-Landesgerichten umgestaltet wurden. Die neuen Regierungen erhielten jetzt die Hoheits-, Kirchen- und Schulsachen, die früher bei den alten Regierungen gewesen waren und verloren die Rechtsprechung in Domanialprozessen und Verwaltungsstreitsachen, die die alten Kammern gehabt hatten. Es trat eine völlige Trennung zwischen Justiz und Verwaltung ein. Die neuen Verwaltungsbehörden waren anfänglich in vier, später in drei Abteilungen gegliedert (Inneres, Kirchen- und Schulsachen, Domänen und Forsten und direkte Steuern) und behielten eine kollegialische Organisation, im bewußten Gegensatz gegen das französische Präfektensystem. Die ständischen Repräsentanten, die Stein zuziehen wollte, haben sich in der Praxis nicht bewährt und sind nicht wirklich eingeführt worden.

Unter den Bezirksregierungen sollte nach Steins Plänen das Gebiet der Bureaukratie aufhören und die Selbstverwaltung ausschließlich herrschen. Aber auf dem platten Lande ist es nicht gelungen, diese Pläne zu verwirklichen. Statt dessen versuchte vielmehr Hardenberg durch das Gendarmerie-Edikt von 1812 in den Kreisen, die jetzt auch die kleinen Städte mit umfaßten, einen bureaukratischen Kreisdirektor statt des alten Landrates einzuführen. Die Maßregel scheiterte aber an dem Widerstande des Adels; sie wurde 1814 suspendiert, und die alten Landräte traten mit einer neuen Instruktion (1816) wieder an die Spitze der umgestalteten Kreise. Patrimonialjustiz und gutsherrliche Polizei blieben auf dem Lande in den Ostprovinzen noch erhalten, sehr gegen die Absichten Steins; sie sind erst 1849 und 1872 verschwunden.

Nur in den Städten ist Steins Idee der Selbstverwaltung verwirklicht worden. Die Städteordnung vom 19. November 1808 beseitigte die bureaukratische Bevormundung der Städte durch den Steuerrat und gab ihnen die volle kommunale Selbstverwaltung, wobei allerdings Gericht und Polizei vom Staat übernommen wurden. Einem Magistratskollegium aus besoldeten und unbesoldeten Stadträten, die auf sechs Jahre gewählt wurden, trat in sehr bedeutender Stellung eine gleichfalls von den Steuerzahlern gewählte Stadtverordnetenversammlung zur Seite, mit dem Recht der Geldbewilligung und der Kontrolle des Magistrats, der eigentlich nur als die Ausführungsbehörde ihr gegenüber erschien. Der Schwerpunkt der laufenden Geschäfte lag in gemischten Deputationen aus Magistratsmitgliedern und Bürgern, die im unbezahlten Verwaltungsdienst mit persönlicher Verantwortung tätig waren. Die Organisation hat sich im großen und ganzen durchaus bewährt, wenn sich auch später manche Veränderungen namentlich in dem Verhältnis von Magistrat und Stadtverordneten, sowie hinsichtlich des Maßes der Staatsaufsicht, als nötig erwiesen haben.

Blieb die Organisation der lokalen Selbstverwaltung in den Anfängen stecken, so ist vollends das Projekt einer Nationalrepräsentation, das mehrfach in königlichen Verordnungen angekündigt worden war (1808, 1810, 1815), ganz unausgeführt geblieben. Hardenberg hat noch im Jahre 1819 einen Plan dazu entworfen, der einen Stufenbau von Kreis-, Provinzial- und Landesrepräsentation ins Auge faßte; aber die reaktionäre Wendung, die eben damals die preußische Politik nahm, hat dessen Verwirklichung dauernd gehindert. Schon vor Hardenbergs Tode siegte die feudale Reaktion, und mit der Einrichtung der Provinziallandtage (1823) kehrte man zu ständischen Prinzipien zurück, statt eine Entwicklung im konstitutionellen Sinne anzustreben. Die konstitutionellen und die eng damit verbundenen deutsch-nationalen Bestrebungen wurden bald als staatsgefährlich und revolutionär gebrandmarkt und verfolgt.

So ist das Ziel, das die Reformer sich anfangs gesteckt hatten, nicht völlig erreicht worden, aber der entscheidende Übergang zu neuen politischen und sozialen Daseinsformen war ohne große innere Erschütterungen vollzogen worden. Der preußische Staat bewahrte seinen militärisch-bureaukratischen Charakter, das stehende Heer behielt ein aristokratisches Offizierkorps und blieb eine wesentlich monarchische Institution, auch die Landwehr verlor mehr und mehr das ursprüngliche Gepräge einer Miliz, aber es waren doch Keime in dieses Staatswesen gelegt worden, die in ihrer späteren Entfaltung, freilich unter Mitwirkung ganz neuer Faktoren, zum Verfassungsstaat, zur Durchführung der Selbstverwaltung und zur politischen Regeneration Deutschlands geführt haben.

Preußens Erhebung und der Frühjahrsfeldzug 1813.

Von Ottomar Freih. von der Osten-Sacken und von Rhein.

Mit einem Heere, wie es die Welt noch nicht gesehen, war Napoleon nach Rußland gezogen. Es war untergegangen, und von den 612000 Mann, die es gezählt, kehrten Mitte Dezember 1812, abgesehen von den 66000 Mann der vornehmlich aus Preußen und Österreichern bestehenden Flügelheere, kaum 45000 Mann in völlig unbrauchbarem Zustande über den Njemen zurück.

Napoleon befand sich nicht mehr bei ihnen. Am 5. Dezember hatte er seinem Schwager Murat den Oberbefehl übergeben und war nach Paris geeilt, wo er bereits am 18. Dezember eintraf und alsbald an die Bildung einer neuen großen Armee ging, mit der er im Frühjahr seinen Ansturm auf Rußland wiederholen wollte. Inzwischen sollte sich Murat am Njemen behaupten.

Fast schien sich diese Hoffnung zu erfüllen. Auch die Russen hatten gewaltige Verluste erlitten, und groß war bei ihnen das Verlangen nach Frieden. So willigte denn der Zar in die Einstellung des Vormarsches, zumal es ihm bisher nicht gelungen war, Preußen und Österreich zu gewinnen. Doch da erhielt der Krieg einen neuen Anstoß. Nur aus Zwang hatten Preußen und Österreich Napoleon Heeresfolge geleistet. Schon hatten sich ihre leitenden Staatsmänner, der Freiherr von Hardenberg und der Graf Metternich, verständigt, versuchen zu wollen, aus dem Kriege herauszukommen. Der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, General von York, hatte bereits früher eine bezügliche Weisung erhalten.

Yorks Korps gehörte zu dem französischen Korps Macdonald. Mitte Dezember stand dieses noch vor Riga. Erst am 18. Dezember brach Macdonald von hier auf. Glücklich entging er dem russischen Korps Wittgenstein, das ihm den Weg verlegen sollte und gelangte nach Tilsit. Doch York war einen Tagemarsch zurückgeblieben, und diesen Umstand benutzte er und schloß am 30. Dezember mit Wittgensteins Generalquartiermeister Diebitsch in der Nähe von Tauroggen eine Konvention, durch die sein Korps für neutral erklärt wurde.

Die Kunde hiervon rief in ganz Preußen einen wahren Sturm hervor. Laut verlangte das bereits in der höchsten Erregung befindliche Volk den Anschluß an Rußland. Doch dieser war noch nicht möglich. Preußen war militärisch gar nicht vorbereitet, die wenigen verfügbaren Truppen über das ganze Land zerstreut, der König selber zu Potsdam im französischen Machtbereich. Außerdem war es nicht einmal sicher, ob der Zar gewillt oder in der Lage wäre, den Krieg angriffsweise fortzusetzen. Zu alledem kam nun noch eine berechtigte Besorgnis vor Rußlands Ausdehnungstrieb, die dem Könige, zumal bei seiner Scheu vor Napoleon, eine gemeinsame Vermittelung mit Österreich wünschenswerter erscheinen ließ. So blieb keine Wahl: zunächst mußte Napoleons Mißtrauen besänftigt werden, um Zeit zur Klärung der Lage und zu Rüstungen zu gewinnen. Demgemäß wurde die Konvention verworfen und der Flügeladjutant Major von Natzmer am 5. Januar abgesandt, um York zu verhaften. Doch erhielt er noch einen geheimen Auftrag: er sollte dem Zaren ein Bündnis anbieten.

In der Nacht zum 20. Januar kehrte Natzmer zurück. Zu York hatte er nicht durchkommen können, so daß dieser sein Kommando behielt, dagegen hatte er den Zaren gesprochen, der sich sofort bereit erklärte, ein Bündnis zu schließen. Der König verließ Potsdam und begab sich nach Schlesien, das von Franzosen frei war. Am 25. traf er in Breslau ein. Nun endlich wurde im großen gerüstet.

Inzwischen waren die Russen gegen die untere Weichsel vorgegangen. Murat setzte seinen Rückzug bis Posen fort und verließ am 17. Januar die Armee, nachdem er tags zuvor den Oberbefehl an den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, übergeben hatte.

Da die Russen zunächst an der unteren Weichsel stehen blieben, der Fürst Schwarzenberg aber mit den Österreichern, den Sachsen unter Reynier und den Polen unter Poniatowski Warschau gegen die heranrückende russische Hauptarmee deckte, so konnte Eugen daran gehen, seine Heeresreste zu ordnen. Aus dem brauchbaren Teil wurde bei Posen ein schwaches Korps gebildet, und der unverwendbare Rest zurückgeschickt.

Ostpreußen war jetzt frei, und ungesäumt wurden seine Hilfsmittel für den Kampf zur Befreiung des Vaterlandes organisiert. Den

Anstoß gab der Freiherr von Stein, der am 22. Januar mit einer Vollmacht des Zaren in Königsberg erschien, und auf dessen Betreiben am 5. Februar die Abgeordneten der Stände zusammentraten und die Errichtung einer Landwehr von 20000 Mann beschlossen. Es war ein unvergeßliches Vorbild, welches gerade diejenige Provinz gab, die am meisten gelitten hatte.

Inzwischen hatte Metternich seine die Stärkung der Zwischenmächte bezweckende Vermittelung eingeleitet. Doch Napoleon verweigerte jegliche Zugeständnisse. Nun sollte ihn aber eine Verschlechterung seiner militärischen Lage dazu zwingen. Preußen wurde durch die Ablehnung einer französischen Beteiligung an der Vermittelung in die Arme Rußlands getrieben, während Schwarzenberg Warschau räumen mußte und hinter die Pilica zurückging, Reynier und Poniatowski sich selber überlassend. Ersterer wurde am 13. Februar von dem General von Wintzingerode bei Kalisch eingeholt und geschlagen, letzterer auf Czenstochau abgedrängt.

Eugen hatte Posen bereits am 12. Februar geräumt und war auf Frankfurt zurückgegangen. Aber auch hier hielt er sich nicht für sicher, zumal die Kosaken schon bis Berlin streiften; er setzte deshalb seinen Rückzug alsbald bis dorthin fort.

Die Aussichtslosigkeit, von Napoleon Zugeständnisse zu erlangen, und die Zurückweisung seitens Österreichs ließen Preußen nur noch den Anschluß an Rußland. Da aber Napoleon nur schon zu viel Zeit für seine Rüstungen gehabt hatte, durfte man nicht noch länger zögern. Deshalb wurde am 9. Februar der Oberst von dem Knesebeck abgesandt, um das Bündnis abzuschließen.

Doch die Verhandlungen kamen nicht vorwärts. Der Zar verlangte ganz Polen für sich und wollte Preußen durch Sachsen vergrößern. Um Preußen gefügig zu machen, blieben die Russen jetzt abermals stehen, die Hauptarmee bei Kalisch, Wittgenstein bei Driesen. Schließlich gab der Zar etwas nach, während sich Preußen mit der Anwartschaft auf einen kleinen Teil Polens und auf noch zu erobernde Länder begnügte. So wurde das Bündnis am 26. Februar zu Breslau, am 27. zu Kalisch unterzeichnet.

Eugen selber räumte der preußischen Regierung das letzte Hindernis für die öffentliche Erklärung ihres Anschlusses an Rußland aus dem Wege, indem er freiwillig Berlin am 4. März räumte und bei Wittenberg über die Elbe zurückging. Am 11. März hielt Wittgenstein, am 17. York seinen Einzug in Preußens Hauptstadt.

Bereits zwei Tage vorher war der Zar nach Breslau gekommen und damit das Bündnis offenkundig geworden. Am 17. erschienen der Aufruf des Königs «An mein Volk», und die von dem 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, datierte Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes und die Landwehrordnung. Die Errichtung der freiwilligen Jägerdetachements, die ebenso wie das Lützowsche Freikorps die Blüte der Nation in sich vereinigten, sowie die Aufhebung der Befreiungen von der Wehrpflicht waren schon unter dem 3. und 9. Februar angeordnet worden.

Die Wirkung all dieser Erlasse war eine gewaltige, nicht zu beschreibende. «Das Volk stand auf, der Sturm brach los», so sang der Dichter. Und wie sein Blut, so war jeder auch bereit, sein Gut für das Vaterland zu opfern. «Gold gab ich für Eisen»: diese Inschrift in den eingetauschten eisernen Trauringen ward zum Wahlspruch für das ganze Volk. Es war eine große Zeit.

Groß war denn auch das Ergebnis der Rüstungen. Preußen, das noch nicht 5 Millionen Einwohner zählte, stellte sofort 56600 Mann guter Truppen ins Feld, während sich in zweiter Linie noch 78000 Mann befanden, und 120000 Mann Landwehr in der Bildung begriffen waren. Und hierzu kam die sieggewohnte russische Armee, die 79000 Mann zählte, ungerechnet 115000 Mann Reserven und Truppen in den Weichselländern. So konnten die Verbündeten einschließlich einiger tausend Hanseaten usw. bei Beginn des Feldzuges Napoleon in erster Linie 142000 Mann entgegenstellen.

Aber auch Frankreich hatte gewaltig gerüstet. Schon standen wieder, abgesehen von den Festungsbesatzungen, 88000 Mann unter Eugen im Felde, während sich 135000 Mann am Main und 20000 am unteren Rhein sammelten. Dies waren 243000 Mann, denen bis zum Waffenstillstand noch 90000 nachfolgen konnten. Zwar wies dieses Heer zahlreiche Mängel auf, dafür aber führte es ein Feldherr, der nicht seinesgleichen hatte.

ARTUR KAMPF

VOLKSOPFER IM JAHRE 1813

Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterlande zu helfen. Beamte verzichten auf einen Teil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstande geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Ärmere bringen ihre silbernen Löffel; wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Allgemein wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe einsenden, Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. — Junge Frauen senden ihren Brautschmuck, Bräute die Halsbänder. Ein Mädchen, dessen Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Spekulation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Taler gelöst werden. ◘



So hing der glückliche Ausgang des Kampfes für die Verbündeten von der Stellungnahme Österreichs ab. Zu seinem Unglück unterschätzte Napoleon die Entschlossenheit der österreichischen Regierung, obwohl sie stark rüstete; er glaubte, sie erkaufen zu können. Doch Österreich wies die ihm angebotene Teilung Preußens zurück, und als Napoleons Gesandter Narbonne Bundeshilfe verlangte, erklärte Metternich am 1. Mai, «Österreich habe die Rolle des Vermittlers übernommen, das Bündnis sei erloschen». Schon war auch der König von Sachsen, der sich daraufhin nach Prag begeben hatte, durch die Gewährleistung seines von den Verbündeten bedrohten Besitzstandes für die österreichische Vermittelung gewonnen worden.

An der unteren Elbe fand der erste größere Zusammenstoß statt. Hier räumten die Franzosen Hamburg, wo Unruhen entstanden waren, welches am 18. März von dem Kosakenoberst von Tettenborn besetzt wurde. Zur Unterstützung des nunmehr auch auf dem linken Elbufer ausgebrochenen Aufstandes sandte Wittgenstein zwei weitere Streifkorps unter den Generalen von Dörnberg und Tschernitschew dorthin. Am 2. April erschienen beide vor Lüneburg, wo tags zuvor der französische General Morand eingerückt war, um es für seine Teilnahme an dem Aufstande zu strafen. Morands ganze Abteilung wurde vernichtet. Doch jetzt nahte von der mittleren Elbe her der Marschall Davout, während von Wesel her der General Vandamme im Anmarsch war. Ende April mußten die Verbündeten das ganze linke Elbufer räumen, und Davout wandte sich gegen Hamburg. Noch hielt Dänemark, das zu den Verbündeten neigte, seine Hand über der Stadt; zog es sie fort, war deren Schicksal besiegelt.

Inzwischen hatten die Franzosen am 26. März Dresden geräumt, und Eugen 50000 Mann zwischen Magdeburg und Möckern vereinigt. Hier griff ihn Wittgenstein, der den Oberbefehl über den rechten Flügel der Verbündeten erhalten hatte, am 5. April an und schlug seine Vortruppen. Infolgedessen ging Eugen trotz doppelter Übermacht über die Elbe zurück. Auch Wittgenstein überschritt den Fluß, blieb aber, durch die Weisungen des Oberbefehlshabers Kutusow festgehalten, an der unteren Saale stehen.

Der General von Blücher war unterdessen mit dem linken Flügel über Dresden nach Altenburg vorgegangen, wo er zu seinem tiefen Verdruß ebenfalls stehen bleiben mußte.

Die russische Hauptarmee, die Kutusow bis zum 7. April bei Kalisch gelassen hatte, gelangte erst am 24. nach Dresden. In Bunzlau erkrankte Kutusow und bereits am 28. verschied er. Sein Tod war ein Glück für die Verbündeten, die sein Zaudern um die anfangs möglich gewesenen Erfolge gebracht hatte. Zwar war auch ihr nomineller neuer Oberbefehlshaber Wittgenstein (der tatsächliche war jetzt der Zar) Napoleon nicht gewachsen; er erwies sich aber wenigstens nicht als Hemmschuh.

Kutusows Zögern hatte es Napoleon ermöglicht, seine Hauptarmee vom Main bis zur mittleren Saale vorzuschieben. Am 25. April traf er selber in Erfurt ein. Sein Plan war: die Saale bei Naumburg zu überschreiten und sich in der Richtung auf Leipzig mit Eugen zu vereinigen. Ohne die entsandten und die noch nicht eingetroffenen Heerteile verfügte er über 152000 Mann.

Ihm gegenüber geboten die Verbündeten über 101000 Mann, die am 25. April noch weit auseinandergezogen standen. Es war daher für sie ein um so größeres Glück, daß der Feind nicht sofort vorgehen konnte, denn dadurch gewannen sie Zeit, sich zu vereinigen.

Am 29. April trat Napoleon endlich den Vormarsch an. Eugen, der bereits tags zuvor Halle hatte vergeblich angreifen lassen, ließ das schwach besetzte Merseburg fortnehmen, während der Marschall Ney von Naumburg gegen Weißenfels vorging und die gegenüberstehende russische Kavallerie zurückdrängte. Am 1. Mai wurde der Marsch fortgesetzt, und kam es hierbei in der Gegend von Rippach abermals zu einem Gefecht mit der russischen Reiterei. Napoleon erwartete jetzt, bei der Fortsetzung seiner Bewegung auf Leipzig, in der Flanke angegriffen zu werden. Er beschloß deshalb, am 2. Mai Ney bei Kaja und Groß-Görschen stehen zu lassen und die hinteren Korps erst näher heranzuziehen; nur Eugen sollte Leipzig besetzen.

Wie er erwartet hatte, geschah es. Während Eugen am Morgen des 2. Mai das von dem General von Kleist besetzte Leipzig angriff, wurde Ney gegen Mittag bei Groß-Görschen von der Hauptarmee der Verbündeten, die sich bei Pegau vereinigt hatte, aber infolge von Entsendungen nur noch 33600 Preußen und 36200

Russen zählte, angegriffen. Da Wittgenstein seine Russen schonte und die Preußen sich in zeitraubenden Dorfgefechten verbluten ließ, konnte Napoleon inzwischen eine fast doppelte Übermacht vereinigen. Unter Umfassung beider Flügel der Verbündeten warf er jetzt ihre durch den heißen Kampf erschütterte Mitte zurück. Er bezahlte seinen Sieg mit einem Verlust von 22000 Mann, während die Verbündeten 11500 Mann einbüßten. Unter den Opfern der Schlacht befand sich der tödlich verwundete General von Scharnhorst, der Reorganisator der preußischen Armee und als solcher der Waffenschmied der deutschen Freiheit.

Am Morgen dieses Tages hatte der General von Bülow Halle erobert.

Die Preußen wichen auf Meißen, die Russen auf Dresden zurück. Napoleon folgte ihnen, während Ney gegen Torgau vorgehen mußte. Wenn auch nicht ohne heftige Gefechte ihrer Nachhut, so doch ohne größere Verluste erreichten die Verbündeten das rechte Elbufer. Jetzt aber drohte der Koalition eine schwere Gefahr, denn die Preußen wollten zum Schutz von Berlin dorthin marschieren. Doch glücklich wurde diese Krisis überwunden, und vereint gingen Preußen und Russen bis Bautzen zurück, wo abermals das Glück der Waffen versucht werden sollte.

Napoleon erreichte am 8. Mai Dresden. Bereits am folgenden Tage räumte die russische Nachhut nach lebhaftem Widerstande das rechte Elbufer und bewegte sich auf Bischofswerda. Hier kam es am 12. nochmals zu einem heftigen Gefecht. Ebenfalls am 12. traf der König von Sachsen, der reuemütig zu dem französischen Bündnis zurückgekehrt war, wieder in Dresden ein.

In Erwartung der anrückenden Verstärkungen blieb jetzt Napoleon selber vorläufig in Dresden, während Ney nach Luckau rücken mußte, um Berlin zu bedrohen. Doch bald erfuhr der Kaiser, daß wider sein Erwarten die Preußen sich nicht von den Russen getrennt hätten, sondern mit ihnen vereint bei Bautzen hinter der Spree stünden. Schleunigst wurde Ney nun angewiesen, sich über Hoyerswerda gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu wenden, während die Hauptarmee vor ihrer Front vereinigt wurde.

Inzwischen hatte Metternich, der trotz seiner bisherigen Mißerfolge bei seiner Vermittelungspolitik geblieben war, um den ihm nicht mehr zweifelhaften Bruch mit Napoleon bis zur Beendigung der österreichischen Rüstungen hinauszuschieben, den Grafen Stadion zu den Verbündeten und den General Grafen Bubna zu Napoleon gesandt. Dieser besaß aber schon zweifellose Beweise für das zwischen seinen Gegnern und Österreich bestehende Einvernehmen und war nicht gewillt, die von ihm geforderten Opfer zu bringen. So wollte auch Napoleon nur Österreichs Einmischung, wenn sie nicht durch eine Niederlage der Verbündeten ganz beseitigt werden konnte, bis zur Beendigung seiner weiteren Rüstungen hinausschieben. Demgemäß wies er Bubna, der am 16. Mai in Dresden eintraf, zwar nicht zurück, speiste ihn aber mit allgemeinen Redensarten ab. Sein Versuch, sich der Vermittelung durch eine Verständigung mit Rußland zu entziehen, scheiterte.

Die Kämpfe bei Bautzen begannen am 19. Mai. Die Verbündeten waren durch die von der unteren Weichsel nachgerückte Armee des Generals Barclay de Tolly verstärkt und zählten jetzt 32000 Preußen und 65000 Russen. Ihnen gegenüber verfügte Napoleon über 99000 Mann, während Ney weitere 66000 Mann heranführte. Um letzteren aufzuhalten, war ihm Barclay mit seinem und Yorks Heerteil, 23700 Mann, entgegengeschickt worden. Während Barclay bei Königswartha einen mühelosen Erfolg gegen eine von Napoleon dorthin gesandte Division errang, hatte York bei Weißig einen schweren Kampf mit dem ihm dreifach überlegenen Korps Lauriston von Neys Armee zu bestehen. Unverrichteter Sache mußte Barclay zurückgehen.

Da Ney am 20. Mai noch nicht eingreifen konnte, beschränkte sich Napoleon an diesem Tage darauf, Bautzen und die Vorstellung der Verbündeten fortnehmen zu lassen.

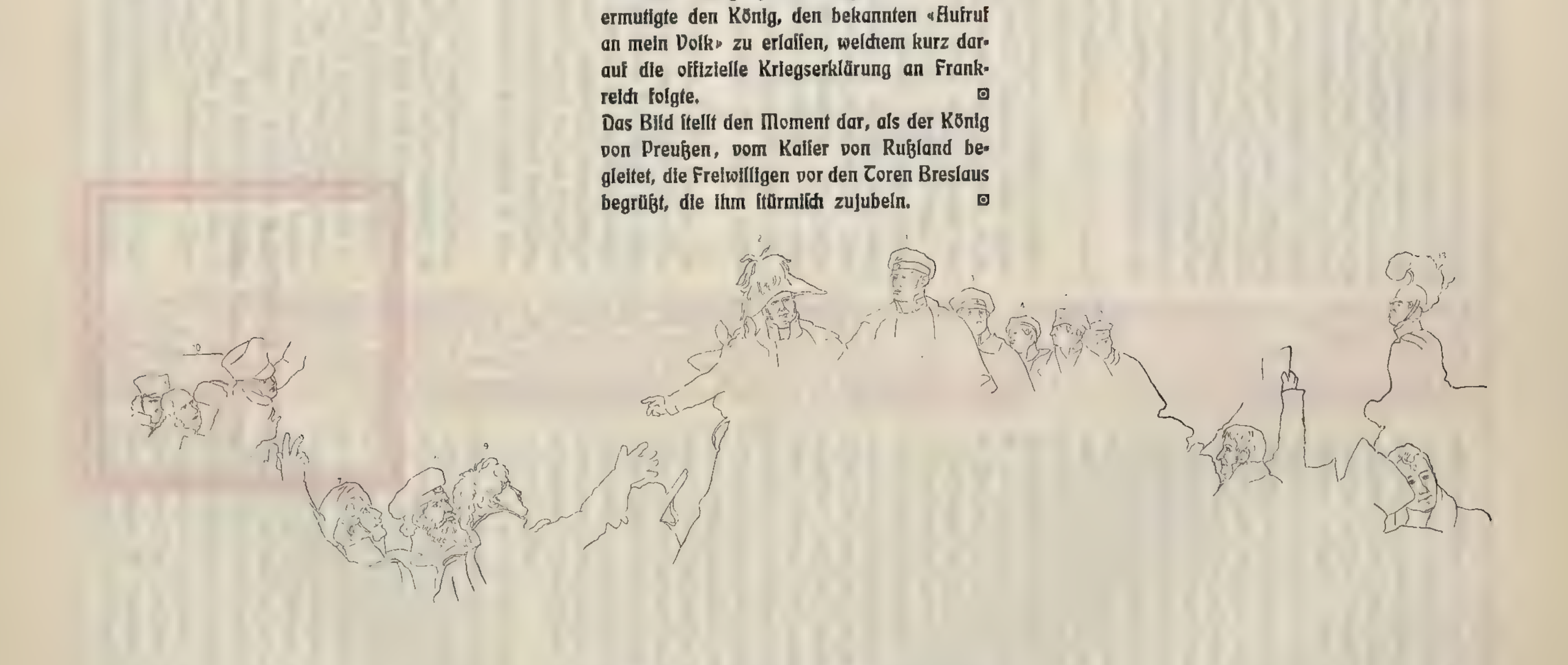
Die eigentliche Schlacht fand am 21. Mai statt. Am frühen Morgen griff Marschall Oudinot den linken Flügel der Russen an. Zwar wurde Oudinot schließlich zurückgeworfen, aber hierzu mußte ein Teil der Reserven eingesetzt werden. So konnte der schwache rechte Flügel der Russen unter Barclay nicht unterstützt werden, als Ney ihn übermächtig und umfassend angriff. Hierdurch wurde die von den Preußen auf den Kreckwitzer Höhen gebildete Mitte der Verbündeten, gegen die Napoleon selber bald nach Mittag vorging, im Rücken bedroht, so daß der

GEORG BLEIBTREU

AUFRUF AN MEIN VOLK, BRESLAU. 17. MÄRZ 1813

In Breslau begann die Wiedererhebung Preußens gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft. Aus allen Teilen Deutschlands sammelten sich hier die Freiwilligen, welche bereit waren, mit ihrem Leben die Freiheit des Vaterlandes zu erkaufen. Die große Zahl begeisterter Streiter ermutigte den König, den bekannten «Aufruf an mein Volk» zu erlassen, welchem kurz darauf die offizielle Kriegserklärung an Frankreich folgte. ▣

Das Bild stellt den Moment dar, als der König von Preußen, vom Kaiser von Rußland begleitet, die Freiwilligen vor den Toren Breslaus begrüßt, die ihm stürmisch zujubeln. ▣



1. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; 2. Alexander, Kaiser von Rußland; 3. Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen; 4. Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder des Königs; 5. Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn des Königs; 6. Scharnhorst; 7. Körner; 8. Jahn; 9. Friesen; 10. Freiwillige Jäger; 11. Professor Steffens; 12. Staatsrat von Hippel; 13. Kürassier vom 1. Kürassierregiment.



Rückzug angetreten werden mußte. Hätte sich Ney mehr beeilt und weiter links ausgeholt, würden die Verbündeten kaum der Vernichtung entgangen sein. In den dreitägigen Kämpfen hatten sie 13 000, die Franzosen aber 25 000 Mann verloren.

Auch dieses Mal scheiterten Napoleons Versuche, seinen Sieg durch die Verfolgung zu vervollständigen, an dem zähen Widerstande, den die preußische und die russische Nachhut leisteten, namentlich letztere am 22. Mai bei Reichenbach. In ungebrochener Haltung zogen die Verbündeten weiter, und als die Franzosen zu heftig nachdrängten, brachte die preußische Reiterei ihrer Vorhut am 26. Mai bei Haynau eine empfindliche Niederlage bei.

Tags zuvor hatte Barclay den Oberbefehl erhalten. Damit war abermals die Gefahr einer Trennung heraufbeschworen, denn er gedachte nach Polen zurückzugehen, während die Preußen, um mit Österreich in Fühlung zu bleiben, ihre ferneren Bewegungen auf Neiße richten wollten. Doch wurde auch dieses Mal die Krisis überwunden und der Rückzug auf Schweidnitz fortgesetzt. Da hierdurch aber der Weg nach Breslau freigegeben war, konnte Neys Vorhut dieses am 1. Juni besetzen. Jetzt wichen die Verbündeten bis in die Gegend von Strehlen.

Inzwischen waren bereits Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet. Beide Teile hatten daran ein gleiches Interesse. Die Verbündeten hatten sich zwar erheblich verstärkt, doch herrschte bei ihnen eine große Niedergeschlagenheit, und die Gefahr einer Trennung war größer als je. Und auch Napoleon bedurfte der Ruhe: sein Heer war stark zusammengeschmolzen und in seinem ganzen Bestande schwer erschüttert, und außerdem schickte sich Österreich an, ihm energisch Halt zu gebieten. So wurde denn, nachdem bereits am 1. Juni eine 36stündige Waffenruhe vereinbart worden war, am 4. Juni zu Pläswitz auf der Basis des status quo, aber mit einer Breslau umfassenden neutralen Zone, ein Waffenstillstand geschlossen, der einschließlich einer sechstägigen Kündigungsfrist zunächst bis zum 26. Juli währen sollte.

Es erübrigt noch, kurz der Vorfälle auf den Nebenkriegsschauplätzen zu gedenken.

Der General von Bülow war nach der Schlacht von Groß-Görschen zunächst in der Richtung auf Berlin zurückgewichen, dann aber wieder bis Kalau vorgegangen. Gegen ihn hatte Oudinot, den Napoleon bei Bautzen zurückgelassen, marschieren müssen. Dieser wies am 28. Mai einen Angriff der Preußen auf Hoyerswerda ab, um sich dann auf Berlin zu wenden. Aber Bülow verlegte ihm am 4. Juni bei Luckau den Weg und nötigte ihn zum Rückzuge.

An der unteren Elbe behauptet sich Tettenborn bis Ende Mai in Hamburg gegen Davout. Doch die Verbündeten hatten Schweden die Erwerbung Norwegens zugesichert und dadurch Dänemark wieder in Napoleons Arme getrieben. Nun mußte Tettenborn, da der Kronprinz von Schweden, der ehemalige Marschall Bernadotte, seine Verpflichtungen nicht erfüllte, Hamburg räumen. Am 30. Mai wurde es von den Franzosen besetzt. Ein furchtbares Strafgericht erwartete die Stadt.

Die letzte kriegerische Begebenheit des Frühjahrsfeldzuges bildete der Überfall bei Kitzen, wo am 17. Juni auf Napoleons ausdrücklichen Befehl das Lützowsche Freikorps, das nicht rechtzeitig über die Elbe hatte zurückkehren können, in völkerrechtswidriger Weise niedergemetzelt wurde.

Die gegnerische Überlegenheit an Zahl und Führung hatte den Heldenmut der Preußen und die Zähigkeit der Russen zum Scheitern gebracht. Aber auch Napoleon hatte sein Ziel nicht erreicht, denn die Verbündeten waren zwar besiegt, aber nicht niedergeworfen, und fast noch dringender als sie bedurfte er des Waffenstillstandes. So erschien letzterer nicht als solcher, wie er sie bisher geschlossen, nicht als der Vorbote eines gewinnbringenden Friedens, sondern nur als Unterbrechung des Kampfes. Daß die Verbündeten ihre Ansprüche derartig herabschrauben würden, um sie erfüllen zu können, war gänzlich ausgeschlossen, und daher stand die Erneuerung des Kampfes und zwar unter Hinzutritt Österreichs zur Koalition mit Sicherheit zu erwarten. Und kaum minder zweifellos war es bei der Erschöpfung Frankreichs und der ungünstigen Wendung, die gerade jetzt die kriegerischen Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel nahmen, daß Napoleon schließlich doch erliegen würde. Darüber konnte ihn vorläufig nur seine Verblendung hinwegtäuschen. War deshalb nun aber der Abschluß des Waffenstillstandes, wie man behauptet hat, der größte Fehler, den er gemacht hat? Konnte er denn anders? War es nicht vielmehr sein Verhängnis, das sich vollzog? —

Der Herbstfeldzug 1813.

Von Ottomar Freih. von der Osten-Sacken und von Rhein.

Der Abschluß des Waffenstillstandes traf das preußische Volk wie ein schwerer Schlag. Überall wurde die Sorge laut, alle Opfer könnten vergebens gebracht sein, und ein Frieden noch drückender als der von Tilsit nachfolgen. Doch der König ließ sein Volk über seine Entschlossenheit, den Kampf fortzusetzen, nicht im Zweifel, und so hob sich auch die Stimmung wieder. Mit dem größten Eifer wurde weitergerüstet, so daß die Stärke des preußischen Heeres auf 271000 Mann stieg: für ein Volk von 5 Millionen Einwohnern eine gewaltige Leistung. Und auch Rußland setzte seine Rüstungen fort und nicht minder Österreich, dessen Kaiser seit Bubnas Sendung nicht mehr auf größere Zugeständnisse Napoleons rechnete.

Hand in Hand mit den militärischen Vorbereitungen gingen die diplomatischen. Zunächst einigten sich Preußen und Rußland mit England, mit dem sie am 14. bzw. 15. Juni zu Reichenbach einen Subsidienvertrag schlossen, durch den sich dieses zur Zahlung von 2⅔ bzw. 1⅓ Millionen Pfund Sterling verpflichtete. Bei dem großen, ihre Rüstungen lähmenden Geldmangel war der Abschluß des Vertrages für die Verbündeten zur Notwendigkeit geworden. Aber auch England bedurfte desselben, denn seine Lage erforderte dringend Napoleons baldige Niederwerfung; und mehr, als es im Interesse des englischen Volkes lag, hatte das Tory-Kabinett, lediglich um dem Königshause einen größeren hannoverschen Besitz zu sichern, den Abschluß verzögert.

Wenige Tage später, am 19. Juni, erfolgte zu Opotschno die Einigung der Verbündeten mit Österreich über die an Napoleon in Prag auf dem in Aussicht genommenen Kongreß zu stellenden Forderungen. In der Hauptsache waren dies die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Herstellung Preußens, die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich und die Herausgabe der Hansestädte. In dem am 27. Juni geschlossenen Vertrage von Reichenbach versprach Österreich, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen, falls er diese Bedingungen nicht annehmen würde.

Die Grundlage für die in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen war jetzt geschaffen, noch aber mußte Napoleon bewogen werden, den Kongreß, der in Prag zusammentreten sollte, zu beschicken. Zu diesem Zweck begab sich Metternich, einer Einladung Napoleons folgend, noch vor Abschluß des Reichenbacher Vertrages nach Dresden. Hier fand am 26. Juni zwischen beiden die berühmte Unterredung statt, bei der Napoleon klar zu erkennen gab, daß er nicht gewillt wäre, auf die Herrschaft über Europa zu verzichten. Durch die nachfolgenden Verhandlungen aber wurde wenigstens erreicht, daß er als Entgelt für eine 20tägige, bis zum 16. August währende Verlängerung des Waffenstillstandes, deren er dringend für seine Rüstungen benötigte, in die Beschickung des Kongresses willigte. Nicht am 5., wie vorgesehen, sondern erst am 28. Juli trat dieser in Prag zusammen. Da von keiner Seite der Wunsch nach einem befriedigenden Abschluß vorlag, kam es auch zu einem solchen nicht. Ergebnislos löste sich der Kongreß am 10. August um Mitternacht auf, und am 12. erklärte auch Österreich Napoleon den Krieg.

Entsprechend der Bedeutung des Kampfes war die Stärke der Heere. Auf seiten der Verbündeten standen in der ersten Linie 165000 Preußen, 110500 Österreicher, 176000 Russen, 28000 Schweden, 12500 Engländer, Hannoveraner, Mecklenburger und Hanseaten. Im ganzen waren dies 492000 Mann, bei denen sich 97000 Reiter und 1457 Geschütze befanden. Und hierzu kamen noch die österreichischen Armeen gegen Bayern und Italien, die sich in Polen sammelnde, 56000 Mann starke russische Reservearmee, die sonstigen Nachschübe und die Truppen vor den Oder- und Weichselfestungen, im ganzen auch noch 370000 Mann. Die Streitkräfte erster Linie waren in drei Armeen eingeteilt. Die böhmische oder Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, dem Oberfeldherrn der Verbündeten, bei der sich die Monarchen befanden, bestand aus den Österreichern, dem preußischen Korps Kleist, dem russischen Wittgenstein und den russischen und preußischen Garden, im ganzen 237000 Mann. Preußen unter York und Russen unter Langeron und Sacken bildeten die 100000 Mann starke schlesische Armee unter Blücher, dem alten Marschall Vorwärts, Preußens Nationalhelden. Der Kronprinz von Schweden, der ehemalige Marschall Bernadotte, befehligte die Nordarmee, zu der die preußischen Korps

von Bülow und Tauentzien, das russische von Wintzingerode und die Schweden, zusammen 127 000 Mann, sowie das an der unteren Elbe stehende, 28000 Mann starke, aus Truppen fast aller Nationen gebildete Korps Wallmoden gehörten. Für die Bewegungen dieser drei Armeen hatte man bei den Beratungen in Trachenberg den Grundsatz angenommen, daß diejenige, gegen die sich Napoleon selber wenden würde, ausweichen, die beiden anderen aber inzwischen gegen seine Operationslinie vorgehen sollten.

Napoleons Streitkräfte standen denen seiner Gegner anfangs nur wenig nach. In richtiger Würdigung der ihm drohenden Gefahr hatte er seine Hilfsmittel aufs äußerste angespannt, und diese waren trotz aller Einbußen noch immer gewaltige. So zählte denn jetzt sein Heer 434 000 Streiter, bei denen sich über 70 000 Reiter und 1284 Geschütze befanden. Weitere 230 000 Mann bildeten die Nachschübe, die Festungsbesatzungen, die Armee in Italien und das bayerische Korps am Inn. In der Annahme, in Schlesien die feindliche Hauptmacht, in Böhmen aber nur die Österreicher und in der Mark eine minderwertige Armee unter einem wenig energischen Führer gegen sich zu haben, hatte Napoleon seine Streitkräfte so verteilt, daß in Niederschlesien 130 000 Mann unter Ney, dahinter zu seiner unmittelbaren Verfügung 112000 Mann, gegen Böhmen 62 000 Mann unter St. Cyr und Vandamme, und in der Gegend von Luckau 70 000 Mann unter Oudinot standen. Außerdem befanden sich 37 000 Mann unter Davout an der Niederelbe, 15 000 Mann unter Girard bei Magdeburg und Wittenberg, und 8000 Mann bei Leipzig. Da er der Nordarmee gegenüber einen großen Erfolg am ehesten für möglich hielt, sollten Oudinot, Girard und Davout konzentrisch gegen Berlin vorgehen, dessen Eroberung er eine entscheidende Bedeutung beilegte, während er selber mit seiner ganzen übrigen Armee die Gegner in Schlesien und Böhmen in Schach halten wollte.

Gleich der Beginn des Feldzuges zeigte Napoleon, daß sich bei seinen Feinden ein Wandel vollzogen hatte. Auf die irrige Nachricht, daß französische Truppen die neutrale Zone betreten hätten, überschritt Blücher am 14. August, d. h. drei Tage vor dem festgesetzten Termin, die Demarkationslinie und besetzte das neutrale Gebiet. Schleunigst wichen die französischen Korps einzeln hinter den Bober zurück, wo Napoleon sie aufnahm. In der Hoffnung, hier die gewünschte Entscheidungsschlacht gegen die feindliche Hauptmacht zu finden, schritt er nun seinerseits zum Angriff. Aber er hatte nur Blücher vor sich, und dieser wich ihm geschickt aus und ging unter lebhaften Gefechten bis hinter die wütende Neiße zurück.

Inzwischen war Schwarzenberg auf dem linken Elbufer gegen Dresden vorgegangen. St. Cyrs Hilferufe nötigten Napoleon, am 23. August von Blücher abzulassen und mit einem Teil seiner Truppen dorthin zu eilen. Bereits am Morgen des 26. traf er selber in Dresden ein, seine Truppen folgten im Laufe des Tages und der Nacht. Vandamme hatte er mit 40 000 Mann nach Pirna gesandt, um dort die Elbe zu überschreiten und den Verbündeten den Rückweg zu verlegen. Diese hatten infolge der Langsamkeit ihres Marsches erst am Morgen des 26. August den Angriff auf Dresden begonnen. So konnte St. Cyr sie aufhalten, bis Napoleon selber in der Lage war, ihnen, wie er sich ausdrückte, das Geleite zu geben. Die Einleitung hierzu bildete ein am Abend unternommener Vorstoß, durch den er sie überall zurückwarf. Trotzdem wollten sie am 27. August den Angriff erneuern, aber er kam ihnen zuvor. Die völlige Niederlage ihres aus Österreichern bestehenden, durch den Plauenschen Grund von der übrigen Armee getrennten linken Flügels, die durch die französische Reiterei unter Murat herbeigeführt wurde, entschied das Geschick des Tages.

Napoleon hatte einen großen Sieg errungen, und ein noch größerer winkte ihm, denn bereits befand sich Vandamme im Rücken der über Dippoldiswalde ziehenden Preußen und Russen. Doch anscheinend wähnte Napoleon diese ebenso wie die Österreicher im Rückzuge über Freiberg und ahnte nicht, welche Erfolge er erringen konnte, aber auch nicht, in welcher Gefahr sich sein General befand. So stellte er bereits am 28. August die Verfolgung ein. Die Folge war, daß Vandamme, der am 29. bis Kulm gelangt war, hier am 30. von einer erdrückenden Übermacht umfaßt wurde. Nur Trümmer seines Heeres entkamen; er selber wurde gefangen.

Dieses Ereignis rettete nicht nur die böhmische Armee, sondern erlöste auch die ganze Koalition aus einer schweren Krisis. Jetzt endlich brach Metternich die noch immer gehegten Beziehungen mit Napoleon ab und knüpfte die mit Preußen und Rußland durch den Vertrag

von Teplitz vom 9. September noch fester. Als Grundlage des späteren Friedens wurde von den Mächten die Beschränkung der Herrschaft Napoleons auf Frankreichs sogenannte natürliche Grenzen: Rhein, Alpen und Pyrenäen, vereinbart. So warf jetzt schon die spätere Verkümmerung des Siegespreises für das deutsche Volk ihre Schatten voraus. Und das nicht allein. Mit dem Vertrage zog ein neuer Geist bei den Verbündeten ein, bei denen die Metternichsche Reaktion mehr und mehr die freiheitlichen Ideen zurückdrängte, zumal sie hierbei von dem englischen Tory-Kabinett unterstützt wurde, welches letztere sich durch seine anfangs Oktober auch auf Österreich ausgedehnten Subsidienverträge eine entscheidende Stimme zu sichern gewußt hatte. Aus dem Freiheitskriege machte der Teplitzer Vertrag einen Befreiungskrieg.

Vandammes Niederlage erwies sich für Napoleon um so unheilvoller, als sie nicht die einzige blieb. Blücher gegenüber war der Marschall Macdonald mit 100 000 Mann verblieben, der am 26. August den unterbrochenen Vormarsch fortsetzte. Aber auch Blücher rückte wieder vor. So stießen beide schon am 26. dort, wo die wütende Neiße in die Katzbach mündet, aufeinander. Die französische Kavallerie wurde geworfen, riß ihre im Übergange über die Neiße begriffene Infanterie mit sich fort, und bewirkte trotz der Erfolge des rechten französischen Flügels den Verlust der Schlacht, ehe noch der linke Flügel eintreffen konnte. Eine bis zum 31. August ausgedehnte rastlose Verfolgung bis zum Bober vollendete Macdonalds Niederlage. Er hatte den dritten Teil seines Heeres verloren und mußte nach Bautzen zurückgehen. – Nicht ganz so schlimm erging es Oudinot. Dieser überschritt am 22. August unter lebhaften Gefechten die Linie der Nuthe und Notte in der Gegend von Trebbin. Der Kronprinz von Schweden wollte einer Schlacht ausweichen und hinter die Spree zurückgehen, aber Bülows Einsprache verhinderte dies. Als nun Oudinot am 23. seinen Marsch fortsetzte, wurde zunächst am Morgen sein rechter Flügel von Tauentzien bei Blankenfelde zurückgewiesen, und am Abend schlug Bülow seine Mitte bei Großbeeren. Schwach verfolgt, wandte Oudinot sich nach Wittenberg. Das Nebenkorps unter Girard wurde am 27. August bei Hagelberg nahezu vernichtet.

So waren ausgangs August die Franzosen auf allen Kriegsschauplätzen geschlagen. Ohne Davout, der an der unteren Elbe einen tatenlosen Feldzug gegen Wallmoden führte, zählten sie nur noch 300 000 Mann, die auch an Güte erheblich eingebüßt hatten. Trotzdem beharrte Napoleon auf seinem Berliner Plan: Ney sollte mit der Oudinotschen Armee den Versuch wiederholen. Am 5. September brach dieser in drei Kolonnen aus Wittenberg vor und drängte den linken Flügel des Feindes unter Tauentzien zurück. Am 6. setzte er seinen Marsch fort. Zwischen Dennewitz und Jüterbog stieß die mittlere Kolonne unter Bertrand auf Tauentzien, mit dem es zu einem heftigen Kampfe kam. Schon war auch Reynier im Begriff, links von Bertrand einzugreifen, als er von Bülow in der linken Flanke gefaßt wurde. Heldenmütig wehrten sich die Sachsen in Göhlsdorf, aber schließlich erlagen sie. In den Rückzug wurde auch Oudinots Korps verwickelt. Nur mit Mühe konnte Ney, der 26 000 Mann verloren hatte, die schwer erschütterten Reste seiner Armee bei Torgau sammeln.

Gleichzeitig hatte sich Napoleon selber gegen Blücher gewandt und war am 5. September unter lebhaften Gefechten bis Görlitz gelangt. Aber Blücher wich noch weiter zurück, und Napoleon mußte am 6. wieder nach Dresden umkehren, weil Schwarzenberg dieses von neuem bedrohte. Zwar ging Schwarzenberg sofort wieder zurück, aber nun kehrte Blücher um und drang bis Bautzen vor, so daß er näher stand als zuvor. Immer enger wurde der Kreis um Napoleon; und dabei schwand sein Heer, trotzdem der September keine Schlachten mehr brachte, durch die unaufhörlichen Märsche, die Ungunst der Witterung und die Entbehrungen in dem ausgesogenen Lande ersichtlich dahin. Schon wagte er nicht mehr, Schwarzenberg anzugreifen, als dieser ihm am 17. September bei Nollendorf in fester Haltung entgegentrat. Trotzdem wollte er die Elblinie behaupten. Da Schwarzenberg nicht weiter vorging, so führte Blücher die entscheidende Wendung herbei. Er ließ sich nicht zur Hauptarmee hinüberziehen, sondern erbat und erhielt die Erlaubnis, die Elbe unterhalb von Dresden zu überschreiten, um dadurch auch den untätigen Kronprinzen auf das linke Ufer hinüberzuziehen. Gerade jetzt, am 22. September, wandte Napoleon sich abermals gegen Blücher, kam aber nur bis Bautzen, denn Blücher hielt stand. Der Kaiser wagte nicht ihn anzugreifen, sondern ließ sogar

Macdonald bei Dresden über die Elbe zurückgehen. Nun schritt Blücher zur Ausführung seines Planes. Am 3. Oktober ging er bei Wartenburg über die Elbe und schlug Bertrand; am 5. war er bereits in Düben. Auch der Kronprinz überschritt jetzt den Fluß und stellte sich bei Dessau auf, während Tschernitschews Kosaken Cassel besetzten. Die russische Reservearmee stieß zu Schwarzenberg, worauf dieser mit 150000 Mann den beabsichtigten Marsch auf Leipzig antrat, um hierdurch Napoleon, gegen den Bennigsen mit 80000 Mann zurückblieb, von Dresden fortzumanövrieren. Da Blücher noch über 60000, der Kronprinz noch über 70000 Mann verfügte, so zählten die Heere der Verbündeten an 360000 Mann.

Unmöglich konnte Napoleon länger bei Dresden stehen bleiben. Am 7. Oktober verließ er die Stadt. Doch noch hoffte er auf eine glückliche Wendung und ließ deshalb St. Cyr mit 32000 Mann dort zurück. Nachdem aber 50000 Mann unter Murat gegen Schwarzenberg entsandt waren, so betrug seine Hauptarmee einschließlich Neys und Macdonalds nur noch 130000 Mann. Weitere 30000 Mann standen teils schon bei Leipzig, teils waren sie dorthin von Franken her im Anmarsch. Im ganzen waren dies 242000 Mann. Der Kaiser glaubte, Blücher einen Schlag beibringen zu können; doch vergebens, denn dieser wich hinter die Saale aus, und dasselbe tat der Kronprinz. Noch einmal tauchte bei Napoleon der Gedanke an ein Unternehmen gegen Berlin auf, um durch dessen Eroberung dem Feldzuge eine andere Wendung zu geben. Schon begann seine Armee die Elbe zu überschreiten, da nötigten ihn am 13. Oktober die Hilferufe Murats, der bis hart südlich von Leipzig hatte weichen müssen, zur Umkehr.

Das große Reitergefecht bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober eröffnete den Reigen der Kämpfe um Leipzig. Der 15. Oktober verging mit der Versammlung der Armeen. Da der Kronprinz, der sich bei Napoleons Vorstoß nur mit Mühe hatte abhalten lassen, über die Elbe zurückzugehen, und Bennigsen, der mit 40000 Mann von Dresden herbeigerufen war, erst am 18. Oktober eingreifen konnten, so befanden sich nur 136000 Mann unter Schwarzenberg und 56000 Mann unter Blücher zur Stelle. Ihnen gegenüber verfügte Napoleon noch über 185000 Mann, von denen freilich 14000 Mann unter Reynier ebenfalls erst am 17. Oktober ankommen konnten. Demnach waren die Kräfte am 16. Oktober fast gleich. Aber die Verzettelung der Hauptarmee durch Schwarzenberg, der den größten Teil der Österreicher in dem engen Raum zwischen Pleiße und Elster und gegen Lindenau verwandte, sicherte Napoleon bei Wachau die Überlegenheit. So scheiterten hier die Angriffe der Verbündeten, und bald sahen sie sich in die Defensive zurückgeworfen. Schon drohte ihre Mitte zu erliegen, da glückte es ihnen noch, sich enger zusammenzuballen. Vergebens suchte Murat mit 8000 Reitern durchzubrechen, er wurde abgewiesen. Dasselbe Los hatten alle weiteren Angriffe, so daß sich die Verbündeten hier behaupteten. Freilich, an der Pleiße und Elster, bei Connewitz und Lindenau, verblieb der Erfolg den Franzosen. Doch dies wurde aufgewogen durch die Fortschritte Blüchers im Norden gegen Marmont. Anfangs schien sich hier freilich das Schlachtenglück den Franzosen zuzuneigen. Aller Heldenmut der Preußen, die unter den größten Verlusten immer wieder und wieder anstürmten, blieb vergeblich, bis York seine letzten Reserven herbeiholte und sich an die Spitze seiner Reiterei setzte. Nun endlich gelang es, Möckern und die angrenzenden Höhen zu erobern und den Feind nach Leipzig zurückzuwerfen. Hiermit wurde das Geschick des Tages entschieden.

Da die Verbündeten am 17. Oktober ihre Angriffe nicht erneuerten, hätte Napoleon sich der drohenden Umklammerung entziehen können. Aber der Gedanke an einen Rückzug war ihm unerträglich. Er blieb stehen, hoffend, durch Sonderverhandlung mit Kaiser Franz zu einer Einigung zu kommen; doch keine Antwort erfolgte. So traf er endlich gegen Abend die ersten Anordnungen für den Rückzug, doch nicht auch für die Herstellung von Brücken, weshalb das lange Defilee von Lindenau die einzige Rückzugsstraße blieb.

Napoleon hatte den 17. nicht benutzt. Einen zweiten Tag schenkten die Verbündeten ihm nicht. Als die Sonne des 18. strahlend über Leipzigs Gefilden aufging, schritten sie zum Angriff. Napoleon, der ihren 280000 Mann ohne das zur Deckung der Rückzugsstraße vorausgesandte Korps Bertrand kaum 146000 Mann entgegenstellen konnte, hatte seine Linien etwas zurückgenommen und sein Heer in einem gegen Osten gerichteten Bogen aufgestellt. Er

kämpfte nur noch um den Rückzug. Im Süden, bei Probstheida, wo er selber die Schlacht leitete, war der Erfolg der Verbündeten trotz ihrer Überlegenheit nur ein mäßiger. So fiel die Entscheidung wieder im Norden, wo Blücher und der Kronprinz Schulter an Schulter fochten, und wo Bülows Korps das Beste tat. Unaufhaltsam drang es vor und gelangte bis dicht vor die Tore von Leipzig. Daß im Laufe des Kampfes die Sachsen und die württembergische Reiterei zu den Verbündeten übergingen, blieb auf den Gang der Schlacht ohne Einfluß; sie wäre auch sonst gewonnen worden.

Nach Einbruch der Nacht zog Napoleon seine Truppen bis zu den Vorstädten zurück. Mit Tagesgrauen trat er dann den Abmarsch an; das Fuhrwesen war schon voraus. Wäre es am 18. den Verbündeten gelungen, das Lindenauer Defilee zu sperren, so wäre die französische Armee verloren gewesen. Aber die hier verwandten Kräfte haben sich als zu schwach erwiesen.

Die Verbündeten hatten eine Erneuerung der Schlacht erwartet und deshalb keine rechtzeitigen Maßregeln zur Störung und Verhinderung des Rückzuges getroffen. Als sie dann am Morgen des 19. die Bewegungen des Feindes bemerkten, gingen sie alsbald gegen Leipzig vor. Gegen 11 Uhr begann der Angriff auf die eigentliche Stadt. Diese war von einer festungsartigen, wohlerhaltenen Mauer umgeben und von einer starken, aus Franzosen und der Masse der Bundestruppen bestehenden Nachhut unter den Marschällen Macdonald und Poniatowski besetzt. Diese wehrten sich heldenmütig, aber schließlich gelang es den Preußen, das Grimmaer Tor zu erstürmen, und bald drangen sie vereint mit den Russen auch an anderen Stellen in die Stadt ein. In dieser währte der Widerstand noch fort und erlosch erst, als gegen 1 Uhr infolge eines Mißverständnisses die Elsterbrücke zu früh gesprengt wurde. Hierdurch sah sich die Nachhut abgeschnitten. Nur wenige retteten sich schwimmend, unter ihnen Macdonald, während Poniatowski ertrank.

Die Opfer der Völkerschlacht waren gewaltige. Die Verbündeten hatten an den verschiedenen Tagen 47000, die Franzosen 45000 Mann verloren. Letztere mußten aber außerdem noch 23000 Kranke und Verwundete in den Leipziger Lazaretten zurücklassen und büßten fast die Hälfte ihrer Artillerie ein: 325 Geschütze.

Ein herrlicher Sieg war errungen, noch aber galt es, ihn durch die Verfolgung zu vervollständigen. War diese auch zu spät ins Werk gesetzt, konnte doch noch vieles gutgemacht werden, denn man verfügte über mehr als 50000 Reiter. Aber man machte von ihnen keinen Gebrauch, und wie sehr auch Blücher drängte, Napoleons Vorsprung wurde immer größer. So gewann er Zeit, seine Heeresreste, die einschließlich einiger Verstärkungen, die bei Erfurt zu ihm stießen, noch 70000 Mann in Reih und Glied und 40000 Nachzügler zählten, hier rasten zu lassen und etwas zu ordnen. Doch bald mußte er weiter, Schwarzenberg und Blücher folgten mit 170000 Mann, und dazu drohte eine neue Gefahr.

Am 8. Oktober hatte Bayern mit Österreich den Vertrag von Ried geschlossen, durch den es der Koalition beigetreten war. Infolgedessen stieß das österreichische Heer am Inn zu dem bayerischen unter dem General Wrede, und dieser befand sich jetzt mit 56000 Mann im Anmarsch, um Napoleon bei Hanau den Weg zu verlegen. Am 30. und 31. Oktober kam es hier zur Schlacht. Wrede wurde geschlagen, der letzte französische Sieg auf deutschem Boden erfochten. Wenige Tage später gingen die Franzosen bei Mainz über den Rhein. Aber von den 600000 Mann, die im Laufe des Jahres Rhein und Alpen überschritten hatten, brachte Napoleon kaum 85000 Mann zurück.

Der Feldzug von 1813 war zu Ende. An seiner Statt begann in Frankfurt, wo die Monarchen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten und die Rheinbundfürsten schleunigst ihren Frieden mit ihnen zu machen suchten, das Ränkespiel der Politik. Trotz der glänzenden Erfolge war die Neigung zur Fortsetzung des Krieges nur gering, weshalb die Heere von Schwarzenberg, Blücher und Wrede am Rhein stehen bleiben mußten, so daß Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen erhielt. Bennigsen belagerte Hamburg, Bülow eroberte Holland und der Kronprinz von Schweden zwang die Dänen zur Abtretung Norwegens. Ende des Jahres war Deutschland mit Ausnahme einiger Festungen bis zum Rhein vom Feinde befreit. Dem Gottesgericht in Rußland war Preußens glorreiche Erhebung gefolgt, und der Zutritt Österreichs hatte das nötige Übergewicht für den Sieg verliehen.

Der Feldzug 1814.

Von Albert von Pfister.

Was man nach den Unglücksfällen im Frühjahr 1813 kaum zu hoffen gewagt hatte, das stand in diesen Spätherbsttagen erreicht vor aller Augen: die fremden Dränger vom deutschen Boden weggefegt und über den Rhein hinübergetrieben; in den ersten Tagen des November 1813 Einzug der verbündeten Monarchen in Frankfurt, wo sie ihre Hauptquartiere aufschlugen. Die verbündeten Armeen aber, verstärkt durch die Kontingente der seitherigen Rheinbundstaaten, stellten sich längs des Rheinstromes auf und harrten sehnsüchtig des Befehles, hinüberzurücken, um den Marsch nach Paris anzutreten.

Wäre es nach den Plänen des preußischen Hauptquartiers, nach den Absichten von Blücher und Gneisenau gegangen, so hätten, nach kurzer Erholungsfrist, die Armeen in höchst natürlicher Weise ihren Siegesmarsch fortgesetzt, indem sie sich einfädelten auf den verschiedenen Straßen, die über Metz und Nancy auf Paris zuführen. Allein der österreichischen Diplomatie, wie sie von Metternich eingeleitet war, schien jetzt, nach Beseitigung der nächsten und dringendsten Gefahr, der rechte Augenblick gekommen, um den Volkskrieg, der von Preußen und Norddeutschland ausgegangen, umzuwandeln in einen Kabinettskrieg, der sich leicht im Zügel halten und Schritt für Schritt leiten ließ. Allerlei Schulweisheit und strategischer Humbug wurden aufgeboten, um die verbündete Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg von dem natürlichen Weg über Nancy auf Paris abzulenken und mit ihrer Operationslinie weiter nach Süden zu führen.

Im Laufe des Monats Dezember 1813 kam endlich Leben und Bewegung in die Massen. Durch Baden und die Schweiz zog die Hauptarmee, 190 000 Mann stark (in der Hauptsache Österreicher, russische und preußische Garden, Süddeutsche), um das Plateau von Langres und dessen Umgebung zu erreichen. — Am 27. Dezember 1813 schrieb Blücher an Stein: «Endlich bin ich nun so weit, daß den 1. Januar mit Anbruch des Tages den Rhein bei Mannheim, Caub und Ehrenbreitstein passiren werde, ich bitte um Ihren Segen auf meine Reiße; vorwärts soll es gehen, davor stehe ich Ihnen.»

Einen feierlicheren Neujahrsmorgen hat es wohl selten gegeben, als da die Führer des preußischen Heeres am ersten Tage des Jahres 1814 sich nach dem Übergange bei Caub auf dem linken Rheinufer die Hände zum Neujahrsgruß schüttelten.

«Vorwärts soll es gehen», hatte der alte Blücher, die ehrliche Soldatenseele, in dem Brief an Stein gemeint. Allein schon vom ersten Tage an machte sich der Einfluß der Strategie Schwarzenbergs geltend, welche sich vollständig von der Politik Metternichs abhängig fühlte und es als ihre besondere Aufgabe ansah, den Eifer der Vorwärtsdränger abzuschwächen und stets mit halbem Ohr nach dem Gang der Friedensunterhandlungen hinzuhorchen. Am 18. Januar 1814 hatte Blücher mit der schlesischen Armee, 83 000 Mann stark, die Gegend von Nancy erreicht und erhielt nun Befehl, weiter südwärts zu marschieren und sich dem Plateau von Langres zu nähern. Es ließ sich ganz bequem marschieren, nirgends stand ein Feind im Felde.

In jenen Tagen glich Frankreich der Höhle des Löwen, zu deren Schutz die Spinne ihr Netz gespannt hat. Im Nu war der dünne Vorhang des Grenzschutzes zerrissen; die wenigen Schildwachen flohen oder verkrochen sich in altertümliche Festungen. In Paris aber ging Napoleon mit jener Energie und Unverzagtheit, mit jener unerschöpflichen Erfindungsgabe, die sein eigenstes Wesen bildeten, daran, den Senat und das Publikum für sich, den Wohltäter Frankreichs, zu gewinnen und neue Streitkräfte im Lager von Châlons zusammenzuziehen. Die Feinde ließen ja reichlich Zeit, um die letzten Reserven aufzubieten und Ende Januar 1814 stand Napoleon wieder an der Spitze einer Feldarmee von 62 000 Mann. Er zauderte auch keinen Augenblick; am 27. Januar 1814 brach er auf mit der allgemeinen Richtung nach Süden, um den Feind zu suchen. Schon am Abend des 29. Januar fand er ihn.

Blücher hatte an diesem Tage Brienne erreicht und sich Schwarzenberg genähert. Das Vorpostengefecht am Abend des 29. Januar fiel zum Vorteil Napoleons aus. Für den 1. Februar aber erhielt Blücher beträchtliche Verstärkung von seiten der Hauptarmee und die Zustimmung der Oberleitung zu einem Angriff. Durch die Zögerung freilich hatte Napoleon Zeit gefunden, in La Rothière und den benachbarten Dör-

fem die Verteidigung aufs beste vorzubereiten. Schon neigte sich der kurze Wintertag seinem Ende zu; noch war kein Ende des blutigen Kampfes bei La Rothière abzusehen; Stoß auf Stoß geschah seitens der russischen Angriffskolonnen unter Blüchers Führung; es war schon Nacht geworden, als Napoleon nach großen Verlusten sich zum Rückzug genötigt sah.

Kriegsrat der Sieger auf Schloß Brienne, wo alle weiteren Pläne von der Voraussetzung ausgingen, daß Napoleon, vollständig gebrochen und zerknirscht, auf Paris zurückgehe. Also: langsames Nachrücken, bis die Friedensverhandlungen in dem benachbarten Châtillon das weitere bringen würden. Blücher aber sollte sich wieder nordwärts wenden und von Châlons aus gegen Paris vorgehen.

So lagen die Dinge, als am 8. Februar Napoleon Nogent erreicht hatte. Er befand sich auf diesem Punkt mitten zwischen den feindlichen Heeren. Auf der einen Seite sah er Schwarzenbergs Hauptarmee träge vorwärts schleichen, auf der andern die Kolonnen Blüchers verzettelt, lang gedehnt, ohne die gehörige Vorsicht auf dem Marsche von Châlons nach Montmirail. Die Vorteile der innern Linie ausnützen, rasche Schläge führen auf den nicht versammelten Gegner: diese Möglichkeiten lagen dem alten Schlachtenmeister verlockend vor Augen. – «Friedensunterhandlungen?» rief Napoleon triumphierend, «jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede; ich bin eben dabei, Blücher mit dem Auge zu schlagen; ich breche auf, schlage ihn morgen und schlage ihn übermorgen. Die Lage wird vollständig geändert werden». – In der Tat, unversehens durchschnitt Napoleon durch das glückliche Gefecht bei Champaubert am 10. Februar den langen Heerwurm der Blücherschen Marschkolonnen, trennte sie in zwei Stücke und schlug das westliche Stück am 11. Februar bei Montmirail, das östliche aber am 14. Februar bei Etoges.

Übel zerzaust mußte Blüchers Armee den 15. Februar nach Châlons zurückweichen und sich aufs neue sammeln. Durch das Aufblitzen der alten Feldherrnlust gehoben, wandte sich nun Napoleon gegen Schwarzenbergs Armee, welche sich an der Seine festgesetzt hatte in den Posten Nogent, Bray, Montereau. Durch geschickt geleitete Angriffe am 16., 17. und 18. Februar gelang es Napoleon, die Österreicher und Süddeutschen aus allen ihren Stellungen zu vertreiben. Schwarzenberg ging rückwärts und rief, um seinen wankenden Truppen einen Halt zu geben, die Armee Blüchers herbei. Und das Wunderbare geschah; trotz der mißlichen Lage nach den drei Unglückstagen in der Mitte Februar, erschien Blücher mit seinem Heere in bester Verfassung und vollständig gefechtsbereit. Man glaubte, jetzt käme die Entscheidungsschlacht. Allein Schwarzenberg hielt es für geratener, den Rückzug noch weiter fortzusetzen in die Richtung, von der er gekommen: nach Chaumont und in die Nähe des Plateaus von Langres. Deshalb wußte man in Blüchers Hauptquartier keinen andern Rat, als sich loszuschälen von diesem mattherzigen Einfluß des großen Hauptquartieres und nach Norden zu marschieren zur Vereinigung mit der aus den Niederlanden kommenden Armee unter Bülow.

Schwarzenberg war also in recht ausgiebigem Rückzug begriffen, und niemals hat es an Solchen gefehlt, welche mit seiner Kriegführung gerade in dieser Zeitspanne aufs schärfste ins Gericht gegangen sind. Er erkannte wohl auch selbst das Unzulängliche seines Verfahrens und klagte in einem Schreiben vom 26. Februar: «Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt und leiden an dem traurigen Übel, drei Souveräne auf den Schultern tragen zu müssen; – keine Magazine, keine gedeckte Rückzugslinie; war ich berechtigt, in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten Frankreichs anzunehmen?»

Napoleon aber fühlte sich jetzt seinen kühnsten Hoffnungen nahegerückt; einer der Diplomaten im großen Hauptquartiere klagt: Napoleon führe den Friedenskongreß in Châtillon an der Nase herum; «Er hofft, uns vollständig zu zerschmettern. Das diplomatische Korps rennt die Straßen entlang wie eine Herde verirrter Schafe und weiß nicht, was beginnen». – Zum Stehen kam Schwarzenbergs Rückzug erst, als die Franzosen unter Oudinot am 27. Februar den Verbündeten die Stadt Bar sur Aube wegnahmen. Sie wiederzugewinnen, griff der König von Preußen persönlich ein; aus dem Zurückweichen wurde ein Sieg. An diesem Tage hat zugleich Prinz Wilhelm, nachmals unser erster Kaiser, seinen ersten Dienstritt im feindlichen Feuer gemacht. Man gewann wieder Zuversicht; ja, noch weiteres Glück brachten

WILHELM CAMPHAUSEN

RHEINÜBERGANG DER 1. SCHLESISCHEN ARMEE BEI CAUB AM 1. JANUAR 1814

Feldmarschall Fürst Blücher hält im Mittelgrunde zu Pferde auf einer kleinen Bodenerhebung und läßt die unterhalb seines Standpunktes durch einen Hohlweg marschierenden Kolonnen Revue passieren. Hinter Blücher die Offiziere seines Stabes, Ordonnanzen, darunter einige Kosaken. Vorne wärmen sich an einem Feuer die Musiker des schlesischen Landwehrregiments Nr. 14. Rechts im Hintergrunde das Städtchen Caub, links die im Rheine liegende Pfalz, zu der sich eine Pontonbrücke hinzieht. In der Ferne die duftigen Bergе des Rheintales.



diese Tage: am 1. März wurde durch den Vertrag von Chaumont das Bündnis zwischen den Mächten, das bedenklich locker geworden war, auf 20 Jahre erneuert.

Indessen hatte Blücher nach seiner Vereinigung mit Bülows Nordarmee Stellung bei Laon bezogen. Napoleon, dem tatenlustigsten unter seinen Feinden stets auf den Fersen folgend, griff am 9. März an; ohne Entscheidung während des Schlachttags. Erst ein grausiges Nachtgefecht brachte den Preußen Sieg und führte zur vollständigen Zersprengung der französischen Armee. Mühselig sammelte Napoleon nochmals seine Truppen und zog südwärts an die Seine, wurde aber von Schwarzenberg am 20. und 21. März bei Arcis zum Rückzug genötigt.

Jetzt suchte Napoleon durch kluge Manöver zu erreichen, was im Gefechte versagt blieb: er führte seinen Rückzug nicht westwärts gegen Paris aus, sondern ostwärts nach St. Dizier mit der Absicht, die vorsichtigen Feldherren der Verbündeten um ihre Kommunikationen besorgt zu machen und nach dem Rhein zurückzuscheuchen. Die Straße nach Paris war frei. Im Kriegsrat der Verbündeten vom 23. März ging denn auch der Plan durch, sich bei Châlons zu sammeln und auf den nach Paris führenden Straßen einzufädeln; am 24. März folgte der gemeinschaftliche Beschluß: unverzüglicher Marsch nach Paris.

Starrsinn und Verblendung waren es, was von seiten Napoleons den Ernst des begonnenen Friedenswerkes zerstörte, was endlich auch die Zaghaftesten zum grimmigen Entschlusse trieb. Freilich, Napoleon durfte in den Augen seiner Franzosen nimmermehr als der Geschlagene, als der um Frieden Bittende, als der Nachgebende erscheinen. Diese Rolle konnte leicht ein anderer übernehmen — ein Bourbone. So geschah es, nachdem die Friedensverhandlungen zu Châtillon am 19. März abgebrochen waren, daß sich die Mächte sowohl als die Gemüter des französischen Volkes von dem unruhigen Geiste des großen Heimatlosen abwandten und die Nachfolge der Bourbonen begünstigten. Denn ohne Vorherrschaft in Europa hatte das Kaisertum Napoleons keinen Sinn für die Franzosen. Schon während der Dresdener Tage (Sommer 1813) hatte Napoleon gemeint: «Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks und würde aufhören zu regieren an dem Tage, da ich aufgehört hätte, der Stärkere zu sein.»

Am 25. März rückten die Verbündeten in schier endlosen Marschkolonnen auf Paris los und kehrten den Rücken dem in St. Dizier weilenden Napoleon zu. Nur unbedeutende Streitkräfte vermochten die Marschälle Marmont und Mortier zusammenzubringen, um die Umfassung der Hauptstadt zu besetzen. Die Schlacht vor Paris am 30. März endete mit der Erstürmung des Montmartre und des Kirchhofes Père la Chaise. Am Abend des Schlachttages liegt Paris bezwungen zu den Füßen der Verbündeten; Mitternacht: — die Vertreter der Einwohnerschaft bringen die Kapitulation und empfehlen die Stadt der Gnade der Sieger.

Am 31. März in aller Frühe sammelten sich die Truppen, deren Bestimmung es war, die anwesenden Monarchen in großartiger Umrahmung bei ihrem Einzug in Paris zu geleiten. Russische Gardereiter an der Spitze; darauf die beiden Monarchen von Rußland und Preußen (der Kaiser von Österreich war noch nicht eingetroffen) mit dem Fürsten Schwarzenberg; weiter die Hauptquartiere, russische und preußische Garden, österreichische Grenadiere.

Während hochgehobenen Sinnes hier die verbündeten Truppen marschierten, schlugen und ihren Einzug hielten, verzehrte sich Napoleon fern im Osten, in dem abgelegenen St. Dizier, in neuen Rettungsplänen. Alles Lärmschlagen nützte nichts; keinen Feind sich gegenüber als ein paar Tausend Reiter. Sonst ringsum eine Leere; nirgends mehr eine Verbindung mit der Diplomatie Europas; alle Fäden abgebrochen, aus denen man in höchster Not noch ein Rettungsseil hätte drehen können; ausgeschlossen, ausgestoßen.

Der, um den sich niemand mehr kümmerte, mußte also den Feind aufsuchen. Gewaltmärsche, um Paris von Süden her Hilfe zu bringen. Voll schlimmer Ahnung sprengte Napoleon voraus. Er hat am Abend des 30. März über Fontainebleau das Wirtshaus La cour de France in der Nähe von Longjumeau erreicht, als ihm die aus Paris Fliehenden entgegenstürzen mit der Kunde, alles sei verloren, die Stadt übergeben.

Der Morgen des 31. März dämmerte herauf — Einzugstag der Verbündeten in Paris —,

als Napoleon zornigen Herzens, der Verzweiflung nahe die Stufen am Schloß in Fontainebleau hinaufschritt. — Thronentsagung am 11. April. — Es ist Mittagszeit am 20. April, da steigt der einst Mächtigste der Erde die Stufen desselben Schlosses wieder herab, Wehmut und Entrüstung in den Zügen, um von den Waffengefährten Abschied zu nehmen und in die Verbannung nach Elba zu ziehen. — Das größte unter allen Übeln der Erde ist, aus der Zahl der Lebenden auszuscheiden, bevor man stirbt.

In Paris aber führten die Verbündeten mit Ludwig XVIII. das Haus der Bourbonen auf den Thron zurück. In geschickter Wendung und Wandlung hatte Talleyrand das Amt eines leitenden Ministers bei dem neuen König übernommen; was der Edelmut des Kaisers Alexander für Frankreich nicht zugestand, das setzte die Anmaßung des französischen Ministers durch. Mit Ausnahme der preußischen wetteiferten alle europäischen Staatsmänner, um überall die Interessen Frankreichs wahrzunehmen. Kein Mensch dachte im Ernst daran, Frankreich zu demütigen oder sein Gebiet zu schmälern, um diejenigen zu entschädigen, die sich bei Niederwerfung des gemeinschaftlichen Feindes fast verblutet hatten. Der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 mit den Grenzen von 1792 ließ Saarbrücken und Landau bei Frankreich und verschob alles andere, was auf beiden Ufern des Rheines noch zu ordnen war, auf einen im Herbst 1814 nach Wien einzuberufenden Kongreß.

Nach dem Friedensschluß lösten sich die glänzenden Hauptquartiere in Paris und St. Cloud auf, die Truppen zogen heimwärts und die Monarchen sagten ihrem neuen, ob des unvermuteten Glückes nicht wenig aufgeblasenen Kollegen in den Tuilerien, Lebewohl. Trotz mannigfacher Gegensätze der Diplomaten hatten Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III. zwei Monate lang einträchtig Hof in Paris gehalten; jetzt trennten sie sich, um in den heimischen Residenzstädten triumphierenden Siegereinzug zu halten.

Im königlichen Frankreich aber richtete man sich mit aller Schnelligkeit aufs neue ein und zeigte sich beflissen, alles das abzuschütteln und zu verwischen, was an Revolution und Kaisertum erinnerte.

Belle Alliance.

Von Julius von Pflugk-Harttung.

Am Morgen des 15. Juni 1815 überschritt Napoleon mit seinem Heere die belgische Grenze. Es geschah um einen Tag verspätet, denn ursprünglich war der 14. dafür ausersehen, der Jahrestag der Schlacht bei Marengo. Es geschah verspätet, und dieses zu spät! ist ein Wahrzeichen des ganzen Feldzuges geblieben.

Napoleon war von Elba zurückgekehrt und hatte im Fluge den Kaiserthron zu Paris wieder gewonnen. Aber bald zeigte sich, daß Frankreich leichter zu erobern als zu behaupten sei. Im Innern erhoben die Gegner das Haupt; die Masse lechzte nach Frieden und der Kaiser bedeutete den Krieg. Noch befanden sich die Mächte des Auslandes beisammen auf dem Wiener Kongresse. Sie ächteten Napoleon als «den Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt», und schlossen ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens mit Waffengewalt. Europa entschied sich wider den Korsen. Und hinter ihm stand weniger Frankreich, als der Soldat, als bloß das Heer, welches dereinst das Kaisertum begründet hatte.

Voll Feuer und Zuversicht folgten die Gemeinen und Offiziere ihrem angebeteten Gotte der Schlachten: hohl, fast wahnsinnig gellte ihr «Vive l'empereur!» Anders die Generale, sie überschauten zu sehr die Schwierigkeiten und Gefahren, sie waren eifersüchtig aufeinander, zu Ungehorsam geneigt und hegten kein Vertrauen zur Sache des Kaisers. Mancher von ihnen trug verschwiegen die weiße Kokarde der Bourbonen in der Tasche, um sie an den Hut zu stecken, wenn der Augenblick es erheischte. Und vor allem: der Kaiser selber glaubte nicht mehr an seinen Stern. Er war älter an Jahren und körperlich mürber geworden. Zwar besaß er noch die ganze Genialität, den weiten und klaren Feldherrnblick, aber es fehlte der eiserne Wille, der alles in seine Bahnen zwang. So erscheint er mehr als verzweifelter Spieler, wie als bewußt und sicher zum Siege schreitender Schlachtengebieter.

Sein Unglück wollte, daß ihm zwei große Heere unter den bedeutendsten Führern entgegentraten, welche das Ausland besaß. Die nordwestliche Hälfte Belgiens wurde durch Wellington mit einem bunten Gemisch von

Engländern, Nord- und Mitteldeutschen, Holländern und Belgiern gedeckt. Des Herzogs große Organisationsbegabung, seine staatsmännische Klugheit, sein militärisches Ansehen und seine unerschütterliche Zähigkeit hatten aus diesem Völkergewirre eine festgefügte, kampfgewaltige Armee gebildet. Ihr zur Seite, im südöstlichen Belgien, lagerte das preußische Heer, einheitlich im Volkstume wie das französische und doch grundverschieden von demselben. Es bestand nämlich nicht aus kriegserfahrenen Veteranen, sondern der Mehrzahl nach aus jungen Truppen oder notdürftig geschulten Landwehren. Nicht das Gefühl von Überlegenheit, sondern Pflichttreue und Hingebung geleiteten sie in die Schlacht: Eigenschaften, deren sie freilich vollauf benötigten, denn Preußen war unter Napoleons Eisenfaust bettelarm geworden und infolgedessen fehlte es überall: an Geld, an Nahrung, an Ausrüstungsstücken, selbst an Patronen. Als ausgezeichnet erwies sich das Offizierkorps; durch Bildung überragte es das der Engländer und das der Franzosen.

Dabei ergänzten sich die beiden Feldherren der Verbündeten vortrefflich. Der bislang unbesiegte Wellington war eine defensive Natur: er suchte die Verteidigungsschlacht und wußte sie durch Ruhe und Willenskraft zu beherrschen. Umgekehrt Blücher und Gneisenau. Was dieser weitplanend, strategisch ersann, führte Blücher aus: vorstürmend, voller Zuversicht und Siegesfreude.

Der Zahl nach besaß Napoleon 123000 Mann mit 350 Geschützen, das preußische Heer war ungefähr von gleicher Stärke, hatte aber nur 300 Kanonen, während das englisch-deutsche sich auf 93000 Mann mit 204 Geschützen belief. Bei der Güte seiner Truppen blieb Napoleon also jedem Feinde einzeln überlegen, verbunden aber konnten diese sicher auf Sieg rechnen. Damit war dem Kaiser die Art seiner Kriegführung gegeben: er mußte die Gegner fassen, bevor sie sich vereinigen konnten, d. h. zugleich: er mußte sie überraschen und einzeln schlagen. Demnach beabsichtigte er auch, sich unerwartet auf das gefährlichste Heer, auf das der Preußen zu werfen, dieses zu vernichten oder doch so von Wellington abzudrängen, daß man über ihn herfallen und Brüssel erobern konnte. Mit dem Einzuge in Belgiens Hauptstadt wäre ein großer kriegerischer und moralischer Erfolg erzielt, der voraussichtlich auf die politische Lage Europas einwirkte.

In der Tat ist die Vorbedingung des Erfolges in weitem Umfange erreicht, denn es gelang Napoleon am 15. und 16. Juni, den Sieg an seine Fahnen zu heften. Seitens der Verbündeten hatte man sich in die Überzeugung eingelebt, daß der Feind zu schwach zum Angriffe sei, daß ihnen die Eröffnung des Feldzuges zufallen werde. In dieser Hinsicht waren auch schon Beratungen gepflogen und Vorbereitungen getroffen. Jedenfalls hielt man bei dem ausgedehnten Kundschafterwesen für unmöglich, daß eine gefahrbringende Feldarmee an der Grenze erscheinen könne, ohne daß man davon rechtzeitig unterrichtet werde. Wenn es dennoch geschah, so erklärt es sich durch die Plötzlichkeit, mit der die Vereinigung des französischen Heeres befohlen, die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit der sie ausgeführt wurde, und die Anordnung einer klugen Grenzsperre. Auf diese Weise ist denn Gneisenau *zwar nicht strategisch*, wohl aber taktisch überrascht worden. Er wußte bereits von dem Anmarsche und hatte auch schon dementsprechende Befehle erteilt, aber sie waren noch nicht ausgeführt. Die Preußen lagen noch weit verstreut in ihren Quartieren von Bierges bis hinter Lüttich, als in grauer Morgenfrühe des 15. um 3½ Uhr die ersten Schüsse fielen. Sie wurden von französischen Tirailleuren auf die an der Sambre unfern Lobbes stehenden Posten abgefeuert. Bald tobte ein lebhaftes Gefecht bei dem nahen Thuin, wo sich ein preußisches Landwehrbataillon tapfer eine Stunde lang verteidigte, hierdurch aber Zeit verlor und während des Rückzuges fast vollständig aufgerieben wurde. Ähnlich erging es einer Kompagnie westfälischer Linie und zwei Reiterschwadronen, während die übrigen vorgeschobenen Truppen glücklich entkamen.

Napoleon hat ernsten Widerstand an der Sambre bei Charleroi erwartet und demgemäß seinen Marsch eingerichtet. Und in der Tat, der Fluß ermöglichte ein Hinhalten der Franzosen, bis sich das 1. preußische Korps gesammelt hatte. General Zieten hat auch demgemäß handeln wollen, aber übertriebene Meldungen von der Stärke des Feindes und die Meinung, derselbe habe bereits weiter unten den Fluß überschritten, veranlaßten ihn, die an sich nur schwach besetzte Linie aufzugeben: vorschnell, wie sich zeigen sollte, denn die französische Armee befand sich durchaus nicht geschlossen beisammen und war teilweis überanstrengt. Sie

follte in drei Kolonnen auf Charleroi marfchieren, es kam aber zu Irrungen, Verzögerungen und Unordnung. So hatte man vorne wefentlich nur Reiter und erft gegen 11 Uhr erreichten ftärkere Mengen Infanterie die Gegend von Charleroi. Links bei Marchienne erfolgte der Flußübergang ungemein langfam, rechts blieb das 4. Korps Gérard völlig aus, und in der Mitte befanden fich nur Reiter und eine Divifion junger Garde. Das dort für ernftere Unternehmungen unentbehrliche Korps Vandamme erreichte Charleroi erft nachmittags 3 Uhr mit feiner Spitze, und erft fpät abends, um 10 Uhr, vermochte der General zu melden, daß feine Artillerie foeben einzutreffen beginne. Das Korps Lobau dahinter mußte 4 Kilometer weiter zurück übernachten. So kam es, daß der Kaifer das große Glück, welches Zietens Verhalten ihm bereitete, aus Mangel an Kräften nicht zu benutzen vermochte. Die Fehler der Preußen wurden durch entfprechende Fehler der Franzofen nahezu ausgeglichen. Es gelang der am meiften weftwärts ftehenden preußifchen Brigade die Brüffeler Chauffee bei Goffelies zu erreichen, und von hier aus nach leichtem Gefechte ihren Marfch auf Fleurus, dem Sammelplatze des 1. Korps fortzufetzen; und die 2. Brigade, welche bei Gilly aufmarfchiert war, vermochte das Vorrücken der Franzofen ftundenlang faft kampflos zu verhindern. Als diefe fich endlich ftark genug zum Angriffe fühlten, zog die Brigade fich fechtend ohne namhafte Verlufte zurück. Der Abend fah das ganze 1. Korps bei Fleurus vereinigt und das 2. und 3. Korps im Anmarfche.

Für die Bewegungen Napoleons waren das Gelände und fein Plan maßgebend. Hinter Charleroi gabelt fich die Chauffee, links führt fie nach Brüffel, rechts über Sombreffe auf Gembloux zu, beide Strecken werden durch die von Namur kommende Straße bei Sombreffe und Quatrebras durchfchnitten. Napoleon befand fich bei Charleroi, alfo auf der Spitze eines Dreiecks, an deffen einem Ende die Preußen, an deffen anderem die Engländer zu erwarten waren. Er zerlegte feine Armee nun in zwei Teile, das Nebenheer, etwa 40 000 Mann ftark, übergab er Ney und fchickte es gegen Brüffel, das Hauptheer führte er felber gegen die Preußen. Wie die Straßenlage ergab, waren die ftrategifch wichtigen Punkte: Sombreffe und Quatrebras. Sie hätten alfo noch abends erreicht werden müffen; aber die mangelhafte Sammlung des Heeres hat das nicht zugelaffen. Auf der Brüffeler Straße ftellte fich die äußerfte linke Flügelabteilung Wellingtons, eine Brigade Naffauer unter dem Prinzen Bernhard von Sachfen-Weimar, der Neyfchen Vorhut bei Frasnes in den Weg, und auf der Oftfeite verhinderten Dunkelheit und Ermüdung die Preußen bei Fleurus ernftlich anzugreifen. Das Ergebnis des Tages war alfo günftig für Napoleon, aber keineswegs ein voller Erfolg.

Während der Nacht zum 17. entwarf er einen großartigen Plan. Er wollte die Preußen noch weiter oftwärts drängen, fich dann fchnell auf Brüffel werfen und diefe Stadt befetzen. Glückte dies, fo ftand er zwifchen Wellington und Blücher, von denen er nach Bedürfnis den einen oder den anderen mit Übermacht faffen konnte. Zur Vorausfetzung hatte der Gedanke fchnelles und durchgreifendes Handeln. Aber dies verfagte auf beiden entfcheidenden Stellen: bei Quatrebras, weil Ney unentfchloffen blieb, und ein großer Teil feines Heeres noch nicht eingetroffen war; bei Fleurus, weil der hier befehligende Grouchy fich zu fchwach zum Angriffe fühlte, denn auch ihm fehlte noch das 4. Korps (Gérard). Somit verftrich die koftbare Zeit. Mittags 2 Uhr wähnte Napoleon fich feines Sieges fo wenig ficher, daß er Ney fchrieb, er werde die Schlacht in einer halben Stunde beginnen, der Marfchall folle die vor ihm ftehende Macht über den Haufen werfen, dann Kehrt machen, gegen die Preußen marfchieren und fie in Verbindung mit dem Kaifer umfaffen.

Inzwifchen hatten fich nämlich die Verhältniffe ungünftiger für Frankreich geftaltet: das 1. preußifche Korps hatte eine gedeckte Stellung hinter dem Lignybache bezogen und war im Laufe des Vormittags durch die herbeigeeilten Korps 2 und 3 verftärkt worden. Wellington hatte feinem Heere eine ftarke Schiebung nach links anbefohlen, war felber bei Quatrebras eingetroffen und dann zu Blücher hinübergeritten, um mit ihm eine möglichft gemeinfame Tätigkeit zu vereinbaren. Als endlich das Korps Gérard eintraf, begann Napoleon den Angriff. Um die Dörfer St. Amand und Ligny wurde ftundenlang erbittert gerungen, bis es gegen Abend der vorgezogenen Garde gelang, auf der Oftfeite von Ligny ohne befondere Anftrengung überrafchend durchzuftoßen. Damit ftanden die Franzofen im Zentrum der Preußen, und diefe mußten weichen. Die Schlacht bei

GEORG BLEIBTREU

BELLE ALLIANCE IM JAHRE 1815

Das Bild stellt den Augenblick dar, wie die Preußen und Briten, deren Kavallerie links im Hintergrunde sichtbar ist, zur Verfolgung vorgehen.



1. Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt; 2. Prinz Wilhelm von Preußen; 3. Generalleutnant von Gneisenau, Chef des Generalstabes; 4. General der Infanterie Graf Bülow von Dennewitz; 5. schlesische Landwehr; 6. englische Dragoner; 7. schlesischer Landwehrreiter; 8. französischer Gardelancier; 9. Ordonnanzoffizier Napoleons; 10. Soldat der alten Kaisergarde; 11. französischer Gardekürassier; 12. Oberst eines französischen Dragonerregiments; 13. Gehöft Belle Alliance; 14. Gehöft bei Planchenoit; 15. Fahnen des 1. pommerschen Infanterieregiments.



Ligny bildet kein Ruhmesblatt in der preußischen Geschichte. Ein großer Teil der Truppen schlug sich ausgezeichnet, aber andere, zumal Ausgehobene der neuen Provinzen, sind einfach davongelaufen. Die preußische Kavallerie bewährte sich durchweg nicht, die Infanterie hatte zu wenig Patronen und sich dadurch vielfach verschossen. Weit ungünstiger aber noch wirkte die Führung. Obwohl das Heer dem napoleonischen an Zahl überlegen war, fehlte es an Truppen auf den entscheidenden Stellen, wogegen der linke Flügel deren zu viel besaß und sie in keiner Weise ausnutzte. Dabei war nicht genug für Ordnung in dem unübersichtlichen Gelände geschehen, in Ligny und St. Amand versagte sie zuletzt eigentlich ganz. Taktisch wurde die Schlacht durchaus im vorstürmenden Geiste Blüchers geschlagen mit allen Unzulänglichkeiten einer solchen Kampfesführung in einer Verteidigungsstellung. Statt ruhig und überlegen aus gemessener Entfernung zu leiten, befand sich der Feldmarschall wiederholt in der Front und vergaß dabei die Gesamtheit. Auch Gneisenau verlor den Überblick und geriet in das Kampfgewühl hinein. Wenn irgendwo, so wirkte bei Ligny die preußische Doppelführung ungünstig.

Die Verluste der Preußen waren ungeheuer. Sie betrugen fast ein Drittel des Bestandes, nämlich 26000 Mann, wozu noch 2000 Mann für den 15. Juni kamen, so daß die drei Korps mit bloß etwa 52000 Mann den neuen Kämpfen entgegensehen mußten. Von jenen waren etwa 16000 Mann versprengt und gefangen und wurden teilweise später zurückgeführt, aber immerhin fehlten sie bei der Entscheidung. Die Einbuße der Franzosen betrug gegen 10000 Mann. Hätte Napoleon rücksichtslos verfolgt, so wäre das preußische Heer unfraglich zersprengt oder teilweise zu den Engländern hinübergedrängt. Als sie zurückfluteten, befürchteten kundige Männer ein zweites Jena. Verhängnisvoll erwies sich die Unklarheit der Rückzugslinie, denn die rückwärtigen Verbindungen gingen nach Osten, die natürliche Richtung des Rückzuges aber und die Nähe Wellingtons deuteten nach Norden. Hierdurch entstand ein Durcheinander der Bewegungen, dem auch der Befehl Gneisenaus nach Norden auf Tilly und Wavre erst allmählich Einhalt tat. Der tapfere Widerstand mehrerer preußischer Bataillone bis in die Nacht hinein hat Napoleon zuerst über die Vollständigkeit seines Sieges getäuscht, und die Ermüdung seiner Leute, wahrscheinlich auch eigene Abspannung das Weitere bewirkt. Als er am nächsten Vormittage Grouchy mit einem Heeresteile auf die Spur der Preußen setzte, war es zu spät, und überdies wurden der Kaiser und der Marschall gerade durch die unklaren Bewegungen der Preußen getäuscht, so daß der Marschall erst abends die richtige Fährte fand. Nachdem die Preußen verschwunden waren, hat Napoleon sie unterschätzt, und dadurch zu seiner endgültigen Niederlage beigetragen.

Zu derselben Zeit, als bei Ligny so furchtbar erbittert gefochten wurde, rang Ney mit Wellington bei Quatrebras. Unfraglich wäre der Engländer erlegen, wenn Napoleon nicht ein ganzes Korps, das Erlons, zu sich hinübergerufen hätte. Unterwegs aber erhielt es den Gegenbefehl des Marschalls, und so konnte es tatenlos zwischen beiden Heeren einherpendeln, während es sowohl hier wie dort die Entscheidung in Händen hatte. Trotz aller Gewaltstöße sah Ney sich schließlich auf Frasnes zurückgedrängt. Wellington hat Blücher zwar nicht unmittelbar helfen können, mittelbar aber mehr als 40000 Mann von ihm abgezogen, und ihm dadurch die Möglichkeit des Sieges gewährt. Wenn Blücher sie nicht zu benutzen verstand, so war das nicht Sache des Briten.

Napoleon erwartete, daß Ney seinen Gegner am Morgen des 17. Juni festhalten werde. Als es nicht geschah, brach er auf, um Wellington seitwärts zu fassen. Doch dieser entschlüpfte rechtzeitig der Gefahr und bezog nachmittags eine feste, vorausgewählte Stellung bei Mont-St.-Jean. Er sperrte hiermit den Weg nach Brüssel. Nachts 2 Uhr erhielt er aus dem verbündeten Hauptquartier die Nachricht, daß das 4. preußische Korps mit Tagesgrauen in der Richtung der englischen Stellung aufbrechen, das 2. ihm folgen und die beiden anderen sich marschbereit halten sollten. Es war die entscheidende Meldung. Wellington beschloß die Schlacht für den nächsten Tag und traf mit Ruhe und Umsicht seine Maßnahmen.

Im Laufe des 17. Juni fanden sich die drei Korps, welche am Lignybache gekämpft hatten, bei Wavre einigermaßen wieder zusammen. Spät abends traf auch das sehnsüchtig erwartete 4. Korps Bülow von Lüttich ein. Gneisenaus Absicht war gewesen, es rechtzeitig bei Ligny zu haben, doch das wurde durch mangelhafte

Depeschenüberbringung und Bülows Eigensinn vereitelt. Jetzt erhielt es Befehl, sich in der Morgenfrühe wieder in Bewegung zu setzen. Da zeigte sich denn aber, daß es zu weit östlich lagerte, der gewählte Weg große Schwierigkeiten bot und die Mannschaften zu ermüdet waren, um schnell gehorchen zu können. Die übrigen Korps waren ebenfalls abgespannt, zerrüttet und hungrig. Es fehlte noch an Munition, deren Reste erst am Vormittage des 18. Juni so weit verteilt wurden, daß sich zur Not dem Feinde entgegentreten ließ. Überdies kam die Kunde von Grouchys Anmarsch. Erst als man erkannte, derselbe verspäte sich derart, daß er nicht mehr gefährlich werde, erhielten auch das 1. und 3. Korps Befehl zum Aufbruche. Wie alles bei den Preußen an diesem Tage, so verzögerte sich derjenige des 3. Korps bis in den Nachmittag hinein. Inzwischen erschien Grouchy, suchte den Dylefluß bei Wavre zu überschreiten, nötigte das Korps dadurch stehen zu bleiben und einen ungleichen Kampf aufzunehmen, der den Feldzug insofern beeinflußt hat, als er den Marschall abseits von Napoleons Hauptheer beschäftigte.

Die Entscheidung fiel auf dem leicht gewellten Gelände zwischen Mont-St.-Jean und Belle Alliance. Nach Blüchers Botschaft berechnete Wellington, daß die Hilfe zwischen 10 und 11 Uhr morgens erscheinen könne; doch erst nachmittags 4½ Uhr ist sie eingetroffen, und dann nicht in Gestalt eines oder zweier Korps, sondern zunächst nur mit zwei Brigaden, also völlig unzulänglich. Zum Glücke für den Herzog hatte es stark geregnet, der schwere belgische Lehmboden war aufgeweicht und erschwerte die Bewegungen der Franzosen, die außerdem überanstrengt waren und sich erst im Laufe des Vormittags völlig sammelten. So sah Napoleon sich gezwungen zu warten. Er glaubte dies ungestraft tun zu können, denn er ahnte nicht, daß die Preußen nur zwei Meilen entfernt seien, bereit und gewillt, ihm in die Flanke zu fallen. Wie schon am 15. Juni, so verhinderten Napoleon wieder Verhältnisse im eigenen Heere die Fehler der Preußen zu benutzen.

Immerhin standen Wellington schwere Stunden bevor, denn der Gegner war ihm an Truppenzahl und einheitlichem Truppenwert überlegen. Um 11½ Uhr begann die Schlacht: die Kanonen donnerten und ein Stoß erfolgte erst gegen den rechten, dann gegen den linken englischen Flügel. Jener löste sich auf in ein langwieriges Gefecht, dieser wurde abgeschlagen. Nun warf Ney, der die Front befehligte, seine Reiterei auf den Feind; als sie nicht vorwärts kam, sandte Napoleon ihr seine Reservekavallerie zu Hilfe. Zwei Stunden dauerte das Ringen, dann fluteten die Franzosen zurück. Da ging die Infanterie wieder vor: es gelang ihr, ein wichtiges Gehöft im Zentrum zu erobern und von dort aus weiter zu dringen. Ney erbat neue Truppen; aber schon lastete der Druck der Preußen dermaßen auf Napoleons Flanke, daß er zauderte, den Rest seiner Reserve, 14 Gardebataillone, aus der Hand zu geben, und als er es tat, war es zu spät, nach heldenmütigem Kampfe wurden auch sie geworfen.

Blücher war in Napoleons rechter Seite erschienen und Napoleon stellte ihm ein Korps entgegen. Da die Preußen, wie wir sahen, erst zwei Brigaden stark waren, so hätten sie gerne gewartet, bis weitere Truppen eingetroffen wären; aber die Gefahr für Wellington hatte eine solche Höhe erreicht, daß Blücher mit seiner ungenügenden Macht losschlug. Die Folge war, daß das Gefecht nur langsam vorwärts ging, bis zwei weitere Brigaden und schließlich auch die Vorhut des 2. Korps eintrafen. Allmählich zog sich der gesamte Kampf um das Dorf Plancenoit zusammen, welches ein Teil der kaiserlichen Garde unerschütterlich verteidigte. Wäre es den Preußen gelungen, das Dorf rechtzeitig zu stürmen, so würden sie die Schlacht entschieden haben. Aber alle ihre Anstrengungen versagten vor den Kugeln und Bajonetten der Garde. So fiel denn die Entscheidung auf Wellingtons Seite, als dieser den letzten Gardestoß abwies, wobei ihn eine preußische Brigade des 1. Korps auf dem äußersten linken Flügel unterstützte. Erst als die Front auf Belle Alliance zurücksank, räumten die Verteidiger seitwärts Plancenoit, wodurch Bülow sich endlich geltend machen konnte. Was dann die Schlacht vom Feinde noch übrig gelassen hatte, vollendete die Verfolgung Gneisenaus. Es handelte sich schließlich nicht mehr um Flucht, sondern um Zusammenbruch des noch eben siegesicheren Heeres, um den Sturz des Kaiserreiches.

Auf St. Helena durfte Napoleon ausruhen von den Anstrengungen und Enttäuschungen seines letzten, des kurzen, blutigen, ewig denkwürdigen belgischen Feldzuges.

Das Zeitalter der Restauration.

Von Friedrich Meinecke.

Es sind die Zeiten einer Windstille zwischen zwei Sturmperioden, in die wir eintreten, die Zeiten unserer Großväter, auf die der moderne Mensch vielfach mit einem merkwürdigen Stimmungsgemisch von überlegenem Spott, Vergnügen und Achtung zurücksieht. Manchem erscheint diese «Biedermeierzeit» gerade gut genug, um mit ihr ein tändelndes Spiel zu treiben, wobei sich dann freilich wohl ein Stück Sehnsucht und das Gefühl einmischt, daß jene Zeit Werte gehabt hat, die wir nicht mehr in gleichem Maße haben. Und so knüpfen denn so manche Bestrebungen von heute, die uns das Leben wieder innerlich wärmer und schöner machen wollen, an die Zeiten der Großväter wieder an.

Es ist nicht die Aufgabe der Historie, solchen Lebensbedürfnissen der eigenen Zeit unmittelbar zu dienen. Aber sie kann ihrerseits Nutzen ziehen aus ihnen, denn jede neue Wandlung in dem gemütlichen Verhältnis der Gegenwart zu irgendeiner vergangenen Epoche wirft auch ein neues Bild von ihr an die Wand und läßt Züge, die man bisher weniger beachtet hat, schärfer hervortreten. So sehen wir die damaligen Menschen heute, man möchte sagen, mehr in ihrer malerischen Eigentümlichkeit, mit ihren freien Zügen, die wohl eine innere Bewegung, aber vor allem eine innere Sammlung verraten; in ihrem altmodischen Kostüm, das Farbiges und Weiches mit einer beinahe höfisch steifen Gebundenheit vereint; in ihren Gärten und Landhäusern von traulicher Freundlichkeit und edlen, ruhigen Linien, die so ungezwungen entwickelt scheinen aus dem geschmückteren Stile der vorangegangenen Kunstepochen. Allenthalben spürt man alte sichere Tradition zugleich und eigenes inneres Leben, einen aristokratischen Grundzug, namentlich ein Fortleben der alten europäischen Aristokratie des Standes, aber verfeinert und gemäßigt durch eine neu hinzugekommene Aristokratie des Geistes. Wenn man die edlen, beinahe zu gleichmäßig edlen Porträtköpfe der Rauchschen Bildhauerkunst einmal beieinander gesehen hat, wenn man die entzückenden Aufzeichnungen Leopold von Rankes über die Zeiten der «halkyonischen Windstille» zwischen 1815 und 1830 gelesen hat, so vergißt man den eigenartigen Duft dieser Zeit nicht wieder.

Sie wird beleuchtet von der Abendsonne des Goetheschen Genius. Was Goethe in ihr schuf, trägt auch unverkennbar mit die Eigenheiten des Zeitalters, die maßvolle, vornehme Haltung, den beruhigten und abgeklärten Blick in die Lebenstiefen. Unter dem jungen Nachwuchs von Dichtern, der ihn umgibt, ist ja, wenn man von Eduard Mörike absieht, kein einziger wirklich Großer, aber die Poesie ist eine Macht im Leben, von vielen gepflegt, von unzähligen genossen, eine edle und keusche Muse. Vielleicht ist in der damaligen deutschen Dichtung mehr Nachklang früherer, stärkerer, produktiverer Epochen, denn auch die immer noch moderne Romantik hat ihre fruchtbarste, frischeste Zeit eigentlich schon hinter sich, aber dafür bewähren sich ihre Gedanken überaus schöpferisch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Man sieht die Vergangenheit nicht mehr als ein dunkles Chaos an, das dem Lichte des eigenen Vernunfttages vorherging, sondern als den mütterlichen Boden, den man mit Liebe und Achtung durchforscht, selbst mit einer «Andacht vor dem Unbedeutenden», oft mit zu viel Gemüt und Phantasie, oft aber auch mit einer reinen und hingebenden Kontemplation, die zu den herrlichsten wissenschaftlichen Resultaten führte. So erschloß Ranke in seinen Erstlingswerken das Verständnis für die innere Einheit der romanisch-germanischen Völkerwelt und zugleich für ihre bunte Mannigfaltigkeit in der Einheit, für die gemeinsamen Ideen, die «großen Atemzüge dieses unvergleichlichen Vereins» und zugleich für die Unvergleichbarkeit und den Eigenwert einer jeden Epoche und Nationalität. Die Gebrüder Grimm drangen sinnig und tief, und dabei immer streng wissenschaftlich, in den Geist des deutschen Altertums. Bopp und Wilhelm von Humboldt begründeten die vergleichende Sprachwissenschaft, der Geograph Karl Ritter leistete Ebenbürtiges für sein Gebiet. In diesen induktiv-historischen Studien verband sich die von der Romantik genährte Liebe für die tieferen Wurzelschichten der geschichtlichen Menschheit mit den seit Kant in Deutschland wirkenden philosophischen Impulsen, mit dem Drange nach Gesamterkenntnis und nach Erkenntnis zumal des Zusammenhanges geistiger und natürlicher Erscheinungen. Und durch ihr Vorgehen dabei begannen sie schon tatsächlich

die Stellung derjenigen Philosophie zu untergraben, die damals vielerorts als die höchste Leistung philosophischen Denkens galt, die Hegelsche. Sie untergruben deren deduktive konstruierende Methode durch ihr anschmiegendes Eindringen in die Dinge selbst. Aber sie empfingen dabei auch ihrerseits von der Hegelschen Geschichtsphilosophie wirksamste Anregungen. Auch Hegel sah in seiner Weise, was die Romantiker sahen, das innere Zusammenwirken von Staat, Kunst, Religion und Volksgeist. Auch ihm galt es als Aufgabe, selbst «in den verkümmertsten Gestalten ein Moment des Geistigen aufzusuchen».

So arbeitete man sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens von sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus in die Hände. In diesen Bestrebungen liegt die beste Kraft des damaligen Deutschland. Es schien fast so, als habe sich die deutsche Nation nur deswegen in erschütternden Kämpfen von der nivellierenden Universalmonarchie Napoleons befreit, um als Volk der Dichter und Denker seinem eigensten Genius ungestört dienen zu können. Es schien fast so, wie Wilhelm von Humboldt zu Ende des Jahres 1813 sagte, daß die politische Zerstückelung Deutschlands die Voraussetzung für die schöne Mannigfaltigkeit seiner Bildung sei, als könne man diesen Vorzug nur bewahren, wenn Deutschland sich begnüge, ein bloßer Staatenverein zu sein, als sei die Bundesakte von 1815 also die richtige Verfassung für Deutschland. Die nationale Kultur schien auch bei ihr und gerade unter ihr gedeihen zu können, und die politische Entwicklung Deutschlands, die in jahrhundertelanger Arbeit ein Nebeneinander lebensfähiger, zum Teil festgefügter Territorialstaaten erzeugt hatte, schien auch nur zu einem defensiven Bunde, aber nicht zu einem geschlossenen Nationalstaate hinzudrängen. Was der Deutsche an Patriotismus und Staatsgefühl besaß, rankte sich zumeist an der Geschichte und der Verfassung des engeren Heimatlandes empor.

Aber es wuchs auch schon darüber hinaus. Jene Gefahr, in welcher die Eigenart der deutschen Geistesbildung unter der Herrschaft Napoleons geschwebt hatte, führte manchen Tieferdenkenden zu der Überzeugung, daß nur eine festere politische Einigung Deutschlands sie dauernd schützen könne. Wie hätte nicht auch die romantische Bewegung, die ausging von dem natürlichen Zusammenhange der Volksgemeinschaft, von der Pflege heimischer Volksart, von dem trauten Reize der Muttersprache und den väterlichen Sitten, zu politischen Wünschen und Phantasien von Wiedererweckung deutscher Kaisermacht führen sollen. Und eine dritte Wurzel politisch-nationaler Hoffnungen lag in den Einwirkungen der französischen Ideen von 1789, in den Gedanken der Volkssouveränität, den politischen Ansprüchen der mündig gewordenen Gesamtnation. Eine eigene Verbindung dieses liberalen und jenes romantischen Hungers nach Nation war in der deutschen Burschenschaft der Jahre 1815–19, jugendlich unreif und politisch nicht haltbar, die aber auch nach deren Unterdrückung durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 als eine starke Unterströmung fortlebte.

Eben durch diese Karlsbader Beschlüsse mit ihrer geistlosen Maßregelung der unbequemen Regungen in Universitäten, Literatur und Presse bewies aber auch der Deutsche Bund seine Unfähigkeit, eine nationale Mission auszuüben und dem nationalen Geistesleben jenen Schutz zu gewähren, der die Begründung eines strafferen Nationalstaates in den Augen vieler hätte überflüssig machen können. Es war nun nicht bloß die Sorge vor den unitarischen Tendenzen der jungen Generation, welche die auf ihre Souveränität stolzen Regierungen Deutschlands zu den Karlsbader Beschlüssen trieb, sondern diejenigen Regierungen, welche die Hauptverantwortung für sie trugen, die österreichische und die preußische, fürchteten vor allem das liberaldemokratische Element der Bewegung. Sie fürchteten eine Wiederholung der politischen und sozialen Revolution von 1789 auf deutschem Boden. In der Tat gab es um 1819 in Deutschland vereinzelte revolutionäre Fanatiker, die nicht nur, wie Sand, das Zeug zu einem Tyrannenmörder, sondern wohl auch zu einem Konventsmann hatten. Aber wie wenig war die Nation im ganzen darauf gestimmt. Die breiten Massen des Bürger- und Bauernstandes, reichlich auch in Anspruch genommen durch die Wiederherstellung des zerstörten Wohlstandes, waren wohl schon von allerlei Wünschen nach politischen und sozialen Vorteilen, aber vor allem auch noch von einer patriarchalischen Ergebenheit gegen die angestammten Dynastien erfüllt. Die politische Bewegung war noch im wesentlichen beschränkt auf einen Teil derselben

sozialen Schichten, die auch die Träger des geistigen Lebens waren. So hofften aber auch die Regierungen, das gefährliche Feuer jetzt rasch austreten zu können, bevor es die unteren Stockwerke ergriff. Und gegenüber diesen ersten politischen Aspirationen des gebildeten Bürgertums stützten sie sich nun erst recht auf die alte Aristokratie, die im 17. und 18. Jahrhundert dazu erzogen worden war, dem Fürsten zu dienen und für diese Dienste durch Erhaltung ihrer Herrenstellung gegenüber Bauer und Bürger belohnt worden war. Aber das war nun die große Frage, ob diese feudal-aristokratischen Mächte der Gesellschaft auch fernerhin genügen würden, um der Monarchie und der Regierungsgewalt den unentbehrlichen sozialen Halt zu geben. In Österreich erschienen sie den Lenkern des Staates noch so vollkommen tragfähig, daß sie gar nicht daran dachten, das Werk Josephs II. wieder aufzunehmen. In Preußen, wo Staat und Gesellschaft seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. ganz und gar darauf zugeschnitten waren, eine starke Heeresmacht hervorzubringen und zu unterhalten, und wo die Verfassung dieses Heeres bis 1806 aufs engste verknüpft gewesen war mit der bisherigen aristokratischen und ständischen Struktur der Gesellschaft, hatte die Katastrophe von 1806 wohl die Unzulänglichkeit dieser Bindemittel ein für allemal gelehrt, aber so stand es doch nicht, daß sie als völlig entbehrlich nun hätten beiseite geworfen werden können. Das preußische Junkertum hat in dem entscheidungsvollen Jahrzehnt von 1806 bis 1815 nicht nur seine Schwächen, sondern auch seine Stärken offenbart. Es hat seinen redlichen Anteil an dem Ruhm des Befreiungskampfes, es hat auch in dem neuen preußischen Heere, wie es Scharnhorst, Gneisenau und Boyen von 1808 bis 1815 schufen, seinen Platz und seine integrierende Funktion wiedergefunden. Das alte preußische Offizierkorps mit seinen aristokratisch-monarchischen Traditionen ist damals nur umgebildet, nicht umgewandelt worden. Und ganz entsprechend ist auch die alte Agrarverfassung, das Fundament der junkerlichen Macht, durch die Stein-Hardenbergschen Reformen nur reformiert, nicht umgestürzt worden. Der Gutsherr der alten preußischen Provinzen verlor zwar alte Rechte, gewann aber auch neue Rechte, indem er fortan die proklamierte Freiheit des Güterverkehrs ausnutzen konnte zur Aufkaufung von Bauernland und Vermehrung des Gutsareals. So war dieser Stand seit 1816, wo er eine ihm außerordentlich günstige Deklaration der Agrarreform durchsetzte, wieder in kraftvollem Aufsteigen. Und nun wurde er unterstützt und gehoben dabei durch jene romantische Bewegung der Geister, durch die Verherrlichung mittelalterlichen Rittertums, durch den Glanz, der auf die patriarchalischen und korporativen Institutionen der Vergangenheit fiel. Es war nicht nur äußerer modischer Flitterglanz, sondern die Romantik hat recht eigentlich die Funktion geübt, weite Kreise des alten Adels in Deutschland und namentlich Preußen wieder hineinzuführen in die Strömungen der geistigen Kultur Deutschlands, sie hat der Restauration der aristokratischen Gewalten jenen geistigen Zug gegeben, der uns an dem Gesamtbilde unserer Zeit sofort auffiel. Sie führte ja die Menschen wieder ab von jenen individualistischen Gedanken der inneren Freiheit und Selbstbestimmung, die durch Goethe, Schiller und Kant emporgekommen waren, und band sie dafür an die historischen, wie sie meinte gottgewollten Ordnungen und Überlieferungen des Lebens, aber sie tat es mit einer inneren Wärme und Schwungkraft, die ihren Zusammenhang mit den vorangegangenen individualistischen Bewegungen nicht verleugnen können. Zu den Wirkungen der Romantik auf Poesie und Wissenschaft, die wir oben betrachtet, treten damit nun die, welche sie auf Staat, Gesellschaft und persönliches Leben ausgeübt hat. Man kann diese zusammenfassen als die christlich-germanische Bewegung; ihr Name stellt das «Christliche» vor das «Germanische», und in der Tat liegt bei ihren bedeutendsten Vertretern, bis zu dem jungen Kronprinzen von Preußen herauf, der Akzent fast noch mehr auf dem Religiösen, als auf dem Politischen. Auch auf diesem Gebiete sind sie, was den Inhalt ihrer Lehre betrifft, konservativ. Sie bekämpfen aufs schärfste allen Rationalismus im Christentum, sie sind durchdrungen von den positiven Dogmen der Sündhaftigkeit der Kreatur und der Erlösung durch Christi Opfertod. Es ist ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen der völligen religiösen Abhängigkeit und ihren politischen Lehren von der unbedingten Autorität der Obrigkeit von Gottes Gnaden. Aber für beide Gebiete verlangten sie nicht nur äußerlichen Buchstabenglauben und Buchstabenge-

horsam, sondern, wie es Leopold von Gerlach einmal sagte, «fides, foi, Konviktion», — eine Konviktion, die zeitweise, in dem merkwürdigen Erweckungstreiben einiger hinterpommerscher Gutsherren von 1820, zur hellen religiösen Schwärmerei und Ekstase sich steigerte.

Eine streng konservative, aber innerlich warme Lebens- und Staatsanschauung war es also. War sie imstande, die Nation im ganzen zu ergreifen oder auch nur den preußischen Staat heilvoll zu leiten? Sie hatte gewiß einen nationalen Zug und wollte gerade auch das Germanische in seiner Reinheit darstellen, Glauben, Zucht und Sitte der Ahnen auf allen Gebieten des Lebens wieder erwecken. In das Praktische umgesetzt aber lief es auf eine Wiederherstellung der früheren patrimonialen und korporativen Einrichtungen und des ständischen Staates hinaus, auf eine Negierung dessen, was der staatsbildende Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts geschaffen hatte, auf eine Auflösung der staatlichen Einheit zugunsten der aristokratischen und korporativen Sonderrechte. Das war die Tendenz der Hallerschen Staatslehre, die in den christlich-germanischen Kreisen Preußens, beim Kronprinzen und dessen Freunden, begeisterte Aufnahme fand, aber sie widersprach dem eigentlichen Nerv des preußischen Staates, seinem militärisch-politischen Machtgedanken. Sie arbeitete jetzt selbst in gefährlicher Weise daran, durch schärfere Betonung der provinzialen Eigentümlichkeiten, den einheitlichen Zusammenhang der preußischen Monarchie zu lockern. So hatte also jenes erneuerte Bündnis zwischen Monarchie und Aristokratie in Preußen seinen inneren schwachen Punkt. Die Monarchie suchte ihn zu überwinden, als sie 1823 die Provinzialstände in den preußischen Provinzen schuf und dabei in ihrer Zusammensetzung die aristokratischen Wünsche befriedigte, ihre Rechte und Befugnisse aber so bestimmte, daß das alte preußische Beamtentum, der Vorkämpfer der Staatseinheit, das Heft in der Hand behalten konnte. Dieses hat denn im Innern fleißig und erfolgreich, selbst ruhmreich gearbeitet und das Gefüge des aus alten und neuen Landschaften zusammengesetzten Staates gefestigt. Sein Werk ist der Zollverein, der seit dem 1. Januar 1834 den größeren Teil des heutigen deutschen Reiches wirtschaftlich einigte, dadurch ein neues enges Band zwischen Preußen und Deutschland knüpfte und die künftige politische Einigung Deutschlands unter Preußen vorbereitete. Wo aber blieb der hegemonische Drang, die moderne Fortführung friderizianischer Machtpolitik auf den übrigen Gebieten? Wie schon 1819, so band sich auch nach der Julirevolution Preußen wieder an die Metternichsche Reaktionspolitik zur Beschwörung vermeinter revolutionärer Gefahren. Treues Zusammengehen mit Österreich, gemeinsamer Kampf gegen die Ideen von 1789, das war auch die Losung der christlich-germanischen Partei. Auch hierin also wandte sie sich ab von den friderizianischen Traditionen und half durch ihren Einfluß am Hofe dazu mit, Preußens Machtpolitik zu dämpfen und sie den österreichischen Wünschen dienstbar zu machen. So stand Preußen in dieser ganzen Zeit in der Gefahr, unpreußisch und unfriderizianisch zu werden, durch den Rückfall in feudal-ständische Institutionen einerseits, durch die Unterordnung unter Österreich andererseits.

Die Elemente, die Friedrich der Große einst in seiner inneren und äußeren Politik zusammengebunden hatte, waren jetzt zum großen Teile auseinandergefallen. Der preußische Adel mit seiner sozialen Vorherrschaft im Lande, jetzt zwar eine Stütze der Krone im Kampfe gegen Revolution und Liberalismus, drängte doch den Staat eben dadurch ab von stolzen hegemonischen Zielen. Metternichs scharfes Auge sah es wohl, daß ein konservativ und altständisch regiertes Preußen für Österreich ungefährlicher war, als ein liberal regiertes. Für jenes war quieta non movere die Losung. In den liberalen preußischen Reformern dagegen, den Gneisenau, Boyen und Grolman, lebte ein heißer Drang nach preußischer Machterweiterung. So war der Sturz dieser Partei im Jahre 1819 zugleich ein Sieg österreichischer Politik, so war der Kampf Metternichs gegen Revolution und Liberalismus zugleich ein latenter Kampf gegen die Möglichkeit einer preußischen Hegemonie auf liberaler Basis.

Dieser Kampf wurde ihm nun freilich erleichtert durch die Entwicklung des Liberalismus selbst in den dreißiger Jahren. Die preußischen Reformer hatten die liberale Idee mit dem Staats- und Machtgedanken vereinigt. Sie wollten die historische preußische Monarchie und die mündig gewordene Nation neu verbinden durch allgemeine Wehrpflicht, Selbstverwaltung und Volksvertretung, und dadurch

Preußens Primat über Deutschland vorbereiten. Ihre Ideen wurden seit 1819 zwar nicht ganz unterdrückt, aber abgedrängt. Sie hätten auf die breiteren Massen des Volkes und über die Grenzen Preußens hinaus nur wirken können durch ihre eigene Verwirklichung im Regierungssysteme Preußens. So aber trennten sich nun Liberalismus und Staat, und als nach 1830 die neue große Woge französischer Ideen nach Deutschland kam, als im Westen Deutschlands nun auch der Bürger und Handwerker anfing, sich an politischen Schlagworten zu begeistern, da war es ein unreifer, unpolitischer, den Dynastien vielfach grimmig feindlicher Radikalismus, der auf solch verwahrlostem Boden emporwucherte. Preußens Gestirn war durch Wolken verdeckt, und es gehörte etwas dazu, sich nicht durch sie beirren zu lassen und den festen Glauben an die Wiederkehr freierer Zeiten in Preußen und an Preußens Mission für Deutschland zu fassen. Das war das unvergängliche Verdienst Paul Pfizers in seinem Briefwechsel zweier Deutschen 1832. Manch edler Irrtum mischte sich in seinen Glauben, aber sein Kern war fruchtbare Wahrheit. Es war eine Wiedererweckung der Gedanken Fichtes und Arndts; die Sehnsucht des geistigen, philosophisch bewegten Deutschlands nach festen Realitäten, nach Staat und Nation, nach Macht und Einheit wachte in ihm wieder auf. Es war doch nichts auf die Dauer mit den halkyonischen Tagen. Der Deutsche war in ihnen, wie Pfizer klagt, ein Fremdling in der eigenen Heimat geworden; er habe nichts als seine innere Welt, seine Existenz sei eine durch und durch künstliche geworden.

Noch stand er ziemlich allein da unter seinen süddeutschen Landsleuten, aber er war der Vorläufer der Frankfurter Erbkaiserpartei. Doch wie viel Kämpfe und Enttäuschungen standen noch bevor, ehe der Bund von Geist und Macht, von Freiheit und Staat endlich vollzogen werden konnte. Und wenn man sich jetzt auch der inneren Kraft des konservativen und aristokratischen Elementes in Preußen erinnert, so darf man wohl sagen, daß dieser Bund nicht eher vollzogen werden konnte, als bis auch dieses irgendwie in ihn mit hineingezogen wurde. Denn nur aus einer Vereinigung aller lebendigen Mächte des deutschen Lebens konnte eine segensreiche Zukunft Deutschlands erblühen.

Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland.

Von Friedrich Meinecke.

Nur aus einer Vereinigung aller lebendigen Kräfte Deutschlands, der konservativen wie der liberalen, der staatsbildenden wie der geistbildenden, so schlossen wir die Betrachtung der Restaurationszeit, konnte eine gedeihliche Neugestaltung Deutschlands hervorgehen. Friedrich Wilhelm IV. schien, als er den Thron bestieg, vom Schicksal geradezu berufen und ausgestattet zu sein, für diese Aufgabe zu wirken. Er, der Beherrscher desjenigen Staates, auf den die einsichtigsten Patrioten schon ihre Hoffnung setzten, schien auch zugleich der Mann zu sein, der ihn wieder hinüberleiten konnte in jene freieren Strömungen, die er seit 1819 zum großen Teile verlassen hatte. Männer, die damals gemaßregelt oder zurückgedrängt waren, wie der edle Ernst Moritz Arndt und Boyen, der Organisator der allgemeinen Wehrpflicht und Landwehr, wurden von ihm wieder herangezogen und geehrt. Die Tage der kleinlichen Demagogenangst und des steifen Bureaukratismus und Absolutismus schienen vorbei. Eine Persönlichkeit, die allem Edlen und Großen weit sich öffnete und zugleich den festen Halt selbsterrungener Überzeugungen in sich hatte, ein Staatsmann nach dem Herzen seiner Zeitgenossen, insofern seine Politik zugleich Weltanschauung und Ideal war, — so erregte er Hoffnungen auch bei denen, die dem Kernpunkte seiner politischen Ideen fernstanden.

Man wußte wohl, daß er als Kronprinz stark in dem Bannkreise der Hallerschen Staatslehre befangen gewesen war, die den modernen, nationalen wie liberalen Bestrebungen todfeind war und schlechthin die Rückkehr zum mittelalterlichen Patrimonialstaat forderte. Aber konnte ein Fürst, der auf dem Throne Friedrichs des Großen saß und in seiner Jugend den Geist der Befreiungskriege gekostet hatte, seinem Staate und seiner Nation wirklich untreu werden? In der Tat waren der Kronprinz und seine Freunde, die Gerlach und Radowitz, nicht sklavisch aufgegangen in Hallerscher Parteidoktrin. Sie vermißten vor allem das Eine an ihr, daß sie den Begriff der «Nation» nicht entwickle, die doch auch eine schöne Blüte des

ewigen Königtums Gottes und der Menschen sei. Leopold von Gerlach sagte das, aber noch stärker als er empfanden es Radowitz und Friedrich Wilhelm IV. selbst. Er blickte auf Deutschland mit den entzückten Augen des romantischen Dichters, auf das ganze Deutschland von den Tiroler Bergen und dem «herrlichen» Erzherzogtum bis zu den Ostseegestaden und den Burgen der Ordensritter. Ihm war Deutschland teuer wie der Name einer unvergleichlichen Mutter; von seiner eigenen schmerzensreichen Mutter bekannte er diese Liebe als ein teures Erbe erhalten zu haben. Und es war noch mehr als Poesie und Pietät, was ihn an Deutschland fesselte. Es war etwas von jenen hochsinnigen Nationalgedanken des Freiherrn vom Stein in ihm, die den geschichtlichen Zusammenhang des alten und des neuen Deutschlands wiederherstellen und den durch die Unterhöhlung der alten Reichsgewalt entstandenen Bruch in seiner Entwicklung heilen wollten. Hatten die Romantiker auf geistigem Gebiete den gestörten Zusammenhang des Deutschen mit seiner Vergangenheit wiederhergestellt, so wünschte er auf politischem Gebiete dazu mitzuhelfen, daß das römische Reich deutscher Nation und die Kaiserkrone Karls des Großen wieder erneuert wurde. Wenn er davon schwärmte, dachte er ebensowenig wie Stein, der einst die Monarchie der Ottonen als Ideal hinstellte, an eine völlige Austilgung alles dessen, was seitdem in Deutschland emporgekommen war. Seine streng legitimistische Gesinnung erkannte die Rechte der deutschen Fürsten und selbst die Echtheit der von Napoleon geschaffenen Königskronen sogar bis zum Überschwange an. Aber vor dem Abschluß dieser partikularistisch-territorialen Entwicklung, vor der Bundesakte von 1815 mit ihrer Anerkennung der Souveränität aller deutschen Fürsten, machte seine Ehrfurcht Halt. Er vermißte an ihr die Kraft, für das Wohl der Gesamtnation lebendig zu wirken, er hielt es deswegen für eine Pflicht der deutschen Fürsten, einem Teile ihrer Souveränitätsrechte zugunsten der Bundesgewalt zu entsagen. Aber wer sollte diese Bundesgewalt bilden? Heftig widersprach er 1847 dem Gedanken, daß etwa Österreich oder gar Preußen ausschließlich diese Macht darstellen solle. Ihm schwebte offenbar ein Zustand vor Augen, wo durch die Erneuerung altehrwürdiger nationaler Institutionen die Sonderinteressen und Rivalitäten der großen und kleinen Staaten Deutschlands zum Schweigen gebracht seien, wo über Österreich und Preußen hinaus ein nationales Zentrum moralischer Art bestehe, vor dem alle Fürsten sich beugten und das da zugleich jedem von ihnen seine eigentümliche, historisch verdiente Würde, Ehre und Machtstellung lasse und verbürge. So malte es der Brief an Dahlmann aus den Ostertagen des Jahres 1848 aus, dessen Inhalt jedenfalls lange in ihm schon lebte. Die römische Kaiserwürde unauflöslich verbunden mit dem Erbkaisertum Österreich, als eine Ehrenstellung gedacht, nicht als ein politisches Amt, ein Nebelgebilde, wie er sich ein andermal ausdrückte, und doch eine große Realität, — offenbar, weil er meinte, durch sie die historische Kontinuität zwischen dem alten und dem neuen Deutschland wiederherzustellen. Neben ihm, dem Kaiser, sollte zur eigentlichen Regierung in Deutschland ein deutscher Wahlkönig stehen, gekürt nach alter Weise im Bartholomäusdom zu Frankfurt. Unzweifelhaft hoffte er, daß die Wahl auf den König von Preußen fallen werde, denn als man ihn auf das Bedenkliche eines Wahlkönigtums aufmerksam machte, forderte er zwar nicht ein erbliches Königtum, aber ein erbliches Reichserzfeldherrenamt für Preußen. So erstrebte er denn also auch für Preußen bei seinen deutschen Reformplänen einen erheblichen Gewinn an Macht, eine militärische Hegemonie über das nichtösterreichische Deutschland und innerhalb dieser das preußische Heer, «das erste der Welt und meines Hauses Schöpfung», als festen Kern und geschlossene Einheit. Er versuchte gewissermaßen das Erbe Friedrichs des Großen zugleich zu erhalten und zu versöhnen mit der Idee des alten deutschen Reiches und so den Riß zu schließen, der durch Preußens Erhebung einst in das Gefüge des Reiches gekommen war. Was war in diesen Plänen Kern und was war Schale? Man hat neuerdings behauptet, der Kern sei doch der preußische Machtgedanke gewesen, aber man hat dabei verkannt, daß alles politische Denken und Wollen des Königs auf dem Boden einer Lebensanschauung erwachsen ist, die den menschlichen Willen band durch religiöse und sittliche Verpflichtungen, die alle politische Ambition unterordnete unter das heilige Gebot des historischen Rechtes. Steckt nicht selbst in dem

FRANZ KRÜGER

HULDIGUNG VOR KÖNIG FRIEDRICH WILHELM IV., 15. OKTOBER 1840

Nach einer Ansprache des Königs an sein Volk wurde der Eid, welchen nach der Verlesung der Geheime Oberregierungsrat Mathis abnahm, von ungefähr 20000 Menschen gesprochen.

1. Henriette Johanna von Paalzow; 2. Frau Kommerzienrat Carl;
3. Peter von Cornelius; 4. Johann Friedrich Dieffenbach; 5. Jo-
hann Lukas Schönlein; 6. Giacomo Meyerbeer; 7. Alexander
von Humboldt; 8. Ludwig Tieck; 9. Friedrich Wilhelm Johann
Schelling; 10. Christian Rauch; 11. Wilhelm Grimm; 12. Jakob
Grimm.



preußischen Ehrgeize des Königs ein Stück dieser Gesinnung? Ehre und Macht des preußischen Königtums galten ihm mehr als ein heiliges Fideikommiß, denn als ein freies Erbe, das man mit irdischem Erwerbssinn ausbeuten kann. Wenn er demnach von einem Reichsfeldherrenamt des preußischen Königs träumte, so dachte er eben mehr an ein Amt, denn an eine reale und durchdringende Gewalt, und er wollte ferner auch den übrigen deutschen Königen, den «Reichswehrherzögen» Rechte und Ämter geben, welche den Wert der preußischen Obergewalt über das Reichsheer erheblich beeinträchtigt hätten. Nicht die Idee der Macht, sondern die Idee des Rechtes und der Pflicht dominiert in seinen deutschen Plänen.

«Ich darf,» so hat Radowitz einmal den Standpunkt des Königs wiederzugeben versucht, «kein deutsches Fürstenhaus zwingen, daß es sich seines Rechtes begebe, weder direkt durch meine Waffen, noch indirekt, indem ich den Aufruhr in seinem Lande entzünde. Ich will den Teufel nicht austreiben durch der Teufel Obersten. Ich halte die Einigung der Nation unaussprechlich hoch, aber meine Pflichten als christlicher König noch höher. Beide liegen so weit auseinander, als Himmel und Erde.»

Und nicht bloß die bewußte sittliche Maxime hielt den König ab, diejenigen Waffen auf dem politischen Kampfplatz zu gebrauchen, zu denen ein Friedrich der Große und Bismarck und zu denen noch jeder Begründer neuer Machtverhältnisse hat greifen müssen. Der König folgte vielmehr jener Maxime, weil sie seiner eigensten Natur entsprach, die in Gedanken schwelgte und vor der Tat zurückscheute. Persönliche Anlage und Weltanschauung durchdrangen sich so unauflöslich in ihm, daß man kaum jemals mit Bestimmtheit sagen kann, wie weit Grundsatz, wie weit Schwäche sein Handeln beeinflußt hat. Trug doch auch jene christlich-germanische Staatsanschauung von vornherein einen quietistischen Zug, weil sie die Fügung in die gottgewollten Ordnungen des Lebens predigte, weil sie in dem rechten menschlichen Tun, wie Stahl es einmal ausdrückte, nur «lebendige, innerliche Aneignung, nicht eigene Erzeugung», sah. Eine Weltanschauung also des Schauens, nicht des Schaffens, und als ein Schauer und Seher, nicht als ein Schaffender hat auch der König jene Reichsverfassungsgedanken hingeworfen. Darum überwuchert in ihnen das malerische, dekorative Detail, darum treten die nüchternen und doch bitter notwendigen Fragen nach der Abgrenzung der Kompetenzen der verschiedenen Reichsorgane so ganz in den Hintergrund. Es war ein ruhendes Bild des Lebens, nicht das Leben selbst mit seiner rastlosen Reibung und rauhen Arbeit, mit dem seine Entwürfe sich beschäftigten; sie entsprangen aus Sonntagsstimmungen, nicht aus Werktagssorgen.

So entstand eine wahrhaft tragische Situation für den König selbst, wie für das deutsche und preußische Volk, als nun die Zeit gekommen schien, wo Hoffnungen und Wünsche zu Taten werden mußten, wo der Einheits- und Freiheitsdrang der Nation, seit 1840 immer stärker anschwellend, im Frühjahr 1848 den Damm der Bundesverfassung, der Karlsbader und aller sonstigen reaktionären Beschlüsse des Bundestages zerriß und einen deutschen Bundesstaat mit machtvoller Spitze, mit Nationalparlament, mit Volks- und Freiheitsrechten forderte. Wie man freilich die Einheit schaffen könne mit zwei Großmächten im Bunde, welche Stellung Österreich in ihm oder zu ihm fortan einnehmen könne, das war eine Frage, die nur wenige zu Beginn dieser Bewegung rundweg hätten beantworten können. Aber die Augen unzähliger richteten sich instinktiv zunächst auf Preußen und dessen Herrscher und erwarteten von ihm entscheidende Schritte. Die Angst vor der Revolution trieb in der ersten Hälfte des März selbst einen Teil der süd- und westdeutschen Fürsten in Preußens Arme, da das Vertrauen auf Österreichs Tatkraft erschüttert war und die Herrschaft Metternichs dann wirklich um Mitte März ruhmlos zusammenbrach. Selbst der mächtige Zar ermunterte den König voranzugehen in Deutschland. Er hätte die Revolution bekämpfen und sie doch zugleich benutzen können, er hätte den Ansturm der republikanisch-demokratischen Elemente niederschlagen, dadurch die Fürsten an sich fesseln und zugleich der Nation genügen können. Und er wollte nun und wollte zugleich auch nicht. Auf der einen Seite machte er noch vor dem 18. März den liberalen und nationalen Reformideen erhebliche Zugeständnisse, bei denen man freilich immer zweifeln kann, ob sie mehr der Sorge vor der Revolution, oder dem preußischen Ehrgeiz entsprangen, auf der andern Seite konnte er nicht los aus dem alten Bannkreise der legitimistisch konservativen Anschauungen, die auf

treues Zusammenhalten mit Österreich gegen Frankreich, das «wütende Tier», das jetzt wieder aus den Ketten zu brechen drohte, hinwiesen. Die Wiener Revolution und der Sturz Metternichs schuf dann zwar für Preußen eine ganz neue, unvergleichlich günstige Lage, um nun in Deutschland vorzugehen. Preußen wurde, so urteilt Leopold von Gerlach, durch Österreichs Fall Herr von Deutschland — und wäre es geblieben ohne den 18. und 19. März. Am Vormittage des 18. März unterschrieb noch der König das Patent, das in kaum verhüllter Weise die preußische Hegemonie über Deutschland in bundesstaatlichen Formen forderte, — in den Nachmittags- und Abendstunden durchtobte der Aufruhr die Straßen seiner Hauptstadt, erhoben sich eben die Gewalten gegen ihn, die er durch seine neue deutsche und liberale Politik innerlich zu überwinden gehofft hatte. Die Revolution in den Reihen seines Volkes, an dessen Treue zu glauben ihm bisher innerstes Bedürfnis gewesen war, dieser Anblick erschütterte ihn in seinen Grundfesten. Es mochte ihm widerwärtig sein, daß seine deutschen Hoffnungen durch diesen Straßenkampf gestört wurden, aber was er nun tat, läßt sich doch ganz nur aus dem krampfhaften Versuche erklären, das jählings zerstörte Ideal der frommen Königstreue des Volkes wiederherzustellen, sie wieder hervorzulocken durch Milde und Verzeihen. So entstand die Proklamation «An meine lieben Berliner», die zum Rückzuge der siegreichen Truppen und, indem noch schlimme Versäumnisse verhängnisvoll einwirkten, zur namenlosen Demütigung des preußischen Königtums vor der Revolution führte. Des Königs Ansehen war in Deutschland nun so erschüttert, daß die Hoffnung, durch ihn und Preußen das Einigungswerk vollbracht zu sehen, zunächst versank.

Sie stieg dann wieder empor durch die Arbeit hochsinniger und einsichtiger Patrioten, die in der Frankfurter Nationalversammlung vor das Problem einer deutschen Reichsgründung gestellt, durch die Logik der politischen Notwendigkeit ebenso wie durch den Schwung edler Überzeugung zu dem Gedanken geführt wurden, daß nur die monarchische Ordnung und das einheitliche Erbkaisertum eine feste Einheit der Nation verbürgen könne. Es gelang ihnen damit allmählich zur Geltung zu kommen in der Versammlung, es gelang ihnen auch wieder, die Blicke auf den König zu lenken, als es sich im Herbste 1848 herausstellte, daß Österreich nicht zu haben war für die straffere bundesstaatliche Einigung und als der König selbst auch wieder das Ruder seines Staates fest faßte und durch das Ministerium Brandenburg den Übergriffen der preußischen Demokratie ein Ende machen ließ. Am Schlusse des Jahres 1848 war er wieder Herr im eigenen Lande. Aus Frankfurt eilte im November Heinrich von Gagern zu ihm, um ihn zu gewinnen für die deutsche Kaiserkrone, die man für ihn vorbereitete. Seine eigenen Staatsmänner arbeiteten geschäftig daran, die Fäden zwischen Berlin und Frankfurt fester zu knüpfen. Und wieder, wie vor dem 18. März, schwankten die Gedanken des Königs hin und her. An Sinn und Verständnis für den Idealismus und die Ziele der Frankfurter Nationalpartei fehlte es ihm nicht. Er rühmte es, daß sie angefangen habe, einen Jugendtraum von ihm zu realisieren, und seine historische Romantik wollte auch der Frankfurter Versammlung als solcher einen Platz gewähren in dem Bilde, das ihm von der Neugestaltung Deutschlands vorschwebte, sie sollte das «Volk» darstellen, dessen freudiger Zuruf nach altem Brauche die von den Fürsten geschehene Kaiserwahl bestätigte. Aber hier lag auch zugleich einer der Punkte, wo sich die Wege des Königs und der Versammlung schieden. Diese war durchaus nicht gewillt, sich mit der dekorativ-romantischen Rolle zu begnügen, die ihr der König zudachte. Sie hatte sich von vornherein auf den Boden der Nationalsouveränität gestellt und maß sich demzufolge das Recht zu, die Verfassung für Deutschland zu machen und auf Grund der Verfassung das Oberhaupt zu küren. In diesem Unterfangen aber sah der König ein frevelhaftes Verkehren von oben und unten, einen revolutionären Bruch der heiligen Rechtsordnung. Die Obrigkeit und abermals die Obrigkeit von Gottes Gnaden sollte es sein, von welcher die neue Ordnung in Deutschland aufzurichten war. So verlangte es sein christlich-germanisches Staatsideal, und demnach hielt er unwandelbar daran fest, daß die eigentliche Entscheidung den größeren deutschen Fürsten, den Trägern der Königskronen vor allem, zustehe. Diese Forderung seines Ideals war nun zugleich in eigentümlicher Weise zugleich auch eine Forderung realer politischer Notwendigkeit und war es

doch wieder auch nicht. Ohne den guten Willen der größeren deutschen Fürsten, ohne eine Anerkennung der Lebenskräfte des deutschen Territorialstaates, hätte man das deutsche Reich auf Sand gebaut, aber eben die Mittelstaaten waren jetzt auch die heftigsten Feinde bundesstaatlicher Einigung unter preußischer Hegemonie. Man hätte sie, wie es Bismarck tat, irgendwie bezwingen und die Bezwungenen dann respektieren und dadurch innerlich überwinden und gewinnen müssen. Aber der König wollte nur vom Respektieren und nicht vom Zwingen etwas wissen. So verschmähte er das nächstliegende Mittel, auf sie zu wirken, das Bündnis mit der Paulskirche, und verlangte, daß zuvörderst und vor allem anderen erst die Obrigkeit in Deutschland wieder aufgerichtet werde in Gestalt eines Kollegiums der Könige. Das hieß denn diejenigen zu Bauleuten einsetzen, die das Werk zerstören wollten.

Und doch gab es auch eine Stimme in seinem Inneren, die ihn mahnte, die Hilfe der Paulskirchenmänner nicht ganz von der Hand zu weisen und an die Bedürfnisse Preußens zu denken. In dem Programm der Frankfurter Erbkaiserpartei war ihm zwar auch anstößig die Hinausweisung Österreichs aus dem künftigen deutschen Reiche. Jetzt aber, zu Beginn des Jahres 1849, befreundete er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, mit dem Auswege, den Gagern vorgeschlagen hatte, mit dem Programm des engeren und weiteren Bundes, mit der Möglichkeit, daß der deutsch-preußische Bundesstaat die eine, das mit diesem eng verbündete Österreich die andere Hälfte des künftigen Deutschlands bilden könne. Und was den andern Stein des Anstoßes betraf, die leidige Prinzipienfrage, ob die souveräne Versammlung oder die souveränen Fürsten die Verfassung diktieren sollten, so arbeiteten hüben und drüben verständige Männer daran, sie zurückzuschieben und auf rein praktischem Wege sich zu verständigen. So entstand die preußische Zirkularnote vom 23. Januar 1849, die den Erbkaiserlichen einen wesentlichen Schritt entgegenkam. Freilich packten ihn auch gleich hinterher die Gewissensskrupel, ob er nicht Unrecht an Österreich damit getan habe, ob er nicht zu weit nach links damit gegangen sei. Heftiger als je verschwor er sich wieder, die Kaiserwahl des Frankfurter Parlamentes nicht anzuerkennen. Er suchte sich, so mag man vermuten, damit gleichsam fest zu machen gegen die heimlichen Regungen seines Ehrgeizes. In solcher Stimmung erwartete er die Deputation aus Frankfurt, die ihm am 3. April 1849 die Kaiserkrone anbot. Noch in letzter Stunde fiel er, im Widerstreit der eigenen Empfindungen, seinem getreuen Grafen Brandenburg weinend um den Hals, dann gab er der Deputation eine Antwort, die eigentlich nicht ja und nicht nein hatte sein sollen, aber jene Prinzipienfrage, welche Berlin und Frankfurt voneinander trennte, so scharf betonte, daß die Deputation sich entschloß, nur das Nein aus der Antwort herauszuhören.

Das Werk war gescheitert. Die Frankfurter Versammlung fiel nun auseinander. Der König versuchte nun wohl, von Radowitz beraten, die bundesstaatlichen Gedanken der Paulskirche, soweit er sie teilen konnte, wieder aufzunehmen und durch die Obrigkeiten, durch die freie Zustimmung der Fürsten, ins Leben zu führen. Aber diejenigen unter den Fürsten, auf die es vor allem ankam, folgten ihm nur solange, als die Not und die Sorge vor der Revolution sie an Preußens Seite trieb. Als dann auch Österreich sich wieder ganz aufgerichtet hatte und kraftvoll vorging gegen die preußische Unionspolitik, bröckelte alles auseinander, und das Ende war Olmütz.

Um zu einem vollen Verständnis dessen zu kommen, was Friedrich Wilhelm IV. tat und nicht tat, muß man freilich auch die Schwierigkeiten würdigen, die er bei kühnerem Vorgehen zu überwinden gehabt haben würde. Sie lagen ja nicht nur in der Aufgabe, die Revolution zugleich zu benutzen und niederzuhalten, sondern auch in der europäischen Situation, in der Aussicht auf einen Weltkrieg, wo Rußland an Österreichs Seite gekämpft haben würde. Man hat deshalb wohl gesagt, daß mehr als ein Friedrich der Große und ein Bismarck dazu gehört haben würden, um diesen Schwierigkeiten Herr zu werden. Freilich, so darf man auch wieder dagegen fragen, war denn diese ungünstige Weltlage etwas so ganz Starres, was unter allen Umständen dagewesen wäre, ob nun ein Friedrich der Große oder ein Friedrich Wilhelm IV. auf dem Throne saßen? Wir bescheiden uns damit zu sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht den Willen zur Macht hatte, dem es allein hätte gelingen können, die Dinge um sich herum nach seinem Bedürfnisse zu kneten und umzugestalten.

Bismarcks Anfänge.

Von Friedrich Meinecke.

Uns kommt, indem wir die politischen Anfänge Bismarcks zu schildern unternehmen, ein herrliches Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer in den Sinn: der Rheinborn. Der Dichter sucht den Weg zur Quelle des Rheines. Oben im Granitgestein sieht er den Born im Dunkel liegen wie einen erzgegossenen Schild, fernab von Herdgeläut und Matten, von Eis und ewigem Schnee getränkt. Da:

Ein Sturz, ein Schlag — und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los.
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

Das ist und bleibt doch der erste Eindruck von Bismarcks Jugendentwicklung, daß in ihr elementare und naturhafte Kräfte zutage treten, die «fernab von Herdgeläut und Matten» liegen und in frühen Regungen schon ein künftiges großes Heldentum ahnen lassen. Bestimmt und herrscherhaft bricht es aus jenem Briefe hervor, den er als 23jähriger junger Mensch schrieb, als er die Lebenswege, die vor ihm lagen, musterte. Er verschmäht die bequeme Laufbahn des preußischen Beamten, der als der Musiker im Orchester sein Bruchstück abzuspielen hat, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. «Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.» In solchen Worten lebt weit mehr wie bloßes jugendliches Kraft- und Unabhängigkeitsgefühl, es sind historische Zusammenhänge, die sich in diesem Abscheu des jungen Edelmannes vor der preußischen Bureaukratie auftun, es ist etwas von dem Trotze des märkischen Adels wider die hohenzollernschen Fürsten darin, als diese ihren Beamtenstand schufen und die Herren Stände nötigten, nach ihrem Taktstocke fortan Musik zu machen. Dieser altständische Eigenwille blieb dem Adel der alten preußischen Provinzen auch dann noch im Blute liegen, als er schon längst zur hingebenden Treue an die Dynastie erzogen worden war. Das ist ja das merkwürdige Ergebnis des absolutistischen Regierungssystems in Brandenburg-Preußen, das so ganz abweicht von dem des französischen Absolutismus. In Frankreich verlor der Adel, als er in den Dienst des Hofes gezwungen wurde, seine Bodenständigkeit und seine urwüchsige Kraft. Der preußische Adel behielt sie, blieb Herr, auch als er Diener wurde, und vergaß nicht die Tage seiner früheren Freiheit. Auch Bismarck hat sie nicht vergessen. Zwölf Jahre später, wo wir ihn auf der Bresche im Kampfe für die Autorität des Königtums wider liberalen und demokratischen Zeitgeist wiederfinden, hat er es gelegentlich durchblicken lassen, daß das établissement des souveränen rocher de bronze doch eigentlich die «natürliche politische Ordnung» umgestürzt habe, und seinem Hasse wider die «krebsfräßige» preußische Bureaukratie, der auch bei dieser Gelegenheit wieder drastisch hervorbrach, lag auch ein gutes Stück Eifersucht und Widerwillen wider denjenigen Stand zugrunde, mit dem der preußische Adel seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. zum Dienste desselben Staatswesens zusammengekoppelt war. Das Rasseblut, das seinen stolzen Nacken dem Herrn hat beugen müssen, verachtete das Lastpferd, das an derselben Deichsel zog.

So erscheint denn Bismarck in seinen Anfängen ganz aus seinem Milieu heraus verstanden werden zu können, als unabhängiger märkisch-pommerscher Landedelmann, als kraftvolle Landmanns- und Jägernatur, die aus Feld und Wald ihre Nahrung saugt, als stolzer Preuße zugleich, der bei seinem ersten öffentlichen Auftreten — es war am 17. Mai 1847 im ersten vereinigten Landtage — es gar nicht fassen will, daß zu der Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 auch noch andere Motive mitgewirkt haben sollen, als das elementare, ursprünglich-menschliche Gefühl der «Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten». Aber diese scheinbar so leicht verständliche Natur, die sich nur durch den Grad des Temperamentes und der Energie über das Niveau des preußischen Junkers zu erheben schien, hatte schon eine bedeutsame innere Entwicklung hinter sich. Er hatte nicht nur, wie mancher rechte Junker, eine Jugend in Saus und Braus hinter sich, sondern hatte dann auf seiner weiteren einsameren Lebensfahrt auch Regionen passiert, von denen ein Durchschnittsjunker nichts ahnte. Er, der als schneidigster Vorkämpfer der Konservativen in den Jahren 1847—50 für die Torheiten des liberalen Zeitgeistes nur Hohn und Spott wußte, hatte eben mit diesem Zeitgeiste in den stilleren Jahren vorher ernst und einsam gerungen. Wer diese

Kämpfe nicht kennt, kennt Bismarck nicht, denn in ihnen erst hat er sich selbst und den Halt seines inneren Lebens gefunden und hat er sich mit den Lebensidealen seiner Zeitgenossen auseinandergesetzt.

Wir sahen, daß sich schon sein junkerlicher Instinkt von dem absolutistisch-bureaukratischen Regime des vormärzlichen Preußens abkehrte. In demselben Briefe von 1838, den wir schon erwähnten, schaute er mit Neid hinaus auf die Staaten mit freierer Verfassung, auf Männer wie Peel, O'Connell und Mirabeau. Freilich diese für einen preußischen Edelmann und Untertanen Friedrich Wilhelms III. etwas ketzerischen Sympathien galten nicht den Grundsätzen des politischen Liberalismus als solchem, sondern der stärkeren Energie und dem rascheren Blutumlauf des politischen Lebens, vor allem aber den ganz anderen Möglichkeiten persönlicher Entfaltung für starke Naturen. Er spürte in diesen freieren Staaten die Lebensluft der großen Taten, die er für sich brauchte und die er im eigenen Vaterlande damals nimmer zu finden glaubte. Und so sieht man hier zum ersten Male deutlich jenen großartigen Zug seines Wesens, der durch sein ganzes Leben geht. Wie fest er auch immer gewurzelt hat in seinem preußisch-aristokratischen Mutterboden, seinen Wipfel hat er doch allezeit weit darüber hinaus gestreckt oder zu strecken versucht in die Sturmschicht, deren sein Genius bedurfte. Er hat der Welt gegenüber, in der er lebte und die ihn umfing, immer seine persönlichen Vorbehalte gemacht, er ist niemals ganz in ihr aufgegangen, er hat immer von dem Rechte des Genius Gebrauch gemacht, auch im Dienste anderer Mächte Herr seiner selbst zu bleiben. Herr und Diener zugleich sein, — es ist, wenn man will, zugleich die bedeutendste Steigerung dessen, was der preußische Adel, in subalternerer Weise allerdings, immer getan hat.

So kann man in diesen wichtigen Jahren seiner Entwicklung zwar von keiner politisch liberalen Gesinnung, aber von einer inneren politischen Freiheit Bismarcks sprechen. Und ganz dasselbe gilt nun auch von seiner geistigen Weltanschauung. Er hat auch hier seinen souveränen Blick umherschweifen lassen unter den Gedankengebilden, in denen seine Zeitgenossen den Sinn der Welt und des Einzellebens zu finden versuchten. Keines von ihnen hat er sich ganz angeeignet, aber er holte sich mit kraftvoller Hand aus ihnen heraus, was er für sich persönlich brauchen konnte, und verleibte es sich ein. Er trieb geistige Annexionspolitik, wie er später politische trieb. In Schleiermachers Religionsunterricht, erzählte er später, sei er nur sechsmal gegangen und habe nichts darin gelernt; und doch darf man vermuten, daß sein damaliger Entschluß, das Gebet zu Gott einzustellen, auf einer individuellen Verarbeitung Schleiermacherscher Gedanken beruht. An diese und dann vor allem an Spinoza, den er als junger Mann eifrig studierte, klangen auch die Gottesvorstellungen an, die er in seiner Referendarsarbeit von 1836 mit ungewöhnlicher, unerbittlicher Schärfe zum Ausdruck brachte. Gott der Unwandelbare, Allmächtige, Vollkommene, hoch erhaben über dem Einzelnen, dessen Versprechungen er nicht bedarf und mit dem er sich auf keine Verträge einläßt, dessen Blitz und Donner den beschränkten Sinn zu Staunen und Ehrfurcht hinreißt, während doch dem geläuterten Blicke das wahrhafte und das größte aller Wunder in dem scheinbar Selbstverständlichen, in der Existenz der Welt und ihrem stetigen, gesetzmäßigen Gange sich auftut. Wie war da ein warmes persönliches Verhältnis zwischen Gott und der Menschenseele möglich. Nur mit stoischer Kraft, aber auch mit stoischer Resignation vermochte er da, wenn er sich aus dem wilden Treiben seiner Jugend in das Innere seiner Seele zurückzog, in das Leben zu schauen. Diese Welt seiner Heimat, die für ihn zu eng war, in der er nicht wirken und schaffen konnte, die ihm nur den ungenügenden Genuß oder die kleinen Freuden des Landmannes und Jägers übrig ließ, ermangelte für ihn eben darum, so darf man schließen, der inneren beseelenden Wärme und Liebeskraft. So drang er auch nicht einmal durch zu dem, was ihm Spinoza in seinem innersten Heiligtume bieten konnte, zu jener leidenschaftslosen Seligkeit des spinozistischen Schauens; er blieb stehen im kühlen Vorhofe Spinozas, weil er die Leidenschaft des Schaffens in sich nicht ausrotten, das Opfer des Willens nicht bringen konnte. Es war ihm ein Zufluchtsort vor der öden, dürren Welt, auf die er doch nimmer dauernd verzichten konnte. So blieb er frei auch gegenüber einer ganz freien Weltanschauung, die ihn jetzt vorübergehend beherbergte.

Politisch frei, geistig frei, aber auch einsam in beidem. Der stolze Mann, der jetzt auf seinem stillen hinterpommerschen Gutshofe saß, fühlte tief die Leere und Ziellosigkeit seines Daseins und projizierte sie in die Welt hinaus. In Stunden trostloser Niedergeschlagenheit erschien ihm das Leben der Menschen wie «Staub vom Rollen der Räder». Der stoische Mut entsank ihm, und nur der stoische Pessimismus blieb. Er wandte sich fragend an die Schriftsteller des Tages, an Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer, aber sie boten ihm Steine statt Brot. Es war in diesen kalt-intellektualistischen Denkern nichts, was ihn aus dem «Zirkel des Verstandes», in den er geraten war, wieder herausführen konnte. Der damalige liberale Zeitgeist in seiner einseitigen Zuspitzung auf negierende und zersetzende Kritik war nicht imstande, dieser nach Leben dürstenden Natur etwas zu geben, und so begreift man den Widerwillen, der ihn hinterher vor ihm erfaßte.

Währenddem, seit Beginn der vierziger Jahre, bestürmte ihn schon sein frommer Freund Moritz von Blanckenburg und versuchte seine Seele hinüberzuziehen in den Frieden strengchristlicher Gläubigkeit, wie er in dem Kreise Adolf von Thaddens auf Trieglaff herrschte. Es war zugleich der Kreis, der das christlich-germanische Staatsideal pflegte. Eine geschlossene, in sich bewegte Welt, wo Einzelseele, Staat und Gott harmonisch zusammenstimmten, trat ihm hier entgegen. Inhaltsreiche Ideen und lebenswarme, prächtige Menschen warben um ihn. Aber Bismarck war nicht der Mann, sich ihren Glauben einfach geben, sich so, wie es in diesen Kreisen üblich war, in einer lichterlohen Stunde bekehren zu lassen. Wenn sie ihm nicht positive Güter geboten hätten, wie er sie gerade für sich und gerade jetzt für sich brauchte, wäre er auch an ihnen vorbeigegangen. Und sie hatten ihm etwas zu bieten.

Zunächst auf politischem Gebiete. In der bureaukratischen Luft des Preußens vor 1840 hatte Bismarck nicht zu atmen vermocht. Sie bot ihm keinen Raum zu kräftigem, selbständigem Handeln. Jetzt waren die Tage Friedrich Wilhelms IV. Wir wissen wohl, daß über ihnen im ganzen der Fluch der Tatenlosigkeit lag, aber diese sonst so quietistischen Ideen der politischen Romantik hatten eine Seite, die für Bismarck etwas war. Diese Neubelebung ständischen und korporativen Wesens, wie sie der König und dessen Freunde anstrebten, eröffnete Möglichkeiten für politischen Tatendrang, wie sie Bismarck früher nur im freien Auslande zu finden geglaubt hatte, — Möglichkeiten, insbesondere für den preußischen Edelmann, dem in den ständischen Plänen des Königs fast die Hauptrolle zugedacht war. Sollte Bismarck durch Ludwig von Gerlach, dessen Beziehungen zu dem Könige reichten, vielleicht von diesen erfahren haben? War es politische Morgenluft, die er witterte? Jedenfalls finden wir ihn zu Beginn des Jahres 1846 in eifrigem Meinungsaustausch mit Ludwig von Gerlach über die Wiederbelebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des ritterschaftlichen Korporationsgeistes.

Während wir das politische Gut, das dieser Kreis ihm geben konnte, nur vermuten dürfen, wissen wir aus Bismarcks eigensten und lautersten Bekenntnissen, wie stark ihn die Güter persönlichen und religiösen Lebens, die er hier fand, ergriffen haben, wie wohl und heimatlich er sich, der Einsame, unter ihnen gefühlt hat. Schließlich aber mußten noch ganz persönliche Ereignisse, die ihn tief erschütterten und zugleich sein ganzes Herz in heiße Wallung brachten, hinzukommen. Vielleicht wird der Schleier, der über ihnen noch liegt, nie ganz gelüftet werden, vielleicht spielt die Frau seines Freundes Moritz von Blanckenburg, deren tödliche Erkrankung das erste inbrünstige Gebet seinen Lippen entriß, in ihnen eine größere Rolle, als man bisher sicher weiß. In der aufgerührten Stimmung, die ihrem Tode folgte, trat ihm das Bild ihrer Freundin, Johanna von Puttkamer, so lockend und glückverheißend vor die Seele, wurde zugleich das Gefühl, in ihrem Glauben eine lebendige Kraft für sich zu gewinnen, so lebendig, daß er am Schlusse des Jahres 1846, seines neuen Lebens und seiner neuen Liebe zugleich froh, um ihre Hand warb.

Die Welt nahm nun andere Farben für ihn an. Gott, Welt und Ich, in seinem bisherigen Leben voneinander durch Klüfte geschieden, rückten wieder nahe zusammen und wirkten fortan lebendig ineinander. Er hatte wieder einen Gott gefunden, zu dem er beten, in dessen Dienst er streiten und siegen und der seine Sünden ihm vergeben konnte — mehr brauchte seine Kämpfernatur nicht, und in die Abhängigkeit von einer Kirche oder kirchlichen

Partei hat er sich auch als Christ nicht begeben; er blieb immer ein ziemlich unkirchlicher, ein in erster Linie persönlicher Christ. Mit seinem Gott und seiner Liebe im Herzen versuchte er wohl auch sich zu überreden, daß er sein Glück fortan nur in sich, nicht in der Welt zu suchen habe. Aber als gleich darauf der Ruf zum Vereinigten Landtage an ihn kam, als er nun zum ersten Male, als Redner und Parteiführer, mit dem Instrumente der Politik zu spielen hatte, da war es entschieden, daß er es fortan nicht wieder aus der Hand legen konnte. Und mochte er zum Vereinigten Landtage noch ohne ganz feste politische Ziele gekommen sein, sein Instinkt führte ihn sofort untrüglich auf den festesten Boden alles politischen Wollens, auf den Boden der Macht. Der preußische Staat, der ihm ein Jahrzehnt zuvor schier als eine Dressieranstalt erschienen war, offenbarte sich ihm jetzt, wo die Strömung der Tagesmeinungen gegen ihn anging, in seiner Felsenstärke. Hier war, so mochte er fühlen, endlich der wahre Herr, dem er mit seiner jungen Kraft dienen konnte, und wie natürlich war es ihm zu dienen, an den er durch die ursprünglichsten Bande gekettet war. Vielleicht ist er ihrer erst jetzt ganz inne geworden, — jedenfalls führten Machtinstinkt und Stimme des Blutes vereint ihn gleich in die vorderste Reihe der Kämpfer für Staat, Monarchie und Krongewalt. Die Schlagworte seiner christlich-germanischen Freunde brauchte er jetzt und in den folgenden Jahren der Revolutionszeit wohl auch gelegentlich, aber nur, soweit sie ihm zur Abwehr der gemeinsamen liberalen und demokratischen Gegner tauglich erschienen oder soweit sie einen brauchbaren Kern politischer Macht enthielten. Und den Gedanken der nationalen Einheit und Größe, der ihn in den Jugendjahren schon einmal umspielt hatte, ließ er jetzt nur insoweit gelten, als er dem Gefüge des preußischen Staates nicht schadete und als er zu ganz realer und greifbarer Macht führen konnte. Das wäre noch etwas gewesen, schrieb er vier Wochen nach der Märzrevolution an die Magdeburger Zeitung, «wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen». Von dem Werke der Paulskirche aber, das den preußischen Staat der deutschen Idee unterwerfen wollte, urteilte er am 21. April 1849: «Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht.» In den Bestrebungen der Frankfurter Erbkaiserpartei hatte Deutschland um Preußen geworben. Wäre es nach Bismarck gegangen, so hätte vielleicht schon damals Preußen um Deutschland werben können. «Den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen — dies wäre, rief er am 6. September 1849 seinen Landsleuten zu, eine nationale preußische Politik gewesen.» Es war der Gedanke, der ihn 1866 auf die böhmischen Schlachtfelder und zur Gründung des norddeutschen Bundes geführt hat, es war zugleich der Geist Friedrichs des Großen, den er damit heraufbeschwor. Der hätte, sagte er damals ahnungsvoll, so etwas tun können, mit demselben Rechte, mit dem er Schlesien eroberte. Und diesen friderizianischen Adlerblick in die Sonne ließ er nicht wieder sinken; selbst durch die Dämmerung der Tage von Olmütz blitzte er hindurch. Er sprach damals, scheinbar nur spielend und doch seinen innersten Drang verratend, von einem Kriege, der keinen andern Grund habe, als daß der König und Kriegsherr sage: «Dies Land gefällt mir, ich will es besitzen.» Und er blieb damit nicht ganz unverstanden. Edwin von Manteuffel erinnerte ihn am 9. Juni 1851 an jene Worte und fügte hinzu: «Und das wird sein und muß sein, denn es heißt aut, aut — aufhören oder erobern.»

Als ihm dieses Echo seiner geheimsten Gedanken zukam, saß Bismarck schon in Frankfurt als designierter Vertreter Preußens am Bundestage. Recht wenig kannte ihn doch sein König, der ihn auf diesen Posten gestellt hatte als einen Mann, von dem er glaubte, daß er seine, des Königs, Grundsätze und seine Liebe zu Österreich frisch und lebendig vertreten werde. Bismarck war gewiß mit der Absicht nach Frankfurt gegangen, mit Österreich gute Freundschaft zu halten, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Österreich Preußens Gleichberechtigung in Deutschland anerkenne. Aber schon zu Ende des Jahres 1851 hatte er keinen Zweifel mehr, daß diese Voraussetzung vollständig fehle. Und so baute er nun in den folgenden Jahren Stein auf Stein, ein großartiges System preußischer Zukunftspolitik auf, das gar nichts von dem Traumhaften anderer Zukunftsprogramme

hatte, sondern einem sehr ernsthaften, die Kräfte der Gegenwart scharf berechnenden Mobilmachungsplane glich. Die Bedürfnisse Preußens, die Tendenzen der deutschen Staaten, die Verschiebungen der europäischen Allianzen wog er hier umsichtig und kühl und mit einer erstaunlichen Freiheit von Vorurteilen gegeneinander ab. Er hatte die preußische Unionspolitik der Jahre 1849–50 damals beinahe wegwerfend behandelt, weil nach seinem Instinkt nichts Reelles mit ihr zu erreichen war. Jetzt, im November 1851 schon, urteilte er, daß der Bundestag fortan nur die Schale sein müsse, innerhalb der sich das, was in der Unionspolitik an gesunden und praktischen Elementen gelegen habe, auszubilden habe. Von den abgenutzten idealen und nationalen Hebeln einer solchen hegemonischen Politik wollte er freilich nichts wissen. Der kühlen, preußisch-egoistischen Politik, die er zunächst wollte, hätte der «räudige Hermelin des deutschen Patriotismus» übel gestanden. Weil er wußte, daß Preußen doch nur auf Kosten der Mittelstaaten seine Macht steigern konnte, machte er es sich auch völlig klar, daß nur «Furcht und wieder Furcht» die deutschen Höfe an Preußens Seite führen könne. Bis zum Krimkriege suchten sie in der Tat ihre Zuflucht bei Österreich, und wenn sie dann wieder von Österreich abrückten und sich Preußen näherten, so geschah auch das nur wieder aus der Furcht, durch die Donaumacht in einen Krieg verwickelt zu werden, der nur dieser, aber nicht ihnen nützen konnte. Bismarck aber überschätzte die guten Worte, die jetzt Preußen von den deutschen Regierungen zu hören bekam, nicht im mindesten. Er wußte, daß die wirklichen Entscheidungen anderwärts lagen als in den deutschen Residenzen. Durch die Verschiebungen der europäischen Allianzen vielmehr mußte der Punkt sich ergeben, von dem aus Preußen die drückende Last, die auf ihm lag, aus den Angeln heben konnte. Das System der heiligen Allianz, des konservativen Bundes der drei Ostmächte, das den preußischen Staat bisher zwar geschützt, aber auch niedergehalten hatte, mußte zunächst einmal auseinanderbrechen. Man kann es nicht genug betonen, wie nützlich für diese Aufgabe Napoleon III. vorgearbeitet hat. Auch diesen gelüstete es, das System von 1815 zu zerreißen, ohne zu ahnen, daß er damit nur das travailler pour le roi de Prusse betrieb. Durch den Krimkrieg trieb er einen Keil zwischen Rußland und Österreich und bahnte damit auch Bismarckscher Politik den Weg, denn nun kamen die Allianzen wieder in Fluß, und Bismarcks Voraussicht traf ein, daß Napoleon III. sich dem besiegten russischen Gegner nähern werde. Seine christlich-germanischen Freunde fanden diesen sich anbahnenden Bund zwischen dem revolutionären Cäsarismus und dem halborientalischen Despotismus scheußlich. Er, von keinerlei legitimistischen Skrupeln geplagt, frohlockte, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß Rußland, Preußen und Frankreich in Europa auf der einen, Österreich so gut wie isoliert auf der andern Seite zu finden sein würden. Dann konnte der Tanz losgehen. Nur keine unentschlossene Planlosigkeit, wie einst 1805, eiferte er; Hammer oder Amboß gilt es für Preußen.

Freilich konnte es noch nicht für das Preußen Friedrich Wilhelms IV. gelten. Es war schon genug, was Bismarck mit durchsetzen half, daß es sich während des Krimkrieges nicht an die Seite der Westmächte und Österreichs locken ließ. So ward zwar nichts unmittelbar gewonnen, aber auch nichts verfehlt, und am europäischen Himmel begannen sich die Wolken zusammenzuziehen, die zu einem Ungewitter gegen Österreich führen mußten. Dann konnte auch einmal die «schmucke preußische Fregatte» in die hohe See stechen.

Aber konnte sie sich dann immer mit der schwarzweißen Flagge begnügen? Man muß doch zugeben, daß schon in der Bismarckschen Politik der fünfziger Jahre die Elemente lagen, die später zu seinem Bündnis mit der deutschnationalen und liberalen Strömung führten. Er braucht es nicht damals schon geplant zu haben; es mußte, wenn er seinen Weg weiterging, einmal kommen. Und war er nicht gerade durch die innerste Art seiner Persönlichkeit, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, dazu berufen, die verschiedenartigen Elemente, die 1848–49 nicht hatten zusammenkommen können, zu vereinigen? Nur ein Mann, dessen Willenskraft ebenso ungewöhnlich war wie seine innere geistige und politische Freiheit, konnte das leisten und konnte so dann wirklich den Augenblick heraufführen, wo alle lebendigen Kräfte der deutschen Geschichte, konservative und liberale, preußische und nichtpreußische, reale Macht und geistiges Ideal zusammenströmten.

König Wilhelm I.

Von Erich Marcks.

Anderthalb Menschenalter unscheinbarer staatlicher Vorarbeit, deren äußerlich fast unlebendige Stille durch den Sturm der Revolutionsjahre nur unterbrochen, nicht bezwungen war, lagen hinter Deutschland, als es in die Zeiten neuer Bewegung, die unvergleichlich größten seines politischen Daseins seit langen Jahrhunderten, eintrat: in die Heldenzeiten der Gründung seines Reiches. Denn alles andere, bedeutsam wie es in sich selber war, Wirtschaftsaufschwung und Wirtschaftspolitik, beginnende soziale Erschütterung, wich weit hinter den großen Kampf der nationalen Staatsbildung zurück, und in den Vordergrund, vor alles Wirken der allgemeinen Gewalten, drangen beherrschend die schöpferischen Taten schöpferischer Männer. Das Königtum Wilhelms I. führt diese großen Tage herauf: bahnbrechend zuerst, mithandelnd stets, als einer der Kämpfer und als der Herrscher ist er an ihrem Inhalt überall beteiligt gewesen, vieles ist durch ihn, nichts ohne ihn, alles unter ihm geschehen, und jede feierliche Erinnerung bleibt mit der ehrwürdigen Gestalt des letzten altpreußischen Königs unlösbar verknüpft, der zum ersten Kaiser des neuen Deutschlands ward.

Ganz aus dem alten Preußen kam er her, der Sohn Friedrich Wilhelms III., der Legitimist und Offizier, den dennoch über das Maß seines Vaters von Anfang an der großstaatliche Ehrgeiz, die Erbschaft Friedrichs II., hinaushob, und dessen Eigenstes, dieser Sinn für die Macht und der starke militärische Trieb, ihn früh einer lebendigen Zukunft entgegenführte. Er, der Berufssoldat, forderte von 1830 ab die Reform des Heerwesens im Sinne einer strafferen Berufserziehung, im Sinne des praktischen und technischen Realismus der neuen Zeit; er forderte die Stärkung von Offizierkorps und Linie, die festere Einbeziehung des allzu locker angefügten, allzu idealistisch auf sich selber gestellten «Volksheeres» der Landwehr, er war Jahrzehnte hindurch in der Umgebung seines sparsamen Vaters und seines unmilitärischen Bruders der immer drängende Wortführer einer unbedingt militärischen Partei. In diesem Boden wurzelte sein ganzes Wesen: nüchtern, einfach, sachlich, nicht schnell und geistreich, aber ernsthaft und gründlich, von gesundem Verstande und geradem Willen, von vornehmer, gütiger Sicherheit, von selbstverständlicher Treue gegen sich selbst, seinen Beruf, seinen Staat, seine Freunde und Mitstreiter, von schlichter Frömmigkeit und einem ruhigen, seiner eigenen Stärke sich kaum bewußten Heldenmute. Er war konservativ und blieb es stets; er hatte den Verfassungsplänen lange widerstrebt, sich dann aber in den vollzogenen Umschwung gefunden; er hatte den Einfluß von 1848 anerkannt, aber aus allem nationalen und freiheitlichen Wogendrange seinen Blick doch immer wieder auf Preußen und Preußens europäische Größe gewandt; er hatte die Reaktionsjahre mit steigendem Unmute durchlebt, weil ihm die Selbständigkeit seines Staates in ihnen geopfert schien. Er hatte sich auch dem inneren Systeme seines Bruders entgegengesetzt und einer konservativ-liberalen Gruppe zugeneigt; sein eigenstes Wesen wies ihn im Grunde auf die monarchisch-aristokratischen Mächte des Heereskönigtumes und seines Offizierkorps hin. Er hatte die Nebenbuhlerschaft mit Österreich niemals vergessen und ersehnte seinem Lande bereits für die Gegenwart die Gleichstellung, für eine Zukunft einmal die Vormachtstellung: den Platz an der Spitze ganz Deutschlands. Er war andererseits von zartester Scheu für alle bestehenden Rechte, auch im deutschen Staatenkreise, erfüllt, kein Mann der rücksichtslosen Tat, vielmehr redlich, gerecht, friedfertig bei allem wachem Ehrgefühle und aller Mannhaftigkeit seiner Natur. So wollte er jetzt, zum Stellvertreter des Bruders, dann zum Regenten, vom 2. Januar 1861 ab zum Könige erhoben, in Preußen die Verfassung ehrlich anerkennen und den seit 1849 geknebelten inneren Kräften die Fesseln lösen, aber in monarchischer Gesinnung, da die Krone der eigentliche Kern des preußischen Staatslebens blieb; so wollte er in Deutschland sein Preußen fester auf sich selber stellen, es für den Kampf der Zukunft rüsten; diesen Kampf selber aufzunehmen oder gar mit starkem Entschlusse herbeizuführen, hielt sich der Sechziger nicht für berufen. Er empfand dem Auslande gegenüber deutsch, mit einem starken Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit, nicht aber mit dem Glauben an die nationale Idee seines Zeitalters; er empfand vor allem preußisch: das alte Preußen atmete in ihm. Er brachte der Zukunft nicht den Drang zu

schöpferisch-genialer Leitung, aber die große Würde, die Zuverlässigkeit, die Tapferkeit, den Stolz, den klaren Blick eines echten Herrschers entgegen, der das hohe Selbstgefühl und Pflichtgefühl der obersten Gewalt ganz in sich trug; er hat aus diesen Eigenschaften die Fähigkeit geschöpft, inmitten großer Dinge und großer Menschen nicht nur sich als den Herrn zu behaupten, sondern die ungeheure Umgestaltung des deutschen Lebens selber mit zu vollziehen, sie mit seinem Namen nicht nur, sondern mit seinem Wesen zu durchdringen, sich und seine altpreußische Welt wohl in ringender Selbstüberwindung, unter Schmerzen, in das Neue einzufügen, dann aber mit sicherer Kraft sich und diese Welt innerhalb des Neuen doch wieder zur Geltung und zur historischen Fortwirkung zu bringen.

Der Prinzregent Wilhelm brach, noch 1858, das Eis der preußischen Reaktion; er führte Preußen im französisch-österreichischen Kriege von 1859 zwar keineswegs zu starken Taten und Erfolgen, indessen sicherlich aus der Unberechenbarkeit der letzten Jahrzehnte hinaus in eine frischere und stärkere Luft; er zeigte der neu sich entfaltenden deutschen Bewegung gegenüber Wohlwollen und Selbstlosigkeit zugleich, aber freilich noch nicht die allein erlösende Einseitigkeit des preußischen Machtgefühls, von dem er innerlich ausging und dessen folgerechte Auswirkung den Kampf um Deutschland bedeutet hätte. Statt dessen vollstreckte er zunächst in Preußen selber die Losung seiner Vergangenheit: er legte gleichzeitig zu allem Künftigen die Grundfesten durch dieses sein persönlichstes Werk: die Militärreform.

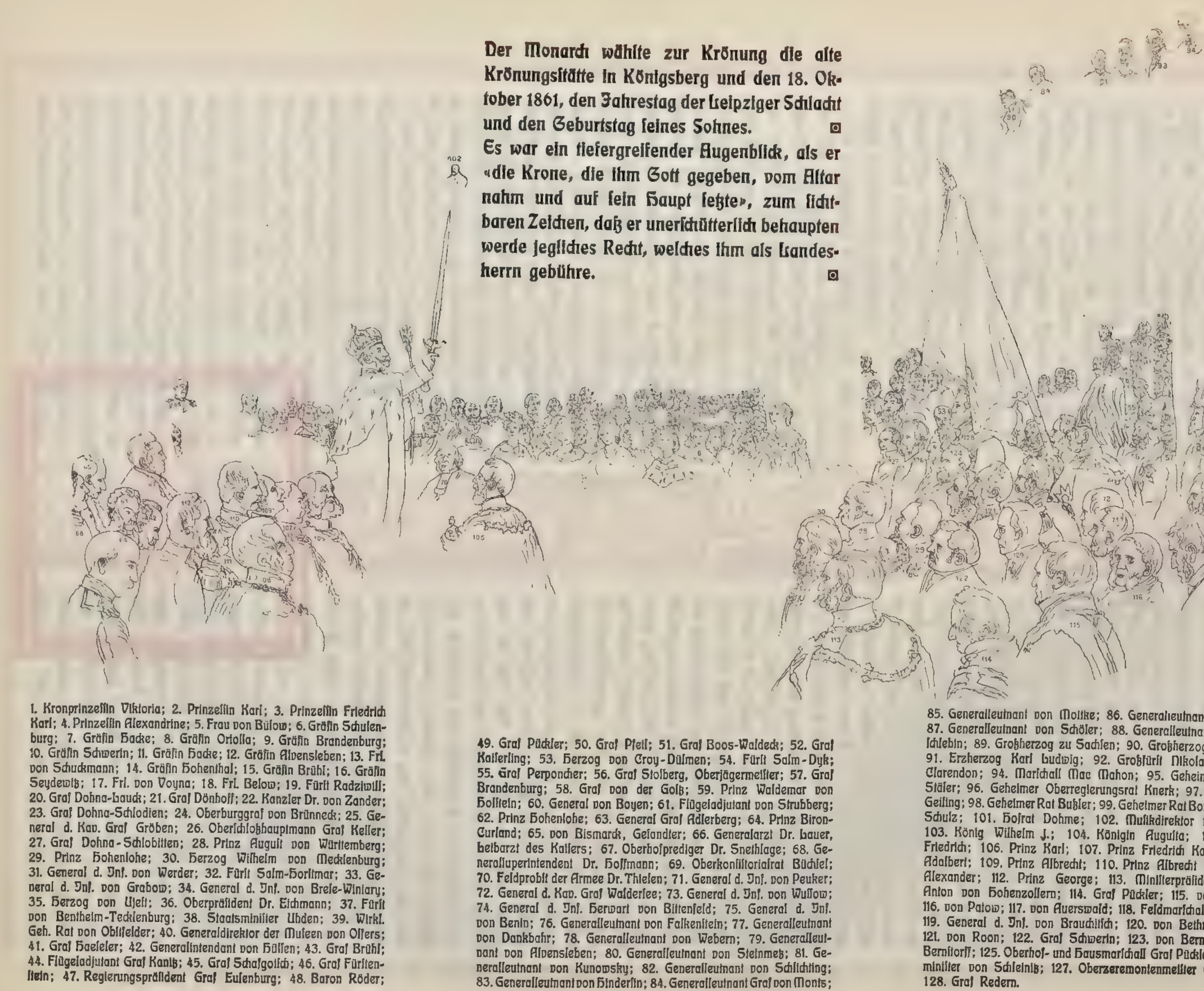
Das preußische Heer bedurfte ihrer; ihre Hauptrichtungen sind oben gekennzeichnet worden. Das Heer ist durch die Reorganisation in den Zahlen bedeutend erhöht, in seiner Schlagfertigkeit bedeutend gesteigert worden; die Linie wurde vergrößert, durch die erweiterte Reserve gestärkt, die Landwehr zurückgeschoben; das Heer wurde jünger, einheitlicher, straffer, das Offizierkorps wurde ausgebaut, die dreijährige Dienstzeit wurde festgehalten. Der volkstümliche Charakter des Heeres wurde um einiges schwächer, obwohl seine Grundzüge unberührt blieben. Aber alle Formen wurden im Sinne jener fachmännischen Präzision geprüft und weitergestaltet, die König Wilhelm sich in seiner Soldatenlaufbahn erlebt hatte. Die Opfer, die er seinem Volke so auferlegte, war er sicher, der Größe, der Macht, der europäischen Stellung Preußens und somit auch dessen innerlicher Gesundheit und seinem Wohlstande zu bringen, und bringen zu dürfen und zu müssen. Unter dem Gesichtspunkte dieser Gesamtinteressen des Staates glaubte er die Bedenken der Sparsamkeit ebensowohl wie die Abneigung der Liberalen gegen den militärisch-aristokratischen Zug dieser Reform überwinden zu müssen. Er selber war der Vater dieser Reform: sie war das Ergebnis seiner dreißigjährigen Bestrebungen. Die Offiziere seines Kriegsministeriums halfen ihm die Formen suchen und finden, sie verbesserten die Pläne, er prüfte sie von neuem nach, eignete sie sich innerlich an, vertrat sie als Fachmann und als Herrscher und setzte sie durch. Er stellte als seinen großen technischen Helfer den General von Roon neben sich: mit diesem zusammen hat er die Arbeit zu Ende geführt und den Kampf für sein Werk aufgenommen. Und da trat ihm der Widerstand der Partei in den Weg, die er selber soeben in der neuen Ära zur Mitregierung aufgerufen hatte: mit finanziellen, mit militärischen und mit verfassungspolitischen Einwänden. In der Heeresfrage prallten die Weltanschauungen des bürgerlichen Liberalismus und der militärischen Staatsgesinnung, wie sie in Wilhelm lebte, aufeinander; in der Heeresfrage wurde der noch ungelöste Gegensatz der Verfassungsfrage den Preußen bewußt. Die Liberalen wollten, wie es der Zeit natürlich war, den Anlaß zur Stärkung des Parlamentes benutzen; hinter den Kämpfen um Dienstzeit, Landwehr und Offiziersstand erschien sehr bald der Kampf um die Obermacht in der Verfassung, um den Vorrang zwischen Krone und Landtag, um die gesamte Stellung des Königtums. Der Militärstreit ist eben deshalb zum Verfassungskonflikt geworden, weil diese Machtfrage in Preußen unentschieden war: sie stellte sich bei dem ersten starken Probleme, das dem befreiten Verfassungsleben des Staates nach der Reaktionszeit aufgegeben ward, und wenn sie in Frieden lösbar war, so ist zum mindesten der Vermittler nicht gekommen, der sie, ohne Konflikt, zu lösen verstand. Kein Teil hat diesen Konflikt gewollt, aber der Streitgegenstand war so groß, daß alle Mittelwege bald versperrt waren. Das Gewicht seiner Heeresreform riß den alternden König in den Entscheidungskampf um seine

ADOLPH VON MENZEL

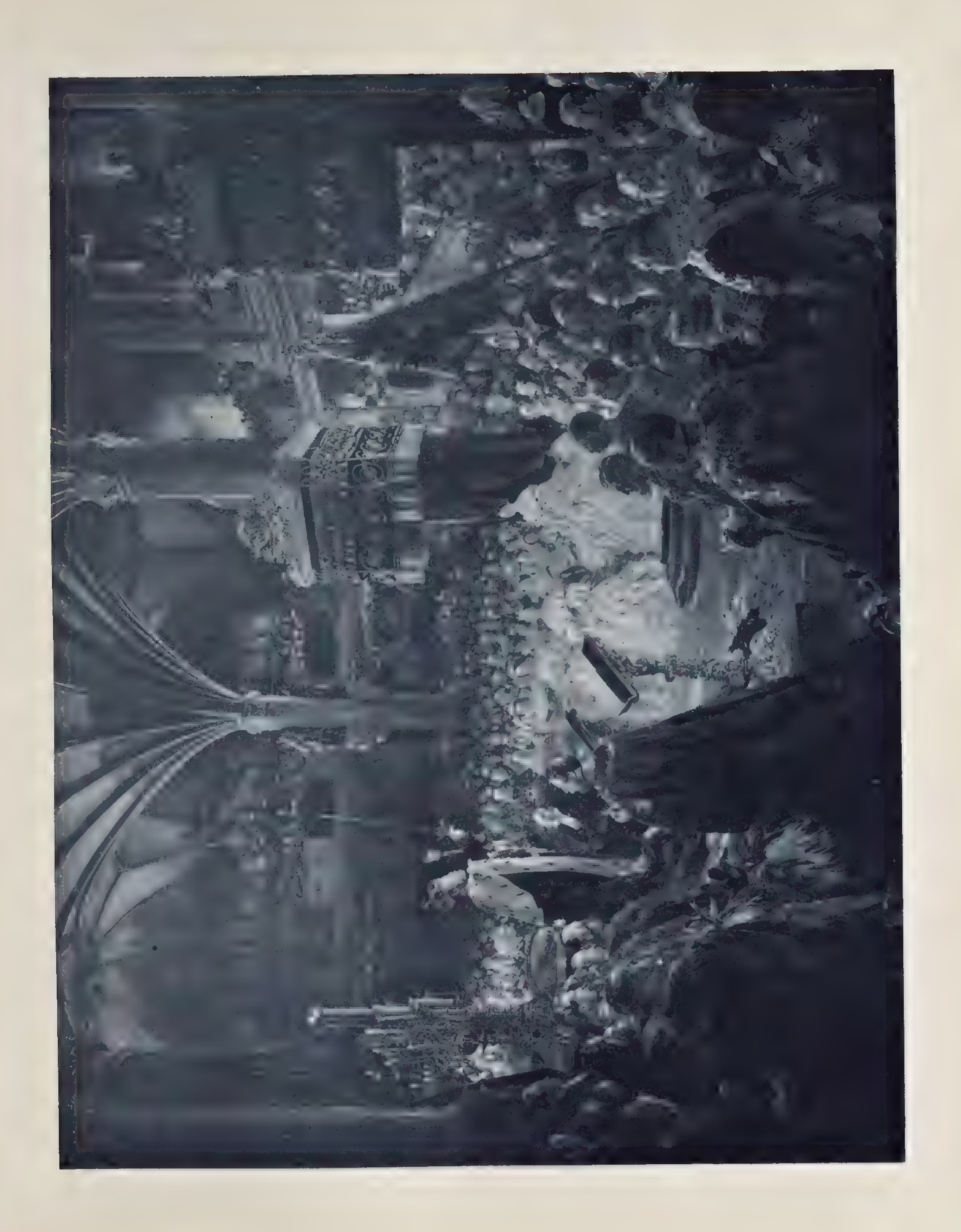
KRÖNUNG KÖNIG WILHELMS I. ZU KÖNIGSBERG, 18. OKTOBER 1861

Der Monarch wählte zur Krönung die alte Krönungsstätte in Königsberg und den 18. Oktober 1861, den Jahrestag der Leipziger Schlacht und den Geburtstag seines Sohnes. ◘

Es war ein tiefergreifender Augenblick, als er «die Krone, die ihm Gott gegeben, vom Altar nahm und auf sein Haupt setzte», zum sichtbaren Zeichen, daß er unerschütterlich behaupten werde jegliches Recht, welches ihm als Landesherrn gebühre. ◘



1. Kronprinzessin Viktoria; 2. Prinzessin Karl; 3. Prinzessin Friedrich Karl; 4. Prinzessin Alexandrine; 5. Frau von Bülow; 6. Gräfin Schulenburg; 7. Gräfin Hacke; 8. Gräfin Oriolla; 9. Gräfin Brandenburg; 10. Gräfin Schwerin; 11. Gräfin Hacke; 12. Gräfin Alvensleben; 13. Frl. von Schuckmann; 14. Gräfin Hohenthal; 15. Gräfin Brühl; 16. Gräfin Seydewitz; 17. Frl. von Voyna; 18. Frl. Below; 19. Fürst Radziwill; 20. Graf Dohna-Lauck; 21. Graf Dönhoff; 22. Kanzler Dr. von Zander; 23. Graf Dohna-Schlodien; 24. Oberburggraf von Brünneck; 25. General d. Kav. Graf Gröben; 26. Oberschloßhauptmann Graf Keller; 27. Graf Dohna-Schlobitten; 28. Prinz August von Württemberg; 29. Prinz Hohenlohe; 30. Herzog Wilhelm von Mecklenburg; 31. General d. Inf. von Werder; 32. Fürst Salm-Horstmar; 33. General d. Inf. von Grabow; 34. General d. Inf. von Brese-Winiary; 35. Herzog von Ujest; 36. Oberpräsident Dr. Eichmann; 37. Fürst von Bentheim-Tecklenburg; 38. Staatsminister Uhden; 39. Wirkl. Geh. Rat von Olfers; 40. Generaldirektor der Museen von Olfers; 41. Graf Haeseler; 42. Generalintendant von Hülsen; 43. Graf Brühl; 44. Flügeladjutant Graf Kanitz; 45. Graf Schafgotsch; 46. Graf Fürstenstein; 47. Regierungspräsident Graf Eulenburg; 48. Baron Röder; 49. Graf Pückler; 50. Graf Pfeil; 51. Graf Boos-Waldeck; 52. Graf Kalserling; 53. Herzog von Croy-Dülmen; 54. Fürst Salm-Dyk; 55. Graf Perponcher; 56. Graf Stolberg, Oberjägermeister; 57. Graf Brandenburg; 58. Graf von der Goltz; 59. Prinz Waldemar von Holstein; 60. General von Boyen; 61. Flügeladjutant von Strubberg; 62. Prinz Hohenlohe; 63. General Graf Adlerberg; 64. Prinz Biron-Curland; 65. von Bismarck, Gesandter; 66. Generalarzt Dr. Lauer, Leibarzt des Kaisers; 67. Oberhofprediger Dr. Snethlage; 68. Generalsuperintendent Dr. Hoffmann; 69. Oberkonsistorialrat Büchsel; 70. Feldpropst der Armee Dr. Thielen; 71. General d. Inf. von Peuker; 72. General d. Kav. Graf Waldersee; 73. General d. Inf. von Wussow; 74. General d. Inf. Herwart von Bittenfeld; 75. General d. Inf. von Benin; 76. Generalleutnant von Falkenstein; 77. Generalleutnant von Dankbahr; 78. Generalleutnant von Webern; 79. Generalleutnant von Alvensleben; 80. Generalleutnant von Steinmetz; 81. Generalleutnant von Kunowsky; 82. Generalleutnant von Schlichting; 83. Generalleutnant von Hinderfin; 84. Generalleutnant Graf von Monts; 85. Generalleutnant von Moltke; 86. Generalleutnant von Prittwitz; 87. Generalleutnant von Schöler; 88. Generalleutnant von Wallerschleben; 89. Großherzog zu Sachsen; 90. Großherzogin zu Sachsen; 91. Erzherzog Karl Ludwig; 92. Großfürst Nikolaus; 93. Lord Clarendon; 94. Marschall Mac Mahon; 95. Geheimer Oberbaurat Stüler; 96. Geheimer Oberregierungsrat Knerk; 97. Geheimer Rat Geiling; 98. Geheimer Rat Bußler; 99. Geheimer Rat Borck; 100. Hofrat Schulz; 101. Hofrat Dohme; 102. Musikdirektor von Herzberg; 103. König Wilhelm I.; 104. Königin Augusta; 105. Kronprinz Friedrich; 106. Prinz Karl; 107. Prinz Friedrich Karl; 108. Prinz Adalbert; 109. Prinz Albrecht; 110. Prinz Albrecht II.; 111. Prinz Alexander; 112. Prinz George; 113. Ministerpräsident Fürst Karl Anton von Hohenzollern; 114. Graf Pückler; 115. von der Heydt; 116. von Patow; 117. von Auerswald; 118. Feldmarschall von Wrangel; 119. General d. Inf. von Brauchitsch; 120. von Bethmann-Hollweg; 121. von Roon; 122. Graf Schwerin; 123. von Bernuth; 124. Graf Bernstorff; 125. Oberhof- und Hausmarschall Graf Pückler; 126. Staatsminister von Schleinitz; 127. Oberzeremonienmeister Graf Stillfried; 128. Graf Redern.



Krongewalt hinein. In Frage kamen dabei wohl auch die Abweichungen in der deutschen Politik, in der die Liberalen ebenfalls etwas anderes, unmittelbarer Nationales wollten als der ganz preußisch empfindende König. Aber der eigentliche Quell des Konfliktes lag in jenen inneren Verfassungsgegensätzen, in denen zunächst ein jeder Teil Recht hatte und sich das bessere Recht ergeben mußte aus der Leistung der lebendigen Kraft. Die innerpreußische Lage hat sich von 1860–62 stetig verschärft, Fehler, die man hier oder dort beging, haben sie zugespitzt, ohne doch der tiefere Grund des Streites zu sein. Das Heer ist in diesen Jahren umgeformt, in Wilhelms Sinne umgeschaffen worden: das Werkzeug der Macht wurde geschliffen und verblieb ganz in des Königs Hand. Dennoch war es nicht der preußische Boden, auf dem dieser preußische Streit seinen wirklichen Austrag finden sollte, auf dem die Macht zuletzt zum Handeln kam. In den preußischen tönte der deutsche Kampf hinüber. Durch die neue Ära und durch Österreichs Niederlage losgebunden, des Bannes entledigt, der seit Olmütz auf ihr lag, schnellte die Einheitsidee wieder empor; eine Agitation überzog die deutschen Länder, die nicht zur Ruhe zu bringen war; das kleindeutsche Programm wurde von Preußens Freunden wiederum verkündet. Die Regierungen, deren Dasein es bedrohte, suchten nach Gegenplänen, um sich vor Preußens möglicher Vorherrschaft zu schützen und die erregte Stimmung der Nation von sich aus, ohne eigenen Verlust, zu befriedigen und zu gewinnen: sie gingen gegen Preußen vor und trieben gerade dadurch den König von Preußen dazu, seine eigenen älteren Thronfolgerwünsche preußischer Aufrichtung und Führerschaft im Widerstande gegen Österreich und die Mittelstaaten wieder stärker hervorzukehren, als er es unter dem Drucke der Herrscherverantwortung seit 1858 gewollt hatte. In schweren Seelennöten hat sich König Wilhelm 1861, von Albrecht von Roons scharfer und tiefer Persönlichkeit gestützt, zu dem Entschlusse durchgerungen, den inneren Machtstreit im vollen königlichen Sinne auszufechten. Als er zu Königsberg am 18. Oktober 1861 sich die Krone auf das Haupt setzte, war ihm die heilige Handlung ein Symbol dieses Entschlusses. Und schrittweise ist er in denselben Zeiten auf dem deutschen Kampfesboden vorwärtsgedrängt worden: der Unionsplan, der Bund des engeren Deutschlands unter Preußen, ward wieder von ihm bekannt, und die Luft erfüllte sich mit kriegerischer Spannung.

Auf allen Gebieten ist in diesen Jahren, da Wilhelm I. bis zu einem weiten Maße selbst handelte, der Boden umgepflügt: das preußischdeutsche Dasein neuen Zielen zugewendet worden. Aber der greise Fürst, an dessen Eintritt die Wandlung sich knüpft, war nicht der Streiter, den der neue Kampf heischte. Im Sommer 1862 reifte der innere Gegensatz zum Bruch. Die erdrückende Mehrheit des Abgeordnetenhauses verlangte in der Militärfrage die Demütigung der Krone; der König wies sie von sich; die wichtigsten seiner Minister außer Roon wollten ihm in den Konflikt nicht folgen. Wilhelm selber wollte sich weder beugen noch sah er den Weg, in jenem Konflikte, innerhalb einer jüngeren, ihm fremdartigen Welt, zu siegen; Abdankungspläne wurden stark in ihm. Da hat ihm der Kriegsminister, der in diesen Jahren in allem der erste seiner historischen Gehilfen geworden war, den Staatsmann nahegebracht, in dem Roon seit langem den einzigen Arzt der kranken Zustände erblickte, den großen Diplomaten, dessen starke Seele auf die Erhebung des preußischen Adlers in Deutschland und Europa hindrängte, dessen unberechenbarer Sturmeskraft der König, maßvoll, vornehm, vorsichtig wie er selber war, sich auszuliefern bisher ein unüberwindliches Bedenken getragen hatte. In Babelsberg am 22. September 1862 ergriff Wilhelm die Hand Otto von Bismarcks: in einer Lage, die seine eigenen Leistungen geschaffen hatten und deren Forderungen er sich sicherlich nicht entziehen wollte, sobald er die Möglichkeit fand, sie zu erfüllen; aber in einer Stunde höchster Einsamkeit und ernstester Not; durchaus ein Unbesiegter, aber zum Weiterkampfe bereit nur wenn ihm der Minister zur Seite träte, der diesem Kampfe nach Kraft und Willen einzig gewachsen war; im Angesichte von Aufgaben, die nach dem Genius riefen. Wilhelm sah sie zunächst auf dem preußischen Felde, Bismarck vornehmlich auf dem deutschen: aber sie schlossen, der König in tapferem Entschlusse, sein gewaltiger Diener in schöpferischer Tatenlust, ihren Bund zu gemeinsamem Tagewerke.

Den Verfassungskonflikt hat Bismarck geerbt: er hatte seine Schwere vielleicht im voraus unterschätzt, er fand ihn jetzt als Tatsache vor, er

mußte ihn auf sich nehmen. Es war ein Kampf, der vom Rechtsboden auf den der Macht hinübergeschritten war, vor der Hand nur führbar mit außergewöhnlichen Mitteln; König und Minister sprachen es aus, daß es ein Ausnahmezustand sei und daß er behoben werden müsse, sobald ein Friede möglich werde, aber vorerst konnten sie nichts anderes wählen als den Krieg. Sie taten es, der König von dem moralischen Rechte, Bismarck von der staatlichen Notwendigkeit dieses Krieges vornehmlich durchdrungen. Von der Bevölkerung her antwortete der gleiche Klang, Jahre der heißesten und schmerzlichsten Verwirrung brachen an: Recht gegen Recht, Überzeugung gegen Überzeugung, Schroffheit gegen Schroffheit, die Kräfte des preußischen Landes gegeneinander gestellt, in unlösbaren Widersprüchen durcheinander, so schien es, gelähmt. Nachgeben konnte kein Teil, wenn er nicht die eigene Niederlage anerkennen wollte: auch für die Regierung bestand solche Möglichkeit nicht, auch für sie bedeuteten gelegentliche Annäherungen des Gegners nur einen Lockruf zur Selbstunterwerfung. Bismarck hat sicherlich diesen inneren Kampf dann und wann ausgenützt, um seine eigene Stellung, seine Unentbehrlichkeit bei seinem Herrscher dadurch zu befestigen. Aber in der Hauptsache war seine innere Politik einfach gegeben: er trug, mit Roon vereint, die königliche Standarte durch das Handgemenge hindurch, und mußte sie emporhalten bis zum Siege.

In sich selber aber barg der Verfassungskonflikt keine Aussicht der Lösung. Schaffen konnte auch Bismarck jetzt nur auf jenem Gebiete, auf dem die große positive Aufgabe der Epoche lag. Er aber konnte es wirklich: er zog seinen Herrscher, der ja bereits vorher in die Bahnen deutscher Politik zurückzulenken begonnen hatte, von Anfang an zu stärkerer Abwehr und aus der Abwehr alsbald in den Angriff hinüber. Er vollbrachte in seiner Weise, wonach die Sehnsucht der anderen schrie, und führte die preußische Macht in den Entscheidungskrieg um Deutschland hinein. Die Monarchie der Hohenzollern erwies ihre Überlegenheit und ihre Unersetzbarkeit im eigenen Hause und in der Weite der Nation durch hohe Tat und hellen Waffensieg innerhalb Europas. Aus allen Nebeln und Dunkeln stieg dem vielgeprüften Deutschland der Sonnenglanz einer neuen Größe, eines neuen Daseins empor.

Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Von August Keim.

Die Kämpfe, welche 1864 Preußen und Österreich gegen Dänemark durchfochten, um Schleswig-Holstein vor dänischer Vergewaltigung zu schützen, sind in ihren politischen Folgen der Ausgangspunkt geworden für die nationale Einigung Deutschlands. Jener Krieg zeigte in erster Linie die völlige Untauglichkeit des Deutschen Bundes, deutsche Interessen unter großen Gesichtspunkten zu wahren; er führte die beiden deutschen Vormächte in siegreicher Waffenbrüderschaft zusammen und er gab schließlich dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck Gelegenheit, seine weitblickende Staatskunst in einer Angelegenheit zu betätigen, welche bis dahin weniger als eine deutsche, als wie eine allgemein europäische angesehen wurde. Hieran trug in erster Linie Schuld der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, bei dessen Abschluß auch Rußland, Frankreich, England und Schweden mitgewirkt hatten. Das Vertrauen auf die Hilfe dieser Mächte war es auch, welches das kleine Dänemark ermutigte, entgegen allen durch Jahrhunderte hindurch feierlich bekräftigten Abmachungen, welche Schleswig-Holstein als «up ewig ungedeelt» seine politische Unabhängigkeit von Dänemark sicherten, zu dänischen Provinzen machen zu wollen. Dieses Bestreben trat von neuem offen zutage bei der Thronbesteigung König Christians IX. im November 1863.

Schon einmal, in den Jahren 1848—50, war es zum Kriege gekommen zwischen Deutschland und Dänemark wegen der beiden Schwesterprovinzen, den — nach schwächlichem Zurückweichen Preußens aus politischen Gründen — die braven Schleswig-Holsteiner mannhaft allein fortsetzten, um aber schließlich der dänischen Übermacht zu erliegen.

Endlich entschloß sich auch der Deutsche Bund im Herbst 1863 zu einer «Exekution» gegen Dänemark, deren Durchführung Österreich, Preußen, Hannover und Sachsen übertragen wurde, nachdem Bismarck gegenüber den kurzsichtigen Treibereien im preußischen Abgeordnetenhause, welches das Geld für den dänischen Krieg verweigerte, die stolzen Worte gesprochen hatte: «Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu

führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen!»

Am 23. Dezember rückten die Bundestruppen unter Befehl des sächsischen Generalleutnants von Hacke — 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner, denen als Reserve je 5000 Österreicher und Preußen folgten — in Holstein ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Die Dänen gingen bis hinter die Eiderlinie zurück, um die Danewerkstellung zu besetzen.

Mit der Okkupierung Holsteins hielt der Deutsche Bund seine Aufgabe politisch wie militärisch für gelöst, während die beiden deutschen Vormächte die ganze Streitfrage nur dann als erledigt im nationalen Sinne ansahen, wenn auch hinsichtlich Schleswigs die dänische Regierung ihre den Verträgen zuwiderlaufende Haltung aufgäbe. Als Österreich und Preußen deshalb am 28. Dezember 1863 den Antrag beim Bunde einbrachten, nunmehr auch zur Besetzung Schleswigs zu schreiten und dieser Antrag abgelehnt wurde, entschlossen sich die beiden Mächte zum selbständigen kriegerischen Vorgehen gegen Dänemark. Letzteres hatte inzwischen die durchaus gerechten Forderungen der deutschen Vormächte abgelehnt im Vertrauen auf die deutsche Langmut und vor allem im Vertrauen auf eine bewaffnete Einmischung der übrigen Großmächte zu seinen Gunsten. Andererseits wäre es offenbar Vermessenheit gewesen seitens des kleinen Staates, den Kampf aufzunehmen mit Österreich und Preußen. Diese beiden hatten zusammen 58000 Mann — 38000 Preußen unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl und 20000 Österreicher unter Feldmarschalleutnant von Gablenz — bereitgestellt, die unter dem Oberbefehl des greisen Feldmarschalls von Wrangel ihre Operationen am 1. Februar 1864 begannen. Die Operationsarmee war in 3 Armeekorps eingeteilt, dessen rechten Flügel (1. Armeekorps: Infanteriedivisionen 6 und 13, kombinierte Kavalleriedivision, Reserveartillerie [24 Bataillone, 21 Eskadrons, 13 Batterien, 1 Pionierbataillon]) und linken Flügel (3. Armeekorps: kombinierte Gardeinfanteriedivision [12 Bataillone, 4 Eskadrons, 2 Batterien]) preußische Truppen bildeten, während die Mitte von den österreichischen Truppen (2. Armeekorps: 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavalleriebrigade [20 Bataillone, 10 Eskadrons, 6 Batterien, 3 Pionierkompagnien]) eingenommen wurde. Die dänische Feldarmee, in 4 Divisionen gegliedert und im ganzen 32000 Mann Infanterie, 4000 Reiter, 104 Feldgeschütze zählend, hielt die Danewerklinie besetzt. Diese bestand aus einer Reihe von Verschanzungen, welche sich um das in der Mitte südwestlich der Stadt Schleswig liegende eigentliche Danewerk in einer Ausdehnung von über 30 Kilometer gruppierten. Da die Dänen zu schwach waren, um diese lange Verteidigungslinie überall genügend besetzen zu können und ihre zweite Verteidigungslinie, die Düppelstellung, hinter dem linken Flügel der Danewerkstellung lag, so erschien es operativ geboten, mit den Hauptkräften gegen den linken Flügel der dänischen Aufstellung vorzugehen. Gelang es, hier durchzubrechen, so war den dänischen Truppen der Mitte und des rechten Flügels der Rückzug nach der Düppelstellung abgeschnitten und damit das dänische Heer der Vernichtung ausgesetzt. Diesen Gedankengang hatte auch der Chef des preußischen Generalstabes, Generalleutnant von Moltke, in einem Operationsentwurf zum Ausdruck gebracht. Leider ließ dessen Durchführung seitens des Oberkommandos manches zu wünschen übrig. Die preußisch-österreichischen Truppen drangen zwar überall bis zur Danewerklinie vor. Hier trat aber am 3. Februar eine Verzögerung der Bewegung ein, obwohl die österreichische Brigade Graf Gondrecourt an demselben Tage in tapferem Ansturm bei Ober-Selk und Jagel die Dänen bis in die Verschanzungen zurückgeworfen hatte. Als es aber zur Ausführung des vom Feldmarschall von Wrangel bereits befohlenen Sturmes auf die mit schweren Geschützen armierten Schanzen kommen sollte, gab der Feldmarschall selbst Gegenbefehl. Inzwischen hatte Prinz Friedrich Karl vergeblich am 2. Februar bei Missunde den Übergang über die Schlei zu erzwingen versucht. Er mußte nach verlustreichem Gefechte von diesem Versuche Abstand nehmen und ordnete nunmehr den Übergang seines Armeekorps für den 6. Februar weiter östlich bei Arnis und Kappel an, welche Punkte als am geeignetsten bereits in dem erwähnten Operationsplane Moltkes empfohlen waren.

Diesen allgemeinen Stillstand in der Vorwärtsbewegung der Verbündeten benutzte der dänische Oberbefehlshaber, General de Meza, um am Abend des 5. Februar mit der Räumung der Danewerkstellung zu beginnen unter Zurücklassen von 154 schweren Geschützen. Der

nach der Düppelstellung gerichtete Rückzug der Dänen ging auch glücklich vonstatten. Nur mit den verfolgenden Österreichern kam es seitens der dänischen Nachhut zu einem Gefecht bei Oeversee, welches mit einem glänzenden Erfolge der österreichischen Brigade Graf Nostitz endete.

Die Dänen erreichten am 7. Februar nach 60 stündigen Rückzugsmärschen die Düppelstellung. Bei der mangelhaften Beschaffenheit der letzteren – ein Teil der Werke war nicht einmal sturmfrei – und dem beinahe der Auflösung gleichkommenden Zustande der völlig erschöpften dänischen Truppen hätte ein scharfes Nachdrängen sowie ein sofortiger entschlossener Angriff ohne Zweifel die Düppelstellung den Verbündeten ausgeliefert. Statt dessen rückten letztere nur langsam vor, unterließen jeden Versuch eines Handstreiches und gaben so den Dänen die nötige Zeit, sich hinter dem Schutze der Düppelstellung zu retablieren und letztere bedeutend zu verstärken. Die Schanzenlinie lagerte sich als ausgedehnte Brückenkopf-Befestigung am Alsensund vor Sonderburg auf der Insel Alsen, den Übergang nach dieser Insel schützend. Im Mittelpunkte der 6 Kilometer langen Verschanzungen lag das Dorf Düppel, während eine weiter vorgeschobene, sehr günstig aufgestellte Vorpostenlinie dem Angreifer den Einblick in die eigentliche Verteidigungsstellung entzog.

Der Düppelstellung gegenüber verblieb das 1. (preußische) Armeekorps, während die beiden übrigen Armeekorps bis zur Südgrenze Jütlands rückten, jedoch bald in ihren Operationen ins Stocken gerieten, weil man aus politischen Gründen vermeiden wollte, in Jütland selbst einzudringen. Erst Anfang März kamen diese Bedenken in Wegfall, so daß das 2. und 3. Armeekorps ihre Bewegungen wieder aufnehmen konnten. Die Dänen wichen weiter nach Norden zurück, wiederum mangelhaft verfolgt, trotzdem die Österreicher am 8. März bei Veile – zum dritten Male in diesem Feldzuge – in glänzend durchgeführtem Angriffe die Dänen in ein verlustreiches Gefecht verwickelten. Auch diesmal gewannen die in Jütland befindlichen dänischen Truppen Zeit, sich einer sicheren Niederlage durch Übergehen nach dem Limfjord zu entziehen. Das 2. Armeekorps (Österreicher) schritt nun zur Einschließung und Beschießung der Festung Fredericia, während das 3. Armeekorps (preußische Garde) Ende März zu der Belagerung von Düppel herangezogen wurde. Denn um eine regelrechte Belagerung handelte es sich hier schließlich, obgleich nur eine befestigte Feldstellung anzugreifen blieb.

Im Hauptquartier des Prinzen Karl war während der mehrwöchentlichen Untätigkeit vor Düppel – erst Ende Februar wurde in Berlin die Bereitstellung von Belagerungsgeschütz angeordnet – der Plan in Erwägung gezogen worden, durch einen Übergang auf die Insel Alsen die Düppelstellung zu umgehen und letztere dann vom Rücken her anzugreifen. Gelang dieser Plan, so war das Schicksal der Verteidiger von Düppel besiegelt, und der ganze Krieg einem raschen Ende zugeführt.

In Berlin äußerte man jedoch mancherlei Bedenken gegen diesen jedenfalls genialen Gedanken. Erst nachdem viel hin und her geschrieben worden war, sollte der Plan einer Landung auf Alsen endlich ausgeführt werden, und zwar in der Nacht vom 2. auf den 3. April von Ballegaard aus. Die Truppen standen schon bereit, die Boote waren zur Stelle, aber ein heftiger Nordweststurm machte die Überfahrt unmöglich. Das Unternehmen wurde zuerst aufgeschoben, dann ganz aufgegeben, weil die Dänen inzwischen aufmerksam geworden, und damit die Vorbedingung für das Gelingen, die Überraschung, in Wegfall kam.

Die Belagerung hatte inzwischen ihren Fortgang genommen, nachdem am 21. März 56 Belagerungsgeschütze eingetroffen waren, deren Zahl nach und nach bis auf 102 vermehrt wurde, aber sie trug mehr den Charakter einer gewaltsamen Einschließung, bis endlich in der Nacht vom 21.–22. März das Ausheben der ersten Parallele begann. Dieselbe wurde aber erst am 1. April fertiggestellt einschließlich 7 Belagerungsbatterien. Diese erste Parallele lag 900 Meter von der Linie der Schanzen entfernt, deren 10 von größerer Ausdehnung vorhanden waren. Das Ausheben der zweiten Parallele gelang in der Nacht zum 10. April, und zwar nur 450 Meter von den Schanzen, die nunmehr unter der Wirkung der preußischen schweren Geschütze bald ihre Verteidigungsfähigkeit einbüßten. Am 18. April konnte zum Sturm auf die dänische Stellung geschritten werden, zu deren Verteidigung im ganzen 34 Bataillone, 64 Feldgeschütze und 70 noch brauchbare Festungsgeschütze bereit standen. Die ge-

GEORG BLEIBTREU

ÜBERGANG NACH ALSEN, 29. JUNI 1864

Vor Tagesanbruch setzt das 2. Bataillon des 24. preußischen Infanterieregiments bei dem Satruper Gehölz über den Alsensund. Im vordersten Boot befindet sich General von Röder mit seinem Adjutanten, Leutnant Kolbe; ihnen sind die Hauptleute von Goerschen und von Otto, sowie Leutnant von Brockhusen bereits ans Ufer vorausgeeilt und stürmen in das 4. dänische Bataillon. Links durch das Wasser watend Oberstleutnant von Laßberg.



1. General von Röder; 2. Leutnant Kolbe; 3. Hauptmann von Goerschen; 4. Leutnant von Brockhusen; 5. Hauptmann von Otto: 6. Oberstleutnant von Laßberg.



naue Stärke der Verteidiger betrug 23000 Mann.

Der Angreifer verfügte über $38\frac{1}{2}$ Bataillone, $7\frac{1}{2}$ Pionierkompagnien, 67 Feldgeschütze — im ganzen 37000 Mann. Der eigentliche Sturm wurde jedoch durchgeführt von nur $11\frac{1}{2}$ Bataillonen des 3. (brandenburgischen) Armeekorps sowie der Garde. Um 10 Uhr vormittags gingen die in 5 Kolonnen formierten Truppen zum Sturme vor. Fünf Minuten später flatterte die preußische Fahne auf Schanze VI, unmittelbar darauf auf den Schanzen III, V, I, nach 10 Minuten auf Schanze II und nach 13 Minuten auf Schanze IV. Somit waren sämtliche Schanzen des linken Flügels in ruhmvollem Kampfe erstürmt. Darauf wandten sich die Sturmkolonnen gegen die Schanzen des rechten Flügels VII und X. Auch diese fielen nach kurzem aber teilweise erbittertem Ringen. Um 12 Uhr war die Düppelstellung erobert, eine Stunde später auch der Brückenkopf. Die Dänen zogen sich nach einem Verluste von 5000 Mann — hierunter 1200 Mann Tote und Verwundete — auf die Insel Alsen zurück. Die Sieger hatten im ganzen 1130 Mann verloren; 17 Offiziere und 246 Mann waren gefallen. Generalmajor von Raven, Kommandeur der 10. Infanteriebrigade, erlitt beim Sturme eine tödliche Verwundung. Durch die Erstürmung von Düppel war das schleswigsche Festland von den Dänen befreit.

Mit stolzer Freude begrüßte das preußische Volk diesen ersten glänzenden Sieg der preußischen Waffen nach halbhundertjährigem Frieden. Auch über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus fühlten deutsche Herzen den Pulsschlag einer neuen Zeit. Im Auslande aber, namentlich in England, Frankreich und Schweden, die mit ihren Sympathien auf dänischer Seite standen, war man unliebsam überrascht von dem harten Schlage, welcher die Dänen getroffen hatte.

Dies hielt aber die dänische Regierung nicht ab, auf der am 20. April in London zusammengetretenen Konferenz der Großmächte, denen noch die Vertreter des Deutschen Bundes, Schwedens und Dänemarks hinzutraten, hinsichtlich Schleswig-Holsteins Forderungen zu stellen, welche den beiden deutschen Vormächten unannehmbar schienen. Schließlich wurde vom 12. Mai ab ein Waffenstillstand auf vier Wochen vereinbart.

Inzwischen hatten die Dänen am 28. April Fredericia geräumt und damit schien der von General Moltke schon längere Zeit befürwortete Plan, die Dänen auf der Insel Fünen anzugreifen, um dadurch eine spätere Landung auf Seeland selbst vorzubereiten, seiner Verwirklichung näher gerückt. Aber auch diesmal verzögerten politische Bedenken die Ausführung dieses jedenfalls höchst wirkungsvollen Unternehmens, bis es nach Eintritt des Waffenstillstandes ganz aufgegeben wurde.

Dagegen sollte vor Beginn des Waffenstillstandes noch die Flotte der Verbündeten Gelegenheit zur Auszeichnung finden. Die preußische Ostseeflotte hatte bereits am 17. März trotz ihrer Schwäche die weit stärkere dänische Flotte bei Jasmund angegriffen und sich hierbei rühmlich behauptet. In der Nordsee vereinigten sich Anfang Mai drei österreichische mit zwei preußischen Kriegsschiffen, welche erstere am 9. Mai — die kleinen preußischen Schiffe (Kanonenboote) konnten sich am Gefecht nicht beteiligen — bei Helgoland gegen drei dänische Schiffe ehrenvoll kämpften.

Auf der Londoner Konferenz hatte Dänemark, fest vertrauend auf die Unangreifbarkeit seiner seegeschirmten Inseln und immer noch Hoffnung hegend, daß eine oder die andere Großmacht den deutschen Gegnern in die Arme fallen würde, die nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, — derselbe war schon einmal um 14 Tage verlängert worden — zurückgewiesen. So begannen die Feindseligkeiten von neuem am 25. Juni.

Die verbündeten Armeen, deren Oberbefehl jetzt Prinz Friedrich Karl übernahm, eröffneten die Feindseligkeiten mit dem Übergang auf die Insel Alsen, welche von drei dänischen Brigaden verteidigt wurde. Das 1. Korps — an dessen Spitze nunmehr General Herwarth von Bittenfeld stand — führte mit der 6. (brandenburgischen) und 13. (westfälischen) Division am 29. Juni bei Morgengrauen trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers den Übergang in Booten glücklich aus, vertrieb die Dänen vom Strande und schließlich unter fortwährenden Kämpfen von der Insel, welche sich am Abend im Besitz der preußischen Truppen befand. Die Dänen entzogen sich unter dem Schutze der auf der Halbinsel Kekenis errichteten Batterien, sowie unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffe dem Waffenbereiche der Preußen. Dem größten Teil der dänischen Truppen gelang es allerdings an Bord der Kriegsschiffe zu

gelangen, aber immerhin fielen noch 37 Offiziere und 2400 Mann Gefangene in die Hände des Siegers, welcher diesen neuen glänzenden Waffenerfolg mit dem verhältnismäßig geringen Verlust von 33 Offizieren und 339 Mann erstritten hatte.

Jetzt endlich nach dem Falle von Alsen trat in Kopenhagen, wo bis dahin die am Ruder befindliche Partei der Eiderdänen in demagogischer Weise das Volk zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aufgestachelt hatte, der politische Rückschlag ein. In erster Linie war die dänische Armee selbst empört über die leichtfertige Art und Weise, wie der Krieg immer noch fortgesetzt wurde ohne jede Aussicht auf militärische Erfolge, nur weil es den Machthabern in Kopenhagen so gefiel. Es kam schließlich soweit, daß der dänische General Hegermann dem Könige Christian seine Truppen anbot «gegen die demokratischen Staatsverderber in Kopenhagen».

Die eiderdänische Regierung trat zurück, und der König konnte wieder selbst das Heft in die Hand nehmen. Vor allem suchte er die Beendigung des Krieges herbeizuführen. Bis letzteres gelang, hatten aber die Verbündeten die Operation in Jütland so energisch betrieben, daß am 14. Juli auf dem Kap Skagen, der äußersten Nordspitze Jütlands, die preußische und österreichische Flagge gehißt werden konnte zum Zeichen der Besitznahme des ganzen dänischen Festlandes.

Am 18. Juli trat auf Ansuchen Dänemarks von neuem Waffenstillstand ein, dem am 1. August ein Präliminarfriede folgte, bis am 30. Oktober der Friedensschluß von Wien den Krieg beendigte. Er gab Österreich und Preußen die freie Verfügung über die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Die Verkettung politischer Umstände fügte es später, daß die Bundesgenossen von 1864 zwei Jahre darauf in blutigem Kriege um die Vorherrschaft in Deutschland kämpften. Hierbei zeigte es sich, daß die militärischen Lehren, welche in reichem Maße auf operativem, taktischem und technischem Gebiete aus dem Kriege 1864 erwuchsen, für Preußen eine höchst wertvolle kriegerische Vorschule gewesen waren. Und für den Leiter der preußischen Politik sollten die großen diplomatischen Erfolge des Jahres 1864 zumal dem Auslande gegenüber späterhin das Sprungbrett abgeben für die größte politische Tat des 19. Jahrhunderts — die Einigung Deutschlands!

Der Krieg von 1866.

Von Ludwig Freiherr von Falkenhausen.

Auf dem Wege der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung stehen drei Marksteine mit den Jahreszahlen 1864, 1866, 1870; sie bezeichnen die Vorbereitung, die Entwicklung, die Vollendung des großen Werkes, geknüpft an die jedem Deutschen unvergeßlichen Gestalten des edlen und weisen Hohenzollernfürsten Wilhelm I., des gewaltigen Staatsmannes Bismarck und des genialen Strategen Moltke.

Die Ereignisse des Jahres 1866 bilden den Brennpunkt der großen Frage, welche seit Jahrhunderten das Herz aller warm für ihr Vaterland fühlenden Deutschen bewegte: wie ein Ende zu machen sei dem ohnmächtigen und zerrissenen Zustande Deutschlands, in welchen der unselige Verlauf seiner Geschichte das einst so herrliche Reich versetzt hatte.

Aus der großen Zahl der Staaten, welche das deutsche Reich bildeten, ragten zwei hervor, deren beiderseitige Bedeutung jeden einzelnen verhinderte, in dem vielgestaltigen Chaos die geschichtlich notwendige Führung zu gewinnen. Alle Bestrebungen, einen haltbaren Zustand in Deutschland zu schaffen, scheiterten an der Unnatur dieses Zustandes, der von dem eifersüchtigen, die Ohnmacht Deutschlands erstrebenden Auslande möglichst aufrecht erhalten wurde. Über kurz oder lang mußte es zur Waffenentscheidung zwischen den beiden deutschen Großmächten kommen. Und das um so notwendiger, als Preußen mehr und mehr erstarkt war und in die deutschen Lebensfragen hineinwuchs, während sich das vielsprachige Österreich in gleichem Maße von deutschem Denken und Fühlen entfernte.

Schon frühzeitig, noch als Prinz von Preußen, hat Kaiser Wilhelm I. die feste Überzeugung ausgesprochen, daß Preußen nach seinem geschichtlichen Beruf an die Spitze von Deutschland gelangen müsse. Bismarck aber gewann als Gesandter am deutschen Bundestage, in Frankfurt, an der Quelle deutscher Uneinigkeit und Unfähigkeit, die sein ganzes späteres Wirken bestimmende Auffassung, wie zwar ein Zusammengehen Preußens und Österreichs im Interesse beider durchaus geboten sei, auf gesunder Grundlage indessen nur erfolgen könne,

nachdem die Frage über die Vorherrschaft in Deutschland entschieden wäre.

Diese Frage war, wie mit der Zeit immer deutlicher hervortrat, nur durch das Schwert zu lösen. Als König Wilhelm Bismarck an die Spitze der Geschäfte des preußischen Staates berief, reifte die Tat; und den immer zunehmenden Bestrebungen des habsburgischen Kaiserreichs, zur Alleinherrschaft in Deutschland zu gelangen, wurde ein Riegel vorgeschoben. Nachdem die kurze Verbindung der beiden führenden deutschen Mächte im Feldzuge von 1864 gegen Dänemark gescheitert war, spitzten sich die gespannten Verhältnisse aufs äußerste zu. Ein Bündnis mit Italien war geschlossen worden. Nach schwerem inneren Kampfe zwischen der politischen Notwendigkeit und seiner ererbten Anhänglichkeit an den österreichischen Kaiserstaat sah sich König Wilhelm gezwungen, den auf umfassende kriegerische Rüstungen gestützten Versuch Österreichs, durch den Antrag am 14. Juni 1866 beim Bundestage Preußens Stellung in Deutschland endgültig zu untergraben, mit der Kriegserklärung an Österreich und die ihm der Mehrzahl nach gleichgesinnten deutschen Staaten zu beantworten.

Der König hatte durch die in Preußen zum Nachteil des Landes viel umstrittene Heeresreform, wirksam unterstützt durch den Kriegsminister Roon, ein starkes, in Ausbildung und Bewaffnung hervorragendes Kriegsheer geschaffen, dessen zu erwartende Aufgaben in weiser Voraussicht von Moltke, dem Chef des Generalstabes, durch jahrelange ernste Denkarbeit erkannt und festgelegt waren.

Die teils feindliche, teils unsichere Haltung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, besonders Sachsens, Hannovers, beider Hessen, sowie der Süddeutschen, schuf Preußen für den bevorstehenden Kampf außer Österreich noch viele Feinde; aber klar wurde erkannt, daß in dem Kaiserstaate der eigentliche Feind zu besiegen sei, daß mit ihm die anderen fallen würden.

So wurde an Preußens Grenzen, Böhmen und das eng zu ihm gehörende Sachsen in weitem Bogen umspannend, das in drei, vom preußischen Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl und General von Herwarth geführte Gruppen getrennte Hauptheer versammelt, wogegen man die Niederwerfung der deutschen Verbündeten Österreichs geringen, später zur Mainarmee unter General von Falckenstein vereinigten Kräften übertrug.

Das österreichische Heer unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek hatte anfänglich in der Annahme eines frühzeitigen überraschenden preußischen Vormarsches mit 6 Korps und 4 Reiterdivisionen eine auf die Festung Olmütz gestützte Aufstellung eingenommen, während in Böhmen nur das 1. Korps und eine Reiterdivision verblieben war. Am 17. Juni entschloß sich indessen Benedek, da seine Annahme nicht zutraf, zum Vormarsch mit der Hauptmasse nach Böhmen, um sich mit dem 1. Korps und dem an dieses heranzuziehenden sächsischen Korps zu vereinigen.

Vom preußischen Hauptheere rückte zuerst die Elbarmee unter Herwarth in Sachsen ein, zur näheren Verbindung mit der 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl, dessen Oberbefehl sie unterstellt wurde, während die 2. Armee unter dem Kronprinzen sich etwas mehr rechts an die 1. Armee heranschob. Dann erging am 22. Juni der Befehl des Königs, «daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in Richtung auf Gitschin aufsuchen sollten». Aus der weitläufigen, durch die Heranführung mit den Eisenbahnen bedingten Versammlung wurde nach dem in der Folge oft hervorgehobenen Grundsatze: «Getrennt marschieren, vereint schlagen» die Vereinigung der getrennten Massen in Richtung auf den Feind erstrebt und den Armeeführern die selbständige Ausführung der Weisungen der obersten Heeresleitung überlassen.

Benedeks leitender Gedanke war, sich mit der Hauptmasse gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden, und nur zwei Armeekorps gegen Schlesien als Flankendeckung zu belassen. Unklarheiten in Auffassung der Lage und Schwankungen in den Absichten, welche widersprechende Befehle und das vereinzelte Einsetzen mehrerer Korps zur Folge hatten, führten indessen gleich beim Beginn der Feindseligkeiten zu Mißerfolgen für die österreichisch-sächsischen Waffen. Der Kronprinz drang in den letzten Junitagen mit der 2. Armee in einer Reihe siegreicher Gefechte bei Nachod, Skalitz und Soor, in denen das 5. Armeekorps unter General Steinmetz Hervorragendes leistete, unbeschadet des unglücklichen Ausganges des Treffens bei Trautenau, bis zur oberen Elbe vor und gewann durch das Ge-

fecht am 29. Juni den Übergang über diesen Fluß bei Königinhof.

Der österreichische Feldherr gab nunmehr die Offensive auf und wollte in der der Aufstellung des Kronprinzen gegenübergelegenen Stellung bei Dubenetz unter Deckung gegen den Prinzen Friedrich Karl standhalten. Durch den entschiedenen Mißerfolg seines 1. Korps und der Sachsen bei Gitschin am 29. Juni, nach welchem diese unter starken Verlusten vor den Divisionen Tümpling und Werder der 1. Armee zurückweichen mußten, erschien ihm aber seine linke Flanke derart bedroht, daß er entmutigt den Rückzug aus der eingenommenen Stellung nach Königgrätz antrat, zunächst mit der Absicht, in seine ursprüngliche Aufstellung bei Olmütz zurückzukehren. Das Gebot, nicht vor einem Hauptschlage mutlos zurückzuweichen und die Waffenehre zu wahren, führte ihn dann am 2. Juli zu dem Entschluß, auf den ihm geeignet erscheinenden Höhen westlich der Elbe bei Königgrätz die Schlacht anzunehmen.

Diese Höhen begleiten östlich den Lauf der Bistritz, welche von Norden nach Süden der südlich Königgrätz bei Pardubitz aus ihrer bis dahin ebenfalls nordsüdlichen Richtung scharf nach Westen umbiegenden Elbe zufließt: liegen also zwischen der Elbe und der Bistritz. In sanfter Abdachung zum Tale der Bistritz abfallend, beherrschen sie die Übergänge über dieses Flüßchen, welches, von teilweise sumpfiger Niederung umgeben, ein nicht unbedeutendes Hindernis bot. Aus der Richtung von Gitschin führten zwei hauptsächliche Anmarschwege nach Königgrätz. Von diesen überschreitet die Bistritz nördlich die Chaussee bei Sadowa, südlich ein weiterer Weg bei Nechanitz. Die erstere stößt auf die Höhen bei den Dörfern Lipa und Chlum, der letztere auf die bei Problus und Prim. Zwischen Lipa und Problus liegt ein langgestreckter Höhenrücken mit dem Dorfe Langenhof verschiedenen kleineren Übergängen über die Bistritz gegenüber.

Die ganze Stellung hatte die Front nach Westen, nur bei Chlum bog sie eine kurze Strecke nach Norden zurück. Von dort zieht in ostwestlicher Richtung ein niedriger Höhenzug nördlich an Nedelist vorbei nach Lochenitz zur Elbe, welchem weiter nördlich die bedeutendere Höhe von Horenowes, bekannt durch die auf ihr befindlichen beiden Bäume, vorgelagert ist. Östlich der Bistritz befand sich dicht bei dem Übergange von Sadowa ein Waldstück, der Holawald, nördlich von Lipa eine bewaldete felsige Bergkuppe, der Swiepwald, welche ebenfalls historische Bedeutung erhielten. Bei Lipa und Chlum, sowie zwischen Chlum und der Geländewelle nördlich Nedelist waren Schanzen zur Verstärkung der Stellung angelegt.

In diesem, einen stumpfen Winkel mit dem an der Chaussee gelegenen Scheitelpunkt Lipa bildenden Gelände stellte der österreichische Feldherr seine Truppen am Morgen des 3. Juli in folgender Schlachtordnung auf. Die Gegend von Lipa und Chlum, das Zentrum und den Schlüsselpunkt der Stellung, besetzte das 3. Korps, an dieses reihte sich links hinter dem Höhenrücken von Langenhof das 10. Korps. Auf dem linken, etwas abgesonderten Flügel bei Problus, Nieder- und Ober-Prim befehligte der Kronprinz von Sachsen das sächsische und das 8. österreichische Korps mit der leichten Reiterdivision Edelsheim. Zum Schutze des rechten Flügels nahmen, im Haken zurückgebogen, rechts vom 3. das 4. Korps zwischen Chlum und Nedelist, rechts von diesem das 2. Korps und die leichte Reiterdivision Taxis bis zur Elbe Aufstellung. Hinter dem 10. Korps befanden sich in Reserve das 1. und 6. Korps, 3 schwere Reiterdivisionen und die ansehnliche Armeegeschützreserve. Im ganzen verfügte Benedek über 222000 Mann.

Die preußischen Heere, in fast derselben Gesamtstärke, hatten am 30. Juni Fühlung miteinander gewonnen. Der Kronprinz, der mit seinem siegreichen Heere vorwärtsdrängte zum Angriff auf die am andern Elbufer sichtbaren Österreicher, wurde indessen von der obersten Heeresleitung in Berlin zurückgehalten. Er sollte noch an der Elbe verbleiben, bis Prinz Friedrich Karl näher herangekommen wäre, um auf die Flanke wirken zu können. Auch jetzt wurde die Vereinigung der Heere zur Schlacht auf dem Schlachtfelde erstrebt, eine vorherige enge Versammlung der Massen verworfen. Durch den Rückzug des österreichischen Heeres von der oberen Elbe war aber die Verbindung mit dem Feinde verloren gegangen; man hielt damals noch die Kavalleriemassen im Sinne einer Reservekavallerie zurück, und daher fehlten die Nachrichten. Schon glaubte Moltke, der am 1. Juli mit König Wilhelm in Böhmen eingetroffen war, mit einem Rückzug der Österreicher in eine auf die Festungen Josephstadt und Königgrätz gestützte Aufstellung

am linken Elbufer rechnen und sie aus dieser, sei es durch Angriff, sei es durch weiter ausholende Bewegungen, vertreiben zu müssen, als endlich am 2. Juli abends die Nachricht einging, daß mehrere österreichische Armeekorps diesseits der Elbe im Lager östlich von Sadowa an der Bistritz ständen.

Das erleichterte die Aufgaben der preußischen Heerführung ungemein. Man wußte zwar nicht, ob nur mit einem Teile, ob mit dem ganzen österreichischen Heere zu rechnen sei, ja die erstere Ansicht überwog sogar, aber im Hauptquartier des Königs war kein Zweifel, daß die Gelegenheit zu einem Hauptschlage unter allen Umständen wahrgenommen werden müßte. Sofort wurde der Anmarsch sämtlicher Kräfte in Richtung auf den gemeldeten Feind beschlossen, um ihn vorwärts der Elbe in einen folgenreichen Kampf zu verwickeln, womöglich mit beiden Flügeln zu umfassen und am Rückzuge über den Fluß zu verhindern. Die 1. Armee marschierte in Richtung auf Sadowa gegen die auf den Höhen hinter der Bistritz erkannte feindliche Aufstellung vor, nur die auf dem linken Flügel befindliche 7. Division Fransecky rückte östlich der Bistritz auf Čerekwitz und das nördlich des Swiepwaldes gelegene Benatek, während 4 Divisionen in Reserve folgten. Die Elbarmee erhielt Nechanitz als vorläufiges Ziel. Von der 2. Armee nahm das Gardekorps die Richtung auf Choteborek nördlich von Horenowes, rechts von ihr ging das infolge späteren Aufbruches zurückgebliebene 1. Armeekorps, links das 6. Armeekorps vor. Das 5. Armeekorps und die Kavalleriedivision Hartmann bildeten die Reserve.

Die 1. Armee war schon in der Nacht aufgebrochen, um den Feind an einem etwaigen Abzuge zu verhindern; sie mußte zuerst an der Bistritz auf den Gegner stoßen. Die Elbarmee konnte bei längerem Vormarsch erst etwas später Nechanitz erreichen, die weiter zurückliegende 2. Armee, welche die Befehle zum Vormarsch erst in der Nacht erhalten hatte, war erst um Mittag in der Flanke der feindlichen Aufstellung zu erwarten. Somit ließ sich voraussehen, daß die 1. Armee, wenn die Österreicher tatsächlich in bedeutender Stärke auf den Höhen diesseits der Elbe standen, den Hauptkampf führen müßten, die Flügel — Elbarmee und 2. Armee — erst später ins Gefecht treten, dann aber entscheidend wirken würden.

Gegen 7 Uhr morgens begann an dem denkwürdigen 3. Juli, einem trüben und nebeligen Regentage, welcher Umsicht und Übersicht bedeutend erschwerte, der Kampf an der Bistritz zwischen den Divisionen der 1. Armee und den vorgeschobenen österreichischen Abteilungen. Den erhaltenen Weisungen folgend, zogen sich diese bald auf die Hauptstellung bei den Höhen von Lipa und Langenhof zurück, von welchen nunmehr die starken österreichischen Batterien ein mörderisches Feuer gegen die mühsam am östlichen Ufer der Bistritz Fuß fassenden Preußen eröffneten. Schwer war es, die angeschwollene Bistritz zu überschreiten, noch schwieriger, Artillerie hinüber zu bringen. Der von der 8. Division besetzte Holawald wurde ihr durch die einschlagenden Granaten und die abgerissenen Splitter der Bäume zur Hölle. Aber furchtlos und tapfer hielten die braven Truppen, denen ein weiteres Vordringen gegen die feuerspeienden Höhen zunächst versagt bleiben mußte, stand und erwarteten in seltener Ausdauer die Ankunft des kronprinzlichen Heeres. Am sehnsüchtigsten bei der diesem zunächst befindlichen Division Fransecky. Ihr Führer hatte von Benatek den südlich gelegenen Swiepwald als einen wichtigen Punkt erkannt, dessen Besitz man sich zum weiteren Vorgehen gegen die feindliche Stellung sichern müsse. Die zuerst schwache dorthin vorgeschobene österreichische Besatzung wurde verdrängt, der Süd- und Ostrand des ausgedehnten zerklüfteten Waldberges erreicht. Nun aber erschien auch den Österreichern dieser Punkt von äußerster Wichtigkeit. Nicht dem Oberbefehlshaber, der auf den Höhen von Lipa hielt und den Augenblick erwartete, in welchem er seine Reservemassen auf den erschütterten Feind an den Rändern der Bistritz werfen wollte, um diesen zu vernichten, während sein 4. und 2. Korps die Flanke gegen den Kronprinzen schützen sollten; wohl aber dem Führer des 4. Korps, welcher, unbekümmert um den feindlichen Anmarsch von Norden, hier die günstige Gelegenheit gekommen glaubte, um dem Feinde den Stützpunkt seines linken Flügels zu entreißen und ihn von dort aufzurollen. Dazu setzte er allmählich nicht nur alle seine Kräfte ein, er bewog auch das benachbarte 2. Korps, von der Aufgabe des Flankenschutzes abzusehen und mit der Mehrzahl seiner Kräfte unterstützend in den Kampf einzugreifen. So tobte in dem unübersichtlichen und schwie-

rigen Waldgelände ein erbitterter, hin- und herwogender Kampf, der die von überwältigender Mehrzahl bedrängte geringe Streiterzahl der heldenmütigen preußischen Division auf die äußerste Probe setzte. Aber sie hielt stand, schließlich geschart um ihren unerschütterlichen General, bis endlich um die Mittagszeit der erlösende Ruf durch ihre Reihen ging: der Kronprinz kommt!

Doch auch der österreichische Heerführer hatte inzwischen Nachricht von dem Anmarsch der preußischen 2. Armee erhalten und deshalb die gegen seinen Willen in den Kampf um den Swiepwald verwickelten, zum Flankenschutz bei den Schanzen bestimmten beiden Korps nachdrücklichst zu ihrer Bestimmung zurückgerufen. So hatte die Division Fransecky Luft bekommen, und das österreichische 4. und 2. Korps befand sich auf dem Rückmarsche nach den Schanzen auf dem Höhenrücken zwischen Chlum und Nedelist, als gegen 1 Uhr mittags die Spitzen der preußischen 1. Gardedivision, mit ihnen der Oberbefehlshaber der 2. Armee, die als Ziel bezeichnete, durch die zwei Bäume weithin kenntliche Höhe von Horenowes erreichten. Ohne Aufenthalt setzte der Kronprinz seinen klar erkannten Weg in die Flanke des heftig entbrannten Kampfes der Österreicher mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl fort. Die 1. Gardedivision nahm die Richtung auf die Höhen von Chlum, setzte sich nach kurzem Kampfe in den Besitz der Schanzen östlich dieses Ortes und wandte sich dann gegen die Ostseite von Chlum, dessen Besatzung schnell überwältigt wurde und abzog. So wurde Benedek, dessen Blicke immer noch nach der Bistritz gerichtet waren, plötzlich durch die unglaublich klingende Nachricht überrascht, daß hinter seinem Rücken Chlum, der Schlüssel seiner Stellung, in den Händen der Preußen sei. Er mußte sich bald von der Richtigkeit der Meldung überzeugen und sprengte zu seinen Reserven, um mit diesen dem Feinde die gewonnene Stellung wieder zu entreißen. Inzwischen hatte das österreichische 4. Korps nach Verlust der Schanzen östlich Chlum und ebenso das 2. Korps, von welchem nur eine Brigade mit dem preußischen 6. Armeekorps in den Kampf getreten war, nach kurzer Zeit den Widerstand aufgegeben und den Rückzug auf Königgrätz, sowie über die Elbbrücken nördlich davon, angetreten. Die Divisionen des preußischen 6. Korps waren auf Nedelist und Lochenitz vorgedrungen, die preußische Garde, deren 2. Division unterdessen ebenfalls eintraf, eroberte nach der Einnahme von Chlum, sich westwärts wendend, auch Lipa und besetzte das südlich von Chlum liegende Rosberitz.

Nach 3 Uhr nachmittags waren die Preußen Herren des Mittel- und Kernpunktes der österreichischen Stellung und hatten einen starken Keil in sie hineingetrieben. Gegen die von den preußischen Garden bei Chlum und Rosberitz errungene Stellung aber setzte nun ein wuchtiger Gegenstoß der österreichischen Reserven ein. Von Benedek selbst geführt, wandte sich das 6. Korps gegen Rosberitz, der größte Teil des 1. Korps gegen Chlum. Unterstützt von dem Feuer der Geschützreserve stürzte sich die österreichische Infanterie todesmutig auf den Feind, dessen Zündnadelgewehr in den dichten Massen ungeheure Verheerungen anrichtete, während die Preußen erheblich von den österreichischen Granaten litten. Rosberitz ging verloren und Chlum wurde arg bedrängt, aber dann zerschellte der in großen Massen geführte Infanteriestoß der Österreicher, gegen deren rechte Flanke nun auch die über Nedelist vordringende 11. Division des 6. Armeekorps eingriff; und gleichzeitig erschien endlich das 1. Armeekorps an dieser entscheidenden Stelle. Der Angriff der österreichischen Reserven war abgeschlagen: sie fluteten nach Königgrätz zurück; nur die Artillerie hielt immer wieder tapfer stand und setzte dem preußischen Nachdringen angemessene Schranken entgegen.

Mittlerweile war auch auf dem linken Flügel der österreichischen Schlachtstellung die Entscheidung gefallen. Hier hatte die Entwicklung der Elbarmee, da nur ein Übergang über die Bistritz bei Nechanitz zu Gebote stand, bis gegen Mittag gedauert. Trotz eines kräftigen Gegenstoßes der Sachsen war die Stellung bei Nieder- und Ober-Prim umfaßt, und schließlich auch die beherrschende Höhe von Problus in tapferem Ansturm besetzt worden. Gegen 3 Uhr befanden sich die Österreicher und Sachsen im Rückzug, der sich indessen in geordnetem Zustande vollzog. Von beiden Flügeln bedroht, mußten dann auch die bei der Hochfläche von Langenhof befindlichen Teile des österreichischen 3. und das 10. Korps das Schlachtfeld verlassen. Auf allen Punkten war die österreichische Stellung verloren und die Preußen drangen überall sieg-

reich vor. An der Chaussee vor Königgrätz fanden sich das 1. Armeekorps, die Garde, das 4. Armeekorps mit Teilen der Elbarmee auf engem Raume zusammen.

Auch die Truppen des Prinzen Friedrich Karl hatten nach 3 Uhr die Früchte ihres verlustreichen Ausharrens pflücken können und waren gegen die Höhe von Lipa und Langenhof vorgegangen, fanden sie aber schon von den Österreichern verlassen.

Nun galt es, die zurückgehaltenen Kavalleriemassen einzusetzen. Prinz Friedrich Karl führte selbst die Kavalleriedivision Hann bei Sadowa und nördlich über die Bistritz vor, während die Kavalleriedivision Alvensleben von Nechanitz herangezogen wurde. Dagegen brachen zur Deckung des Rückzuges ihrer weichenden Kameraden von den in Reserve befindlichen österreichischen Reiterregimentern die beiden schweren Divisionen vor, und es wogte am Nachmittag auf den Höhen um Langenhof ein mächtiger Kavalleriekampf. Nach tapferer Gegenwehr endete er mit der Niederlage der österreichischen Reiter, welche sich nun durch die zur Elbe strömenden Massen Bahn brechen mußten. Der Rückzug der Österreicher über die Elbe und durch Königgrätz bot noch viele Schwierigkeiten, aber er wurde im Laufe der Nacht vollzogen.

Die preußische Verfolgung fand an der Elbe ihr Ziel. Es galt, die stark durcheinander gekommenen Verbände zu ordnen und den in der Nacht aufgebrochenen und bis zum Abend unaufhörlich durch Marsch und Kampf stark mitgenommenen Truppen die durchaus nötige Ruhe und Verpflegung zu verschaffen.

In ergreifendem Wiedersehen auf dem Schlachtfelde verlieh der König abends dem Kronprinzen seinen höchsten Kriegsorden.

Das Schlachtenglück hatte bei Königgrätz für Preußen entschieden, aber nicht in blindem Walten, sondern ihre überlegene Führung hatte die fest zusammengehaltenen österreichischen Massen durch die von verschiedenen Seiten herangeführten Heeresgruppen unwiderstehlich bedrängt. Dem wohlgeleiteten Feuer des Zündnadelgewehres hatten weder die österreichischen Stellungen noch die Massenangriffe, durch welche ein großer Teil der Korps schon in den Kämpfen vor der Schlacht erheblich gelitten hatte, standhalten können. Trotz aller Tapferkeit, trotz des wirksamen österreichischen Geschützfeuers und heldenmütiger Aufopferung der Artillerie, trotz des kräftigen Eingreifens der altbewährten österreichischen Reiterei war die innere Kraft der preußischen Truppen nicht zu brechen. Freilich erwies der Sieg sich nicht in demselben Maße entscheidend wie vier Jahre später bei Sedan, den der gleiche Gedanke der Umfassung von allen Seiten geleitete; aber trotzdem bewahrheitete sich Moltkes Ausspruch, daß der König an diesem Tage nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen hätte.

Österreichs nicht unmittelbar mit ihm vereint kämpfende Bundesgenossen, gegen welche die preußische Mainarmee in glänzendem Siegeszug, mit General Goeben voran, vorgedrungen war, suchten bald den Frieden. Auch den Feindseligkeiten gegen Österreich machte der Friede von Nicolsburg, nachdem Bismarcks Meisterschaft die Einmischung Frankreichs wie die Loslösung Italiens von dem Bunde mit Preußen geschickt vereitelt hatte, ein Ende. Der Kampf, der die deutschen Bruderstämme und die beiden Großmächte in Deutschland gegeneinander geführt hatte, war ausgekämpft; Preußen hatte die ihm geschichtlich gebührende Stellung der Vormacht in Deutschland blutig errungen. Mit weiser Mäßigung nahm König Wilhelm, wenn auch die Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau nicht zu umgehen war, auf Bismarcks inständigen Rat von jeder Gebietsvergrößerung in Österreich, Sachsen und Süddeutschland Abstand. Es galt nicht zu erobern, sondern die geschlagenen Wunden zu heilen.

Die Einigung der deutschen Stämme war mit Blut gekittet und das Jahr 1870 zeigte, daß der Kitt ein fester war. Preußens Tüchtigkeit und die Überlegenheit seiner Heereseinrichtungen wurden allgemein anerkannt, und willig folgten die deutschen Staaten seiner Führung zum Heil des Vaterlandes und zum Schutz gegen das begehrliche Ausland.

Gleich nach der Schlacht sagte der große Kanzler: Die Machtfrage ist also entschieden, nun gilt es die Freundschaft Österreichs wiederzugewinnen. Auch das gelang seiner Staatskunst. Auf den blutgetränkten Gefilden und über den rauchenden Trümmern bei Königgrätz erblühte das feste Bündnis, welches Mitteleuropa zusammenschloß: die beste Bürgschaft für den Frieden.

Der Krieg gegen das französische Kaiserreich 1870.

Von Colmar Freiherr von der Goltz.

Die glänzenden Waffenerfolge Preußens gegen Österreich und seine Bundesgenossen riefen in Frankreich die höchste Beunruhigung hervor. Niemand hatte sie in solcher Vollständigkeit und mit so reißender Schnelligkeit erwartet. Die Hoffnung war vielmehr dahin gegangen, daß nach langem schweren Ringen die beiden geschwächten Nachbarn sich Frankreichs Schiedsspruch willig fügen würden, so daß am Ende des Kampfes die Hegemonie des Kaiserreiches auf dem Festlande Europas fester denn je zuvor gegründet dastehen werde. Der Enttäuschung folgte Erbitterung, die sich einerseits gegen das siegreiche Preußen, andererseits gegen die eigene Regierung richtete, welche den unerwünschten Gang der Dinge nicht vorausgesehen und es nicht verstanden hatte, ihn zu hintertreiben.

Der Groll und die innere Unruhe der Stimmführer des französischen Volkes über das bedrohte Prestige führten schon 1867 wegen der Luxemburger Frage beinahe zum Kriegsausbruche, den nur Bismarcks überlegene Staatsklugheit noch verhütete.

Dauernd war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Napoleon III. konnte sich nach dem Vorangegangenen auf dem Throne Frankreichs nur noch durch einen großen diplomatischen oder kriegerischen Erfolg behaupten. Er und seine Ratgeber mußten sogar die nächste Gelegenheit zu einem solchen ergreifen, sollte nicht der Vorwurf sie schon stürzen, diese abermals versäumt zu haben.

Der historische Zufall führte sie in der spanischen Thronfolge herbei, welche, einem Hohenzollern angeboten, für Frankreich den Vorwand zum Kriege gab, in den sich der einsichtsvolle Kaiser freilich nur halb widerwillig hineinziehen ließ.

Dem französischen Volke ward durch seine Vertreter verkündet, daß seine Ehre und Unabhängigkeit bedroht seien. Die wenigen besonnenen Warner wurden im Parlament und in der Presse niedergeschrien, die Mobilmachung des Heeres am 15. Juli 1870 befohlen und der Krieg schon am 19. an Preußen erklärt. Wilder Kriegstaumel hatte bis auf eine verschwindende Minderheit das ganze französische Volk ergriffen.

Preußen antwortete mit ruhiger Entschlossenheit. In der Nacht zum 16. Juli erging der Befehl König Wilhelms, seine Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen. Diese in allen Einzelheiten sorgsam vorbereitete Arbeit vollzog sich in sicherer geräuschloser Eile. Mit den süddeutschen Staaten war gemeinsames Handeln vereinbart, und in den ersten Tagen des August standen die deutschen Heere an der Grenze bereit, die 1. Armee unter General v. Steinmetz, 60 000 Mann stark, auf dem rechten Flügel um Wittlich in der Rheinprovinz, die 2. unter Prinz Friedrich Karl, 194 000 Mann, in der Pfalz, endlich auf dem linken Flügel bei Landau im Rheintale die 3. unter dem Kronprinzen von Preußen, 130 000 Mann zählend. Hinter diesen 384 000 aber blieben noch 100 000 Mann Feldtruppen verfügbar, welche heranrückten, sobald die Eisenbahnlinien frei wurden. Die heimischen Küsten waren gesichert, die Festungen besetzt, für Ersatz der Verluste gesorgt.

Die Einigkeit Deutschlands und die Schnelligkeit, mit der sich seine Streitkräfte versammelten, bildeten für Frankreich eine neue Enttäuschung. Eine weit ärgere aber ward ihm durch die Unvollkommenheit der eigenen Kriegsvorbereitungen zuteil. Der überstürzten Kriegserklärung hätte ein überraschender Angriff folgen müssen. Er war auch beabsichtigt, aber die Mittel dazu nicht vorhanden. Als Kaiser Napoleon III. acht Tage nach der Kriegserklärung in Metz eintraf, mußte er erfahren, daß seine Truppen bei weitem noch nicht vollzählig und noch keineswegs fertig zum Aufbruche seien. Die Ausrüstung fehlte, eine heillose Verwirrung griff Platz.

Der ursprüngliche Plan war gewesen: mit äußerster Schnelligkeit den Rhein bei Straßburg zu überschreiten und den Vormarsch etwa in der 1806 von Napoleon I. gewählten Richtung zu beginnen, Nord- und Süddeutschland zu trennen und den Besiegten im Herzen Deutschlands das Gesetz zu geben. Daran konnte jetzt nicht mehr gedacht werden; die Lage des Eisenbahnnetzes hatte nicht einmal erlaubt, die Hauptmasse des Heeres nach dem Elsaß heranzuführen, wie es als Voraussetzung für diesen Plan notwendig gewesen wäre.

Unter dem Drucke der Umstände wurden die Korps der Rheinarmee von Diedenhofen

ADOLPH VON MENZEL

DIE ABREISE DES KÖNIGS WILHELM I. ZUR ARMEE, 31. JULI 1870

Unter den Linden in Berlin steht Kopf an Kopf die Menschenmenge, jede Haustür, jedes Fenster, jeder Balkon ist dicht besetzt. Der König fährt in der Richtung nach dem Brandenburger Tor die Straße entlang. Eine wogende Erregung geht durch die Massen, an denen der Wagen vorbeirollt. In strammer militärischer Haltung grüßen die einen, mit Verneigungen andere, Hände, Tücher, Hüte bewegen sich in der Luft, — in all diesen verschiedenen Menschen lebt ein Gefühl. In dem Antlitz des greisen Königs, der die Grüße dankend erwidert, liegt tiefe Ergriffenheit, die Königin an seiner Seite verbirgt schluchzend ihr Gesicht im Taschentuch. Die Häuserreihe entlang wehen Fahnen aus den Fenstern und von den Balkonen, und wie sie so lustig im Sommerwinde flattern, ist es, als ob eine Siegesahnung sie bewegte. ◘



bis Belfort hin an der Grenze zerstreut, im Ganzen 250 000 Mann stark. Um die wachsende Ungeduld im Inneren Frankreichs zu beschwichtigen, führte man am 2. August unter großem Aufgebot von Kräften ein zweckloses Unternehmen gegen die vor Saarbrücken stehenden deutschen Vorposten aus, dem der Kaiser und der kaiserliche Prinz beiwohnten.

Gleich darauf brach das selbst verschuldete Unheil mit voller Wucht über Frankreich herein.

Die Absicht der deutschen Heeresleitung ging von Hause aus dahin, Paris zum Ziele zu nehmen, weil nur dort ein dauerhafter Frieden diktiert werden konnte. Auf dem Wege zur Hauptstadt sollten die französischen Streitkräfte nach Norden, in den kleineren und an Mitteln ärmeren Teil Frankreichs, abgedrängt werden. Vor allen Dingen aber ward beschlossen, den Feind anzugreifen, wo man ihn auch erreichte. So sprach sich Moltkes Feldzugsplan aus, den König Wilhelm genehmigte, und getreu demselben wurde von allen Armeen gehandelt.

Das nächste war, daß die auf dem linken Flügel stehende 3. Armee des Kronprinzen in das Elsaß einmarschierte, um die beim Vorgehen nach Süden gewendete Flanke der anderen Armeen frei zu machen und den süddeutschen Staaten, welche vertrauensvoll auf einen direkten Schutz am Rhein gegen französische Einbrüche verzichtet hatten, indirekte Sicherheit gegen solche Unternehmungen zu gewähren.

Am 4. August überschritt der Kronprinz die Grenze und schlug noch an demselben Tage im Treffen von Weißenburg die französische Division Abel Douay, deren tapferer Führer tot auf dem Schlachtfelde blieb.

Im französischen Hauptquartier zu Metz waren die Zweifel, Schwankungen und Ungewißheiten nicht überwunden, aber doch der Entschluß gefaßt worden, aus der großen unbehilflichen und auf weitem Raume auseinandergezogenen Heeresmasse, welche dem Namen der «armée du Rhin» zuliebe geschaffen worden war, zwei leichter bewegliche Gruppen zu bilden. Marschall Bazaine erhielt den Oberbefehl in Lothringen, wo sich der Kaiser nur die Verfügung über seine Garden vorbehielt, Marschall Mac Mahon, der Held von Magenta, sollte im Elsaß kommandieren. Ihn also hatte der erste Schlag von Weißenburg getroffen, und eilig raffte er in fester Stellung hinter der Sauer bei Wörth von seinen Truppen zusammen, was erreichbar war. Nicht ihn trifft die Schuld, daß er dort nur etwa 40 000 Mann zu vereinigen vermochte. Seine Divisionen standen teils noch im oberen Elsaß, teils rückten sie erst aus Lothringen heran.

Der Angriff ließ nicht auf sich warten. Er entwickelte sich schon am 6. August aus der Berührung der deutschen Vortruppen mit den französischen. Ohne daß es für diesen Tag beabsichtigt war, kam es zur Entscheidung. In der Front angegriffen und in beiden Flanken umfaßt, wurde Mac Mahons Heer vollständig geschlagen und verließ zertrümmert das heißumstrittene Schlachtfeld. 200 Offiziere, 9000 Mann, 33 Geschütze fielen in deutsche Hand; doch bezahlten die Deutschen ihren Sieg mit einem Verlust von nahe an 500 Offizieren und 10000 Mann tot und verwundet.

Der Rückzug der Franzosen hätte nach Nordwest auf Bitsch und Saargemünd zur Hauptarmee gehen müssen, aber die Auflösung war am Ende der Schlacht zu groß, als daß es noch in Marschall Mac Mahons Macht stand, ihm überhaupt eine bestimmte Richtung zu geben. Die Fliehenden schlugen vielmehr die entgegengesetzten Straßen nach Südwest auf Zabern ein, von dort nach Lunéville. Die Trennung der französischen Armee war damit endgültig besiegelt und einheitliches Handeln unmöglich gemacht.

Nur langsam folgte die 3. deutsche Armee, die außer in den kleinen festen Plätzen keinen Feind mehr vor sich fand. Lichtenberg ward durch Handstreich genommen, Marsal kapitulierte nach einigem Widerstande, Pfalzburg wurde eingeschlossen, Bitsch umgangen. Gegen Straßburg aber wendete sich die badische Division, um diese alte deutsche Stadt und Festung dem Vaterlande wiederzugewinnen.

Am nämlichen Tage aber war auch auf dem andern Flügel des Heeres ein Schlag gefallen. Dort hätten die Deutschen sich freilich zurückhalten sollen, aber unvorhergesehene Zwischenfälle führten die Schlacht von Spichern herbei. Gen Süden durch das Vorgehen der 3. Armee in der Flanke gesichert, hatte die 2., ihre Kavallerie weit voraus, sich gegen die Saar in Bewegung gesetzt, rechts neben ihr erreichte die 1. diesen Fluß bei und unterhalb Saarbrücken.

Auf französischer Seite war hier seit dem 2. August nichts Entscheidendes unternommen worden. So schien es, als wollten die Franzosen den deutschen Angriff in einer starken,

vorher gewählten Stellung erwarten. Dazu hätte das tief eingeschnittene Moseltal um so mehr eine gute Gelegenheit dargeboten, als dort die festen Plätze Diedenhofen und Metz die Flügel der Armee schützen konnten. Benutzte der Feind diese Verteidigungslinie, so sollte die 1. deutsche Armee ihn in der Front angreifen und festhalten, die 2. den großen Platz Metz südlich umgehen und den Gegner zum Rückzuge oder zur Schlacht zwingen. Im Notfalle konnte die 2. Armee sich auf die von den Vogesen herankommende 3. stützen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß hierbei die 1. Armee den bei weitem kürzeren Weg zurückzulegen hatte und daher gut getan hätte, ihren Marsch zu verzögern. Aber schon auf dem Wege zur Saar hatte sie sich statt dessen, um Raum zu gewinnen, in südwestlicher Richtung so ausgebreitet, daß sie in die 2. Armee hineingeriet. Die beiden sich berührenden Flügel drängten durch Saarbrücken nach vorwärts. Dazu kam, daß ein von der Vorsicht diktiertes Weichen der französischen Vortruppen auf die sicheren Höhen von Spichern bei der 1. Armee für den Beginn des allgemeinen Rückzuges gehalten wurde. Um den Gegner nicht entkommen zu lassen, griff der Vortrab und dann die vorderste Division an. Sie fanden ernsten Widerstand und kamen zum Stehen. Der Kanonendonner aber rief alle benachbarten deutschen Truppen herbei, und in blutigem Ringen wurden die Höhen von Spichern genommen.

Es war ein gefahrvoller Augenblick, als die Schlacht wider den Willen der obersten Heerführer heiß entbrannte; denn in erreichbarer Nähe des Schlachtfeldes standen mehr französische als deutsche Truppen. Der Vorteil der Stellung war auch auf ihrer Seite. Aber der Unterschied der beiden Heere gab sich darin kund, daß die Deutschen, ohne auf Befehl zu warten, nach dem Kampfplatze eilten, wie sie eben herankamen, während französische Divisionen bei widersprechenden Nachrichten und Weisungen hin- und herzogen, ohne zu wirksamer Unterstützung der Kämpfenden zu kommen. Es war der kategorische Imperativ der Pflicht, den bedrängten Kameraden Hilfe zu leisten, der den Unseren das Heraneilen gebot, ohne zu klügeln, welche von den möglichen Maßregeln als die beste zu wählen sei.

Die Opfer waren auch hier schwere; die preußischen Truppen verloren 5000 Mann an Toten und Verwundeten, die Franzosen, die sich in der Verteidigung befunden, hatten eine Einbuße von 4000 Mann.

Auf beiden Flügeln geschlagen, wich das französische Heer gegen die Mosel zurück; alle Pläne von einer Offensive nach Deutschland hinein waren abgetan; es galt, den heimischen Boden gegen die Invasion zu schützen, ein Ding, an das man in blinder Selbstüberschätzung bis dahin gar nicht gedacht hatte. Die beste Richtung war die gegen Südwesten zur oberen Mosel und Meurthe. Der Weg dorthin stand noch frei; eine Vereinigung mit Mac Mahon wäre möglich gewesen; aber die Ausführung erforderte klaren Entschluß und schnelle Bewegungen. Am ersteren fehlte es, und Eilmärsche wurden durch die Schwerfälligkeit des Heeres und seines Trosses gehindert. Es ist auch wohl kaum ernsthaft an einen solchen Plan gedacht worden, welcher die Hauptstadt durch eine Flankenstellung sicherte und dem Heere den Raum und die Mittel des größeren Teiles von Frankreich zur Verfügung stellte.

Marschall Bazaine führte das lothringische Heer eng versammelt nach Metz und machte vor dieser Festung nur noch einen kurzen Halt. Die Deutschen gewannen damit freie Hand und vollzogen, dem ursprünglichen Plane folgend, eine große Rechtsschwenkung, um alle drei Armeen in der Richtung nach Westen auf gleiche Höhe zu bringen. Die 1. Armee schlug die Straße auf Metz, die 2. auf Pont à Mousson, die 3. auf Nancy ein; doch verlangsamten die beiden ersteren ihre Bewegung, da die 3. Armee, welche den geschlagenen Marschall Mac Mahon aus dem Auge verloren hatte, erst am 12. August die obere Saar erreichte.

Am 14. des Morgens entschloß sich Marschall Bazaine, den Rückzug fortzusetzen. Seit dem Tage zuvor aber hatten die Spitzen der 2. Armee bereits die Mosel südlich von Metz erreicht und überschritten. Geradeswegs vor ihm stand die 1. Armee. So konnte sein Abmarsch nicht mehr ungehindert vor sich gehen. Er ward von den Avantgarden der 1. Armee bemerkt und diese griffen an. Aber starke Teile des französischen Heeres machten noch einmal Front und aus den Vorhutgefechten entwickelte sich, ähnlich wie bei Spichern, eine blutige Schlacht. Eine Division der 2. Armee eilte zur Unterstützung der 1. herbei, und das wetteifernde Ungestüm der Angreifer errang den Sieg, wenn auch aber-

mals nur unter schweren Opfern. 5000 Tote und Verwundete bedeckten auf deutscher Seite die Walstatt, 3000 auf französischer.

Unter dem nahen Schutze der weit vorgeschobenen Festungsvorwerke von Metz zogen die Franzosen ab und verschwanden im Inneren des Platzes; eine Verfolgung war ausgeschlossen.

Ein Tag der Ungewißheit folgte. Am 15. August war bei Metz selbst alles still, von den Franzosen nur wenig zu sehen. Gewichtige Stimmen wurden laut, welche behaupteten, daß diese mit ihren Hauptkräften längst auf und davon seien, man müsse eilen, um sie wenigstens an der Maas noch zu erreichen. Prinz Friedrich Karl leitete den Marsch dorthin ein, um jedenfalls einen Vorsprung zu gewinnen; die 1. Armee folgte, und zwar nicht nördlich an Metz vorüber, wie zuvor geplant, sondern gleichfalls südlich um den Platz herum, dem rechten Flügel der 2. Armee folgend. Die Kavallerie der 2. Armee eilte voraus.

Tatsächlich stand Marschall Bazaine am Abend des Tages noch dicht bei Metz. Sein mangelhaft vorbereiteter und ohne Umsicht angeordneter Durchzug durch die enge Stadt hatte zahlreiche Stockungen und Kreuzungen der marschierenden Truppen hervorgerufen. Er verweilte auch am 16. August früh noch dort, nahe westlich der Festung, und nur der Kaiser mit schwacher Reiter-Eskorte verließ das bedrohte Heer, um sich zu Mac Mahon zu begeben.

Die Kritik hat die Täuschung, welcher die deutsche Heeresleitung hier unterlag, getadelt, aber die Ungewißheit und Unsicherheit bilden das Element des Krieges.

Auch der größte Feldherr unterliegt Täuschungen, und nur wer den Krieg nicht kennt, wird diese unerklärlich finden. Die Stärke des kriegerischen Genius enthüllt sich uns nicht in der Gabe des Sehers, der das Kommende im voraus weiß, sondern in der Geistesgegenwart und ruhigen Entschlossenheit, mit welcher der Feldherr dem Unerwarteten zu begegnen vermag, wenn ein Zufall den Schleier lüftet. So hat auch hier die Überraschung nur das Genie in der deutschen Heerführung zur höchsten Entfaltung gebracht.

Die 2. Armee setzte am 16. August ihren Marsch zur Maas fort, nach Norden hin durch Kavallerie beobachtend. Diese entdeckte den Feind in seinen Lagern nahe westlich von Metz, über die er tags zuvor nicht hinausgekommen war, und das auf dem rechten Flügel marschierende 3. Armeekorps streifte sie. Sogleich stand bei seinem kommandierenden General von Alvensleben der Entschluß zum Angriff fest, obschon er sich vor großer Übermacht befand. Die Schlacht von Vionville entbrannte, welche die entscheidende Wendung in den Feldzug brachte; denn durch sie ward Marschall Bazaine endgültig bei Metz aufgehalten, und das zog Mac Mahon in seinen verhängnisvollen Marsch nach Sedan hinein.

Das 3. Armeekorps stand bald im heißesten Kampfe, das benachbarte 10. kehrte auf seinem Wege zur Maas um und eilte zur Unterstützung herbei, Teile vom 8. und 9. kamen aus dem Moseltale herauf und griffen in den Kampf ein. Aber die Überlegenheit der Zahl konnte dadurch nicht ausgeglichen werden; die Franzosen blieben doppelt so stark als die Deutschen, 130000 gegen 65000. Prinz Friedrich Karl eilte am Nachmittage von Pont à Mousson zu dem, bis zum Kriege von ihm erzogenen, 3. Armeekorps; sein Erscheinen belebte die ermatteten Kämpfer und gab ihnen neue Zuversicht. Der Entschluß, trotz der leicht sichtbaren Minderzahl der Seinen bis zum Abend auf dem Schlachtfelde standzuhalten und mit sinkender Sonne einen letzten Stoß gegen den Feind zu führen, war sogleich in seiner Seele fertig. Ihm entsprangen die nach allen Seiten versendeten Befehle des Feldherrn. Trotz des Mißgeschickes seines linken Flügels, der beim Angriff gegen die in guter Stellung aufmarschierende Übermacht der Franzosen zerschellte, hielt er an dem einmal gefaßten Plane fest. Mit hereinbrechender Dunkelheit erging an alle auf der blutigen Walstatt irgend verfügbaren Reste von Truppen, zumal an die Kavallerie, Befehl zum letzten Vorgehen. Der Angriff war freilich von geringer materieller, dafür aber von um so größerer moralischer Wirkung. Er raubte dem Gegner die Empfindung, im Vorteil zu sein, ließ ihn an die Anwesenheit starker und noch frischer deutscher Kräfte glauben. So ward die bis dahin nicht entschiedene Schlacht durch den unerschütterlichen Entschluß eines Mannes zum Siege für Deutschland gestempelt.

In der Nacht zum 17. August ergingen vom großen Hauptquartier die Befehle an alle erreichbaren Truppen zum Herankommen nach dem Schlachtfelde. Der König und Moltke trafen in voller Frühe bei Prinz Friedrich Karl auf

der Walstatt ein. Der Feind zog ab, doch nicht nach Westen, sondern teils nach Nordosten, teils nach Osten in der Richtung auf Metz.

Unter dem Eindrucke der blutigen Schlacht, welche den Deutschen 600 Offiziere und 16 000 Mann gekostet und den Franzosen gleich blutige Verluste gebracht, verstrich der 17. August ohne Erneuerung des Kampfes. Marschall Bazaine wich in die Linien von Amanvillers (Amanweiler) zurück und stellte sich dort mit dem Rücken gegen Metz, mit dem Gesicht gegen Frankreich gewendet, auf.

Die Deutschen folgten ihm erst am 18. August, jetzt aber mit der versammelten Macht der 1. und 2. Armee. Das 1. Armeekorps, zur 1. Armee gehörig, blieb auf der Ostseite von Metz zurück, um den Platz dort zu überwachen, und von der 2. wurde das 4., das sich am weitesten südlich befunden und nicht mehr hatte herankommen können, in der Richtung gegen die Maas belassen. Dafür rückte das aus der Heimat zuletzt auf den Kriegsschauplatz übergeführte 2. Armeekorps als eine letzte Reserve heran. An 200 000 Mann konnten zum Angriffe selbst aufgeboten werden.

Es handelte sich um eine Entscheidungsschlacht mit völlig verkehrter Front. Der Entschluß dazu, den der wägende Befehlshaber daheim sich beim Studium der Schlacht auf dem Plane nur mühsam abringen würde, ward hier in Berührung mit der lebendigen Wirklichkeit in Moltkes großer Seele ohne Zögern gefaßt, und nicht minder entschlossen stimmte sein König ihm bei.

Im Laufe des Tages vollzogen die deutschen Heere, die des Morgens noch mit der Front gegen Norden gestanden hatten, eine Rechtsschwenkung gegen Osten und umfaßten am Ende gar den feindlichen rechten Flügel von Norden her. Diese Bewegung war in ihrer Ausführung von einer Kühnheit, welche ein Friedrich und Napoleon freilich nicht gescheut hatten, vor der aber jeder Feldherr von mittlerem Maße zurückgeschreckt sein würde.

Der Angriff gelang, wenn auch gegen die überaus starken Stellungen des Feindes nur nach hartem Ringen und neuen schmerzlichen Verlusten. Die Schlacht kostete den Deutschen gegen 1000 Offiziere und 20000 Mann; die Franzosen, die sich in der Verteidigung befunden, geben ihren Verlust auf 13 000 Streiter an.

Auf dem Schlachtfelde selbst waren die Früchte des neuen Sieges auch diesmal wiederum nicht zu pflücken. Ein kurzer Rückzug unter dem Schutze der Dunkelheit brachte das geschlagene französische Heer in Sicherheit. Allein sie wurden in der strategischen Verwertung des Erfolges um so reichlicher gefunden.

Moltke übersah die neugeschaffene Lage am Morgen des 19. August sogleich mit voller Klarheit, und die weitgreifenden Maßnahmen, die er seinem Könige vorschlug und die dieser genehmigte, zeigen beider kriegerische Begabung im schönsten Lichte. Der Vormittag nach der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat wird der Kriegsgeschichte der Zukunft als ein lehrreiches Beispiel höchster Ausnutzung eines eben schwer errungenen Sieges gelten.

Es hatte nicht im Plane gelegen, Metz zu belagern, sondern den Platz nur mit untergeordneten Kräften zu beobachten. Jetzt änderten sich die Verhältnisse; die eingeschlossene Armee mußte bezwungen werden. Dieser Auftrag fiel dem Prinzen Friedrich Karl mit der aus der 1. und einem Teile der 2. Armee neugebildeten, 160 000 Streiter starken Armee vor Metz zu. Die übrigen Truppen der ehemaligen 2. Armee traten als Maasarmee unter die Befehle des Kronprinzen von Sachsen, um vereint mit dem Heere des Kronprinzen Friedrich Wilhelm die noch im freien Felde stehenden französischen Streitkräfte anzugreifen und ihren Marsch auf Paris zu richten. Sie zählten zusammen an 225 000 Mann.

Schon um 11 Uhr vormittags wurden die Befehle für den neubeginnenden Feldzug befördert; nie sind in der modernen Kriegsgeschichte so bedeutsame Entschließungen für ähnlich starke Heeresmassen schneller ins Werk gesetzt worden.

Prinz Friedrich Karl, dem zunächst nur befohlen war, den Feind bei Metz festzuhalten, erweiterte sich selbst seine Aufgabe und ordnete dessen Einschließung an. Seine Korps bildeten den Kreis um Metz; Verschanzungen wurden in Angriff genommen, Brückenschläge über die Mosel ober- und unterhalb Metz begonnen.

Die Maasarmee rückte zu ihrer neuen Bestimmung ab.

▫ ▫ ▫

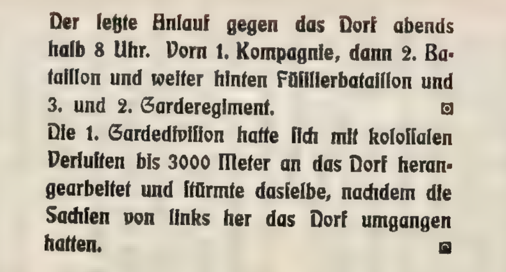
Marschall Mac Mahon hatte inzwischen das Lager von Châlons erreicht, wo frische Truppen von Paris eintrafen und ein Heer von 150 000 Mann zusammengerafft wurde. Auch der Kaiser

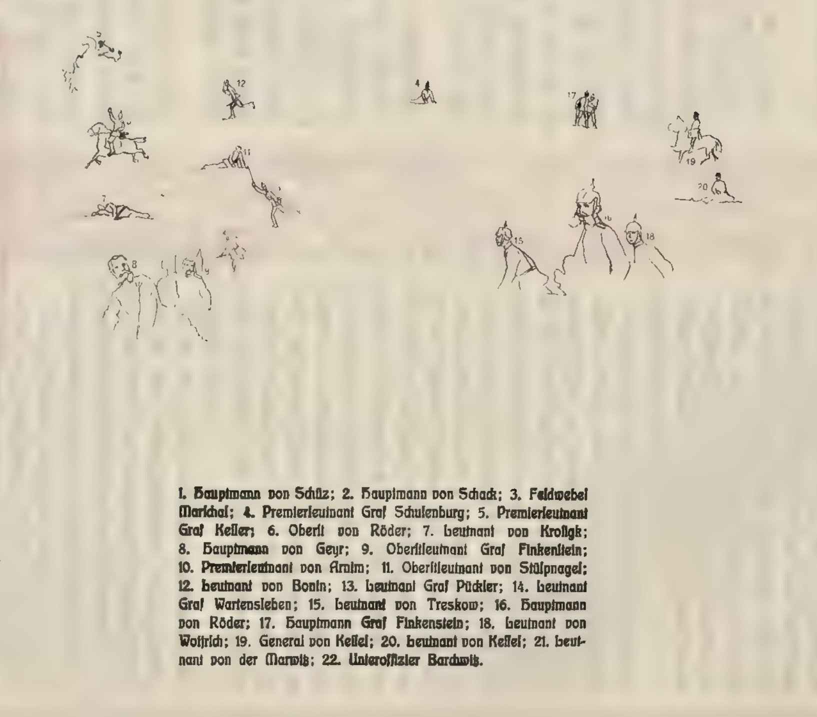
KARL RÖCHLING

STURM DES 1. GARDEREGIMENTS ZU FUSS AUF ST. PRIVAT, 18. AUGUST 1870, ABENDS

Der letzte Anlauf gegen das Dorf abends halb 8 Uhr. Vorn 1. Kompagnie, dann 2. Bataillon und weiter hinten Füsilierbataillon und 3. und 2. Garderegiment.

Die 1. Gardedivision hatte sich mit kolossalen Verlusten bis 3000 Meter an das Dorf herangearbeitet und stürmte dasselbe, nachdem die Sachsen von links her das Dorf umgangen hatten.





1. Hauptmann von Schütz; 2. Hauptmann von Schack; 3. Feldwebel Marschal; 4. Premierleutnant Graf Schulenburg; 5. Premierleutnant Graf Keller; 6. Oberst von Röder; 7. Leutnant von Krosigk; 8. Hauptmann von Geyr; 9. Oberstleutnant Graf Finkenstein; 10. Premierleutnant von Arnim; 11. Oberstleutnant von Stülpnagel; 12. Leutnant von Bonin; 13. Leutnant Graf Pückler; 14. Leutnant Graf Wartensleben; 15. Leutnant von Treskow; 16. Hauptmann von Röder; 17. Hauptmann Graf Finkenstein; 18. Leutnant von Woltrich; 19. General von Kessel; 20. Leutnant von Kessel; 21. Leutnant von der Marwitz; 22. Unteroffizier Barchwitz.


C RÖCHLING

traf, von Metz kommend, dort ein, beließ dem Marschall aber den Oberbefehl. Auf die Nachricht Bazaines, daß er bei Rezonville (Vionville) eine Schlacht geschlagen und seine Stellung behauptet habe, aber die Truppen erst mit Schießbedarf und Lebensmitteln versehen müsse, ehe er weitermarschieren könne, rückte die neue Armee nach Reims ab, wo sie Paris sicherte, aber auch bereit war, der Rheinarmee die Hand zu reichen, die man im Rückzuge wähnte.

Den Befehl der die Regentschaft führenden Kaiserin und ihres Ministerrates, Bazaine entgegenzumarschieren, lehnte Mac Mahon ab, nachdem ihm bekannt geworden war, daß der Kronprinz von Preußen mit seiner Armee gar nicht nach Metz herangerückt und an den dortigen Kämpfen nicht beteiligt gewesen, also jedenfalls bereit war, auf Paris zu marschieren.

Dann aber kam die Nachricht von der Schlacht vom 18. August. Nun durfte ihn Mac Mahon nicht im Stiche lassen, sondern marschierte jetzt trotz seiner früheren Weigerung nordöstlich in der Richtung auf Stenay an der Maas. Das geschah am 23. August. Aber auf dem unerwartet eingeschlagenen Wege fehlte es an allen Vorbereitungen; der Marsch ging langsam und die Truppen litten erheblich. Am 26. befand sich die Hauptmacht des Heeres noch zwischen Attigny und le Chêne.

Während so die Franzosen, im weiten Bogen nördlich ausholend, sich anschickten, wieder nach Osten zu marschieren, waren die Deutschen geradeswegs westlich vorgegangen. Die 3. Armee hielt sich dabei einen Marsch links vorwärts der Maasarmee, um den Feind, wo man ihn träfe, anzugreifen und gleichzeitig in der rechten Flanke zu umfassen. Dies entsprach dem leitenden Gedanken, ihn aus der Richtung auf Paris nach Norden abzudrängen. Am 25. August stand die Maasarmee südwestlich Verdun, die 3. zwischen Sainte Ménehould und Vitry le françois.

Schon tags zuvor erfuhr man von der Kavallerie, daß das Lager von Châlons verlassen sei. Heute nun erhielt das königliche Hauptquartier zu Bar le Duc eine zuverlässige Nachricht, daß Mac Mahon bei Reims stehe und die Vereinigung mit Bazaine beabsichtige. So schwer es auch war, den ersten langgehegten Entschluß zum Marsche auf Paris fallen zu lassen, erhielt die Armee doch schon am 25. eine etwas veränderte Richtung auf Reims. Der Nachmittag brachte die Entscheidung, verschiedene Meldungen der Reiterei und eingehende Nachrichten — nicht zum geringsten Teile unvorsichtige Mitteilungen französischer Zeitungen — lüfteten den Schleier. Moltke erkannte, daß Mac Mahon den Entschluß gefaßt habe, die Straße nach Paris offen zu lassen und Bazaine zu Hilfe zu eilen. Der König genehmigte den Abmarsch der Armee nach Norden, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Es begann der denkwürdige Zug nach Sedan. Am 26. ging das große Hauptquartier nach Clermont en Argonne, die Armeen folgten, der Kronprinz von Sachsen erreichte bereits Varennes.

Mac Mahon spürte das Herankommen der Deutschen von Süden, aber statt das einzige Mittel zu wählen, welches noch zum Ziele führen konnte, und sie anzugreifen, um sich freie Bahn zu schaffen, schmeichelte er sich mit der trügerischen Hoffnung, ihnen noch aus dem Wege gehen und sich ohne Kampf mit Bazaine vereinigen zu können.

Damit war das Mißlingen des Unternehmens und sein Verderben besiegelt. Die Deutschen waren schon am 26. in der Lage, sich ihm an der Nordgrenze vorzulegen, oder ihn dort während der Bewegung mit Übermacht anzugreifen, wenn er den Weg gen Metz verfolgte.

Die Katastrophe näherte sich von nun ab unaufhaltsam. Der Marsch ging in der allgemeinen Richtung auf Montmédy vorwärts. Als Mac Mahon am 27. August erfuhr, daß dort von der Armee Bazaines nichts zu sehen sei, die Deutschen aber die Maasübergänge bis Stenay hinab besetzt hätten, wollte er das aussichtslose Unternehmen noch einmal aufgeben. Allein die Gewalthaber in Paris hatten in der Furcht vor der Volkserhebung bereits das kühle Urteil soweit verloren, daß sie ihn zwangen, es trotz allem weiterzuführen.

Während die Franzosen sich langsam von der Aisne bei Vouziers und Attigny gegen die Maas nach Osten weiterschleppten, eilten die beiden deutschen Heere von Süden gegen Beaumont und le Chêne heran. Zwei am 26. gegen die Maas in Bewegung gesetzte Armeekorps der Einschließungsarmee von Metz durften alsbald dorthin wieder umkehren, da ihre Hilfe entbehrt werden konnte.

Am 30. August endlich wollte Marschall Mac Mahon mit der ganzen Armee, unter Zurück-

lassung der Fuhrwerke und Kranken, in der Gegend von Mouzon auf das rechte Maasufer übergehen. Auch dies aber verlief schleppend und langsam. Unvermutet ward das, seine rechte Flanke deckende 5. französische Korps bei Beaumont von den vordersten deutschen Truppen angegriffen, geschlagen und mit Verlust von 3000 Gefangenen, 51 Geschützen und vielem Troß in und über die Maas getrieben. (Die Maasarmee verlor dabei 3500 Tote und Verwundete.) Die Unfähigkeit der Armee, sich durch die Deutschen hindurch einen Weg nach Metz zu bahnen, lag klar zutage. Am 31. August waren ihr die Straßen am rechten Maasufer von den Deutschen schon mit starken Kräften verlegt. Schweren Herzens entschloß der Marschall sich, den Rückmarsch und die Versammlung der Armee bei der kleinen Festung Sedan zu befehlen.

Selbstredend wollte er dort nicht bleiben, sondern nur rasten, sich, so gut es ging, mit allem Nötigen versehen und dann den Rückzug über Mézières fortsetzen, wohin ihm General Vinoy mit dem neugebildeten 13. Korps entgegenkam. In tief erschüttertem Zustande sammelte sich die Armee, aber fort kam sie nicht mehr. Die allgemeine Ermüdung verursachte es sogar, daß der wichtige Befehl, die Maasbrücken ober- und unterhalb der Festung bei Bazeilles und Donchery zu sprengen, zum Verderben des Heeres unausgeführt blieb.

Nur sofortiger Weitermarsch am frühen Morgen des 1. September hätte die Armee vielleicht noch retten können, aber sie war unfähig dazu; sie konnte sich nur schlagen, wo sie stand.

Bald sah sie sich von allen Seiten angegriffen. Von Südosten her rückte die Maasarmee heran, von Süden die 3. deutsche Armee, welche zugleich westlich ausholte und gegen die Maas unterhalb Sedan vorging.

Früh um 6 Uhr ward Marschall Mac Mahon verwundet und übergab den Oberbefehl an Ducrot, der sofort den Befehl zur Versammlung der Armee bei Illy nördlich Sedan und zum Rückzuge auf Mézières erließ. Aber er blieb nicht lange an der Spitze. Eben war die Bewegung eingeleitet, als General v. Wimpffen, von Paris kommend und gestützt auf eine Vollmacht des Kriegsministers, an seine Stelle trat. Er wußte, daß die Truppen des Kronprinzen von Preußen schon bis Donchery heran seien und hielt den Abmarsch auf Mézières für unmöglich, dagegen einen Durchbruch nach vorwärts auf Carignan für ausführbar. Gegenbefehle wurden erlassen; Zeit ging verloren; die Hin- und Hermärsche der Truppen steigerten die Verwirrung. Nur anfänglich hatte der Versuch des Durchbruchs nach Osten einen vorübergehenden Erfolg. Um 10 Uhr vormittags war er gescheitert, als auf deutscher Seite hinter den vorn fechtenden Sachsen und Bayern die Garde und das 4. Armeekorps herankamen. Um diese Zeit war aber auch das Entrinnen nach Mézières tatsächlich schon unmöglich; denn westlich griffen das 5. und 11. Armeekorps nebst den Württembergern mehr und mehr um Sedan herum, so den Feuerkreis allmählich schließend. Vergeblich hatte sich die französische Kavallerie den Spitzen der deutschen Truppen entgegengeworfen. Ihr todesmutiger Angriff scheiterte an dem ruhigen Feuer der preußischen Infanterie. Lange hielt dann noch die französische Division Liébert auf den Höhen von Casal das andringende Unheil auf, bis auch sie weichen mußte. Noch einmal versuchte die Masse der französischen Kavallerie, das Schicksal des Heeres zu wenden. Sieben ihrer Regimenter unter General Margueritte, und, als dieser schwergetroffen zu Boden sank, unter Gallifet, warfen sich den deutschen Korps auf der Westseite entgegen. Allein sie fanden nur einen ruhmvollen Untergang, ohne das Verhängnis dauernd aufzuhalten.

Auf der Ostseite ging nach längerem Kampfe die Verteidigungslinie des Givonnebachs verloren. Das französische Heer wurde mehr und mehr auf den Givonnewald, nördlich von Sedan, zusammengedrängt. Je enger der Raum wurde, welcher ihm blieb, desto furchtbarer gestaltete sich die Wirkung der ringsum in mehr und mehr sich zusammenschließenden Batterielinien auffahrenden deutschen Artillerie. Die geschlagenen Truppen begannen nach den Toren der Festung zurückzufluten. Um ½5 Uhr nachmittags war das Drama beendet; die weißen Fahnen wehten auf den Türmen der Stadt. Südlich hatte eines der bayerischen Korps den Ausweg verlegt und die letzte Möglichkeit einer Rettung geraubt. Auf der Höhe von Frénois hatte König Wilhelm seit dem frühen Morgen den Gang der Schlacht verfolgt. Dort erschien jetzt General Reille, um im Auftrage seines Kaisers dessen Degen dem Könige anzubieten. In der Nacht wurden die Kapitulationsver-

ANTON VON WERNER

BISMARCKS UND NAPOLEONS ZUSAMMENTREFFEN AUF DER CHAUSSEE BEI DONCHÉRY. 2. SEPTEMBER 1870

Napoleon machte sich mit einem Gefolge von sechs Offizieren, unter denen sich General Castelnau und der am Fuß verwundete Prinz von der Moskwa befanden, am 2. September 1870 um 5 Uhr auf den Weg nach Donchéry, um eine persönliche Intervention beim König zu versuchen. Er sandte Reille voraus, von Bismarck eine Unterredung zu erbitten. Bismarck erhob sich rasch vom Lager, zog in Eile seinen Kürassierwaffenrock an, setzte seine Feldmütze auf und ritt dem Kaiser entgegen. Auf halbem Wege begegnete ihm dieser. Der Kaiser ließ sogleich halten und stieg aus. ◘



handlungen zwischen Moltke und Wimpffen zu Donchery geschlossen, und am 2. September waren Napoleon III. und sein letztes, das freie Feld haltende Heer zu Kriegsgefangenen gemacht. 17000 Tote und Verwundete hatten die Franzosen verloren, 104000 Mann mit über 400 Feldgeschützen, ein ungeheures Kriegsmaterial und der feste Platz mit seiner Ausrüstung gerieten in die Hände der Deutschen, die ihren Sieg mit nur 9000 Toten und Verwundeten bezahlten.

Unter diesem wuchtigen Schlage brach auch das Kaiserreich zusammen.

Nur General Vinoy, der die Armee vor der Katastrophe noch nicht erreicht hatte, entkam, obschon auch ihm der gerade Weg nach Paris durch das 6. preußische Korps und zwei Reiterdivisionen bei Rethel bereits verlegt war. Auf Umwegen gelang es ihm, durch Nachtmärsche die Straße von Laon und von dort Paris zu erreichen.

▫ ▫ ▫

Derjenige, um dessentwillen die ganze Katastrophe herbeigeführt worden war — Marschall Bazaine —, war in entscheidender Stunde untätig in Metz verblieben.

Am 26. August hatte er seine Armee fast vollzählig auf der Nordostseite der Festung versammelt, aber, statt anzugreifen, vereinigte er seine Unterbefehlshaber zu einem Kriegsrat. Das Ergebnis eines solchen ist immer leicht vorauszusehen. Es wurde beschlossen, die Bewegung nicht fortzusetzen. Politische Beweggründe haben bei Marschall Bazaine unzweifelhaft mitgewirkt. Er verfügte im Augenblicke über die stärkste und beste Armee Frankreichs, auf deren Existenz sich die Verhandlungen über einen erträglichen Frieden bauen konnten. Sie ungeschlagen zu erhalten, erschien ihm wichtig. So mag ihm der Beschluß des Kriegsrates willkommen gewesen sein.

Erst in den folgenden Tagen drangen Nachrichten von der Annäherung Mac Mahons bis zu den Eingeschlossenen nach Metz hinein und bewogen Bazaine, freilich zu spät, zu einem ernsthaften Befreiungsversuche. Wieder versammelte er, am 31. August, seine Armee im Nordosten der Stadt, wo er sie am besten zum Angriffe entwickeln konnte. Die günstigste Richtung für ihn zum Durchbruche wäre gegen Südosten gewesen; Mac Mahons Marsch wies ihn jedoch auf diejenige nach Norden hin, wo überdies die kleinen Grenzfestungen für die Versorgung der Armee nützlich werden konnten. Zunächst traf sein Stoß das bei St. Barbe stehende 1. Armeekorps, das aber bald von beiden Seiten her durch andere Truppen der Einschließungsarmee unterstützt wurde. Der Kampf blieb an diesem Tage unentschieden und wurde am 1. September früh wieder aufgenommen. Obwohl die Deutschen auch an diesem Tage in bedeutender Minderzahl blieben, behaupteten sie dennoch mit einem Verluste von 3400 Mann ihre Stellungen. Nachmittags wichen die Franzosen in ihre Lager zurück, trotzdem ihre Einbuße keine harte gewesen und sich auf etwa 3000 Mann beschränkte. Der einzige allgemeine Befreiungsversuch, den Bazaine unternommen, und dem in der Ausführung der volle Ernst, wie es scheint, gefehlt hat, war damit gescheitert. Am 27. Oktober streckte er die Waffen. 173000 Mann mit der starken Festung und ihren reichen Kriegsvorräten fielen in deutsche Hand, eine Beute, wie sie die Kriegsgeschichte bis dahin noch nicht verzeichnet hatte. Das war die Frucht der drei großen Schlachten bei Metz und einer beharrlichen Umklammerung.

Einem mit unerbittlicher Folgerichtigkeit sich entwickelnden Drama gleich hatte sich dieser erste Teil des großen Krieges vollzogen. In vermessener Selbstüberschätzung war er um eines nichtigen Grundes willen von Frankreich heraufbeschworen worden. Aber die Kräfte waren weder stark genug noch überhaupt bereit, um dem waghalsigen Beginnen die nötigen Taten folgen zu lassen. Der Angreifer ward von Hause aus in die Verteidigung zurückgeworfen und in dieser von der Übermacht erdrückt. Die Katastrophe aber verschlang zugleich den Kaiser, der, seiner besseren inneren Überzeugung entgegen, sich von dem entfesselten Strome der öffentlichen Meinung hatte fortreißen lassen. Er mußte es nun erleben, daß dieser sich gegen ihn und seine Dynastie wendete — ein warnendes Beispiel für schwache Monarchien, die sich durch Popularität auf dem schwankenden Boden zu halten versuchen — Deutschland erntete, was es in langer Friedensarbeit gesät hatte. Die Einigkeit von Regierungen, Heer und Volk machte es unbesiegbar. Dauerte der Kampf auch noch fort, so war sein Ausgang doch schon besiegelt.

Der Krieg gegen die französische Republik 1870—71.

Von Karl Ritter von Endres.

1. Allgemeine Lage. Der erste Zeitraum des Krieges 1870—71 hatte mit der Gefangennahme der Armee Mac Mahons, dem Sturze der kaiserlichen Regierung und der Einschließung der Reste der kaiserlichen Armee in Metz und Paris geendet. Die neue republikanische Regierung Frankreichs stand vor schwerwiegenden Entscheidungen. Entweder mußte ein Friede geschlossen werden, dessen Bedingungen nach den unerhörten Niederlagen der Armee und angesichts der berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes für Frankreich nur tief demütigend sein konnten, oder es mußte der Versuch gemacht werden, aus der Masse eines vaterlandsliebenden und aufopferungsfähigen Volkes neue Armeen zu bilden und mit den kaum vom Pflug und aus der Werkstatt weggeholten Wehrmännern einen Kampf zu erneuern, in dem die tapfere und vortrefflich geschulte stehende Armee des Landes zugrunde gegangen war.

Die Stimmung des Landes neigte dem Kriege zu. Das starke Selbstbewußtsein der französischen Nation konnte sich mit den erlittenen Niederlagen nicht abfinden. Man suchte leidenschaftlich die Gründe des Unglückes in den Fehlern und Verbrechen der Führer, in der Unfähigkeit der kaiserlichen Politik und Verwaltung und in der zahlenmäßigen Überlegenheit der deutschen Armeen. Man gefiel sich in dem Glauben, der französische Soldat sei nicht besiegt, sondern verraten worden, man erinnerte sich, nicht ohne geschichtliche Übertreibungen, der Freiwilligen der ersten französischen Republik und der Siege, welche damals die Massenaufgebote des Landes über die organisierten Armeen Europas erfochten hatten. Die vornehmsten Regungen vaterländischer Begeisterung wurden wach und gaben der nunmehr einsetzenden gewaltigen kriegerischen Bewegung das edle Ziel auf die Befreiung des Vaterlandes.

Die treibende schöpferische Kraft dieser Bewegung war der südfranzösische Advokat Léon Gambetta, eine der gewaltigsten Persönlichkeiten des modernen Frankreich. Mit glühender Vaterlandsliebe, hoher geistiger Begabung, hinreißender Beredsamkeit verband er das fast naive Selbstbewußtsein einer wirklichen Heldennatur, die selbst im drohenden Zusammenbruch das felsenfeste Vertrauen auf die verfochtene Sache, auf das eigene Können und auf den kriegerischen Genius des Vaterlandes nicht verliert. Es ist ein tragisches Geschick, daß ihm, dem Kriegsminister der neuen Regierung, auch der Oberbefehl zufiel, eine Aufgabe, die ihn auf ein fremdes Gebiet führte, für dessen Irrgänge Begeisterung und rücksichtslose Kraft des Willens allein nicht ausreichen konnten. Aber trotzdem kann jedes Volk, das im Todeskampf für seine Ehre und seine geschichtliche Stellung ringt, sich Männer wünschen wie Gambetta, Idealisten der Vaterlandsliebe, glühende Herzen, eiserne Willen.

Dem ursprünglichen Plane der neuen Regierung lag der militärisch zweifellos richtige Gedanke zugrunde, die neuen republikanischen Armeen außer Greifweite der deutschen Heere südlich der Loire und im Norden Frankreichs zu versammeln, sie mit Hilfe der Ersatztruppen und der zahlreichen noch zur Verfügung stehenden aktiven und inaktiven Offiziere und Unteroffiziere des Heeres zusammenzufügen und dann zum gleichzeitigen Entsatze von Paris vorzuführen. Man rechnete hierbei darauf, daß es auch General Trochu, dem Gouverneur des eingeschlossenen Paris, gelingen werde, die zahlreichen Verteidiger dieser Stadt mit der Zeit zu brauchbaren Truppenkörpern zusammenzuschweißen und den Entsatzheeren die Hand zu reichen. Das Gelingen dieses Planes hing in erster Linie davon ab, die nationale Ungeduld zunächst zu zügeln, vorzeitige und vereinzelte Unternehmungen zu vermeiden, die nur zu Niederlagen und, was noch schlimmer ist, zum moralischen Zusammenbruch der lockeren Heeresmassen führen konnten. Nur scharf disziplinierte und durch die Gewohnheit des bekannten Oberbefehles zusammengehaltene Heere können die Erschütterungen des Unglückes ertragen, ohne aus den Fugen zu gehen; für eilig zusammengeraffte milizartige Heere bedeutet das Unglück der Waffen die Zerstörung des schwachen Gefüges. Die zweite Voraussetzung lag in der Annahme, daß die deutsche Armee nicht stark genug sei, um Paris zu umschließen und gleichzeitig mit ausreichenden Heereskräften weit nördlich und südlich dieser Stadt den Entsatzheeren der Republik entgegenzutreten und sie zu schlagen, ehe ihr Zusammen-

wirken in die Erscheinung trat. — Beide Voraussetzungen erfüllten sich nicht. Der französischen Heeresleitung gelang es nicht, die großen Massen zu gleichzeitigem Handeln zusammenzufassen und so Teilniederlagen zu vermeiden, und die deutsche Armee, wenn auch an Zahl den republikanischen Heeren weit nachstehend, war an innerer Kraft, kriegerischem Geist und disziplinärer Erziehung ihren Gegnern so überlegen, daß deren zahlenmäßige Übermacht an diesem Gefüge zerschellte, wie die Meereswellen an einem Felsen. Wenn irgend kriegerische Ereignisse geeignet sind, die modernen Truggebilde von der Kraft der Milizarmeen zu zerstören, so sind es die Kämpfe der Deutschen gegen die Heere des republikanischen Frankreich.

2. Einleitende Kämpfe. Und nun zu den Ereignissen selbst. Ende September 1870 waren die französischen Neuorganisationen im vollen Gange. Südlich der Loire, dann im Nordwesten bei Rouen und Elbeuf und im Südosten um Besançon sammelten und fügten sich die neuen Heere. Mit den Vortruppen dieser noch unfertigen Heeresteile hielt die deutsche Kavallerie seit Ende September überall enge Fühlung.

Am bedenklichsten sah es an der Loire aus, und man beschloß deshalb im deutschen Hauptquartier, hier einen raschen Schlag zu tun. General v. d. Tann erhielt den Befehl, mit seinem, dem 1. bayerischen, Armeekorps, ferner mit der 22. Infanterie- und der 2., 4. und 6. Kavalleriedivision bis Orleans vorzudringen. Am 10. und 11. Oktober schlug der bayerische General die um und nördlich Orleans versammelten Teile des 15. französischen Armeekorps. Orleans wurde von den Bayern besetzt, die 22. Division rückte auf Chartres, um die Sicherung gegen Westen zu übernehmen. Auch im Norden von Paris waren kleine Truppenteile der deutschen Maasarmee über die Oise vorgegangen und hatten die französischen Vortruppen der bei Rouen und Amiens sich versammelnden Massen bis über die Linie Montdidier, Beauvais, Gisors, Vernon zurückgeschoben. Während dieser einleitenden Kämpfe im Süden, Westen und Norden von Paris war dieses selbst von Truppen der Maasarmee und der 3. Armee eng eingeschlossen.

Metz ergab sich am 27. Oktober. Hierdurch wurden nun 7 deutsche Armeekorps verfügbar und man konnte daran denken, den neuen französischen Massenheeren entscheidend auf den Leib zu gehen. Am 28. September war auch Straßburg gefallen. Das damit freigewordene 14. Armeekorps unter General von Werder überschritt die Vogesen, drängte den französischen General Cambriels, der die französischen Versammlungen im Süden des Landes deckte, zurück, und war bis zum 31. Oktober unter heftigen Kämpfen bis Dijon vorgedrungen.

Die fortwährenden Mißerfolge der vorgeschobenen Truppen fingen allmählich an, ungünstige Eindrücke auf die Bevölkerung Frankreichs zu machen. Man verlangte Erfolge und Siege, und nicht mit Unrecht schlossen sich die Regierung und die Generale diesem Verlangen an. Der bewegliche, der Wirkung des Augenblicks ausgesetzte Sinn des französischen Volkes konnte zweifellos durch einen kriegerischen Erfolg zu außergewöhnlichen Leistungen aufgestachelt werden; dagegen mußte der jetzige Zustand des Wartens und Zurückgehens die Spannkraft und das Vertrauen auf die Zukunft schädigen. Es sollte deshalb die vereinzelte gefährdete Lage des 1. bayerischen Armeekorps bei Orleans ausgenützt werden, um einen ersten Erfolg zu erringen, ohne Gefahr zu laufen, von anderen deutschen Kräften gefaßt zu werden. Überlegene Kräfte sollten von allen Seiten das bayerische Armeekorps anfallen. Daß bei einer solchen Operation gerade Orleans wieder gewonnen werden konnte, an dessen mit Wundersagen umflochtenen Namen sich schon einmal die Befreiung Frankreichs geknüpft hatte, war sicher in den damaligen, alle Kräfte der Seele bewegenden Tagen nicht bedeutungslos. General von der Tann entzog sich zwar der Umklammerung, konnte aber bei Coulmiers am 9. November den Sieg nicht erringen und zog sich auf die von Chartres heraneilende 22. Division zurück. Die französische Loirearmee verfolgte nicht, sondern begnügte sich ganz richtig damit, Orleans gewonnen und so die weitere Vereinigung ihrer Kräfte erleichtert zu haben. Ganz Frankreich feierte Coulmiers als einen großen Sieg und als den Anfang einer Wendung des Krieges; die patriotische Begeisterung und Opferfähigkeit, das Vertrauen auf die neue Regierung stiegen mächtig, und in diesem geistigen Aufschwunge, nicht in der ganz unwesentlichen Verschiebung der militärischen Lage, ist die Bedeutung des Tages von Coulmiers zu suchen.

3. Erste Entscheidungen an der Loire und im Norden. Im letzten Drittel des No-

vember war die französische Armee bei Orleans schon auf 200 000 Mann angewachsen. Die unter Prinz Friedrich Karl von Metz heranrückende 2. Armee (9., 3., 10.) hatte am 22. November mit je einem Armeekorps Janville-Toury, Pithiviers und Montargis erreicht, während die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg (1. bayer. Armeekorps, 17. und 22. Division) im Begriff war, über Nogent le Rotrou gegen Westen vorzumarschieren. Die Wolken von Franktireurs und Nationalgarden, welche die deutschen Armeen von allen Seiten einhüllten, und der dichte Waldschleier, der zwischen Orleans und den deutschen Heeren lag, hatten jeden genauen Einblick in die Stellungen und Absichten der französischen Loirearmee gehindert und die Armeeabteilung sogar über die Hauptrichtung, in welcher der Feind zu suchen war, ganz erheblich getäuscht. So kam es, daß an diesem Tage die nur 45 000 Mann zählende 2. Armee in einer Ausdehnung von 75 km unmittelbar vor der Front der mindestens viermal überlegenen Loirearmee stand, während die Armeeabteilung 80 km von dem westlichen Flügel der 2. Armee entfernt sich anschickte, noch weiter nach Westen abzumarschieren. Es ist zweifellos, daß in diesen Tagen eine mit allen verfügbaren Kräften geführte Offensive der französischen Loirearmee etwa in der Richtung auf Pithiviers zu großen Erfolgen führen konnte, wenn Truppe und Führung nicht versagten. Doch statt zielbewußter Tätigkeit finden wir auf französischer Seite ein verderbliches Schwanken zwischen Angriff und Verteidigung, auf deutscher Seite dagegen ein energisches Eingreifen des großen Hauptquartiers, das am 22. die 2. Armee auf die drohende Gefahr aufmerksam macht und der Armeeabteilung den schleunigen Marsch gegen Südosten zum Anschluß an den rechten Flügel der 2. Armee befiehlt.

Erst am 28. kommt es zu einem Angriff des französischen rechten Flügels (18. und 20. Armeekorps) gegen das nunmehr bei Beaune-la-Rolande stehende 10. preuß. Armeekorps. Diesem gelingt es, sich in heldenhaften Kämpfen gegen fünffache Überlegenheit bis zum Abend zu halten und schließlich mit Hilfe der anrückenden Spitzen des 3. Armeekorps den Feind zu werfen. Trotz dieses Mißerfolges beschloß die französische Heeresleitung, nun mit der ganzen Armee zu einem allgemeinen Angriff in der Richtung auf Fontainebleau einzusetzen und der Armee von Paris die Hand zu reichen. Diese hatte bestimmt zugesagt, am 29. November mit starken Kräften den Durchbruch zu versuchen. Beide Unternehmungen aber scheiterten an der geringen Leistungsfähigkeit von Truppe und Führung und an dem eisernen Gefüge der deutschen Armee. Der linke Flügel der französischen Loirearmee stieß auf die inzwischen herangekommene Armeeabteilung und wurde am 2. Dezember in der Schlacht bei Loigny-Poupry von Preußen, Bayern, Mecklenburgern, Thüringern und Hanseaten ganz entscheidend geschlagen. Auch der am 30. November begonnene große Ausfall aus Paris wurde von Württembergern, Sachsen und Preußen am 2. Dezember endgültig abgewiesen. Der 2. Dezember war ein Wintertag voll Rauhfrost und Eis. Für Deutschland aber war es einer der Frühlingstage seiner Einheit. Die Söhne der Alpen und der Meeresküste, des Schwarzwaldes und der norddeutschen Tiefebene begrüßten sich jubelnd in der Beauce und vor Paris, als gemeinsame Sieger wie nie zuvor in der deutschen Geschichte. Noch heute fliegen an diesem Tage die Grüße von Süd nach Nord und von Nord nach Süd, und dabei steigt den alten Soldaten die Erinnerung heiß und quellend zum Herzen; die jungen aber geloben gleiche Treue und gleiche Einigkeit in alle Zukunft.

Am 3. Dezember begannen dann die 2. Armee und die Armeeabteilung ihrerseits den Angriff auf die französischen Loirearmeen, welche am 3. und 4. Dezember verhältnismäßig nur schwachen Widerstand leisteten, Orleans preisgaben und zum Teil (1. Loirearmee) über die Loire zurückströmten, zum Teil (2. Loirearmee) auf dem rechten Ufer des Flusses gegen Beaugency und das Waldgebiet von Marchénoir auswichen. Diese zunächst von den Deutschen wenig beachtete 2. Loirearmee erhielt in den nächsten Tagen ansehnliche Verstärkungen, und es gelang schließlich nur nach schweren Kämpfen vom 7.–10. Dezember, sie gegen die Loire zurückzudrängen. Selbst dort kam es am 14. und 15. Dezember noch zu erbitterten Gefechten, deren Fortsetzung sich die nicht entscheidend geschlagene 2. Loirearmee am 16. durch den Abmarsch auf Le Mans entzog. Im Norden hatte General von Manteuffel Teile der 1. Armee von Metz herangeführt, die Franzosen bei Amiens geschlagen und Rouen besetzt.

FERDINAND GRAF VON HARRACH

GENERALFELDMARSCHALL GRAF VON MOLTKE VOR PARIS

Generalfeldmarschall Graf von Moltke überblickt von der Dachluke eines Hauses aus Paris und stellt mit seiner nächsten Umgebung angehörenden Offizieren unter Zuhilfenahme eines Planes die Situation fest. Der Offizier links, der den Plan in der Hand hält, ist Hauptmann von Burt, der rechts sich zu Moltke neigend, Oberstleutnant de Claer. ◘



An der Loire und im Norden schienen so die Ereignisse zu einem gewissen vorläufigen Abschluß gekommen zu sein. Der erste Ansturm der republikanischen Heere zur Befreiung von Paris war unter großen materiellen und moralischen Verlusten gescheitert. Aber auch die deutschen Truppen hatten schwer gelitten und zwar nicht nur durch die Ungunst des Geländes und der Jahreszeit, sondern auch durch die Kämpfe mit der Überzahl eines immer wieder mit frischen Truppen auftretenden Feindes, dessen zähe Massen neu hervorzuquellen schienen, wenn man sie eben mit ungeheurer Anstrengung zur Seite geschoben hatte. Die wegen der großen Ausdehnung der feindlichen Massen fast immer frontal zu führenden Gefechte, die sich langsam fortschreitend und anscheinend ohne große Entscheidung bis in die sinkende Nacht fortsetzten, denen dann in der Regel noch ein Kampf um die verwüsteten Quartiere und am andern Morgen das sich erneuernde Gefecht mit frischen feindlichen Truppen folgte, hatten etwas Hoffnungsloses und Ermüdendes, dem sich nur einzelne Naturen von besonderer Spannkraft ganz entziehen konnten. Jetzt durfte man hoffen, den Truppen einige Ruhe gewähren zu können. Die Offensivbewegungen sollten nicht in das Ungemessene fortgesetzt, sondern die Truppen nunmehr in Ruhequartieren gesammelt werden, die so lagen, daß von ihnen aus den sich etwa neu aufraffenden französischen Feldarmeen in kurzen Offensivbewegungen entgegengetreten werden konnte. Die 1. Armee sollte sich um Beauvais, die 2. um Orleans sammeln, die Armeeabteilung des Großherzogs bei Chartres vereinigt werden.

4. **Der Zug nach Le Mans und die Schlacht von St. Quentin.** Doch die erwünschte Ruhe dauerte nicht lange. Deutliche Anzeichen schienen darauf hinzuweisen, daß die 1. französische Loirearmee unter General Bourbaki sich bei Bourges neu bildete, von der 2. Loirearmee wußte man sicher, daß sie unter General Chanzy, ihrem energischen, geschickten Führer, eng versammelt bei Le Mans lagerte, hier Verstärkungen an sich zog und die gestörte Ordnung eifrig wiederherstellte. Prinz Friedrich Karl erhielt deshalb am 1. Januar den Befehl aus dem Hauptquartier des Königs, mit seiner Armee und dem 13. Armeekorps (17. und 22. Division, früher Armeeabteilung ohne das 1. bayerische Korps) die 2. Loirearmee unverzüglich anzugreifen, und während dieser Zeit die Gegend von Orleans nur mit schwachen Kräften festzuhalten. Man dachte so die 2. Loirearmee zu schlagen und sich dann gegen die 1. zu wenden.

Das Land, durch welches dieser Angriff führte, war insofern für die Deutschen außerordentlich ungünstig, als es die Mitwirkung ihrer Artillerie fast ganz ausschloß. Die Straßen durchsetzen ein in höchster Kultur stehendes Hügelland mit steilen Abstürzen zu den zahlreichen Flußtälern. Seitwärts der Straße hinderten die umfriedeten Wein- und Obstgärten, ummauerte Landsitze und Parks Bewegung der Truppen und Übersicht, und gewährten den zahlreichen Freischaren des Verteidigers günstige Verstecke, Gelegenheit, sich hier der Verfolgung zu entziehen, dort unvermutet wieder aufzutauchen. Die eisbedeckten Straßen zwangen die berittenen Truppen zu langsam vorsichtiger Bewegung. Die Querverbindungen zwischen den Anmarschwegen der deutschen Armeekorps waren kaum benützbar. So konnte keine Kolonne auf die Hilfe der Nachbarkolonne rechnen und war in der Hauptsache auf die Kampfkraft ihrer eigenen Infanterie angewiesen. Diese rang sich nun in fortdauernden Kämpfen gegen die große Überlegenheit, gegen die Ungunst des Geländes und der Witterung unermüdlich, unerschütterlich, unwiderstehlich vorwärts und immer weiter vorwärts. Jeden Tag begrub sie ihre Toten, aber jeden Tag in neuerobertem Lande. Nur eine gottesfürchtige Kriegerschar, die erfüllt ist von eisernem Pflichtgefühl und gestärkt in dem Stahlbade soldatischer Erziehung, eine Schar, an deren Spitze ein Offizierkorps steht, dem Treue und Ehre das Schwert führen, kann das leisten, was damals von deutscher Infanterie geleistet worden ist. Hier kam in der Not des Lebens und in dem Elend des Tages die einfache und fromme, wahre und selbstlose Heldenhaftigkeit des deutschen Volkscharakters erschütternd zum Vorschein. Es ist Zeit geworden, daß das ganze Volk sich dieser schlichten Heldenhaftigkeit erinnert, sie schützt und wahrt mit allen Mitteln, wenn es nicht dämonischen Kräften gelingen soll, die Grundfesten des deutschen Wesens zu zerstören.

Am 11. Januar wird Le Mans im wilden Häuserkampf erstürmt. Die französische Armee ist gänzlich zerschlagen, 30000 Mann hatte sie

an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Die Rückzugsstraßen der Armee sind mit Waffen, Gepäck und unzähligem Heergeräte bedeckt. Aber auch die schwachen deutschen Armeekorps hatten ihren Sieg mit einem Verlust von 6200 Mann und 200 Offizieren bezahlt.

Im Norden war es zur Ruhe überhaupt nicht gekommen. Die auf Arras zurückgegangenen Franzosen hatten sich erheblich verstärkt und unter ihrem überaus tüchtigen General Faidherbe sehr bald die Fähigkeit zu neuem Angriff gefunden. Erst am 19. Januar gelang es General von Goeben, den Gegner in blutiger Schlacht bei St. Quentin entscheidend zu schlagen. Damit war die Kraft der französischen Nordarmee endgültig gebrochen. Sie hatte wacker gefochten, aber der Prüfung einer Niederlage konnte sie nicht gewachsen sein.

5. **Belfort.** Wir haben das Armeekorps des Generals von Werder verlassen, als es die Vortruppen der französischen Südarmee unter General Cambriels geworfen und Dijon am 31. Oktober genommen hatte. Später wurde auch Vesoul besetzt. Ihr gegenüber standen etwa 45000 Franzosen bei Besançon, außerdem Garibaldi mit 12000 Mann zwischen Dôle und Auxonne, 18000 Mann im Saônetal, 12000 Mann um Langres.

Der November und die Zeit bis Mitte Dezember vergingen hier ohne erhebliche Änderung der Lage. Bei der dauernden Bewegung, in welcher sich die französischen Truppenteile befanden, und der verwirrenden Menge von Freischaren, die das ganze Land bedeckten, gelang es General von Werder niemals vollständig, zur Klarheit über den gegenüberstehenden Feind zu kommen. Aber auch dieser raffte sich nicht zu entscheidenden Angriffen auf und wich den einzelnen Vorstößen deutscher Truppenteile fast immer aus. In den letzten Dezembertagen bewogen dann die sich mehrenden Gerüchte über ein Vorrücken bedeutender Massen von Dijon her auf Belfort, sowie sichere Nachrichten von der Anwesenheit feindlicher Kräfte in der Gegend von Clerval General von Werder zu dem Entschluß, seine gesamten Streitkräfte unverzüglich bei Vesoul zu vereinigen. Und in der Tat, die Zeit drängte, denn ein furchtbar drohendes Unwetter zog sich zusammen.

Wir haben oben gehört, daß nach den Schlachten am 3. und 4. Dezember die 1. französische Loirearmee über die Loire ausgewichen war. Man vermutete damals im deutschen Hauptquartier ein Zusammenwirken der beiden Loirearmeen in der Richtung auf Orleans und Paris. Gambetta und sein Gehilfe Freycinet aber planten eine andere Operation. Die 1. französische Loirearmee sollte mit der Eisenbahn in die Gegend von Beaune südlich von Dijon überführt werden, um von hier aus in Verbindung mit Garibaldi und Crèmer und der bei Besançon stehenden französischen Armee das Armeekorps Werder zu erdrücken, Belfort zu entsetzen und die deutschen rückwärtigen Verbindungen zu durchschneiden. Um den 1. Januar stand die ganze Masse der so neugebildeten französischen Ostarmee zwischen Dijon und Besançon bereit.

Langsam wälzten sich die feindlichen Heere, weit über 100000 Mann stark, heran, um sich zwischen General von Werder und Belfort einzuschieben. Ehe General von Werder zum vollen Bewußtsein seiner überaus gefährdeten Lage kommen konnte, stand der starke rechte französische Flügel schon näher an Belfort als das 14. Korps. Als endlich die Gefahr erkannt und am 9. Januar der Abmarsch des Armeekorps nach Osten eingeleitet war, stieß dieses bei Villersexel schon auf den Feind. Villersexel wurde besetzt und in blutigem Nachtkampfe behauptet. Erst um 1 Uhr morgens wurde der Rückzug angetreten, am 11. die als Schlachtfeld ausgewählte Stellung östlich der Lisaine erreicht und zur Deckung der Belagerung von Belfort besetzt. Auf den französischen Führer aber hatte der kühne Vorstoß auf Villersexel trotz des taktischen Erfolges, den sich die französischen Truppen zuschreiben konnten, einen solchen Eindruck gemacht, daß er in Erwartung einer Wiederholung des deutschen Angriffes stehen blieb und sich erst am 13. wieder in Bewegung setzte.

Diesen Zeitraum benützend, hatte General von Werder seine Schlachtstellung vorbereitet und vom Belagerungskorps herangezogen, was irgend entbehrlich schien. Aber immerhin blieb die Gefahr angesichts der erdrückenden feindlichen Überlegenheit eine tödliche. General von Werder war sich seiner Lage voll bewußt. Sein Telegramm vom 14. an das große Hauptquartier in Versailles führt aus, daß die Existenz seines Korps auf dem Spiele stehe, wenn darauf bestanden werde, die Belagerung von Belfort aufrechtzuerhalten. Am 15. um 6 Uhr abends traf der Befehl ein, die Schlacht an-


LOUIS KOLITZ
VOR PARIS

König Wilhelm I., in Begleitung Bismarcks und Moltkes, beobachtet während der Belagerung von Paris ein Gefecht.



zunehmen. Um diese Zeit aber war der erste und heißeste Schlachttag schon geschlagen. Unerschüttert standen die Deutschen in ihren Stellungen, und wer an die Bataillone und Batterien herantrat, konnte hören, daß die Truppen bis zum letzten Mann fest entschlossen waren, zu liegen oder zu sterben. Dieser Geist der Armee machte der Leitung ihre Aufgabe erheblich leichter.

Es ist hier nicht der Ort, um auf Schlachtschilderungen näher einzugehen. Genug, wie am 15., so schlugen auch am 16. und 17. die Deutschen alle Angriffe der Franzosen ab. Die Kraft der französischen Armee brach gänzlich zusammen, Spuren der völligen Auflösung wurden sichtbar, das Vertrauen auf die Führung war dahin. Auch diese hatte jede Hoffnung verloren. «Nous n'avons réussi nulle part!» rief Bourbaki am 17. abends verzweifelnd aus. Der Rückzug wurde angetreten, und nun nahten frische deutsche Truppen, um diesen Rückzug in Eis und Schnee, in Hunger und Elend zu einem der erschütterndsten Dramen der Weltgeschichte zu machen.

Um diese, den Feldzug im Süden abschließenden Ereignisse zu verstehen, ist es notwendig, etwas weiter zurückzugreifen. Als nach dem Falle von Metz die 1. und 2. Armee mit Sonderaufträgen von Metz abmarschierten, blieb von der 1. Armee das 7. Armeekorps vor Metz zurück, um die Abführung der Gefangenen zu besorgen; später (27. November) wurde dieses Korps zwischen die 2. Armee und das Korps Werder eingeschoben und war dann Mitte Dezember nach Auxerre aufgebrochen. Von der 2. Armee war das 2. Armeekorps noch von Metz aus zur Einschließung von Paris und von dort nach Montargis in Bewegung gesetzt.

Als nun im großen Hauptquartiere der Zug Bourbakis gegen Belfort erkannt worden war, wurde am 11. Januar aus dem 2. und 7. Armeekorps die Südarmee gebildet und unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellt, den General von Goeben als Führer der deutschen Nordarmee ersetzte. Im eiligen Vormarsch waren am 18., als eben der Rückzug Bourbakis von der Lisaine begonnen hatte, die Armeekorps der deutschen Südarmee bis auf einen Tagmarsch nördlich der Linie Dijon-Gray herangekommen. Am 24. hatte dann die französische Armee auf ihrem Rückzuge mit den Hauptkräften Besançon erreicht, nördlich des Doubs gefolgt vom Korps Werder, während sich die deutsche Südarmee schon im Westen und Südwesten auf den nach Bourges und Lyon führenden Straßen als Riegel vorgelegt hatte. Der französischen Armee blieb nur mehr der Rückzug gegen Pontarlier und in die Schweiz übrig. Am 1. Februar und in der Nacht zum 2. trat die Masse der französischen Armee auf neutrales Gebiet über. Nach einer Zählung der Schweizer Regierung befanden sich am 25. Februar 2192 französische Offiziere und 90573 französische Soldaten in der Schweiz. Die französische Ostarmee war vom Kriegsschauplatze verschwunden, die kriegerische Kraft Frankreichs endgültig bezwungen.

Inzwischen war auch Paris gefallen. Vorher aber hatte sich im Schlosse der Bourbonen in Versailles ein Schauspiel von weltgeschichtlicher Größe abgespielt. Wie in alten Zeiten die deutschen Krieger nach errungenem Sieg den tapfersten Mann auf die Schilde hoben und ihm den Herzogsreif um die Stirne legten, so brachten jetzt die deutschen Stämme ihrem ehrwürdigen Führer, dem alten Preußenkönig Wilhelm I., die Kaiserkrone als goldenes Siegeszeichen. Mit ihren Toten hatten die Deutschen ihren alten Hader begraben, staunend über die eigene Kraft waren sie sich der weltbezwingenden Macht ihrer geeinigten Waffengewalt bewußt geworden. Die Kaiserkrone aber, obwohl sie von deutschen Soldaten geschmiedet und geschmückt war, sollte kein Kriegssymbol, sondern ein Friedenszeichen sein an der Schwelle einer Zeit, in der Deutschlands Einigkeit den Frieden Europas bedeutete.

6. Schluß. Dem Kampf des republikanischen Frankreich gegen die siegreiche deutsche Armee kann eine ergreifende Größe nicht abgesprochen werden. Ist es schon ein erschütterndes Schauspiel, wenn ein ganzes Volk zum Schwert greift, um seine geschichtliche Stellung und seinen kriegerischen Ruhm zu verteidigen, so wirkt dieses Schauspiel um so tragischer, wenn all das vergossene edle Blut nicht den Sieg erkauft, sondern anscheinend nutzlos geflossen ist. Aber schon jetzt nach wenigen Jahrzehnten kann die vorurteilsfreie Geschichtsbetrachtung feststellen, daß die verlustreichen und unglücklichen Kämpfe für Frankreich keineswegs nutzlos waren. Frankreich hat gerade auf den Schlachtfeldern seiner republikanischen Heere an der Loire, an der Li-

saine und Somme den alten kriegerischen Geist wiedergefunden, der in dem halben Jahrhundert vorher zwar nicht dem stehenden Heere, wohl aber dem Volke in seiner Gesamtheit abhanden gekommen war. Die allgemeine Wehrpflicht, dieses höchste Recht jedes freien Volkes, ist auf diesen Schlachtfeldern wiedererstanden, und mit der harten Erziehung jedes einzelnen zum Wehrmann hat Frankreich die Kraftquelle wiedergefunden, aus der ihm die Fähigkeit zuströmte, eine ehrenvolle Stellung im Rate der Völker trotz aller Niederlagen zu behaupten.

Wir Deutschen aber haben allen Grund, an dem festzuhalten, was uns die Siege gegen das republikanische Frankreich errungen, und was diesem trotz seines Unglückes die kraftvolle Wiedergeburt gewährt hat: an der Pflege des kriegerischen Geistes der ganzen Nation. Kulturvölker, denen Lebensgewohnheit und Erwerbstätigkeit keine kriegerischen Eigenschaften zuführen, können sich diesen Geist nur auf dem Wege der disziplinären Erziehung des einzelnen und der Entwicklung und Pflege eines im Volke wurzelnden, mit ihm durch die Bande des Blutes verbundenen kriegerisch geschulten Offizierkorps erwerben und erhalten.

Wer den Niedergang eines großen Kulturvolkes will, der muß die Disziplin seiner Armee, die Volksbeliebtheit und berufliche Freudigkeit seines Offizierkorps untergraben. Er ist dann wahrlich auf dem rechten Wege, um sein Ziel zu erreichen! Wer aber die Größe seines Vaterlandes mit ganzer Seele sucht, der möge die Ereignisse ernst betrachten, die wir hier in leichten Umrissen zu zeichnen versucht haben. Es kann ihm dabei, wenn er den Willen und die Fähigkeit hat, aus geschichtlichen Ereignissen die Wahrheit zu erkennen, nicht entgehen, daß die Größe unseres Vaterlandes herausgewachsen ist aus der disziplinierten Tüchtigkeit eines wehrhaften Volkes, das voll sachlichen Vertrauens und persönlicher Anhänglichkeit einem technisch geschulten, königstreuen, vaterlandsliebenden, ehrenhaften Offizierkorps folgte, bis in den Tod. Der Ansturm enthusiastisch erregter, aber schwach disziplinierter Massen, geführt von tapferen Leuten, denen aber großenteils die Autorität des eigentlichen Offiziers fehlte, brach sich an dem innerlich und äußerlich festen Gefüge der zahlenmäßig viel schwächeren deutschen Heere.

Die Gründung des deutschen Reiches.

Von Erich Marcks.

Auf dem Boden der Bildung, des Geisteslebens war das zersplitterte und gedemütigte Deutschland zuerst wieder zum Bewußtsein seiner Einheit und Größe gelangt: diese geistige Einheit hat der politischen lange bedeutsam vorgearbeitet. Allmählich sind dann wirtschaftliche Kräfte daneben getreten: auch sie forderten die Einheit und bereiteten sie vor. Mit staatlichen Mitteln allein aber, in staatlichen Formen, innerhalb der Welt der staatlichen Macht konnte sie vollzogen werden. Seit dem ungeheuren Anstoße der französischen Revolution hatte der Liberalismus alle jene Anforderungen, mit denen der persönlichen und der politischen Freiheit vereint, in einem großen System zusammengefaßt; 1848 hatte die Einheitsidee, der Glaube an das Recht der Nation auf ein selbstbestimmtes nationales Dasein, sich mit jugendlichem Schwunge Deutschland erobern wollen. Sie war damit gescheitert; alle die Hindernisse der europäischen Lage, zumal aber alle die Gegensätze der deutschen Wirklichkeit, wie sie seit 1806 und 1815 der Einheit widerstrebten, waren von neuem deutlich und wirksam geworden: die Gegensätze der Stämme untereinander, der Einzelstaaten untereinander; der Widerwille der Mittelstaaten, die, naturgemäß genug, ihre Souveränität nicht aufgeben mochten; die eigentlich entscheidende Nebenbuhlerschaft der beiden Großstaaten, deren Zusammensein innerhalb des deutschen Gesamtstaates diesen lähmen und niederhalten mußte, derart, daß eine Stärkung der Einheit immer nur durch die Unterwerfung oder die Ausstoßung, sei es Österreichs, sei es Preußens, möglich werden konnte. Gerade daß Preußen 1848 als der deutschere unter ihnen und als der Träger der deutschen Zukunft erkannt worden war, hatte die übrigen Staaten in offene Feindseligkeit gegen Preußen, dieses selber nach seiner Olmützer Niederlage in eine unerträgliche Stellung und eine stete stille oder offene Gegenwehr hineingezwungen, aus der es, wenn es an seinem Großmachtscharakter festhielt, einmal zu neuem, aktivem Aufschwunge hinausstreben mußte. Und nun war die allgemeine Lösung

des Druckes der Reaktion seit 1858 dem nationalen und dem kleindeutschen Streben zugute gekommen: wieder ging eine begeisterte Agitation durch Deutschland hin, und der Glaube an die Nation erfüllte wieder die Seelen. Man meinte, seit 1848 etwas gelernt zu haben; man wollte die Gegenkräfte nicht wieder wie damals übersehen. Aber rechnete man mit ihnen, so wie sie waren, zog man die Folgerung, daß auch, wenn man sie anerkennen und dem künftigen Ganzen einfügen wollte, zuvor doch nur der Krieg sie ihm unterwerfen konnte, und daß nur Preußen fähig war, diesen zu führen? Vermochte man es, sich mit diesem norddeutschen Staate, seiner Eigenart, seinem Selbstgefühle, die sich behaupten wollten, ganz auseinanderzusetzen? Wie war zwischen Nation und Sonderstaat überhaupt der Ausgleich zu treffen? Die nationale Partei ging doch zuletzt von der Überzeugung aus, der Sonderstaat, auch der größte, dem man den Vollzug der Einheit zuerteilte, habe sich unterzuordnen, dem Ganzen zu dienen, nicht etwa das Ganze zu beherrschen. Würde er sich so seiner selbst entäußern und dennoch sein Schwert für die große Umwälzung ziehen? Ja sollte er es ziehen? vermochte man sich zu dem Bruderkriege aufzuraffen? Noch waren nach 1860 alle diese Fragen unbeantwortet und schienen alle Wege offen. Noch stand Österreich im deutschen Verbande und, natürlich, es wehrte sich, es suchte, mit den Mittelstaaten zusammen, die Einheitsbewegung für sich selber unschädlich zu machen, ja für sich selber auszunützen. Noch waren vor allem die Entschlüsse Preußens nicht gefaßt; sie konnten verschieden ausfallen, Kraft und Geistesrichtung des Mannes, der über Preußen gebot, konnten den Ereignissen selber noch sehr verschiedene Richtungen geben: wie anders alles, wenn an die Stelle Wilhelms I. sein Kronprinz trat! Auch das Maß von Einheit und Freiheit war noch ganz zu bestimmen — niemand konnte sagen, was werden würde oder müßte, und wenige in Deutschland haben den Gang so vorausgewollt oder -geahnt, wie er dann kam. Bismarck ist es gewesen, der ihn den Dingen gewiesen hat: ungeheuer groß wurde in diesen tiefbewegten und tiefverwirrten Jahren für alles deutsche Leben die Bedeutung des Mannes, der nun sein Gestalter und Meister ward.

Er aber kam, wie sein Herrscher, aus dem alten Preußen, nicht aus dem neuen Deutschland her. Seinem Staate die Arme wieder frei und ihn in Deutschland und der Welt stark zu machen, das war sein Streben, die Auseinandersetzung mit Österreich sein näheres Ziel. Natürlich dachte er an Deutschland; es war für seinen Staat der Kampfplatz und der Kampfpreis zugleich, es sollte der preußischen Macht hinzuwachsen, soweit es ginge; und er kannte die nationalen Gedanken längst, er war, wieder wie sein König, selber keineswegs ohne ein elementardeutsches Gefühl. Aber seine Aufgabe war es, seinen Staat zu vertreten, nicht die Nation. Als er Minister wurde, war seine Absicht sicher: es war jene Befreiung und Erhebung Preußens. Wie sie ausfallen könnte, das hing von dem Laufe der Dinge ab. Er wollte nehmen, was er gewinnen könnte, sei es der Dualismus mit Österreich, d. h. die Gleichberechtigung seines Staates, die Zweiteilung des Einflusses über Gesamtdeutschland oder besser die Teilung Deutschlands in zwei Hälften, deren nördliche Preußen anheimfiele; sei es der endgültige Kampf mit Österreich, dessen Verdrängung durch den Krieg, die Vereinigung des ganzen engeren Deutschlands unter Preußen: beides war denkbar, ergreifen würde er, was er packen könnte, worauf er sich beschränken müßte; sein eigentliches, höchstes Ziel aber war der Krieg und das Ganze der Macht.

Er verfuhr als Staatsmann und Realist, er sah auf das Fernste hinaus und rechnete auch mit dem Geistigen, aber er ging in jeder Gegenwart auf das Nächste los, und er kannte sein Feld. Die öffentliche Meinung des Tages, die den Konfliktsminister bald feindlich begrüßte, schob er verächtlich zur Seite, er trug die Rüstung der altpreußischen Monarchie: mit den Mitteln der Macht, innerhalb Europas hatte er zu handeln, zwischen Rußland und Frankreich, zwischen Frankreich und Österreich; vom Boden der äußeren Politik her erst konnte er übertreten auf den der inneren Schöpfung. Seiner Umgebung fremdartig, unverstanden, undurchdringlich, hat er so Schritt für Schritt seinen gewaltigen Weg durchmessen, dem Augenblicke gehorsam und ihn dennoch beherrschend, seiner stählernen Kraft und seines eigenen Willens gewiß, einsam, angewiesen nur auf sich selbst, seine Geschmeidigkeit, seine Wucht, auf seinen zwingenden Einfluß über seinen königlichen Herrn, der, der Gebieter über die Autorität und die Waffenmacht der Krone, altpreußisch wie Bis-

marck, Bismarcks höchstem staatlichen Ehrgeize wohl zugänglich, dennoch weit weniger wollte und wagte als sein dämonischer Minister und erst von ihm emporgeleitet werden mußte in das Hochgebirge ihrer weltumgestaltenden Taten.

Bismarck begann mit der Abwehr des österreichischen Angriffes von 1863, des letzten stolzen Anlaufes zu großdeutscher Bundesreform unter Habsburgs Hegemonie: er sprengte die Pläne des Frankfurter Fürstentages und proklamierte als einzige ernsthafte Möglichkeit die umfassendere Förderung deutscher Einheit durch Preußen; er hielt seinen König in diesem ersten, entscheidungsschweren Waffengange an seiner Seite fest. Er schritt zum ersten aktiven Erfolge, indem er, inmitten deutscher Stürme und europäischer Untiefen, die Lösung der neueröffneten schleswigholsteinischen Frage an die deutschen Großmächte brachte, mit unerhörter Kühnheit und Sicherheit den österreichischen Gegner an sich selber band, die Nordmarken für Deutschland zurückgewann und gewann für Preußen. Er versuchte und verwertete den Dualismus und streifte ihn doch ganz bald von sich ab: über Schleswig-Holstein, das sie gemeinsam erobert hatten und das doch nur Preußen, nicht Österreich als Beute nahe lag, gerieten die beiden Sieger in den schicksalsvollen Hader, der es Bismarck erlaubte, den großen Kampf herbeizuführen, nach dem seine Seele dürstete und ohne den es ein wahres Vorwärts für Preußen und für Deutschland einmal nicht gab. Er hat, in einer ungeheuren Anspannung all seiner Kräfte, um seinen König gerungen, bis dieser den Krieg zuließ; er hat das widerstrebende Preußen, aus dem Wirbel des inneren Konfliktes, in diesen Krieg mit sich gerissen. Er hatte Deutschland gegen sich und Napoleon in seinem Rücken; er warf das Banner einer vollen deutschen Neuordnung auf, suchte die Regierungen der Mittelstaaten seinem Duelle fernzuhalten, eröffnete dem Kampfe zugleich die weitesten Bahnen nationaler Zukunftsaussichten; er zog das revolutionäre Italien zu sich herüber und wagte unter dem Schatten der französischen Gefahr den entscheidenden Stoß. Und Österreich unterlag; aber neben dem altverbündeten Kaiserstaate hatten, in natürlicher Gemeinschaft, die Mittelstaaten gestanden, der deutsche Süden war in heller Abneigung gegen das bismarckische Preußen aufgeflammt, und aus Paris erscholl zudem der Haltruf Napoleons, der kein Gesamtdeutschland wollte, in den böhmischen Siegeslauf hinein. Da entschloß sich der Sieger, den deutschen Staat, den er vor dem Kriegsausbruche gefordert, noch unvollendet zu lassen, den soeben noch feindlichen Süden vorerst draußen zu lassen, sich zu begnügen mit dem näheren, norddeutschen Herrschaftskreise, mit Österreichs Ausschluß aus Deutschland, mit der Verstärkung der eigenen Hausmacht durch den Landzuwachs im Norden. Bismarck vertagte den Abschluß des Einheitswerkes, zu dem er sich bekannt hatte, das aber weder reif noch im Augenblicke durchführbar schien: auch in dieser Krise Herrscher und Minister in starkem Ringen widereinander und schließlichem Zusammenwirken, aber auch diesmal der Minister, mit weitem Entschlusse und fester Selbstbeschränkung, der wirkliche Finder des Wegs. Ganz einig war er mit seinem Herrn, indem er, gleich nach dem Frieden mit Österreich, die Hand Napoleons, seine Forderungen wie seine Angebote zurückstieß. Er entschied sich dafür, die nationalen Bahnen weiter zu verfolgen, aber ohne den alten Feind der Nation im Westen, und somit gegen ihn. Er stellte Deutschland in diesem Sommer 1866 ganz auf sich selbst. Und er wies ihm, trotz der Scheidung von Nord und Süd, die Richtung weiter zur Einheit hin: die gegen Frankreich geschlossenen Schutzbündnisse mit den Südstaaten knüpften sofort das Band für die Zukunft.

In Bismarcks Sinne, wie im Empfinden der Nation, das bleibt die Wahrheit, ist der Verzicht von 1866 nur ein Aufschub gewesen. Er ordnete den Norden zunächst in sich selber, und drückte seiner Verfassung den tiefen Stempel des eigenen Wesens auf. Er schuf den Bundesstaat, in welchem Preußen vorwaltete, aber nicht den Einheitsstaat; er ließ den erhaltenen Sonderstaaten das mögliche Maß von Sonderleben, errichtete den neuen Bau auf den sorglich geschonten Grundlagen des alten Deutschlands, auf dem Bestande jeder tatsächlichen Macht, so daß auch die Süddeutschen es dereinst möglich fänden, sich und ihr Selbstgefühl in diese Formen einzufügen, und hielt doch das Wesen der Macht bei seinem Gesamtstaate und in den Händen seiner Monarchie, in seinen Händen fest. Es war ein Gebilde von anderm Ursprunge und anderm Geiste, als die Anhänger der Nationalidee es sich erträumt hatten: aber auch sie zogen jetzt in die begrenzteren Räume hinein und strebten, sie mit sich selber, mit dem Willen des Bürgertums, den Drang des Deutschtums lebendig

ANTON VON WERNER

KAISERPROKLAMATION IN VERSAILLES, 18. JANUAR 1871

Umrauscht von den Ruhmesfahnen des siegreichsten aller Heere, umweht von den Geistern großer Zeiten, großer Menschen und großer Taten, legte Wilhelm I. sein Kaisergelübde ab. Mit lauter, im entferntesten Winkel des Saales vernehmbarer Stimme verlas er die Urkunde über die Verkündigung der Wiederherstellung des deutschen Reiches und die Annahme der deutschen Kaiserwürde, und ließ dann durch Bismarck seine Ansprache «An das deutsche Volk» verlesen. Der Großherzog Friedrich von Baden, selbst einer der edelsten Pioniere auf dem dornenvollen Wege zum Kaiser und zum Reich, brachte sodann ein Kaiserhoch aus, in das die Versammlung jubelnd einfiel, während die Helme geschwenkt und die Arme wie zum Schwure erhoben wurden.

1. Herzog von Coburg; 2. Herzog von Anhalt; 3. Prinz Carl von Preußen; 4. Prinz August von Württemberg; 5. Prinz Adalbert von Preußen; 6. Herzog Wilhelm Eugen von Württemberg; 7. Erbgroßherzog von Weimar; 8. Prinz Georg von Sachsen; 9. Kronprinz von Sachsen; 10. Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt; 11. Kronprinz Friedrich von Preußen; 12. Prinz Wilhelm von Württemberg; 13. Großherzog von Weimar; 14. Fahnenträger Unteroffz. Förster; 15. Fahnenträger Sergeant Koers; 16. Kaiser Wilhelm I.; 17. Großherzog von Oldenburg; 18. Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz; 19. Herzog von Meiningen; 20. Großherzog von Baden; 21. Herzog Eugen Erdmann von Württemberg; 22. Erbprinz von Sachsen-Meiningen; 23. Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin; 24. Herzog von Altenburg; 25. Prinz Otto von Bayern; 26. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, kgl. bayer. Generalmaj.; 27. Prinz Leopold von Bayern; 28. Prinz Luitpold von Bayern; 29. Landgraf Friedrich von Hessen; 30. Fürst von Schaumburg-Lippe; 31. Prinz Heinrich VII. von Reuß; 32. Erbprinz Leopold von Hohenzollern; 33. Premierltn. v. Wedelstädt vom Königsgrenadierreg. 2. westpr. Nr. 7; 34. General Graf v. Moltke; 35. Fürst Bismarck; 36. Louis Stellmacher, Garde du Corps; 37. Oberstltn. Prinz Anton Radziwill, Flügeladj.; 38. General v. Boyen, Generaladj.; 39. Oberst Graf Lehndorff, Flügeladj.; 40. Oberstltn. v. Albedyll, Flügeladj.; 41. Oberstltn. v. Lucadou, Flügeladj.; 42. Graf Pückler, Oberhof- u. Hausmarschall; 43. Maj. v. Fassong, Adj. d. Generalinsp. d. Art.; 44. Oberst v. Gottberg, Oberstquartiermstr. d. 3. Armee; 45. Oberstltn. Krug v. Nidda, Adj. d. Generalgouv.; 46. Generalltn. v. Fabrice, kgl. sächs. Kriegsminister u. Generalgouv. von Versailles; 47. Graf Perponcher, Hofmarschall; 48. Generalltn. v. Neubronn, Generaladj. d. Großherzogs von Baden; 49. General d. Kav. v. Tümpling; 50. Josef Laukwitz, Garde du Corps; 51. General v. Podbielsky, Generalquartiermstr. d. Armee; 52. Generalltn. v. Schachtmeyer, stellv. Kommand. d. 11. Armeekorps; 53. General d. Inf. v. Hartmann, Kommand. d. 2. bayer. Armeekorps; 54. General Beauchamp-Walker, engl. Militärbevollm.; 55. Hausminister v. Schleinitz; 56. Generalltn. Herkt, Kommand. d. Art. d. 3. Armee; 57. Oberst v. Boehn, 1. Gardereg. zu Fuß; 58. Oberstltn. Bronsart von Schellendorf; 59. Ltn. v Gustedt, Ordonnanzoffz. d. Kronprinzen (3. Armee); 60. Graf zu Eulenburg, Hofmarschall d. Kronprinzen; 61. General d. Inf. v. Hindersin, Generalinsp. d. Art.; 62. Generalltn. v. Stosch, Generalintendant; 63. Generalltn. v. Blumenthal, Chef d. Stabs d. 3. Armee; 64. General d. Inf. v. Kirchbach, komm. General d. 5. Armeekorps; 65. Generalmaj. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Kommand. d. Gardeartilleriebrig.; 66. Fürst Pleß, Chef d. freiw. Krankenpflege; 67. Generalltn. Graf Bothmer (2. bayer. Armeekorps), 4. Div.; 68. Generalltn. v. Kameke, Chef d. Ingenieurkorps; 69. Generalmaj. v. Voigt-Rheß, Kommand. von Versailles; 70. Fürst Putbus; 71. Generalmaj. v. Sandrart, 9. Div. d. 5. Armeekorps; 72. Generalltn. v. Baumbach (württ. Div.); 73. Graf Bothmer, kgl. bayer. Generalquartiermstr.; 74. Maj. v. Arnim, Kommand. d. Gardejägerbat.; 75. Hptm. A. Wernecke, 58. Infanteriereg.; 76. Generalmaj. Lutz, Kommand. d. Art. d. 2. bayer. Armeekorps; 77. Dr. Wegner, Generalarzt, Leibarzt d. Kronprinzen; 78. Maj. v. Rettberg, 1. schles. Dragonerreg. Nr. 4; 79. Dr. Boeger, Generalarzt d. 3. Armee; 80. Hptm. Masuch, 2. niederschles. Infanteriereg. Nr. 47; 81. Oberst Eyl, Kommand. d. 4. pos. Infanteriereg. Nr. 59; 82. Oberstltn. v. Faber du Faur, kgl. württ. Militärbevollm.; 83. Wilhelm Fürst zu Wied, Maj. à la suite d. Armee; 84. Legationsrat v. Ungarn-Sternberg, Kabinettsrat d. Großherzogs von Baden; 85. Premierltn. Fred. Frankenberg, Armeedelegierter d. freiw. Krankenpflege; 86. Ltn. v. Voigt-Rheß, Gardefüsilierreg.; 87. Maj. Karnatz, Generalst. d. 3. Armee; 88. Hptm. Lenke, Generalst. d. 3. Armee; 89. Maj. Mischke, persönl. Adj. d. Kronprinzen; 90. Rittm. v. Schleinitz, persönl. Adj. d. Kronprinzen; 91. Maj. v. Winterfeldt, Kommand. d. Hauptquart. d. 3. Armee; 92. Hptm. v. Wolff, Kommand. d. Hauptquart. d. 3. Armee, 3. Gardegrenadierreg. Königin Elisabeth; 93. Premierltn. v. Stülpnagel, Kommand. d. Hauptquart. d. 3. Armee, Königinkürassierreg.; 94. Oberstltn. v. Verdy du Vernois, groß. Generalst.; 95. Oberstltn. Wilcher, Chef d. Ingenieurkorps; 96. Oberst v. d. Esch, Chef d. Stabes d. 5. Armeekorps; 97. Maj. Pilgrim, Abteilungskommand. d. 5. Artilleriebrig.; 98. Maj. v. Hahnke (Generalst. d. 3. Armee); 99. Hptm. v. Viehbahn (Generalst. d. 3. Armee); 100. Premierltn. Graf Harrach (Generalst. d. 3. Armee), 1. schles. Kürassierreg.; 101. Rittm. v. Mutius (Generalst. d. 3. Armee), Adj. d. Reg. Garde du Corps; 102. Maj. Drelow (Generalst. d. 3. Armee), Grenadierreg. König Friedrich Wilhelm IV., 1. pomm. Nr. 2, Adj. d. Oberkommandos d. 3. Armee; 103. Rittm. v. d. Lancken-Wakenitz (Generalst. d. 3. Armee), Ordonnanzoffz.; 104. Rittm. v. Albedyll, Königinkürassierreg., Kommand. d. Kavalleriestabswache d. Kaisers; 105. Rittm. v. Göler, Flügeladj. d. Großherzogs von Baden; 106. Hptm. Graf Seckendorff, 1. Gardereg. zu Fuß; 107. Dr. Wilms, Generalarzt; 108. Rittm. v. Hinüber (sächs. Armeekorps), Ordonnanzoffz. d. Kronprinzen von Sachsen; 109. Oberstltn. v. Besser, Kommand. d. 2. Gardegren.-Landwehrreg.; 110. Hptm. v. Bosse (Stab d. 3. Armee); 111. Rittm. v. Hartmann, 4. bayer. Chevauxlegerreg., Adj. d. Generals v. Hartmann, 2. bayer. Armeekorps; 112. Maj. Baron v. Sazenhofen, 1. Adj. d. Generals v. Hartmann; 113. Freih. v. Feschenbach-Landerbach, Rittm. à la suite d. 2. bayer. Armeekorps; 114. Hptm. C. Harrach (Stab d. 2. bayer. Armeekorps), Adj. d. Generals v. Hartmann; 115. Freih. v. Dobeneck, Hptm. d. Reserveart. (Stab d. 3. Armee); 116. Hptm. v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, 4. Gardegrenadierreg. Königin, Kommand. d. Infanteriestabswache d. Kaisers; 117. Generalarzt Dr. v. Lauer, Leibarzt d. Kaisers; 118. Geh. Rat v. Wilmowski, Kabinettsrat d. Kaisers; 119. v. Rauch, Vizeoberstallmstr. d. Kaisers; 120. Freih. v. Müller, Oberst u. Kommand. d. Artilleriereserveabt. d. 2. bayer. Armeekorps; 121. Oberstltn. Heylmann, Generalst. d. 2. bayer. Armeekorps; 122. großh. bad. Kriegsrat Zehr; 123. Freih. v. Stauffenberg, Rittm. u. Flügeladj. d. Königs v. Bayern, Ordonnanzoffz. beim Oberkommando d. 3. Armee; 124. Premierltn. v. Treskow, 47. Infanteriereg., Platzmaj. von Versailles; 125. Maj. Schumann, 1. Adj. d. Ingenieur en Chef; 126. Freih. v. Godin, Hptm. im kgl. bayer. Generalquartiermeisterstab; 127. Oberstltn. Fogt, Feldgeniedirektor d. 2. bayer. Armeekorps; 128. Anton v. Werner.



zu erfüllen. Der große Staatsmann schloß mit ihnen, mit der vorrückenden Mehrheit des politischen Deutschlands, mit den parlamentarischen Vertretern des Einheits- und Freiheitsgedankens seinen Bund — er nunmehr als die Verkörperung der neugeschaffenen Gesamtheit, als der Träger des norddeutschen Staates, den er gemacht hatte und der er war, als der natürliche Träger des natürlichen Fortganges zum deutschen Staate hin. Die preußisch-monarchischen Kräfte, die in Wilhelm I. und seinem Kanzler sich selber behauptet und durchgesetzt hatten, arbeiteten mit den deutsch-liberalen zusammen, und Bismarck führte beide in die Zukunft hinüber. Er konsolidierte zunächst seinen eigenen jungen Staat; aber sein Blick blieb auf den Süden, auf den Abschluß des ganzen engeren Deutschlands gerichtet. In seinem Könige fand die Nation doch bereits jetzt ihr oberstes und geliebtes Haupt, in ihm selber den Genius, auf den sie gehofft und geharrt, ihren Arm, ihre männliche Seele. Noch blieben Nord und Süd getrennt. Im Süden traten nur auf badischem Boden Regierung und Volksvertretung zu einhellig deutschem Weiterstreben zusammen, und Baden blieb isoliert; den tapferen Vorkämpfern der Einheit hier wurde so manchmal um ihre eigene Sicherheit, um die Vollendung des Werkes bange. Die schwäbisch-bayerischen Wahlen in das Zollparlament, die zähe Zurückhaltung des offiziellen Altbayerns gaben wenig Hoffnung auf eine rasche Erfüllung. Bismarck sah es wohl; aber er sah zugleich, daß ein, für die Gesamteinheit bedenklicher, Zusammenschluß der Südstaaten untereinander nicht gelang, daß ihre Verkettung mit dem Nordbunde, trotz vielen Widerstrebens, militärisch und wirtschaftlich stärker und enger ward, daß trotz aller Langsamkeit das Einheitsbewußtsein und die Einheitskräfte stiegen, die Nation sich in Umrissen, die die Nachbarn wohl erkannten, immer deutlicher von allem Dunkel abhob. Er blieb bei seiner Art, das Erreichbare zu nehmen und durchzubilden, die Früchte ausreifen zu lassen, Geduld zu behalten; in diesen zarten Fragen nichts zu erzwingen und zu überhitzen, des Augenblicks zu warten und ihn dann zu ergreifen. Er überschaute die Schwierigkeiten, innerdeutsche und europäische zugleich: er rüstete sich in gelassener Arbeit und war entschlossen, zu schlagen, wenn die Stunde kam. Auch für die Nachwelt bleiben es, wenn sie das Ganze ruhig im Auge hält, Jahre des Wachsens und Reifens, nicht frei von Sorgen und Not, aber fruchtbar, schöpferisch, ihrer Kraft und ihres Fortschreitens gewiß.

Wieder kam, wie es seit 1866 zu erwarten stand, aus den auswärtigen Gegensätzen den inneren die Lösung. Der französische Krieg, seit Königgrätz und Nikolsburg beinahe eine Notwendigkeit, von Napoleon unablässig tastend vorbereitet, brach aus. Bismarck hat jene Kerze, an der der Brand sich entzündete, die spanische Kandidatur, nicht eben selber aufgesteckt, aber er hat sie gehegt, ihr Erlöschen verhindert, ihr ihren Platz gegeben; er hat diesen Krieg offenbar nicht eigens herbeiführen wollen, aber ihn auch nicht gescheut, er hat in Spanien gegen Napoleon gehandelt und diesem die Folgerungen anheimgestellt. Daß es der Krieg wurde, war schwerlich Bismarcks ursprünglicher Plan; aber als Frankreich drohte, da zwang er es zum Kriege; er riß, auch dieses Mal, alles Widerstrebende zur großen letzten Entscheidung heldenhaft und gebieterisch mit sich fort.

Und diesmal entzog sich seine Nation ihm nicht: in dem Kampfe wider den historischen Gegner, in den durchschlagenden Leistungen ihrer Heere und ihrer Feldherren, in der Begeisterung ihres Zusammenflutens ward sie selber und ihre Einheit zur Tatsache. Während die Schlachten und Siege Nord und Süd miteinander durchdrangen, wurde auch den Daheimgebliebenen der Abschluß des deutschen Staates selbstverständlich: der Abschluß nach außen, der Wiedergewinn von Elsaß-Lothringen, der zugleich die militärische Deckung zumal des Südens bedeutete; vor allem aber der innere Abschluß der Einigung selbst. Die Wogen des großen Jahres mußten ja die alten trennenden Dämme zerreißen. Indes diese Dämme waren da, und stärker als man glauben wollte. Die Königreiche des Südens waren noch immer selbständige und eigenwillige Gewalten; Bayern zumal war, nach dem Maße deutscher Wirklichkeit gemessen, eine Macht, und es empfand sich und handelte als solche. Es hatte dem Norden gegen Frankreich die Treue gehalten; sich selber aufzugeben war es keineswegs geneigt. Der Eintritt in den norddeutschen Bund lockte das Bayerntum gar nicht; am liebsten hätte seine Regierung ein wesentlich völkerrechtliches Bündnis mit dem Norden geschlossen, Macht neben Macht; da sie das einmal nicht zu er-

wirken vermochte, so forderte sie doch, als Preis ihres Eintrittes, eine Fülle von Lockerungen der 1867er Verfassung. Weniger fest stand Württemberg in seinen Schuhen, aber seine Vorbehalte stellte es auch. Rückhaltlos, mit aller sehnsüchtigen politischen Hingabe an die ihm unentbehrliche, deckende und hebende Kraft der Gesamtheit, mit allem innerlich nationalen Glauben zugleich, wandte nur Baden sich dem vollen und ungehemmten Anschlusse, der Herstellung des deutschen Staates zu — ohne die unerfreulich harte, aber auch kraftvolle staatliche Selbstsucht des Münchener Nachbarn. Und mit Badens Großherzog und seinen Ministern ging die von den gleichen Erwägungen bestimmte Arbeit norddeutscher Fürsten, mit dem Schwunge seiner deutschen Gesinnung die öffentliche Meinung des Nordens, der Eifer der süddeutschen Nationalen überall Hand in Hand. Man verlangte ein einiges Deutschland von festem Gefüge, und früh erhob sich den Patrioten als der höchste Siegespreis über den Opfern des heiligen Krieges der historische Glanz von Reich und Kaisertum. Widerstrebendes aber und Vorwärtsdrängendes traf sich und stieß sich dort, wo die Entscheidung über das neue Gebilde zu fällen war: im Hauptquartiere zu Versailles.

König Wilhelm wünschte ohne Zweifel den dauernden Anschluß des Südens, nicht bloß aus Gründen der Macht; eine Veränderung seiner historischen Stellung jedoch und der Stellung seines Preußens wünschte er sich nicht, und wenn er sie hinnehmen mußte, wenn Preußen im neuen Deutschland ein Stück seiner alten Sonderart aufgeben mußte, wenn er selber gar den König von Preußen hinter einen deutschen Kaiser zurückdrängen sollte, so war das seinem Gefühle ein Opfer, aber kein Erfolg. Mit ganzer Seele lebte dagegen sein Sohn im deutschen und kaiserlichen Gedanken, mit dynastisch-persönlichem Selbstbewußtsein zugleich und einem national, ja unitarisch gerichteten, warmen Idealismus: er wollte einen straff einheitlichen und kaiserlichen Staat. Und in seiner Nähe erhoben sich mancherlei Einzelpläne, die auf ebensolche Gestaltungen hinausliefen, auf ein fürstliches Oberhaus, auf Reichsministerien. Hier wie im deutschen Lande Gegensätze und Unfertigkeiten, Abweichungen über die wichtigsten Formen des zu begründenden Reichs. Wer aber schlichtete sie oder schlug sie zurück? Wer leistete die Arbeit?

Es bleibt dabei, daß Bismarck auch in diesen Herbstmonaten das Entscheidende ganz selber getan hat. Auch er wollte von Anfang an die Einheit, das ist gewiß. Die Hauptaufgabe bot Bayern ihm. Er wollte und durfte den Kampfesgenossen nicht zwingen, aber er wollte auch kein bloßes Bündnis mit ihm und keinen Staatenbund, sondern den Eintritt in den Bundesstaat, er wollte Kaiser und Reich. Er kannte die Gegenkräfte in Bayern und war nicht gesonnen, mit sich spielen zu lassen; er drückte, als es gar zu lange dauerte, durch die übrigen Süddeutschen sehr entschieden auf die Münchener, aber seine Ungeduld hielt er machtvoll nieder. Er wollte, als Grundlage dauernden Zusammenlebens, einen freiwilligen und gutwilligen Anschluß; er kam den Bayern, wofern sie sich in der Hauptsache einfügten, mit weiten Einräumungen entgegen und schonte verständnisvoll ihr Machtgefühl. Daß das Werk jetzt, da die Gelegenheit unvergleichlich günstig war, vollendet werden müßte, ehe etwa das Ausland eingreifen, ehe die Flut verrinnen könnte, und daß es so getan werden müßte, daß Bayern nicht Anlaß hätte zu gefährlich nachwirkender Verbitterung — an beidem hielt er mit gleicher Bestimmtheit fest, und die Geschichte eines Menschenalters hat seiner klaren Schätzung bestehender Kräfte und überlieferter Gefühle recht gegeben in allem. Er ließ auch diesmal wieder die Dinge reifen, und seine Mischung von Nachgiebigkeit und Festigkeit führte ihn zum Ziel. Delbrück und Roon haben ihm in der Arbeit entscheidungsvoll geholfen; in jeder Hinsicht förderte Großherzog Friedrich durch Opfer, Mahnung, Vermittlung das schwere Werk; immer von neuem kamen von rechts oder links Widerstände und Nöte — auf seinem Boden, sich selber in allem getreu, hat Bismarck seinen besonderen Pfad verfolgt bis an das Ende. Er schloß die Bundesverträge und gewann Bundesrat und Reichstag, beide widerwillig, für die bayerischen Reservate; er ließ sich von den bayerischen Unterhändlern das Kaisertum zugestehen, er brachte, im genialen Bunde von Glück und eigener sicherer Feinheit, den König Ludwig selber dazu, den Kaiserantrag zu stellen; er half König Wilhelm den stillen Widerwillen gegen den unpreußischen Kaisertitel bezwingen. Das wurde dem greisen Herrscher innerlich bitterschwer: er überwand sich, er ließ auch diesmal seinen Kanzler handeln; durch Mißstimmung und

Kriegssorgen, durch ärgerliche Verschleppungen hindurch vollendete das Kaisertum seinen Weg. Es kam zu dem Empfange der Kaiserdeputation des norddeutschen Reichstages am 18. Dezember: schon damals schloß sich, in Eduard Simsons Huldigungsrede, die Kette der Einheitsgeschichte strahlend zusammen; es kam zur Annahme der Verträge in den Kammern zu Karlsruhe, Darmstadt und Stuttgart, nur München blieb weit und lange zurück. Und es kam schließlich, noch ehe die Bayern ihr letztes Ja gesprochen, am preußischen Krönungstage zu der Verkündung der neuen Würde, der monumentalen Feier im Spiegelsaale zu Versailles. Nach vielseitigen Kämpfen, deren mancherlei kleine Züge man kennt; nach einer neuen, letzten Verwahrung der übrigen Fürsten gegen den Einfluß Bayerns, dem zuliebe der Titel nur «Deutscher Kaiser» heißen sollte und nicht, wie die anderen es wollten, mit vollerem Klange «Kaiser von Deutschland»; nach einem bewegten Ringen, das man heute nur eben historisch begreift, und in dem die Überreiztheit des langen Kriegswinters, der Zorn des Augenblicks und die Nachwirkung tiefer innerer Gegensätze noch einmal stark hervorbrach, schmerzvoll für alle Beteiligten, für König, Kronprinz und Großherzog und für den gewaltigen Kanzler, der sich heilsam durchsetzte bis zuletzt ~ aber nach alledem, nach allen diesen menschlich wohl notwendigen Auseinandersetzungen lebendiger Mächte, Gedanken, Persönlichkeiten, die einander rieben und stießen, dennoch glanzvoll und herrlich, über die Welt hinleuchtend, das dauernde Ergebnis so harten Kampfes: die deutsche Kaiserkrone, im Kriege durch alle Kräfte und alle Opfer der Nation errungen und geheiligt, durch den Wiedergewinn der unentbehrlichen deutschen Weltmarken bereichert und geziert, von dem ehrwürdigsten der Herrscher getragen und künftighin immer reicher und immer innerlicher beseelt, das Symbol eines neuen Deutschlands, eines zukunftsvollen, gesegneten Neubeginns.

Allgemeines und ganz Persönliches vereint, natürlich, hatte dieses neue Reich geschaffen, und das Persönliche hat sich ihm unvergeßlich eingeprägt ~ das altpreußische Wesen, das fest und tief in Wilhelm I. und seinen großen Offizieren, das schöpferisch, mit den besonderen Zügen des Genius, in Otto von Bismarck erschien und durch die Begründer über die Gründung Macht gewann. Ein Staat war entstanden, von neuen und besonderen, eigen zusammengesetzten Formen, ein Bundesstaat vornehmlich von Monarchien, eine einzigartige Vermischung von grundlegendem Föderalismus, wie ihn der Bundesrat, und von dennoch leitendem obersten Monarchismus, wie ihn der Kaiser vertritt; eine glückliche Abwägung zentraler und einzelstaatlicher Gewalten, in der das Eine wie das Andere sich seither frei und freudig hat auswachsen können; ein Gebilde, begründet auf die Macht Preußens, die es geschaffen hat und vor allem trägt, von preußischen Kräften und Eigenschaften durchtränkt, und doch kein preußisches Reich; zusammengebunden, außer jener preußischen Macht, zuerst durch den Willen der Nation, der im Reichstage wirkend hervortrat, und dann in immer stärkerem Maße durch die innere Einwilligung auch der Sonderstaaten und ihrer Dynastien, die seiner Entstehung ehedem widerstrebten; von Bundestreue durchdrungen, aber nicht von ihr abhängig, sondern längst über den bloßen guten Willen hinausgehoben zu dauernder gesetzlicher Existenz, ein Staat für sich selber, der all seine Gliedstaaten überragt, ruhend in sich und seinem eigenen Rechte wie seiner eigenen Kraft, die oberste und stärkste Form, die das deutsche Leben besitzt, und diesem Leben nun bereits lange selbstverständlich und unentbehrlich. Aufgaben und Nöte sind unserem Volke auch fürderhin reichlich erwachsen: aber die Schöpfung von 1871 scheidet die alte und die neue Zeit, sie ist die Voraussetzung aller weiteren Entfaltung gewesen, im Inneren wie im Äußeren; auch für den Inhalt all unseres Daseins hat die Form dieser Schöpfung Unendliches bedeutet. In ihr selbst aber vollendet sich die deutsche Staatsgeschichte von mehr als einem halben Jahrtausend, der alte Hergang von Zertrümmerung und Neuaufbau, von Abstoßung und Zusammenschluß; er hat sich vollendet in kurzen, jähen, gewaltsamen Schlägen, in Männern und in Taten, stärker und glücklicher als unsere schmerzensreiche Vergangenheit sie gekannt, in einer beispiellosen Zeit des Kampfes und des Ruhmes, in der Gestalt eines der mächtigsten Söhne unseres Volkes und ganz gewiß des größten Staatsmannes, den unsere Heimat jemals getragen hat: in Otto von Bismarcks Namen faßt unsere Heldenzeit sich für alle Zukunft zusammen.

Die Könige Bayerns.

Von Karl Theodor von Heigel.

Als am 16. Februar 1799 Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern verschied, war die Lage des Landes so traurig wie denkbar. Der Staatsschatz leer, die Schulden unverhältnismäßig hoch, die wichtigsten Ämter in unwürdigen Händen, die Steuern ungerecht verteilt, die Armee schwach und aller Zucht entwöhnt, Handel und Gewerbe in kläglichem Verfall, das Volk zurückgeblieben unter geistlichem und weltlichem Druck!

Bayern konnte nur durch ein letztes Zusammenraffen der eigenen Kräfte gerettet werden; alles hing ab von der Persönlichkeit des neuen Steuermannes, Wohl oder Wehe, Rettung oder Untergang!

Da war es schon von glücklicher Bedeutung, daß der Thronerbe, Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, um seines heiteren Sinnes und seiner Leutseligkeit willen schon längst ein Liebling des bayerischen Volkes war. Bei seinem festlichen Einzuge in München erhielt er von einem behäbigen Brauer den ersten Gruß; der ergriff die Hand des Fürsten und rief: «Na, Maxl, weil nur du da bist!» Der derbe Ausdruck froher Befriedigung entsprach der Volksstimmung: alles brachte dem Regenten die zuversichtliche Hoffnung entgegen, daß fortan für Bayern eine bessere Zukunft anbrechen werde.

Ein Ereignis von wichtigster Tragweite war es, daß der neue Herr den Freiherrn Maximilian von Montgelas zum leitenden Minister ernannte (21. Februar 1799). Montgelas ist der Schöpfer des modernen «Staates» Bayern. Ein gewandter, skrupelloser Diplomat der alten Schule und zugleich empfänglich für die Lehren der großen Revolution, bewährte er sich als glücklicher Mehrer des fast zwei Jahrzehnte lang von ihm regierten Landes. 1799 umfaßte das Kurfürstentum 938 Quadratmeilen; als Montgelas 1817 entlassen wurde, war Bayern ein Königreich mit 1387 Quadratmeilen. Freilich entsprach diesem Zuwachs nicht eine Zunahme an politischem Ansehen, denn wenigstens vor dem Sturze Napoleons war das «rheinbündische» Bayern nur ein von dem fremden Machthaber abhängiger Vasallenstaat. Wenige aber wußten aus ihrer Unterwürfigkeit so klugen Vorteil zu ziehen, wie Montgelas. Vor allem ist sein Verdienst, daß er erkannt hat, welch unvergleichlichen Nutzen die Erwerbung der fränkischen und schwäbischen Nachbargebiete mit ihrer blühenden Kultur – man denke nur an Nürnberg, Würzburg, Augsburg! – für das rückständige Altbayern bedeutete. Erst durch Verschmelzung der schwer beweglichen altbayerischen Bevölkerung mit den regeren Volkselementen jener Gebiete war die Möglichkeit geboten, daß Bayern ein Staat wurde, in welchem das süddeutsche Volkstum sich ähnlich konzentrierte, wie das norddeutsche in Preußen, so daß Österreich in der Folge ohne Schaden für das gesamtdeutsche Volkstum aus dem Reichsverband ausscheiden konnte.

Noch wichtiger als die Erfolge der äußeren Politik waren die Wirkungen der staatsmännischen Tätigkeit Montgelas' im Innern. Gerade während die Bayern unter der französischen Trikolore fochten, wurde ihr Vaterland durch Hebung des geistigen Lebens für Deutschland wiedergewonnen. Mit «allem, was dem wahren Geiste der christlichen Religion und der sittlichen und wissenschaftlichen Kultur widerstrebt», sollte gebrochen werden. Im «finsteren» Bayern wurde, wie es gewiß notwendig und heilsam war, doch leider mit unnötiger, krankhafter Hast und Gewalttätigkeit, im Kirchen- und Unterrichtswesen alles, was morsch und überlebt erschien, beseitigt; gleichsam über Nacht sollte das ganze Volk aufgeklärt werden. Die Willkür, die alles Geschichtliche mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, wurde auch von vielen verurteilt, die sich nicht grundsätzlich gegen den Geist der neuen Zeit abschließen wollten. «Gleichwohl aber,» sagt Häusser, «war die Auflösung des Alten unvermeidlich, und selbst diese gewalttätige Periode hat eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen.»

Da war es wieder von eminent politischer Bedeutung, daß der gutmütige, leutselige Monarch sich einer so allgemeinen Beliebtheit erfreute. Trotz aller Erbitterung über die Härte des neuen Systems regte sich keine Feindseligkeit gegen «Bayerns Heinrich IV.», wie ihn der Landshuter Professor Anselm Feuerbach nannte. Ein glücklicher politischer Faktor waren auch die glänzenden Waffenerfolge, die den bayerischen Truppen unter Führung Napoleons zuteil wurden, und der Ländergewinn, den jeder Friedensschluß dem bayerischen Staate brachte. Der Lohn für diese Dienste war die Königskrone,

denn die Zustimmung Napoleons war natürlich die Hauptsache, und es war nur ein Ornament, wenn in der Proklamation vom 1. Januar 1806 erklärt wurde, daß der bayerische Staat nur wieder «seine ursprüngliche Würde» angenommen habe.

Doch auch im neuen Königreich wuchs eine Partei heran, die trotz des blendenden Machtzuwachses in der Abhängigkeit von einem fremden Herrscher eine Demütigung und in der Wiedervereinigung der deutschen Stämme das wahre Heil erblickte. An der Spitze dieser nach Montgelas' Urteil «archaisierenden Patrioten» mit ihrer «fatalen Deutschheit» stand der Thronfolger, Kronprinz Ludwig. Dem König lag zwar solche Auffassung fern, allein auch er empfand schmerzlich, daß der nimmer endende Krieg seinem Volke so schwere Blutopfer auferlegte. Als die öffentliche Meinung immer lauter und dringender den Anschluß an die Verbündeten forderte, das französische Hauptquartier aber alle Bitten um Unterstützung zur Abwehr des an der Grenze stehenden Feindes unbeachtet ließ, kam es zur Verständigung mit Österreich, zum Rieder Vertrag vom 8. Oktober 1813. Nun zogen die Bayern an der Seite ihrer natürlichen Bundesgenossen zu Felde, und auch ihnen war die Ehre beschieden, an vielen siegreichen Treffen und am festlichen Einmarsch in Paris teilzunehmen. Auf dem Wiener Kongreß wurde von bayerischer Seite beharrlich daran festgehalten, daß den Fürsten die volle Souveränität gewahrt bleiben müsse, so daß die deutschen Staaten nur in einem lockeren völkerrechtlichen Verband zusammentreten konnten. Dagegen ging der Monarch bereitwilliger als die meisten anderen Fürsten darauf ein, dem Lande eine Verfassung, dem Volke Mitwirkung an der Regierung zu gewähren. Allerdings drängte dazu auch die Zerrüttung der Staatsfinanzen, die, wie der Kronprinz freimütig erklärte, nur durch opferwilliges und einmütiges Zusammenstehen von Volk und Regierung behoben werden könne. Immerhin erleichterte die volksfreundliche Gesinnung des Königs das Zustandekommen des Verfassungswerkes, wie auch die Reaktion in Bayern weniger widerwärtig ausartete, als in größeren Nachbarreichen. Über den patriarchalischen und fröhlichen Verkehr Max Josephs mit Angehörigen aller Stände gingen zahllose Anekdoten von Mund zu Mund; sein Ableben am 18. Oktober 1825 wurde aufrichtig betrauert.

Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, Ludwig I. An Talent, Kenntnissen und Eifer waren nur wenige Fürsten seiner Zeit ihm ebenbürtig. Seine stark ausgeprägte Anhänglichkeit an katholisches Kirchentum rief in den protestantischen Provinzen Besorgnisse wach, die jedoch durch die Haltung der neuen Regierung zerstreut wurden und erst unter dem Ministerium Abel nicht ohne Begründung wieder hervortraten. Ludwigs kirchliche Gesinnung hing zusammen mit seiner enthusiastischen Vorliebe für die ewige Stadt und die in Rom erwachte deutsch-christliche Romantik. Der Prinz hatte mit den Mitgliedern des römischen Künstlerkreises: Thorwaldsen, Overbeck, Cornelius, Schnorr, Koch u. a., wie mit guten Kameraden verkehrt. Nach der Thronbesteigung des Genossen der Tafelrunde der «Guten Geister» in Rom vollzog sich ein frischer Aufschwung des Kunstlebens in der bayerischen Hauptstadt. Zahlreiche Künstler berief der König selbst; andere lockte der Ruhm der in München geschaffenen Werke, denn der König wurde nicht müde, den Schwesterkünsten dankbare, niemals eines großen Zuges entbehrende Aufgaben zu stellen.

Das Hauptverdienst der Regierung Ludwigs I. beruht in der Energie, womit in den Staatshaushalt Ordnung gebracht und der Staatskredit gehoben wurde. Freilich hatte das herrschende Sparsystem auch Schattenseiten; insbesondere wurde verhängnisvoll die hauptsächlich auf finanzielle Gründe zurückzuführende Vernachlässigung des Heerwesens. Das Verhältnis des Monarchen zum Konstitutionalismus war Schwankungen unterworfen. In den Reaktionsjahren nach dem Wiener Kongreß, als Metternich und andere maßgebende Staatsmänner des deutschen Bundes gegen die süddeutschen Verfassungen förmlich Sturm liefen, erwies sich Kronprinz Ludwig als Retter der bayerischen Verfassung; Metternich geriet mehr denn einmal in Zorn über den «turbulent liberalen» Prinzen. Auch im ersten Lustrum seiner Regierung erscheint er noch geradezu als Antipode der Leiter der reaktionären Großmächte, doch infolge der Unruhen in Franken und in der Pfalz nach der Pariser Julirevolution wurde die liberale Richtung dem König verdächtig. Auch in Bayern wurde fortan gegen politische Vergehen mit großer Strenge eingeschritten, und der König ließ sich zu Schritten hinreißen, die mit wahrhaft konstitutionellen Grundsätzen nicht verein-

bar waren. Immerhin war es eine arge Übertreibung, wenn der preußische Gesandte in München, Graf Dönhoff, in einem Berichte an seinen Hof den «schroffen und unvermittelten» Übergang des Königs von Bayern «von ultraliberalen zu ultramontanen, von den übertriebensten konstitutionellen Vorstellungen zu ausgesprochener Willkürherrschaft» beklagte. Kaum ein anderer deutscher Regent, vielleicht nur Friedrich der Große, hat eine so ausgedehnte Selbsttätigkeit entfaltet, wie Ludwig I. Viele Tausende von eigenhändigen, häufig sehr ausführlichen, auf den Kern der Sache eingehenden Signaten geben Zeugnis, wie ernst er sein Fürstenamt auffaßte. Natürlich mußte aber dieses Streben, in allen Verwaltungszweigen nach eigenem Urteil den besten Weg zu finden, auch manchen Mißgriff nach sich ziehen. Auch das Vertrauen, das der König noch bei Verlegung der Hochschule nach München den Vertretern der Wissenschaft geschenkt hatte, verlor sich, seit er in den Universitäten die Herde der politischen Unruhen zu erblicken sich gewöhnt hatte. Das frische wissenschaftliche und literarische Leben erstarb, seit Minister Abel eine Reinigung des Hochschulwesens durch Förderung von Mechanismus und Formalismus anstrebte. Endlich kam das Abelsche Regiment zu Fall, aber leider nicht durch einen ehrlichen Sieg der liberalen Grundsätze, sondern durch die Willkür einer Gunstdame, der spanischen Tänzerin Lola Montez, die durch Verdrängung der klerikalen Partei ihre eigene Stellung zu befestigen suchte. Es kann nicht genug beklagt werden, daß ein Fürst, der für geistige und materielle Hebung seines Staates so unendlich viel Gutes und Großes geleistet hatte, am Abend seines Lebens in den Roman einer Abenteurerin verwickelt wurde, so daß das Bild eines edlen und großen deutschen Mannes lange Zeit entstellt blieb. Der König selbst konnte, als das Blendwerk zerstoben war, sich nicht verhehlen, daß ihm sein Volk nicht mehr das alte Vertrauen entgegenbringe, und da gleichzeitig die deutsche Einigungsidee einen Charakter annahm, der nicht mit seiner Auffassung der deutschen Frage übereinstimmte, faßte er den Gedanken, vom Throne herabzusteigen. Am 20. März 1848 gab er den Entschluß kund, die Krone zugunsten seines Erstgebornen niederzulegen und sich ins bürgerliche Leben zurückzuziehen. Auch als Privatmann fuhr er fort, «seine» Künstler mit dankbaren Aufträgen zu bedenken und ihren Werken würdige Heimstätten zu bereiten. Insbesondere die Hauptstadt Bayerns wurde mit Kunstwerken reich beschenkt. Der Plan, den herrlichen Königsplatz in München durch Errichtung eines griechischen Prachttores stilvoll abzuschließen, datiert — vom Tage der Abdankung Ludwigs. Und doch war es die Haltung der Münchner Bürgerschaft bei den Lola Montez-Exzessen gewesen, die — als das Letzte, nicht als das Geringste — den König zur Resignation gedrängt hatte! —

Wenn bei Ludwig I. die Kunst im Vordergrunde der Neigungen und Bestrebungen gestanden hatte, so nahm bei Maximilian II. die Wissenschaft diesen Platz ein. Der Sohn war fast in allem und jedem das Widerspiel des Vaters. Dieser von sprühender Genialität, jener eine beschauliche Natur, — nach Riehls glücklichem Wort — nur von einer einzigen Leidenschaft beseelt: dem Trieb, zu lernen. Er hatte wie sein Vater in Göttingen studiert. Der protestantische Geist, in welchem Heeren und Dahlmann die deutsche Geschichte auffaßten, hatte so tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt, daß er in vollem Ernste an Konvertierung dachte; sein Lehrer Dahlmann hatte Mühe, ihn von einem so verhängnisvollen Schritte zurückzuhalten. Auch als König erblickte Maximilian im Umgang mit Gelehrten und Poeten den erwünschtesten Genuß und, was noch höher anzuschlagen ist, er arbeitete unermüdlich fort an der Bildung seiner Untertanen. Für Wissenschaft und Unterricht hatte kein deutscher Fürst so freigebige Hand und so klaren Blick, wie er.

Doch auch seinen deutschen Pflichten suchte der Monarch aufrichtig und eifrig nachzukommen. Als sich der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen mehr und mehr verschärfte, sah er seine wichtigste Aufgabe darin, eine vermittelnde Stellung einzunehmen und den Frieden unter den deutschen Kabinetten zu erhalten. Undeutsche Rheinbundsgelüste lagen ihm ebensofern wie seinem Vater, aber an der «Triasidee» hielt er sein Leben lang fest: neben den beiden großen Mächten Deutschlands sollte ein Bund der Mittel- und Kleinstaaten unter Bayerns Führung aufgerichtet, und die Zentralgewalt sollte einem dreigliedrigen Direktorium übertragen werden. Während das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV., der seinen Schwager «das Gewissen auf dem Throne» nannte, immer unge-

trübt blieb, wurde das Verhältnis der beiden Regierungen zueinander zeitweise ein sehr gespanntes. Und nicht bloß in der Politik schloß sich Bayern, wie es sich ja aus der geographischen Lage und der alten Familientradition erklärt, enger an Österreich an. Als nach dem Sturze des Frankfurter Parlaments die Reaktion in allen deutschen Landen einkehrte, wurde in Bayern dem «bewährten» österreichischen Stabilitätssystem zuliebe auch den klerikalen und partikularistischen Mächten ziemlich freier Spielraum gewährt. Das mußte überraschen angesichts der Berufung und Bevorzugung vorwiegend norddeutscher Lehrer und Schriftsteller, die an den deutschen Beruf Preußens glaubten und für das deutsche Volk Aufklärung und Geistesfreiheit forderten. Riehl glaubt für diesen auffälligen Dualismus, der auch in zwei Personen, Dönniges und von der Pfordten, verkörpert war, in den konstitutionellen Regierungsgrundsätzen des Königs die Erklärung zu finden. «Bei Staatshandlungen, wenn die Kompetenz verschiedener Gewalten in Frage kam — wie eben auch angesichts der Kirche —, oder wenn es einen Akt der Gesetzgebung galt, oder die Übung eines Hoheitsrechtes im engeren Wortsinne, glaubte er als konstitutioneller Fürst die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich wiederfand; nicht Unentschlossenheit, sondern Gewissenhaftigkeit brachte ihn also zu dieser Maxime, die er selbst gewiß oft nur mit schwerem Kampfe durchführte.» Mit besonderem Eifer betrieb der König die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Eingedenk seines Lehrers Dahlmann, des begeisterten Anwalts der «stammverwandten» Lande, wollte der König um keinen Preis die günstige Gelegenheit, die Herzogtümer als ein selbständiges Ganzes mit Deutschland zu vereinen, verloren gehen lassen. Er zollte den ihr Recht aufs Recht heischenden Schleswig-Holsteinern die wärmste Sympathie, doch seine eifrige Unterstützung der augustenburgischen Erbfolge vermochte die deutschen Großmächte, die den Fall nach anderen Gesichtspunkten zu regeln beschlossen hatten, nicht umzustimmen. Täglich gab es Empfänge und Beratungen; die politische Frage war dem König eine Herzenssorge geworden. Doch den damit verbundenen Anstrengungen und Aufregungen war der schwache Körper des Königs nicht gewachsen: am 8. März 1864 erkrankte, am 10. März verschied er. In den ersten Jahren seiner Regierung war er als Gönner der «hoffärtigen Nordlichter» in weiten Kreisen Altbayerns bitter beurteilt worden, doch sein sittlicher Ernst, seine Gerechtigkeit, seine Gewissenhaftigkeit hatten die Gegner entwaffnet: sein Ableben wurde aufrichtig betrauert vom ganzen Volke.

Bei der Bestattungsfeier blickte alle Welt mit Wehmut und Wohlgefallen, Furcht und Hoffnung auf den hinter dem Sarge einherschreitenden Sohn, einen schlanken, hochgewachsenen Jüngling mit seelenvollen Augen und gedankenreicher Stirn. Der achtzehnjährige Monarch gab der Liebe und Achtung für seinen Vater dadurch Ausdruck, daß er das am Ruder befindliche Ministerium beibehielt, so daß in der politischen Haltung Bayerns keine Wandlung eintrat. Es wäre also ungerecht, wollte man für den unglücklichen Krieg von 1866 den jungen König verantwortlich machen. Überdies befand sich das Ministerium in vollster Übereinstimmung mit dem Volkswillen. Galt es doch in ganz Süddeutschland als etwas Ausgemachtes, daß der Schwerpunkt ebenso der Wehrkraft wie der Volkswirtschaft Deutschlands im Süden, nicht im Norden liege! Weitaus die Mehrheit des bayerischen Volkes sah im Anschlusse an Österreich den Weg des Rechts und den Weg zum Sieg. Es ist bekannt, wie empfindlich sich die Überhebung der Süddeutschen rächte, aber die überraschende schmerzliche Niederlage weckte bei den Besiegten nicht Groll und Verstimmung, sie zogen daraus nützliche Lehren. Auch die Bayern entschlugen sich fortan der alten Lässigkeit, rangen sich los von der verhimmelten Schablone, verhehlten sich nicht länger, daß die reellen Faktoren im politischen Leben höher zu achten seien, als Neigungen und Sympathien, und daß die tatsächliche Umwälzung aller deutschen Verhältnisse auch einen Umschwung der bayerischen Politik erheische. Zur Durchführung dieser Politik der Einkehr und Umkehr wurde an Stelle von der Pfordtens Fürst Chlodwig Hohenlohe berufen. Die wichtigste Tat der nächsten Jahre war eine gründliche Reorganisation der Armee im Geiste und nach dem Vorbilde des preußischen Militärwesens. Als der neidische Nachbar Frankreich, um die politische Entwicklung Deutschlands zu hemmen, einen Krieg vom Zaune brach, trat Bayerns König, trotz des Widerstrebens einer namhaften Min-

derheit der Volksvertretung, ohne Zögern und Schwanken auf Seite des beleidigten Bundesgenossen. Auch Ottokar Lorenz, der im übrigen an Bayern und den Bayern kein gutes Haar läßt, hat zugeben müssen, daß der Mobilisierungsbefehl vom 16. Juli 1870 der Initiative des Königs zu danken ist, daß sich der «unfruchtbare Idealist auf dem Throne» wenigstens in diesem entscheidenden Augenblick als glücklicher Realpolitiker bewährt hat. Heute läßt sich ja übersehen, daß Preußen und die übrigen deutschen Staaten im Zweikampf mit Frankreich gesiegt hätten, auch wenn Bayern neutral geblieben wäre. Welches Los hätte aber nach Beendigung des Kampfes den freundlosen, verlassenen Staat getroffen? Nur dem raschen, männlichen Eingreifen des Königs verdankt also Bayern, daß es heute noch besteht. Der Feldzug von 1870 brachte den Besiegten von 1866 überraschende Triumphe, es sei nur an die Tage von Weißenburg, Wörth, Sedan, Artenay, Orleans, Chatillon erinnert! Und es blieb nicht bloß bei militärischen Taten. Während des Siegeslaufes der deutschen Heere wurde auch in der Heimat immer lebhafter das Verlangen empfunden, daß nach dem Vorbild der Armee, in welcher Bayer und Märker, Schwabe und Friese im treuen Verein zusammenstanden, auch die deutschen Staaten ein neues Band umschlingen möge, ein Band, das sie wenigstens dem Auslande gegenüber als eine mächtige Einheit erscheinen lasse. Diese Sehnsucht wurde erfüllt durch die Gründung des deutschen Reiches, in welches Bayern nach Einräumung gewisser Ausnahmsrechte eintrat. Indem es sich freiwillig der politischen Einheit Deutschlands unterwarf, gewann es zur eigenen Kraft noch die Kraft des Ganzen. Wenn Bayern früher ein Kaufhaus von alter, ehrwürdiger Firma, aber kleinem Geschäftskreis gewesen war, so ist es heute der Teilnehmer eines großen Hauses, dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen, dessen Flagge in allen Zonen bekannt und geachtet ist, und in dessen Gewinn und Ehren sich die Gesellschafter redlich teilen. Wer heute noch leugnen möchte, daß der bayerische Staat bei jener von König Ludwig erst nach schweren Seelenkämpfen genehmigten Wandlung mehr gewonnen als verloren hat, ist blind oder hat die Augen anderwärts.

Warmen Dank verdienen auch des Königs Bemühungen auf anderen, seinen Anlagen und Neigungen besser entsprechenden Gebieten. Was er, ein begeisterter Verehrer Schillers, für Hebung der Bühnenkunst, was er insbesondere für den größten Tondichter seiner Zeit, Richard Wagner, und die damals noch viel verspottete «Musik der Zukunft» getan hat, das kann und braucht als allbekannt hier nur angedeutet zu werden. Freilich zeigt, was von den Briefen des Königs an Wagner bekannt geworden ist, ein Übermaß von zügellosem Enthusiasmus, das ebenso wie die schwärmerische Glut seiner gen Himmel rollenden Augen etwas Erschreckendes hatte. Auch andere Züge seines Wesens ließen immer häufiger und deutlicher ersehen, daß man es mit einer zu Überschwang neigenden Individualität zu tun habe. Dahin gehörte, daß er sich immer ängstlicher in die Einsamkeit zurückzog, daß er nur noch wenige Vertraute sehen und sprechen wollte, daß er die Tage verschlief und nachts eine Tätigkeit entfaltete, in welcher neben hohem Edel- und Schönheitssinn befremdlicher Ungeschmack hervortrat. Es muß dankbar anerkannt werden, daß durch die Bauliebe des Königs, durch die damit zusammenhängenden reichen Bestellungen der Aufschwung von Baukunst und Kunstgewerbe mächtig gefördert wurde; es ist ihm auch daraus kein Vorwurf zu machen, daß ihm das väterliche Schloß in Hohenschwangau zu eng erschien, daß er an einem der schönsten Punkte der Welt nahe dem brausenden Pöllatfall eine neue Burg baute, wie sie nicht prächtiger in die grandiose Landschaft gedichtet werden könnte — aber wer könnte an Linderhof und Herrenchiemsee seine Freude haben! Angesichts der großartigen Bergwelt eine Nachbildung französischer Barockherrlichkeiten! Ein Fürst, der das Jahr 1870 erlebt hatte, der für sich selbst schätzbaren Anteil am großen Werk der deutschen Einigung beanspruchen konnte, der aber nur Ludwig XIV. bewunderte und verherrlichte — auch bayerische Fahnen werden auf einem Deckengemälde in Herrenwörth dem Verwüster der Pfalz zu Füßen gelegt! —, der an tote Nachahmungen französischer Prunkstücke ungeheure Summen verschwendete — an geistiger Umnachtung dieses Fürsten war nicht mehr zu zweifeln! Immer enger umgarnten ihn die finsteren Mächte — eine Katastrophe war unvermeidlich. Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht am Platze. Über das Ende des Unglücklichen in den Fluten des von ihm in

FRIEDRICH AUGUST VON KAULBACH

PRINZREGENT LUITPOLD VON BAYERN



lichten Tagen so geliebten Würmsees können nur Vermutungen angestellt werden. Wahrscheinlich ist, daß er den Tod gesucht hat. Man denkt an das Wort Kleists: «Die Krone sank ins Meer, gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr das Leben nach.» — —

Ludwig II. starb unvermählt. Da sein Bruder und Thronerbe Otto seit langem in unheilbare Geistesstumpfheit versunken war, mußte der Oheim der Söhne Maximilians II. die Regentschaft übernehmen. In hohem Alter erst trat Prinz Luitpold an die Spitze des Staates, in einem Alter, in dem der Eifrigste sein Teil Mühe und Arbeit redlich getan findet. Nur ein Gedanke konnte ihn bewegen, in so hohen Jahren die Bürde des königlichen Amtes auf sich zu nehmen. Die Pflicht, sagte er sich, hört niemals auf Pflicht zu sein. Als das bayerische Volk in banger Unruhe auf die Bahre blickte, auf welcher der Märtyrer unheilvollen Überschwanges lag, hielt es der Älteste des Königshauses für seine Pflicht, stark, hoffnungsvoll, tätig zu sein; er ergriff die Zügel mit sicherer, dennoch sanfter Hand. Wohl mag ihm ein schönes Wort seines königlichen Großvaters in den Sinn gekommen sein: «Ich wünsche, ich wäre nie Regent eines Landes geworden; da ich es aber bin, so will ich möglichst vielen dasjenige Glück schaffen, dessen ich selbst verlustig ging!» Wie viele Warn- und Mahnrufe wurden bei dem Thronwechsel im Jahre 1886 laut! Überflüssige Sorge! Der einfache, weitsehende, welterfahrene Mann hat seit jenem Trauertage niemals des Volkes Rechte verletzt, immer des Volkes geistige und leibliche Wohlfahrt gefördert. Fest und treu steht er zu Kaiser und Reich, wenn er auch Bayerns Selbständigkeit nicht aufopfern will. Abgetan, für immer abgetan ist jene Politik von 1806, welche aufrichtige Freundschaft jenseits der deutschen Grenze voraussetzte und, um vom Reich sich unabhängig zu machen, dem Fremden Vasallendienste leistete. Bayerns Fürsten selbst waren es, die den politischen Rechenfehler erkannten und an die Stelle der diplomatischen Kunststücke alten Stils die wahre Staatskunst setzten: deutsche Treue! Ein ausländischer Ränkespinner hat am Isarstrande nichts mehr zu hoffen, Großmannsucht und Welfenpolitik sind aufgegeben, und doch stellt sich Bayern als volle Persönlichkeit nach außen dar, ein geachtetes Glied des deutschen Reiches und im Innern wohlgefügt, gesund und glücklich.

Die Könige Sachsens.

Von Gustav Buchholz.

Die deutschen Fürsten der Aufklärungszeit haben alle eine gewisse Familienähnlichkeit. An gewissenhafter Pflichttreue und landesväterlicher Sorgsamkeit übertrifft keiner von ihnen den ersten sächsischen König, keiner auch an steifer Pedanterie und kleinbürgerlicher Enge. Auf die genialischen Ausschreitungen Augusts des Starken, auf die weiche und lässige Künstlernatur seines Sohnes hat mit Friedrich August dem Gerechten eine treue und ehrliche, aber hausbackene und ideenlose Moralität ihren Einzug in das Dresdener Schloß gehalten. Ein Verehrer des Alten und der überlieferten Formen ist dieser Fürst, obwohl ein unermüdlicher Verwalter und ein vorzüglicher Finanzmann, doch nicht der Neuschöpfer seines Staates im Sinne der politischen Ideale des Zeitalters geworden. Woran es ihm vor allem gebrach, war die Kraft, große Entschlüsse zu fassen und festzuhalten, ohne die ein staatsmännisches Wirken nicht möglich ist. Vor neue Verhältnisse gestellt, versagte er regelmäßig. In der auswärtigen Politik hatte er als Kurfürst sein Schifflein im Fahrwasser der preußischen Macht einhergesteuert, manchmal zögernd und widerwillig, aber doch schließlich immer der Strömung nachgebend. Als dann Preußen bei Jena zusammengebrochen war, zogen ihn die Strudel der napoleonischen Politik willenlos mit sich fort. Er nahm die Krone aus der Hand des Usurpators, mit ihr zugleich das verderbliche Geschenk des wiederhergestellten Polens. Im Frühjahr 1813 kam die Schicksalsstunde für ihn und sein Land. Daß er der nationalen Bewegung dieser Tage verständnislos gegenüberstand, wird ihm heute niemand mehr zum Vorwurf machen wollen. Auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat sie nicht begriffen. Aber Friedrich August begriff — und das war schlimmer — die wahren Interessen seines Landes nicht.

Die diplomatische Lage Sachsens war damals dank der Geschicklichkeit seines auswärtigen Ministers, des Grafen Senfft, durchaus keine verzweifelte. In der Wiener Konvention vom 20. April war Sachsen der bewaffneten Friedensvermittelung Österreichs beigetreten. Dafür garantierte dieses dem Könige sein Stammland und machte sich anheischig, ihm für den Fall,

daß er im Frieden auf den polnischen Besitz werde verzichten müssen, eine Entschädigung zu verschaffen, für die Erfurt und die sächsischen Herzogtümer in Thüringen ausersehen waren. Ein Vertrag, der Sachsen nach jeder Richtung hin sicherte und ihm die Aussicht auf eine gehobene Stellung in dem befreiten Deutschland eröffnete. Aber die Zustimmung zu dem Vertrage war dem Könige von seiner Umgebung abgerungen, er selbst sah in dem Abschwenken von Napoleon eine Abweichung von der Linie jener «Politik des ehrlichen Mannes», zu der ihn sein Gewissen verpflichtete; er fürchtete zugleich die Rache des Kaisers. Er war auch hier der Geschobene gewesen, nicht der selbständig Handelnde. Das wurde sein Verhängnis und, wenn man will, seine Schuld. Denn als nun der erste Waffengang dieses Krieges noch einmal für Napoleon entschied und der Sieger von Lützen in das von den Verbündeten geräumte Dresden einrückte, da brach die Widerstandskraft des schwachen Mannes. In einem überstürzten Systemwechsel sagte sich Friedrich August von Österreich los und warf sich seinem «großen Verbündeten» wieder in die Arme, der die Rückkehr des reumütigen Vasallen zu einer Schaustellung seines Triumphes machte. Bald genug enthüllte sich die Kurzsichtigkeit dieser unseligen Politik der Schwäche. Bei Leipzig ward auch Sachsens Geschick und das seines Königs entschieden. Aus der Neuordnung der Dinge auf dem Wiener Kongreß ging das Land um mehr als die Hälfte verkleinert, im wesentlichen auf die alte Mark Meißen beschränkt, hervor. Und in diesem neuen Sachsen der weißgrünen Landesfarben fanden — eine nur zu begreifliche Erscheinung — Preußenhaß und partikularistische Verbitterung fast auf Menschenalter hinaus ihre bleibende Stätte.

Als König Friedrich August nach im ganzen nahezu sechzigjährigem Regiment am 5. Mai 1827 starb, hinterließ er seinem Bruder und Nachfolger das Land in einer innerpolitischen Rückständigkeit, die selbst im damaligen Deutschland der Restauration kaum ihresgleichen hatte. König Anton (1827—36) — als er den Thron bestieg, schon ein Zweiundsiebziger — war nicht der Mann, hier bessernd einzugreifen. Er war ein gutmütiger, bescheidener Herr von einfachen Gewohnheiten, aber von Staatsgeschäften verstand der einst für den geistlichen Stand Erzogene und später durch brüderliche Eifersucht Zurückgedrängte nicht das mindeste. «Alles möglichst beim Alten zu lassen», war sein ausgesprochener Wunsch. Aber die Zeit drängte ungestüm vorwärts und wollte nicht warten. Der Ausbruch der Julirevolution entfachte wie in anderen deutschen Staaten auch in Sachsen Unruhen (September 1830), die sich bezeichnenderweise nicht gegen die staatliche Verwaltung, sondern gegen die Korruption und Mißwirtschaft der städtischen Magistrate kehrten, in ihrem Gefolge aber einen vollständigen Systemwechsel herbeiführten. Mit dem bisherigen leitenden Minister, dem Grafen Einsiedel, verschwanden die Traditionen Friedrich Augusts des Gerechten, die Ernennung des königlichen Neffen und präsumtiven Nachfolgers, Prinzen Friedrich Augusts, zum Mitregenten besiegelte den Anbruch einer neuen Zeit. Mit dem sicheren Takte des Herzens ausgestattet, wußte der junge, dreiunddreißigjährige Prinz in seiner offenen, warmherzigen Männlichkeit jede Regung mißtrauischer Widersetzlichkeit zu überwinden. Sein schönes Wort: «Vertrauen erweckt Vertrauen», das bald die Runde durch Europa machte, eroberte ihm die öffentliche Meinung. Das politische Leben Sachsens, lange durch künstliche Dämme zurückgestaut, begann sich fruchtbar zu entfalten. Bernhard von Lindenau, unter den sächsischen Ministern im 19. Jahrhundert zweifellos der hervorragendste, ward der Schöpfer dieses neuen modernen Staates. Er rang den alten privilegierten Ständen die Verfassung vom 4. September 1831 ab, durch die Sachsen in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrat, er führte in verschiedenen Etappen eine Anzahl dringend nötiger Reformen in Verwaltung und Justiz durch, befreite Grund und Boden und schloß Sachsen im Vertrage vom 30. März 1833 dem preußischen Zollvereine an. Mit einem ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung lohnte das Land diese Ära gesunder und maßvoller Reformen, die sächsische Industrie, der der Zollverein ein weites Absatzgebiet erschloß, trat an die Spitze der deutschen, mit ihr schwoll der Handelsverkehr mächtig an. Den Hochstand dieser Entwicklung kennzeichnet die Tatsache, daß in Sachsen die erste größere deutsche Eisenbahn gebaut wurde (1837—39 Leipzig-Dresden).

Aber das Verhältnis zwischen Volk und Krone blieb nicht ungetrübt. Dem liberalen Geiste des Zeitalters, der gerade in dem jungen

Industriestaate eine Macht geworden war, genügte die bescheidene, aber praktisch erfolgreiche Reformarbeit der Regierung nicht. Er verlangte stürmisch die Verwirklichung seiner Forderungen und erregte mit seinen Schlagworten die Massen. Dazu kam noch eins: das unselige konfessionelle Mißtrauen des sächsischen Volkes, das seinem Fürstenhaus den Schritt von 1697 bis zum heutigen Tage nicht verzeihen kann und immer wieder katholisierende Tendenzen am Hofe wittert. König Friedrich August II. war wie sein Vorgänger kinderlos. Die Regierung mußte auf seinen Bruder, den Prinzen Johann, übergehen. Der galt als bigott und jesuitenfreundlich und war im höchsten Grade unpopulär. Bei seinem Aufenthalte in Leipzig (August 1845) kam es zu aufrührerischen Kundgebungen gegen ihn, die, blutig unterdrückt, die öffentliche Meinung nur noch mehr erbitterten.

Der liberalen Strömung verband sich die nationale, das Verlangen des deutschen Volkes nach politischer Einheit. Aus ihrem Zusammenschluß erwuchs die Bewegung des Jahres 1848. König Friedrich August war zu Konzessionen nach der einen wie der andern Richtung bereit. Er berief ein neues liberales Ministerium und bewilligte liberale Reformen. Er hatte den redlichen Willen, die Monarchie auf volkstümlicher Grundlage zu errichten und er war zugleich, wie er feierlich vor dem Landtage erklärte, «zu Opfern bereit, welche die Umschaffung eines Staatenbundes in einen Bundesstaat von den einzelnen Souveränen erheischte». Aber die hoffnungsvollen Anfänge der Bewegung gingen bald, wie allerorten so auch in Sachsen, in einen wüsten Radikalismus über, der ja so oft der Feind eines gesunden Fortschrittes ist. Seine revolutionären Ausschreitungen trugen gerade in Sachsen einen besonders widerwärtigen Charakter (Dresdener Maiaufstand von 1849). Auch verhinderte die unklare Schwäche der preußischen Politik und Österreichs Wiedererstarken nach jähem Fall eine gedeihliche Lösung der deutschen Frage. So ward die Revolution durch die Reaktion abgelöst, die für Sachsen durch das System Beust verkörpert wird. Unter entschlossener Abwendung von allen bisherigen volkstümlichen Idealen, aber unter dem Beifall der von den Verstiegenheiten des radikalen Doktrinarismus abgestoßenen öffentlichen Meinung konnte Beust es wagen, im Staatsstreich vom 3. Juni 1850 mit den liberalen Errungenschaften aufzuräumen und die alten Stände von 1831 zu «reaktivieren». Auch der enge Anschluß Sachsens an Österreich in der deutschen Frage entsprach der nach dem kurzen nationalen Blütentraum nur zu bald wieder zum Durchbruch gekommenen partikularistischen Grundströmung im sächsischen Volke.

König Friedrich August hat die bitteren Erfahrungen des Jahres 1849 nicht überwunden. Seine Kraft und Frische war von da an gebrochen. Eine melancholische Stimmung gewann mehr und mehr Herrschaft über seinen Geist. Mehr noch als bisher suchte er im Verkehr mit der Natur, deren stillem Walten er von jeher als Botaniker liebevoll nachzugehen gewohnt war, Befriedigung. Im Anschauen der großen Alpennatur seine kranke Seele wieder aufzurichten, unternahm er im Sommer 1854 eine Tiroler Reise. Hier hat ihn bei einem Sturz aus dem Wagen am 9. August in der Nähe von Imst ein jäher Tod ereilt.

Ein fast Dreiundfünfzigjähriger, übernahm König Johann die Regierung. Das damalige Europa hat keinen allseitig gebildeteren Fürsten besessen. Mit dem Weitblick, der Reife und Milde des Weltweisen verband er die Interessen des Gelehrten, die praktischen Kenntnisse des Staatsmannes. Ihn begrüßte der deutsche Juristentag von 1861 als den König unter den Rechtsgelehrten, ihm verdankte die Dante-Forschung entscheidende Förderung und die literarische Welt eine der schönsten Übersetzungen der «Göttlichen Komödie». Er war gleichermaßen vertraut in der Welt des klassischen Altertums wie in der der Renaissance, aber auch der modernen naturwissenschaftlichen Bildung war er nicht fremd und das chemische Laboratorium war ihm eine Stätte eifriger Studien.

Seine tiefsten Interessen galten doch seinem Lande. Niemand kannte dessen praktische Bedürfnisse besser als dieser Fürst, der auf seinen jährlichen Inspektionsreisen mit allen Klassen der Bevölkerung und allen Interessenkreisen in Fühlung trat. Wie alle aufbauenden Staatsmänner im letzten Grunde konservativ gerichtet, stemmte er sich doch durchaus nicht gegen die liberalen Forderungen der Zeit. Sachsen erlebte unter ihm in den ausgehenden fünfziger und den sechziger Jahren eine neue Epoche maßvoller liberaler Reformen, welche die Lindenauschen Tendenzen aufnahmen und weiterführten. Patrimonial- und Stadtgerichte ver-

schwanden und wurden ersetzt durch königliche Bezirksgerichte und Gerichtsämter. Die gutsherrlichen Jagdrechte wurden abgelöst, die Elbzölle beseitigt. Nicht bloß ein neues Strafgesetzbuch, auch ein neues Bürgerliches Gesetzbuch verdankte das Land seiner Waltung. Ganz besonderes Interesse widmete dieser Humanist auf dem Throne der Fortbildung des Unterrichtswesens; ideal war vor allem sein Verhältnis zur Landesuniversität, die aus dieser Zeit ihren neuen Aufschwung datiert. Seit König Johann ward es Sitte, daß die sächsischen Könige in jedem Wintersemester einmal in den Leipziger Hörsälen und Instituten «hospitieren». Auch an der Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte seines Landes nahm der König persönlichen Anteil. Die Einführung der Gewerbefreiheit (1861), die Errichtung von Handels- und Gewerbekammern, die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes begleiteten einen wirtschaftlichen Aufschwung, der Sachsens Stellung als des ersten deutschen Industriestaates jedem Wettbewerb entrückte. Das System Beust, so darf man sagen, verlor unter diesem Könige, der selber die Staatsgeschäfte bis ins Detail beherrschte, seine Härten und Schroffheiten, es machte eine unverkennbare Wendung in der Richtung eines gemäßigten Liberalismus durch.

Die deutsche Politik König Johanns beherrschte die «Triasidee», der Gedanke, den beiden deutschen Großmächten den Bund der mittleren und kleinen als einen politischen Faktor gegenüberzustellen. Die Geschichte hat über diesen Gedanken gerichtet, ebenso über den sächsischen Bundesreformplan von 1861, aber sie erkennt die Reinheit der politischen Beweggründe des Königs an, dem es hier wie später auf dem Frankfurter Fürstentage von 1863 immer darum zu tun war, zwischen Österreich und Preußen zu vermitteln. Eine Trübung des Verhältnisses zu Preußen trat erst nach dem militärischen Zwischenfall von Rendsburg ein, wo die sächsisch-hannoverschen Bundesexekutionstruppen in Holstein preußischer Übermacht hatten weichen müssen. Der Ausbruch des Krieges von 1866 fand König Johann auf seiten Österreichs. Er hatte bis zuletzt auf dem Bundesstandpunkte verharrt und die preußischen Aufforderungen zum Eintritt in einen neuen Bund abgelehnt. Daß er damit eine politische Kurzsichtigkeit beging, hat der Erfolg gelehrt. Er überschätzte eben Österreichs militärische Kraft wie einst Friedrich August der Gerechte die Stärke Napoleons, und nahe genug war seinem Lande das Schicksal, dem siegreichen Preußen diesmal ganz zur Beute zu fallen. Aber ein Unterschied bestand: König Johanns freier und selbständiger Entschluß hatte einen Faktor im Spiel der politischen Kräfte bedeutet, nicht minder hatte die heldenhafte Haltung der Sachsen bei Jitschin und Königgrätz unter der Führung des Kronprinzen Albert, wenn sie auch Österreichs militärischen Zusammenbruch nicht hindern konnte, den Wert der militärischen Bundesgenossenschaft Sachsens glänzend erhärtet. Gewiß war das, als es sich nun schließlich bei den Friedensunterhandlungen um Sein oder Nichtsein des sächsischen Staates handelte, nur mehr ein moralisches Moment, aber es hat Sachsen gerettet. Kaiser Franz Joseph fühlte sich diesem Bundesgenossen gegenüber so stark verpflichtet, daß er auf seiner Unverletzlichkeit bestand. Seine Unterhändler erklärten, daß er lieber das Schlachtenglück noch einmal versuchen werde, ehe er Sachsen preisgebe.

So trat Sachsen im Frieden von Berlin (21. Oktober 1866) mit ungeschmälertem Besitzstand in den norddeutschen Bund unter preußischer Führung ein. Der Schritt war nach dem Vorangegangenen nicht leicht, aber der König war bereit, ehrliche Bundestreue zu halten. «Mit derselben Treue, mit der ich zu dem alten Bunde gestanden, werde ich zu der neuen Verbindung halten», erklärte eine Proklamation bei seiner Rückkehr. Dennoch bedurfte es Jahre, bis die Erinnerung an die Bitterkeit des Bruderkrieges vernarbte und im sächsischen Volke ist der Preußenhaß noch lange lebendig geblieben. Erst auf den Schlachtfeldern Frankreichs wurde der Boden für eine wahre Versöhnung der so lange zerrissenen deutschen Stämme bereitet. Daß hier die Sachsen unter der Führung ihrer Prinzen Albert und Georg ruhmreich mitkämpften und bei St. Privat und Beaumont den Sieg entschieden, trug nicht wenig dazu bei, dem nationalen Gedanken auch in Sachsen zum Durchbruch zu verhelfen.

Am 22. Oktober 1873 verschied König Johann. Er hinterließ seinem Sohne die nicht leichte Aufgabe, für sich und seine Krone im Rahmen des neuen Reiches die ihm zukommende Stellung zu finden. Denn nicht zu leugnen ist, daß der Umfang des landesfürstlichen Wirkungskreises durch das Reich und seine

Zentralregierung ganz wesentliche Einbußen erlitten hat, und daß die Landesregierung in vielen Fällen auch des innerstaatlichen Lebens heute nur mehr der Beauftragte und das ausführende Organ der Reichsgewalt ist. Nur einer starken fürstlichen Persönlichkeit, die sich doch immer loyal in den Grenzen ihres Machtbereiches hält, wird es möglich sein, die Schwierigkeiten der veränderten Lage zu überwinden, die Treue gegenüber dem Reiche in der Erfüllung vielfältiger Pflichten mit der vollen Wahrung der eigenen Würde und Selbständigkeit zu verbinden, ja vielmehr nun als Teilhaber an der Bundesgewalt sich einen Einfluß und ein Ansehen zu sichern, das die Stellung eines mittelstaatlichen Souveräns von ehedem weit überragt. König Albert hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Von ihm hatte einst, als der 24jährige Prinz am Petersburger Hofe zu Besuch war, Kaiser Nikolaus I., ein guter Menschenkenner, geurteilt: «Es ist wahrhaftig schade, er hätte die Befähigung, das größte Reich der Welt zu beherrschen.» Das Schicksal hatte ihn an einen weniger weit sichtbaren Platz gestellt, aber seine persönliche Leistung war darum nicht geringer. Was ihn groß machte, war die harmonische Verbindung schlicht menschlicher Eigenschaften mit einer hervorragenden Begabung, die schöne Herzenswärme und unermüdliche Pflichttreue, die Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, die nüchterne Klarheit und Unbestechlichkeit des Urteils und auf sie gegründet die kühne Festigkeit eines entschlossenen Wollens. So steht er vor uns als Feldherr wie als König, kein Hauch von Pose an ihm, alles echt und wahrhaftig und über dem Ganzen ein köstlicher Zug weltoffenen, liebenswürdigen Humors. Seinen Wert erkannten die Großen einer großen Zeit. Wie der Sieger von St. Privat noch auf dem Schlachtfelde die Ernennung zum Oberbefehlshaber der neugebildeten Maasarmee erhielt, so war ihm später, als politische Wetterwolken wiederholt aufstiegen, im Falle eines Krieges, der Deutschland nach zwei Seiten engagierte, der Oberbefehl gegen Rußland zugedacht. Und als Kaiser Friedrich sein Ende kommen fühlte, da wußte er seinen Sorgen keinen besseren Trost, als seinen jugendlichen Sohn diesem treuen Freunde und Berater ganz besonders ans Herz zu legen. Ebenfalls mit Bismarck verband den König ein enges Band gegenseitigen Vertrauens. Er hat auch dem Verfemten die Treue gehalten. Als der Jubel seiner Dresdener im Jahre 1892 den großen «Handlanger» der Weltgeschichte umbrauste, Gründe der Staatsräson es aber dem Könige verboten, den in Ungnade Gefallenen zu empfangen, da hat er es ihm wenigstens schriftlich gesagt, welch ein Segen durch sein Wirken auch in sein eigenes Leben übergeströmt sei. Anders zu handeln wäre dem schlichten Gefühl des Königs unmöglich erschienen. Als dann einige Jahre später der leidige Streit um die lippesche Regentschaft die Gemüter in Deutschland erregte, weil Kaiser Wilhelm sich bei dieser Gelegenheit in Widerspruch zur allgemeinen Auffassung der Rechtslage gesetzt hatte, da war König Albert der gegebene Schiedsrichter, den der Kaiser selbst anrief und dessen Spruch das verletzte Rechtsgefühl des Volkes dankbar begrüßte. Auch in seiner engeren Sphäre haben niemals äußere Rücksichten die Handlungsweise dieses Fürsten bestimmt. Ohne zu zögern, setzte er seine Popularität aufs Spiel, als das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen im sächsischen Landtage die Gefahr einer Lahmlegung des inneren Staatslebens zeitigte und sich die Notwendigkeit einer rechtzeitigen Änderung des Wahlgesetzes ergab. Schwer hat auch dieser Wettiner, wie sein Vater ein überzeugter und ehrlicher Katholik, an der konfessionellen Differenz getragen, die sich, Mißtrauen säend, mehr als einmal zwischen ihn und sein Volk stellte. Bittere Erfahrungen, die er machen mußte, haben ihm da wohl einmal die schmerzliche Frage an einen der ersten lutherischen Geistlichen seines Landes auf die Lippen gelegt: «Habt Ihr denn noch ein bischen Vertrauen zu mir?», aber sie haben die herzliche Teilnahme, die er auch den Angelegenheiten der sächsischen Landeskirche zuwandte, nicht herabgemindert. Wenn aber eins ihm beim Rückblick auf ein wechselvolles Leben das Herz höher schlagen lassen konnte, so war es außer der Freude an dem steigenden materiellen Aufschwung seines Landes, an dem auch seine Regierung in vielgestaltiger Fürsorge redlich mitgearbeitet hatte, — das erhebende Bewußtsein, daß die Zeit der partikularistischen Vereinsamung Sachsens, unter der es so lange gelitten hatte, jetzt dauernd vorüber, daß der starke Wille des sächsischen Lebens tief eingetaucht sei in den flutenden Strom der nationalen Gesamtbewegung Deutschlands, selber tragend

und getragen in unlöslicher Verbindung. Daß er an dieser Wendung persönlich und wesentlich mit beteiligt war, dies Verdienst wird die deutsche Geschichtschreibung dem König Albert nicht vergessen.

Seinem Bruder und Nachfolger Georg, der am 19. Juni 1902, selber schon dicht an der Schwelle der Siebzig, den Thron bestieg, waren nur zwei kurze Jahre der Regierung vergönnt. Zwei Jahre voll bitteren Herzeleides und schmerzlichster Erfahrungen. Der müde Mann, dessen Auge so freundlich leuchten konnte, der an Reinheit der Gesinnung, Pflichttreue und Herzenswärme seinem Bruder nicht nachstand, der ein so feines moralisches Gefühl hatte für den Wert oder Unwert derer, die ihm nahten, er hätte vielleicht seinem Volke noch eine kurze Spanne Zeit erhalten bleiben können. Aber was ihm auferlegt wurde, mußte auch stärkere Schultern brechen. Schon der Tod seines jüngsten Sohnes, der im September 1900 durch einen nächtlichen Sturz aus dem Wagen verunglückte, hatte ihn tief getroffen. Furchtbarer noch war das Schicksal, das eine Frau, die bestimmt war, künftig das Diadem einer sächsischen Königin zu tragen, über ihn und sein Haus brachte. Das Schwerste aber war doch für sein landesväterliches Herz, daß die öffentliche Meinung ganz Sachsens und mit ihr die Deutschlands offen für die «tief Gefallene» Partei nahm und in unbegreiflicher Verblendung Anklagen und Verdächtigungen gegen das ehrwürdige Haupt des Königs und seinen Hof erhob. Daß er darüber «selbst in den schwersten Augenblicken nicht das Vertrauen zum Volke verloren» hat, wie an seinem Todestage, dem 15. Oktober 1904, die Proklamation des nunmehrigen Königs Friedrich August III. verkündete, ist gewiß ein unvergängliches Monument hochherziger Seelenstärke. Aber sein Herz ist ihm doch darüber gebrochen. An dem Andenken des Königs Georg, des Dulders auf sächsischem Throne, hat sein Volk viel wieder gut zu machen.

Was dem Vater versagt war, erblüht seinem Sohne und Nachfolger ungesucht. König Friedrich Augusts III. bescheidene und dabei herzhafte und offene Männlichkeit, die lautere Schlichtheit seines Wesens hat ihm schon in kurzer Zeit aller Herzen gewonnen. Nach schweren Zeiten der Prüfung leuchtet ihm ein neues Glück in der Liebe seines Volkes.

Die Könige Württembergs.

Von Eugen Schneider und Paul von Stälin.

König Friedrich. Der württembergische Fürst, der seinem Hause die Kurwürde und bald darauf die Königskrone erwarb, wurde am 6. November 1754 zu Treptow in Pommern geboren, wo sein Vater, Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der Gemahl der Prinzessin Sophie Dorothea von Brandenburg-Schwedt, in preußischen Diensten stand. Er selbst wurde preußischer, später, als der russische Thronfolger Paul seine Schwester heimgeführt hatte, russischer General. Plötzlich floh er unter Zurücklassung seiner Gemahlin von dem Hofe der verwilderten Kaiserin Katharina II., nahm bald da, bald dort Aufenthalt und ließ sich zuletzt in dem heimischen Ludwigsburg nieder, um das Land, dessen Erbe er werden sollte, kennen zu lernen. Kurz ehe er zur Regierung gelangte (23. Dezember 1797), schloß er eine zweite Ehe mit der englischen Kronprinzessin Charlotte Mathilde.

So war der Fürst, der zur Zeit der großen politischen Umwälzungen den kleinen Staat seiner Väter regierte, durch reiche Erfahrungen in der Fremde gereift, durch herbes Geschick gehärtet, durch mächtige Familienverbindungen getragen. Der ebenso begabte wie tatkräftige Mann blickte mit Spott auf die kleinlichen Verhältnisse seines Landes. Das höchste Heiligtum des Altwürttembergers, die Verfassung, hatte sich so entwickelt, daß eine Regierung vervetterter Prälaten und Bürgermeister der herzoglichen Gewalt an die Seite getreten war. Namentlich die kaum beendigten Streitigkeiten der Landschaft mit dem verschwenderischen Herzog Karl hatten gezeigt, daß jene, die über den Steuerbeutel verfügte, dem Landesherrn mit Erfolg Widerstand leisten konnte. Das wäre einer Herrschernatur wie Friedrich unleidlich gewesen, auch wenn er nicht in der gerade damals besonders schwierigen Lage sich überall gehemmt gefühlt hätte.

Württemberg hatte sich sehr gegen die Ansicht des Erbprinzen Friedrich 1796 dem Frieden mit Frankreich angeschlossen. Friedrich hielt es für schimpflich, sich von Österreich und damit vom Reich zu trennen; nur durch gänzliche Ergebenheit und erprobte Unwandelbarkeit der politischen Grundsätze, so erklärte er, können kleine Mächte das Zutrauen großer

erwerben. Trotz dem lebhaften Widerstand der Landstände benutzte er das vorübergehende Glück der österreichischen Waffen, um 1799 einen Vertrag mit Österreich abzuschließen, in dem der Friede mit Frankreich für aufgehoben erklärt, das württembergische Heer Österreich zur Verfügung gestellt, von diesem aber Erhaltung des Landes und Schutz des Herzogs gegen die Übergriffe der Landstände versprochen wurde. Den Landständen selbst war der Herzog am Anfange freundlich entgegengekommen. Er hatte mancherlei Beschwerden abgeholfen, um durch Frieden im Innern die Geltung nach außen zu erhöhen. Seine Stellungnahme gegen Frankreich fachte den Streit aufs neue an. Um so klarer trat Friedrich als Ziel vor Augen, nicht nur die Landesgrenzen, sondern auch die eigene Macht im Lande auszudehnen. Diese beiden Gesichtspunkte hat er von Anfang an festgehalten. Auch Frankreich gegenüber suchte er die Notwendigkeit eines wesentlich vergrößerten und gekräftigten Württembergs darzulegen.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte dem Herzog bedeutenden Zuwachs und die ersehnte Kurwürde: Erfolge, die ihn in seinem immer schärferen Vorgehen gegen die Landstände bestärkten. Da kam die folgenschwerste Entscheidung heran. Österreich war nicht imstande gewesen, das Land zu schützen. Ein neuer Zusammenstoß mit Frankreich stand bevor, ohne daß Friedrich von seinem Verbündeten Aufschlüsse über die Lage der Dinge hätte erhalten können. Der französische Gesandte verlangte im August 1805 die runde Erklärung, ob für oder gegen Frankreich; Bayern hatte sich schon für dasselbe entschieden. Der württembergische Geheime Rat erklärte, das Land sei ohne den Anschluß verloren. Da wich der Kurfürst der Gewalt. Im Oktober traf Napoleon selbst in Ludwigsburg ein und erzwang Stellung starker Hilfstruppen, wogegen er Anteil an etwaigen Eroberungen und volle Souveränität in Aussicht stellte. Durch den Preßburger Frieden erhielt denn auch Friedrich starke Gebietsvermehrung und die Königskrone. Sofort wurden die Landstände für immer nach Hause geschickt. Die Kehrseite zu dieser Vergrößerung brachte die Errichtung des Rheinbundes. Als der Gedanke auftauchte, wehrte sich der König zuerst entschieden gegen eine solche Bevormundung. Er hat denn auch nachher dem Protektor Napoleon gegenüber seine Würde möglichst gewahrt: er trat Übergriffen französischer Generale mit Erfolg entgegen und verweigerte die Überlassung von Truppen nach Spanien, so daß Napoleon bedauert haben soll, daß er ihm nicht den Krieg erklären könne. Württembergische Truppen kämpften gegen Preußen, Österreich und Rußland, 1813 gegen die Verbündeten. Bei Leipzig trat der Rest der württembergischen Reiterei zu diesen über, wofür ihr Führer das Land meiden mußte; der König selbst hielt zu Napoleon, bis er nicht mehr konnte.

Während der Rheinbundzeit hat König Friedrich die ganze Verwaltung seines Landes neu geordnet. Durch Vereinheitlichung des Rechtes, Ausbau der Steuergesetzgebung, Einsetzung zahlreicher Behörden, Gleichstellung der christlichen Glaubensbekenntnisse ist es ihm, wenigstens äußerlich, gelungen, die verschiedenartigen Bestandteile seines Königreichs zusammenzuschweißen. Aber das Ganze geschah ohne jede Rücksicht auf eingebürgerte und liebgewordene Einrichtungen, ohne Planmäßigkeit im einzelnen – werden doch 2342 Verordnungen aus dieser Zeit gezählt – und im Geiste rein polizeilicher Bevormundung. Die Presse wurde geknebelt, geheime Aufpasser verhinderten in Wirtshäusern und Privatgesellschaften politische Gespräche, die Auswanderung wurde verboten, was unzufrieden schien, unter die Soldaten gesteckt. Die Selbstverwaltung der Gemeinden wurde aufgehoben, die Kirchen wurden durch Vereinigung des Kirchengutes mit dem Staatsvermögen in Abhängigkeit versetzt. Daß dabei der Hof Pracht und Glanz zeigte, daß namentlich die königlichen Jagden die Untertanen zur Verzweiflung brachten, vermehrte die allgemeine Unzufriedenheit.

Als nach dem Erlöschen des Rheinbundes der Wiener Kongreß die Neugestaltung Deutschlands bringen sollte, setzte König Friedrich alle Hebel an, um in dem zu schaffenden Bundesstaate möglichste Unabhängigkeit zu erlangen, und wie er sah, daß der Bund zustande kam, überraschte er die Welt, indem er seinem Lande von sich aus eine Verfassung schenkte (1815), die verhältnismäßig um so liberaler war, als sie Stimmung gegen Eingriffe des Bundes machen sollte. Aber die einberufenen Landstände lehnten das Geschenk ab und verlangten vertragsmäßigen Abschluß; die einen sehnten sich nach der alten Verfassung, die anderen

hofften vom Bunde Wahrung ihrer Rechte. So wiederholte sich ein bitterer Kampf zwischen Fürst und Ständen, nur daß diesmal jener eher zum Nachgeben bereit war, während diese dem lange gesammelten Grolle Luft gaben. Wieder sollten fremde Mächte in den Streit hereingezogen werden. Da fand er durch den Tod Friedrichs (30. Oktober 1816) ein Ende. Die Beamten hatten Mühe, öffentliche Freudenbezeigungen zu verhindern. So sehr hatte die gewalttätige Seite seines Wesens das Große in den Hintergrund gedrängt, das er für sein Land geschaffen, und heute noch wird seine geschichtliche Bedeutung vielfach über seiner harten Persönlichkeit vergessen.

König Wilhelm I. König Friedrichs Sohn Wilhelm (geb. am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien) wurde vom Lande mit frohen Erwartungen begrüßt. War er doch selbst mit dem Vater zerfallen, hatte sich auf die Seite der Landstände gestellt und hatte sich im Feldzuge gegen Frankreich als tüchtiger Feldherr gezeigt. Von ihm und seiner geistreichen Gemahlin, der Großfürstin Katharina, erhoffte man vielfach ein neues Zeitalter für das ganze Deutschland. Wirklich war seine Überzeugung eine gemäßigt liberale; sein freier Blick machte ihn für die Zeitbedürfnisse empfänglich, sein durchaus praktischer Sinn verwehrte ihm aber, einseitigen Grundsätzen nachzugeben. Und einseitig waren jene Altrechtler, die auch Wilhelms Verfassungsentwurf gegenüber ihre Sondervergünstigungen geltend machten und den König dazu brachten, daß er an Stelle der Verfassung dem Lande zunächst durch treffliche Organisationsedikte eine geregelte und wohltätige Verwaltung gab. Erst als der deutsche Bund sich anschickte, sich in die Landesverfassungen zu mischen, bekamen die württembergischen Stände Angst und nahmen 1819 die Verfassung an. Nachdem bald darauf ein Verwaltungsedikt den Gemeinden wieder größere Selbständigkeit gegeben hatte, war die Umwandlung des alten patrimonialen Schreiberstaates in einen solchen der konstitutionellen Kontrolle eigentlich vollendet.

Den anderen, auch den großen Mächten gegenüber, vertrat König Wilhelm den Standpunkt der Gleichberechtigung. Württemberg oder mindestens ein Verein der kleinen Staaten sollte innerhalb des Bundes und in der europäischen Politik mitzusprechen haben. In der Erregung über das selbständige Vorgehen der Großmächte ließ der König jenes «Manuskript aus Süddeutschland» verfassen, das die kleinen Staaten als das reine Deutschland bezeichnete und sie als dritte Macht neben die beiden großen stellte. Als vollends der Kongreß zu Verona die Ausführung von ihm nicht mitbeschlossener Maßregeln verlangte, warf er den Großmächten vor, daß sie sich den Einfluß Napoleons anmaßten. Da jetzt auch der Kaiser von Rußland ihn im Stiche ließ, wurde er völlig vereinzelt, mußte den freisinnigen Wagenheim aus Frankfurt abberufen und in den Rücktritt des Grafen Wintzingerode willigen (1823). Von da an verzichtete Wilhelm auf die Gegnerschaft gegen die von den Großmächten eingeleitete rückschrittliche Bewegung. Er gab sogar dem Verlangen der Mainzer Zentralbehörde, die Tübinger Hochschule von dem burschenschaftlichen Gift zu reinigen, nach, sorgte aber dafür, daß die Verurteilungen sehr milde ausfielen.

Vielfach hat man dem Könige sein Verhalten gegen den später so berühmten Friedrich List verdacht, dessen Eintritt in die Kammer verhindert wurde. Aber die ganze Sache spielte sich zwischen der Kammer und den Gerichten ab und List wurde bald begnadigt. Daß Wilhelm den Gedanken Lists nicht fremd gegenüberstand, zeigen seine regen Bemühungen um Zollverträge. Ihm ist der erste zwischen deutschen Staaten abgeschlossene zu verdanken und an der Schaffung des Handelsvertrages von 1829, wie später des deutschen Zollvereins, gehörte ihm ein guter Teil des Verdienstes.

König Wilhelms innere Haltung gegen fortschrittliche Bewegungen änderte sich erst, als die französische Julirevolution ihre Wellen nach Deutschland warf. Er lebte der Überzeugung, daß, was er seinem Volke geboten, berechtigten Ansprüchen genüge. Auch das öffentliche Hervortreten einzelner mit nicht von ihm gebilligten Gedanken, wie Paul Pfizers Hinweis auf die Notwendigkeit preußischer Führung, bekämpfte er als unbefugt. Die Gegner der Regierung gewannen die Mehrheit im Landtag; heftige Kämpfe entbrannten. Männer wie Ludwig Uhland, Paul Pfizer, Friedrich Römer predigten den Beruf Württembergs, Deutschlands politische Wiedergeburt hervorzurufen. Der König fuhr fort, zweckmäßige und wohltätige Anordnungen zu treffen; die Furcht des Volkes vor Gewalttat und Umsturz tat das ihrige; so erhielt die Regierung bald wieder die Mehr-

heit und selbst ein Führer der Gegner mußte gestehen, daß die damalige Regierung die beste sei, die das Land seit dem gefeierten Herzog Eberhard im Barte gehabt habe. Als daher 25 Jahre seit Wilhelms Thronbesteigung vollendet waren, feierte das Land ein Jubelfest ohnegleichen. Hatte sich doch in dieser Zeit durch sachgemäße Hebung von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel der Wohlstand bedeutend gehoben.

Erst die Bewegung der vierziger Jahre mit der brennend gewordenen deutschen Frage brachte ernstliche Unruhen ins Land. Der König selbst hatte die Empfindung, daß eine neue Zeit angebrochen sei. Aber freilich, er wurde bald weiter getrieben als er wollte. Die Einsetzung des liberalen Märzministeriums im Jahre 1848 ließ sich, wenn sie auch durch die Klugheit gefordert war, mit den Ansichten des Königs vereinigen. Die Einsetzung einer Volksvertretung im deutschen Bunde und die Ernennung eines Reichsverwesers billigte er um so mehr, als er die Hoffnung hegte, daß aus der allgemeinen Zerrüttung ein neues, ihn befriedigendes Staatengebilde hervorgehen werde. Erst die geforderte Einführung der deutschen Grundrechte und die Wendung, die die Frage des Reichsoberhauptes nahm, mißfielen ihm. Trotzdem genehmigte er die Grundrechte. Um die Reichsverfassung nicht annehmen zu müssen, war er schon entschlossen, das Land zu verlassen und ließ sich nur mit Mühe zurückhalten. Mit Grimm beobachtete er die Aufruhrversuche im Lande, das Einziehen des Rumpfparlamentes in Stuttgart, das Überhandnehmen der entschiedenen Linken gegen die Anhänger des Märzministeriums. Doch ließ er dieses in seinem Beschwichtigungsstreben gewähren und beharrte auch nach dessen Entlassung zunächst bei seiner abwartenden Haltung.

An den Bemühungen, eine neue Obergewalt in Deutschland zu schaffen, beteiligte sich König Wilhelm wieder in dem Sinne, daß die mittleren Mächte möglichst Einfluß gewinnen sollten. Daher seine hervorragende Mitwirkung am Vierkönigsbündnis von 1850, daher seine Abneigung gegen die preußische Union, die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte. Diese Abneigung trieb ihn auf die Seite des von ihm sonst ebenso gefürchteten Österreich. Bei einer Zusammenkunft in Bregenz fiel die Äußerung, daß er sich wohl einem Habsburger, nie aber einem Hohenzollern unterwerfen werde. Allerdings war er auch mit Österreich nicht einverstanden. Die Wiederherstellung des alten deutschen Bundes hielt er für ganz verkehrt und schrieb daher jenen Brief an den Fürsten Schwarzenberg, in dem er eine landständische Vertretung neben der Bundesregierung verlangte.

Als aber der Bund auf der alten Grundlage wiederhergestellt war, da ging es auch in Württemberg, übrigens maßvoll, an die Bestrafung der Widerspenstigen, an die Rückbildung der Rechte der Kammer und des Volkes. Die Verwaltung blieb jedoch eine treffliche, wenn auch das öffentliche Leben ziemlich versumpfte; Aufregung brachte fast nur der Abschluß eines Konkordats mit Rom, dessen Inhalt in die Form eines Staatsgesetzes gebracht werden mußte. Die Tätigkeit des Nationalvereins gab König Wilhelm aufs neue Anlaß zu Mißtrauen gegen Preußen; den Schritten, das Bestehen des deutschen Bundes durch Verbesserungen zu retten, schloß er sich eifrig an, mußte aber erfahren, daß auch Österreich seine eigenen Wege ging. In der entscheidungsvollen Zeit, am 25. Juni 1864, starb Wilhelm, 83 Jahre alt. Er hat sich um Württemberg große Verdienste erworben; seine schwankende Haltung gegenüber den Forderungen der Zeit und zwischen den deutschen Vormächten ist die Ursache, daß in seinem Bilde auch starke Schatten nicht fehlen.

König Wilhelms I. einziger Sohn und Nachfolger König Karl (Friedrich Alexander) war am 6. März 1823 zu Stuttgart geboren und vermählte sich am 13. Juli 1846 mit der Tochter des Zaren Nikolaus I. Olga Nikolajewna. Zum Thron gelangte er am 25. Juni 1864. Es war in einer für die Bundesfürsten der Mittelstaaten äußerst schweren Zeit, denn der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen beherrschte die Politik. Zunächst trat der König den von Preußen durch Abschluß eines Zoll- und Handelsvertrages mit Frankreich angebahnten wirtschaftlichen Verhältnissen bei, stellte sich aber 1866 auf österreichische Seite. Württemberg besetzte die hohenzollernschen Fürstentümer im Auftrage des Bundes. Seine zum 8. Bundesarmeekorps gehörigen Truppen mußten jedoch trotz tapferer Gegenwehr gegenüber den vordringenden Preußen am 24. Juli Tauberbischofsheim mit der Tauberbrücke räumen und sich weiter zurückziehen. Im Anschluß an den Waffenstillstand vom 1. August erfolgte

am 13. desselben Monats — die Verhandlungen Preußens mit Württemberg waren die ersten, welche mit einem der süddeutschen Staaten zum Abschluß kamen — der Friede zu Berlin zwischen Württemberg und Preußen, der ersteres zur Anerkennung der durch den Nikolsburger Frieden zwischen Österreich und Preußen geschaffenen Neugestaltung Deutschlands und zur Zahlung von 8 Millionen Gulden verpflichtete. Ein Schutz- und Trutzbündnis von demselben Tage verbürgte den Bestand des beiderseitigen Länderbesitzes und versprach im Falle eines Krieges, für welchen der König von Preußen den Oberbefehl über die württembergischen Truppen zugesagt erhielt, die gegenseitige Unterstützung mit voller Kriegsmacht. Die Stände genehmigten die Verträge.

Der König war jetzt zwar vom Rechtsstandpunkte aus unabhängiger als je einer seiner Vorfahren, allein in einer solchen isolierten Stellung zu verharren war für Württemberg nicht möglich. Trotz vielfacher Verhandlungen über die Neugestaltung der süddeutschen Verhältnisse waren dieselben noch nicht geklärt, als im Jahre 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach.

Der König erließ, aus der Schweiz am 17. Juli nach Stuttgart zurückgekehrt, alsbald dem Bündnis getreu, den Befehl zur Mobilmachung der württembergischen Felddivision. Er übertrug den Oberbefehl über sie dem König von Preußen, der sie unter dem Kommando des vom Könige ernannten Generalleutnants von Obernitz der von dem Kronprinzen von Preußen geleiteten 3. Armee, und später (vor Paris) der Maasarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen unterstellte. Die Württemberger konnten sich schon an den Kämpfen von Wörth (6. August) und Sedan (1. September), Abteilungen derselben bei den Belagerungen von Straßburg und Belfort beteiligen, auch durch Deckung des Schwarzwaldes und des Oberrheins sich Verdienste erwerben. Insbesondere aber die Kämpfe vor Paris am 30. November und 2. Dezember bei Coeuilly-Villiers und Mont-Mesly, bzw. Champigny-Brie gaben ihnen Gelegenheit, sich den anderen deutschen Truppen als gleichtüchtig an die Seite zu stellen. Die französische Grenze hatten 30 233 Mann württembergischer Truppen überschritten, an 22 siegreichen Schlachten, Belagerungen, Gefechten und ernstlichen Zusammenstößen hatten sie sich beteiligt. Der Anteil Württembergs an der französischen Kriegsentschädigung betrug 85 400 000 Mark.

Nach Verhandlungen zu Versailles, die württembergischerseits durch die Minister von Mittnacht und von Suckow geführt wurden, erfolgte am 25. November zu Berlin die Unterzeichnung der das neue deutsche Reich begründenden Verträge insbesondere von seiten Württembergs, das seit 1. Januar 1871 ein Glied desselben ist. Nur einige Vorbehalte, so hinsichtlich des Post- und Telegraphenwesens, der Besteuerung des inländischen Bieres und (allerdings nicht für die Dauer) des Branntweins, wurden zugunsten Württembergs gemacht. Auch eine Militärkonvention, welche die württembergischen Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen bzw. Kaisers stellt, wurde am 21.—25. November abgeschlossen. Der König wurde nunmehr Regent eines der Souveränität des Reiches untergeordneten Staates, allein andererseits erhielt er durch Teilnahme an der Leitung des deutschen Gesamtstaates eine erhöhte Bedeutung. Die württembergischen Stände gaben ihre Zustimmung zu den Verträgen.

Die nach dem Kriege von 1866 rasch wieder angeknüpften guten Beziehungen zum preußischen Königshause, dessen Haupt Oheim der Königin Olga war, gestalteten sich in der Folge insbesondere durch wiederholte gegenseitige Besuche immer freundlicher.

Was die gesetzgeberische und organisatorische Tätigkeit des Königs vor allem im eigenen Lande betrifft, so war insbesondere eine Revision der Verfassung des Jahres 1819 zwar wiederholt Gegenstand von Verhandlungen, doch kam es nur zur Regulierung einzelner Punkte derselben in freisinnigerer Richtung. Weiterhin wurde ein Staatsministerium für die Beratung aller allgemeinen Angelegenheiten geschaffen (1876).

Im Gebiete der Rechtsverwaltung erfolgte die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches (1865), die Ausdehnung der Grundsätze des öffentlichen und mündlichen, sowie des Anklageverfahrens (1868), die Einführung einer selbständigen Verwaltungsrechtspflege mit einem eigenen Verwaltungsgerichtshof (1876). Die Eisenbahnen, die sich lebhafter Unterstützung der Stände zu erfreuen hatten, und deren Hauptlinien der Staat selbst baute, wurden, soweit nötig, nach Verhandlungen mit den

Nachbarstaaten zum Teil mit Beischüssen Preußens und des Reiches bedeutend vermehrt. In bahnbrechender Weise wurde unter Aufwendung von Staats- und Gemeindemitteln wasserarmen Gegenden des Landes, namentlich der rauhen Alb und dem Heuberg — im ganzen auf mehr als 2200 km — die Wohltat fließenden Nutz- und Trinkwassers zugeführt (1870 ff.).

In der evangelischen Kirche wurde die Vertretung der Kirchengemeinden auf der obersten Stufe durch Einführung einer bei der kirchlichen Gesetzgebung mitwirkenden Landessynode zum Abschluß gebracht (1867). Der Friede mit der katholischen Kirche blieb im allgemeinen erhalten, wenngleich die Regierung erklärte, daß sie den Beschlüssen und dogmatischen Festsetzungen des vatikanischen Konzils keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugestehe (1871).

Das Heerwesen erfuhr nach dem Kriege von 1870—1871 nach preußischem Muster eine vollständige Umgestaltung unter Vermehrung der Zahl der Truppen. Es wurde aus ihnen ein eigenes, das 13. (Kgl. württembergische) Armeekorps gebildet. Das Kriegsministerium blieb bestehen, allein die rein militärische Oberleitung und die Ausbildung aller Truppen ging auf das neuerrichtete Generalkommando über. Die Verwilligung der finanziellen Mittel wurde nach einiger Zeit Reichssache.

Die auf allen Gebieten des Volkslebens eingetretene Erhöhung der Anforderungen an die staatlichen Leistungen machte eine Vermehrung der staatlichen Einkünfte nötig, was eine Erhöhung der Steuern unter möglichster Schonung der Steuerpflichtigen und gerechterer Verteilung der Steuern, insbesondere Entlastung von Grund und Boden, zur Folge hatte (1873 ff.). Der bisherige Anteil Württembergs an den Zöllen und Zollvereinssteuern wurde dem Reiche überlassen.

König Karl war im ganzen ein Mann des Friedens, für dessen Aufrechthaltung im Lande er eifrig besorgt war, ein milder, an Freud und Leid seines Volkes teilnehmender Fürst, Freund der Künste und Wissenschaften, wie auch manche seiner Bauten, z. B. seine Villa bei Berg, ein Muster italienischer Renaissance, und das restaurierte Kloster, nunmehrige Jagdschloß Bebenhausen, dartun. Seine Verdienste um Land und Volk anerkannte auch letzteres aus Anlaß seines 25jährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1889 dankbar. Er verschied zu Stuttgart am 6. Oktober 1891. Seine Gemahlin, wegen ihrer großen Wohltätigkeit verehrt, folgte ihm am 30. Oktober 1892 im Tode nach. Kindersegen war der Ehe versagt.

Den Ausführungen über die Regierung der früheren württembergischen Könige möge noch ein kurzer Bericht über die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben und der Regierung des nunmehrigen Königs folgen, welcher in treuer Fürsorge für das Wohl seines Landes, in der Liebe zum deutschen Vaterlande, aber auch an Beliebtheit bei seinem Volke seinem Vorgänger nicht nachsteht. König Wilhelm II. (Karl Paul Heinrich Friedrich), der zunächst zum Throne berufene Agnat, Sohn des Prinzen Friedrich von Württemberg, eines Sohnes von König Friedrichs jüngerem Sohne Prinz Paul, ist am 25. Februar 1848 zu Stuttgart geboren. Er machte den Krieg von 1866 als Leutnant beim 3. Reiterregiment im Hauptquartier der württembergischen Felddivision mit; bei Tauberbischofsheim wurde neben ihm ein Offizier tödlich getroffen. Im April 1869 wurde er nach Preußen kommandiert, zunächst zum 1. Garderegiment zu Fuß, im April 1870 zum Gardehusarenregiment. Im September 1869 wurde er zum Oberleutnant, im April 1870 zum Rittmeister befördert. Während des Krieges von 1870—71 war er im Hauptquartier der 3. Armee und wohnte den Schlachten von Wörth, Beaumont und Sedan, sowie verschiedenen Ausfallgefechten vor Paris, besonders dem vom 30. November, bei; auch war er Zeuge der Versailler Kaiserfeier vom 18. Januar 1871. Im März letzteren Jahres trat er in den Verband der preußischen Armee ein, in welcher er wieder bei den Gardehusaren — vorübergehend auch bei den Gardedragonern —, zuerst als Rittmeister, zuletzt als Oberstleutnant und Kommandeur, Dienst leistete, bis er im Mai 1875 mit dem Charakter als Oberst zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt wurde. Nach seinem Austritt aus der preußischen Armee als Oberst in das heimische Armeekorps zurückgekehrt, war er 1877 bis 1882, seit 1879 als Generalmajor, Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade und wurde in der Folge zum Generalleutnant und General der Kavallerie befördert (1883, 1888).

Vermählt hat er sich in erster Ehe am 15. Februar 1877 mit Prinzessin Marie, Tochter des Fürsten Georg Viktor zu Waldeck und Pyrmont, gestorben 30. April 1882, in zweiter am 8. April

1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, Herrn der fürstlichen Sekundogeniturherrschaft Nachod in Böhmen. Der ersten Ehe entstammt die Prinzessin Pauline, geboren im Jahre 1877, vermählt im Jahre 1898 mit dem Erbprinzen Friedrich zu Wied. Ein Sohn, Prinz Ulrich, starb schon im Jahre seiner Geburt (1880).

Nach seiner Thronbesteigung am 6. Oktober 1891 sagte der König die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung, aber auch die Fürsorge für einen stetigen besonnenen Fortschritt auf allen Gebieten des staatlichen Lebens zu; weiterhin versprach er, daß er wie seither als Glied der preußischen Armee zu dieser, so jetzt als deutscher Regent fest und treu zu Kaiser und Reich stehe. Dieses Gelöbnis hat der König treulich gehalten.

Eine Revision der Landesverfassung kam in der Weise zustande, daß die Erste Kammer künftig aus den Prinzen des Königlichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien und der gräflichen Familien von Rechberg und von Neipperg, solange sie ihre Fideikommißgüter mit Erstgeburtsrecht im Lande besitzen, höchstens 6 vom König ernannten lebenslänglichen Mitgliedern, 8 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, 4 Vertretern der evangelischen, 2 der katholischen Kirche, je 1 Vertreter der Landesuniversität und der technischen Hochschule, 2 Vertretern des Handels und der Industrie, 2 der Landwirtschaft, 1 des Handwerks, die Zweite Kammer aus je 1 Abgeordneten jedes Oberamtsbezirks, 6 Abgeordneten der Stadt Stuttgart, je 1 Abgeordneten von 6 anderen Städten und 17 (wie die Stuttgarter Abgeordneten) nach dem Grundsatz der Listen- und Verhältniswahl gewählten «Zusatzabgeordneten», zusammen 92 vom Volk gewählten Mitgliedern besteht, sowie daß eine Verschiebung der budgetrechtlichen Befugnisse zugunsten der Ersten Kammer Platz greift (1906). – Gleichzeitig erfolgte eine Zusammenfassung und durchgreifende Umgestaltung des Gemeinde- und Bezirksverwaltungsrechtes unter Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher (1906).

Die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches hatte auch für Württemberg wichtige Änderungen zur Folge, namentlich den Übergang der freiwilligen Gerichtsbarkeit, soweit sie in den Händen der Gemeinden lag, an staatliche Behörden (1896–1900).

Von Eisenbahnen wurden neuerdings vorzugsweise Nebenbahnen gebaut, in der Regel unter Verpflichtung der Beteiligten zur Leistung von Beiträgen und zu unentgeltlicher Stellung des Grundes und Bodens; es wurde auch einzelnen Privatgesellschaften der Bau solcher meist mit Staatsbeiträgen gestattet. – Die Reichspostwertzeichen wurden eingeführt unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der württembergischen Postverwaltung insbesondere in finanzieller Beziehung (1901).

Im Gebiete der evangelischen Kirche sorgte der König unter Zustimmung der Landessynode und der Stände dafür, daß die Kirchenregimentsrechte des Landesherrn, falls dieser künftig einmal der evangelischen Kirche nicht angehören würde, von einer «Evangelischen Kirchenregierung» ausgeübt werden (1898). – Die Stolgebühren für gewisse Amtshandlungen der Geistlichen wurden aufgehoben; den Ausfall an Einkommen haben, soweit er nicht von der Staatskasse getragen wird, die Kirchengemeinden zu ersetzen (1901). – An der Fernhaltung der Männerorden von Württemberg wurde festgehalten (1892).

Im Militärwesen erfolgte die Vermehrung der Infanterie (1897) und der Feldartillerie (1899), während das Fußartilleriebataillon in Ulm zum preußischen Kontingent übergeführt wurde (1893). Hinsichtlich der durch die Militärkonvention von 1870 zur Beförderung der Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der Truppen eingeführten «beiderseitigen Abkommandierungen» von Offizieren hat sich der König mit dem Kaiser über eine «einwandfreie Grundlage» geeinigt (1893).

Für die direkten Staatssteuern wurde im Anschluß an Vorgänge in den meisten deutschen Staaten die allgemeine progressive Einkommenssteuer als Hauptsteuer eingeführt, wobei ein Existenzminimum von 500 Mark freigelassen, eine Entlastung der kleineren und mittleren Einkommen bezweckt, Familien- und besonderen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen Berücksichtigung gewährt, insbesondere der Schuldzinsenabzug gestattet wird (1903 von 1905 an). Neben der Einkommensteuer bleiben die alten Ertragssteuern nur noch ergänzend bestehen.

Unter den beiden letztgenannten Regierungen hat sich Württemberg einer seiner Bedeutung entsprechenden Stellung im deutschen Reichskörper, sowie einer schönen Blüte und gesteigerten Wohlstandes zu erfreuen gehabt.

Die kleineren deutschen Bundesfürsten im 19. Jahrhundert.

Von Hermann Oncken.

In dem ununterbrochenen Kampf ums Dasein, in dem die vielgestaltete deutsche Territorialgewalt sich im Laufe der Jahrhunderte abwandelte, hatte die Auslese der Tüchtigsten nur eine geringe Zahl dynastischer Familien erhalten, einige wenige an der Spitze wirklich lebenskräftiger Staaten, die meisten in Gebieten mittleren oder geringen Umfangs. Und gerade die kleineren und kleinsten unter ihnen hatten es weniger der eigenen Kraft zu verdanken, als dem Zufall und der Willkür, dynastischer Verbindung oder geographischer Lage, wenn sie die Wirren der Revolutionszeit, den Untergang des alten Reiches und die napoleonische Fremdherrschaft überdauerten. Im ganzen waren es siebzehn Dynastien in etwa doppelt so vielen Staaten, die nun in formaler Gleichberechtigung mit den Großmächten Österreich und Preußen und den mittleren Königreichen, dem Namen nach als souveräne Fürsten in den lockeren Verband des Deutschen Bundes eintraten.

Es war ein kleiner Kreis von Familien und Fürstentümern, die sich aus der Geschichte des untergegangenen Reiches in eine von Grund aus umgewälzte Ordnung hinübergerettet hatten. Aber unter ihnen lebten noch die großen Namen unserer älteren Geschichte fort, wie die Welfen, die ernestinischen Wettiner, die Zähringer, das hessische Haus Brabant, bis herab zu den kleinsten, die, wie Schwarzburg und Reuß, sich nur in dem einen oder anderen Manne einen Namen gemacht hatten, um dann wieder in bescheidene Verborgenheit unterzutauchen. Einige dieser alten Dynastien, wie Anhalt und Braunschweig — mittelbarer gehören auch Mecklenburg und Kurhessen zu dieser Gruppe — waren seit einem Jahrhundert als tüchtige Helfer bei dem großen Aufstieg des preußischen Königtums und Staates hervorgetreten und hatten Teil an dem Ruhme des mächtigen Nachbars; andere hinwiederum waren in vielfältiger Verzweigung zu einer großartigen dynastischen Stellung in der Welt gelangt, wie die Nassauer, und vor allen das Oldenburger Haus im ganzen Norden Europas, oder nach ihnen, im 19. Jahrhundert, der mit moderner Betriebsamkeit ausgestattete coburgische Zweig der Wettiner. Wie die dynastischen Beziehungen bei vielen über die deutschen Grenzen hinausreichten, so saßen vollends die Herzoge von Holstein, die Großherzoge von Luxemburg und die Könige von Hannover zugleich auf den Thronen fremder Mächte; sie verkörperten durch ihre Doppelexistenz das Zeitalter, in dem der hohe Adel Deutschlands sich einst über Europa verbreitet hatte, in einer für das deutsche Nationalgefühl der Gegenwart empfindlichen Weise.

Nicht gleichmäßig waren diese Dynastien mit den von ihnen beherrschten Staaten verbunden. Während die meisten der nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten auf den von alters her ererbten Bereich ihres Stammlandes beschränkt blieben, hatten andere, wie Baden oder Hessen-Darmstadt, als napoleonische Gefolgsleute ihren Besitz um ein Vielfaches vergrößert. Sie standen vor der Aufgabe, die neuerworbenen Lande, eine Fülle mediatisierter kleinster Landesherrschaften und Gebietstrümmer, mit ihren ursprünglichen Territorien zu einem Ganzen zu verschmelzen. Waren auf diese Weise wenigstens Gebiete von einiger staatlicher Lebensfähigkeit erwachsen, so schienen andererseits manche Zwerggebilde unter dem Szepter der Kleinfürsten nur durch einen Zufall, ohne tiefere Berechtigung, der Mediatisierung entgangen zu sein, der die ansehnlicheren Herrschaften der Hohenlohe und Fürstenberg zum Opfer gefallen waren. Überall aber, im kleinen wie im größeren Kreise, ruhte die Dynastie auf dem historischen Kernlande; hier hielt ein Band langdauernder Gemeinschaft Fürst und Land und Leute zusammen, die Gegenwart mit dem wechselvollen Ablaufe der Jahrhunderte verbindend. In solchem historischen Zusammenhange, nicht in der realen Bedeutung staatlichen Lebens schien die Berechtigung dieses dynastisch-territorialen Sondertums zu liegen; in der Vergangenheit wurzelnd, aber noch immer lebendig, denn überall bildeten nach Bismarcks Wort die Dynastien den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engen Verbänden seine Kristalle ansetzte. Und darin hatte dieses Fürstentum einen gemeinsamen, einheitlichen Zug: überall zeigte es das Bestreben, in der Friedenszeit nach dem großen Sturme mit den angestammten und hinzugetretenen Untertanen sich fest zu verbinden.

Im übrigen bot die Generation der kleineren deutschen Landesfürsten nach 1815, wenn man ihre persönliche Haltung, ihren politischen und geistigen Charakter ins Auge faßt, ein in allen Farben schillerndes Bild dar. Unter vielen waltete noch die Gesinnung des wohlwollenden Absolutismus, in edlem Wetteifer nach den Geboten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, redlich und pflichteifrig für das Wohl des Volkes sorgend; so besonders in Karl Friedrich, dem ersten Großherzoge von Baden, der schon einige Jahre vor dem Wiener Kongreß verstorben war; ferner in mehr als einem unter den thüringischen Fürsten, oder in Herzog Peter von Oldenburg und der Fürstin-Regentin Pauline zur Lippe. An vielen Stellen kam der treuen landesväterlichen Gesinnung auch von der andern Seite eine treubegeisterte Loyalität entgegen. Einzelne Elemente dieser Fürstenwelt waren bereits von dem neumodischen Geiste der napoleonischen Epoche tiefer berührt, militärisch und bureaukratisch geartet; andere hinwiederum kehrten nach langjährigem Exil mit hartnäckigem Eifer zu den überlebten Formen des ancien régime zurück, zu Zopf und Prunk und allerhand üblen Tyrannenkünsten, als wenn die Welt in dem vergangenen Menschenalter ihr Gesicht nicht von Grund aus verändert hätte. Die meisten konnten sich der vorsichtigen Einführung moderner ständischer Verfassungsformen nicht entziehen. Von den deutschen Nationalideen zeigte sich in dieser ersten Zeit nur ein Einziger berührt: derjenige, dessen Name alle überstrahlt und ganz aus dieser Sphäre herauszuwachsen scheint: Karl August von Weimar.

Aber der Geist der Zeit trieb in andere Bahnen, stürmisch und weit über dieses Kleinleben hinaus, worin immer breitere Schichten des Volkes sich nicht mehr genügten. In den kleinen Staaten besonders, unter den Tausenden der im Wiener Kongreß so leichtherzig hin und her geschobenen und annektierten «Seelen», überhaupt in einer immer größeren Zahl von idealistisch und national empfindenden Männern wurde die Sehnsucht nach dem einheitlichen, großen Vaterlande zu einem alles andere ausschließenden politischen Gedanken. Und nun begann man gerade in diesen kleinfürstlichen Existenzen das eigentliche Hindernis gegen Einheit und Freiheit zu erblicken. Gerade die große Zahl der kleinen Höfe lieferte der Kritik eine breite Angriffsfront und viele unausbleibliche Einzelfälle ihrer Gebrechen schädigten den monarchischen Gedanken überhaupt auf das Schwerste. Man schalt und spottete über den Zufall der Territorialgrenzen, über Enge und Unsinn der Scheinsouveränitäten, über alles Verzopfte, Rückständige, Verschwenderische der vielen Höfe und ihres Zubehörs, man stellte Aufwand und Leistung in einen schneidenden Gegensatz. Wo persönliche Erscheinungen, wie der Braunschweiger Karl oder die hessischen Kurfürsten in Frage kamen, hatte diese Fürstenfeindschaft leichtes Spiel. Der Haß der Radikalen gegen «die dreiunddreißig oder vierunddreißig» stieg immer höher und «Fürsten zum Land hinaus» wurde der erste und letzte Wunsch jedes gesinnungstüchtigen Republikaners.

Und als der große Sturmwind des Jahres 1848 die Großmächte und die mittleren Königreiche über den Haufen warf, wie hätten sich da die kleineren Fürsten halten können! Sie machten auch nirgends einen Versuch, mit Gewalt dem Andrang der Bewegung zu begegnen, sondern suchten, so gut es ging, mit dem Strome zu schwimmen, um ihre Existenz zu retten. Sie nahmen ihre Minister aus der Zahl der liberalen Führer, sie wurden deutsch-national und schwarzrot-gold und fügten sich in alles, was die demokratische Neuerung in ihrem eigenen Staate und in dem großen Vaterlande beschloß: gerade in der Hingabe an das Ganze suchten sie die Rettung vor dem Drängen der eigenen Untertanen. Darum nahmen sie sämtlich ohne Zögern die Reichsverfassung des Frankfurter Parlaments an, obgleich sie sich damit zur Aufgabe aller wesentlichen Souveränitätsrechte, zum Untergehen in einem Einheitsstaat verstanden. Und nicht minder unterstützten sie, weil sie mußten, den schwächlichen Versuch Preußens, in seiner Union wenigstens etwas von dem Einigungswerk zu retten. Denn die Pläne Österreichs und der Königreiche, die auf Einteilung Deutschlands in Kreise unter der Leitung der mächtigeren Fürsten hinausliefen, dünkten ihnen noch unerträglicher; wenn man schon mediatisiert werden sollte, dann lieber von der Gesamtheit, selbst wenn sie mit der preußischen Hegemonie zusammenfiel, als von einem nur wenig größeren Nachbar. Die meisten Kleinfürsten lagen innerhalb der preußischen Machtsphäre und konnten, gleichwie Baden im Jahre 1849, in die Lage kommen, vom preußischen Schwert aus

der Bedrängnis gerettet zu werden. So war die Situation im Jahre 1850: auf der einen Seite Preußen und die Kleineren, auf der anderen Österreich und die Königreiche. Erst seit dem Unterliegen Preußens bröckelte einer nach dem andern aus seinem Anhang ab.

Als dann die revolutionäre Gefahr beschworen war und die Reaktion sich unter dem Druck des Bundestages auch in den kleineren Staaten durchsetzte, erhob sich bei manchen Fürsten der souveräne Stolz von neuem, als wenn nun ihre Machtstellung für immer befestigt sei. Gleich den mittelstaatlichen Königen glaubten manche der Kleineren durch Anlehnung an Österreich sich am besten gegen das Wiederaufkommen einer revolutionären Nationalitätspartei sichern zu können. Zugleich aber kam eine junge Fürstengeneration empor, die sich an den deutschen und liberalen Ideen des großen Sturmjahres genährt hatte und mit ehrlicher Überzeugung an der Lösung der nationalen Frage mitarbeiten wollte, und zwar an der einzig möglichen Lösung, an der Vorherrschaft Preußens in einem kleineren Deutschland. Der namhafteste Vertreter dieser Richtung wurde Großherzog Friedrich von Baden, der seit 1852 die Leitung seines in der Revolution fast in Trümmern auseinanderfallenden Staates übernommen und in schwerer Prüfungszeit gelernt hatte, die schon in seinem Ahn Karl Friedrich vorgebildeten Fürstentugenden: Mäßigung, Einfachheit, Pflichttreue, im Kleinen wie im Großen von neuem zu verkörpern. Indem er die Sorge für sein Land und die Hingabe an das größere Vaterland in gleicher Weise zu seiner Herzenssache machte und den freieren Ideen seiner Zeit überall einen offenen Sinn entgegenbrachte, wurde seine sympathische Persönlichkeit zum vornehmsten Typus der neuen Fürstenart. Zu ihm gesellten sich die Großherzoge Peter von Oldenburg, der 1853 durch Abtretung des Jadegebietes an Preußen den Grundstock zu einer deutschen Nordseeflotte hochherzig legen half, Karl Alexander von Weimar und andere. Mehr eine Sonderstellung in dieser Gruppe nimmt Herzog Ernst von Coburg ein; er wurzelt eher in den internationalen Beziehungen seines Hauses, das auf die Throne von Belgien, England und Portugal (später noch Bulgarien) gelangte, als in seinem Lande. Indem er auf dieser Grundlage den Ehrgeiz seiner unruhig bewegten Natur mit einem deutschen nationalen Streben und liberalen Aspirationen verband, verflocht er sich in vielerlei Betätigung, deren Ergebnis schließlich seinen Talenten doch nicht entsprach. Und dann darf an dieser Stelle Fürst Karl Anton von Hohenzollern nicht übergangen werden, der freiwillig auf seine fürstliche Stellung verzichtete und sein Ländchen an den Staat abtrat, den der andere Zweig seines Hauses zu einer großen Stellung in der Welt geführt hatte; es mochte eine Vergeltung sein, daß seinem Sohne Leopold die spanische Königskrone angeboten wurde, und es seinem andern Sohne Karl gelang, als König von Rumänien eine neue lebenskräftige Dynastie in Europa zu begründen.

Zum letztenmal versammelte sich im Jahre 1863 die Gesamtheit der deutschen Fürsten um Kaiser Franz Joseph, um von sich aus in persönlicher Verhandlung eine Ordnung der deutschen Dinge nach den österreichischen Vorschlägen zu versuchen: die Nichtbeteiligung Preußens, dessen Sache von jener kleinen Minorität geführt wurde, legte das ganze Unternehmen lahm. Denn schon war hier der Starke aufgestanden, der die Wendung für das deutsche Volk und damit auch für den deutschen Fürstenstand herbeiführen sollte. Der Kampf um Schleswig-Holstein war das Vorspiel: schon an dieser Stelle mußte das legitime Fürstenrecht des Augustenburgers, für den fast sämtliche große und kleine Fürsten Partei genommen, in den Schatten treten vor der Macht, die allein das Schwert führte, vor der Politik einer Einigung Deutschlands unter Preußen. Und dann kam im Jahre 1866 die von überlegener Staats- und Kriegskunst durchgekämpfte Revolution von oben, um die Stellung der deutschen Fürsten von Grund aus zu verändern, nicht bloß derjenigen, die der Annexion zum Opfer fielen, sondern auch aller derer, die in den Norddeutschen Bund eintraten. Die wesentlichsten Stücke ihrer Souveränität mußten sie preisgeben, vor allem die Selbständigkeit im Heer und in der auswärtigen Politik, um sich als dienende Glieder in das Ganze zu fügen, um sich unter den Willen der Macht zu beugen. Ja, noch mehr: der entscheidende Schritt zum Einheitsstaat schien getan zu sein; prangend in Farbe und Leidenschaft wollte Heinrich von Treitschke mit den Sünden des deutschen Fürstenstandes abrechnen. Der Kreislauf der deutschen Geschichte war zu einem Abschluß

gelangt, als alle diese kleinen Fürstenhäuser endgültig in die zweite Stellung hinter die neue Führung der Nation zurücktraten. Aus Beamten des alten deutschen Königtums, aus Grafen und Markgrafen, waren sie allmählich emporgestiegen, zu selbständigen Territorialherren, und jede Wendung der deutschen Geschichte war seit Jahrhunderten ihnen zugute gekommen, um souveräne Fürsten aus ihnen zu machen, bis sie insgesamt die staatliche Einheit des Reiches sprengten. Als jetzt der preußische Eroberer eine neue Ordnung der Dinge diktierte, war es im tiefsten Grunde doch die deutsche Nation, in deren Namen usurpierte Rechte von dem Fürstenlande zurückgefordert wurden.

Auch in fürstlichen Kreisen fürchtete man nach 1866 die völlige Mediatisierung als unabwendbar in einer nahen Zukunft. Daher dachte man in idealistischem Eifer wohl daran, durch Einführung eines Oberhauses in die Verfassung sowohl an der Gestaltung des Neuen teilzunehmen, als auch der Macht von oben und dem Drängen von unten einen eigenen verfassungsmäßigen Einfluß entgegenzusetzen. An die Spitze der deutschen Lords würden nach den Oberhausplänen des Großherzogs Peter von Oldenburg die Fürsten getreten sein. Wirksamer freilich als solche Entwürfe sorgte der föderalistische Grundzug des von Bismarck entworfenen Baues dafür, daß die alte fürstliche Stellung doch nicht völlig unterging, sondern vielmehr innerhalb festgezogener Grenzen sich behaupten konnte. Und wenn im Norddeutschen Bunde das Übergewicht Preußens sie fast zu erdrücken schien, so wurde dieses Verhältnis durch den Eintritt der Südstaaten in das Reich während des Krieges von 1870 in etwas ausgeglichen. Wohl klagten damals gerade die deutsch und liberal gesinnten Fürsten, daß Einheit und Kaisertum nicht gründlich genug gesichert würden, und vor allem daß Bismarck dem widerhaarigen bayerischen Partikularismus so viel günstigere Bedingungen, ja eine förmliche Sonderstellung im neuen Reiche einräume, während sie selber, die aufrichtigen Patrioten, sich ohne Widerrede hätten fügen müssen. Aber die Sonderstellung Bayerns bedeutete am Ende doch eine Anerkennung der realen Macht, die dieser Staat immerhin darstellte, kraft derer er das natürliche Gegengewicht gegen alle übermäßige Zentralisation und der geborene Anwalt auch der Kleinen war. Die bayerischen Reservatrechte schlossen also ein Reservat auch für die gesicherte Fortdauer der fürstlichen Sonderstellung in sich.

In herzlicher Begeisterung nahmen die meisten deutschen Fürsten persönlich an dem Kriege und an den Errungenschaften, die aus ihm erwuchsen, teil; ihre Namen scheinen uns schon um deswegen mit dieser großen Zeit für immer verknüpft zu sein. Der Mecklenburger Friedrich Franz konnte sich in wichtiger Stellung während des Feldzuges betätigen. Er führte eine eigene Armeeabteilung, die in ruhmreichen Schlachten die Loirearmee besiegen half. Und als die Saat dann gereift war, da erschien es fast symbolisch, daß gerade Friedrich von Baden als Wortführer des nationalgesinnten Fürstentums, das sich um die Dynastie der Hohenzollern scharte, das erste Hoch auf den neuen deutschen Kaiser auszubringen berufen war. Welch ein anderes und stolzeres Bild als das des Frankfurter Fürstentages sieben Jahre zuvor!

Vor neue Aufgaben sah sich dieses Fürstentum jetzt gestellt. Im November 1871 suchte Großherzog Friedrich von Baden, als er zu seinen Ständen sprach, sie zu einem Programm zusammenzufassen: «Trachten wir auch ferner danach, soviel an uns liegt, das in begeistertem Aufschwung Errungene durch besonnene Einsicht und ausdauernde Arbeit zu befestigen und immer mehr zu vervollkommnen! War es mir auch als eine unumgängliche Pflicht erschienen, auf wesentliche Kronrechte zugunsten des deutschen Vaterlandes zu verzichten und dadurch für meinen Teil dazu beizutragen, daß des Deutschen Reiches Ansehen und Kraft gehoben werde, wir selbst aber dabei diejenige Sicherung erfahren, welche aus einheitlicher Führung des Heeres und der Politik erwachsen muß — so wird es fortan in erhöhtem Maße mein Bestreben sein, die selbständige Entwicklung der geliebten Heimat in ihrem freien und unabhängig zu erhaltenden inneren Staatsleben mit allen Kräften zu fördern.» Und auf einen ähnlichen Ton waren fortan bei fast allen kleinen Bundesfürsten — nur der eine oder andere stand beiseite — Gesinnung und Tätigkeit gestimmt.

Und in der Tat, sie konnten mit dem Gange der Entwicklung nicht unzufrieden sein. Obgleich sie von ihren früheren Ansprüchen ein Stück nach dem andern hatten opfern müssen, waren

ſie doch nicht herabgeſtiegen, ſondern ihr Weg führte aufwärts. Er führte ſie jetzt mit der Nation, während ſie früher für die nationale Einheit nur ein Element der Hemmung und der Rückſtändigkeit bedeutet hatten. Über den ihnen einſt feindlichen Einheitsdrang des Volkes und überhaupt über die tiefſten Gegenſätze der Gegenwart hinausgehoben, konnten ſie von nun an enger als je vorher in ihrer ganzen Geſchichte mit den großen Intereſſen der Nation verbunden ſein. Sie wurden gerade, nachdem man die Einheit hatte, zu verehrten Trägern der Sonderart, die man — jetzt ohne Gefahr für das große Ganze — überall zu pflegen fortfuhr. Sie waren wertvoller für die Nation geworden. Und für ſich ſelber vermochten ſie freier den Vorzug ihrer Stellung zu genießen, ungebunden durch den Zwang, den Politik und Pflicht auf den Herrſcher eines großen Reiches ausüben. Wie in dem kleineren Staate ſich alle individuellen Kräfte freier von ſtaatlicher Zucht entfalten können, ſo iſt auch der Perſönlichkeit der Fürſten hier ein größerer Spielraum des ſich Auslebens gegeben: etwa eine Perſönlichkeit wie Herzog Georg von Sachſen-Meiningen macht das deutlich.

So iſt dieſen Dynaſtien durch das neue Reich auch wieder neues Blut zugeführt worden. Sie ſtehen feſter in der Reichsgründung Bismarcks als früher in dem Schein der Souveränität; und mit Recht hat Bismarck ſelbſt in ſeinen letzten Jahren immer von neuem betont, zu wie zuverläſſigen Stützen des Reichsgedankens die Bundesfürſten geworden ſind.

Heute iſt nun die Fürſtengeneration, die an unſerer großen Epoche und an der Umwandelung ihrer Stellung perſönlichen Anteil nahm, dahingegangen; als einer der letzten Überlebenden war Friedrich von Baden (geſt. 1907) über die Grenzen ſeines Landes hinaus zu einer ehrwürdigen Geſtalt geworden. Überall iſt eine neue Generation hervorgetreten und Haltung und Geſinnung, die bei der älteren herrſchten, haben manchmal einer veränderten Phyſiognomie Platz gemacht. In der Zukunft Deutſchlands, mag ſie auch in der Richtung unſeres demokratiſchen Zeitalters ſich entwickeln, oder mag ſie die monarchiſche Spitze noch höher heben, gleichviel: es iſt Luft und Licht genug für eine hohe Ariſtokratie, die mit unſerer ganzen Geſchichte ſo eng verbunden iſt und im Dienſte der Nation ſich zu betätigen fortfährt.

Richard Wagner.

Von Karl Ludwig Schemann.

Seit einem Menſchenalter hat Wagners Kunſt Wirkungen hervorgerufen und Triumphe gefeiert, wie ſie in aller Geiſtesgeſchichte nicht ihresgleichen finden, ja wie ſie, als von einem einzelnen Menſchen ausgehend, ſchlechthin unbegreiflich bleiben müßten. In der Tat ſind ſie in etwa nur unter dem Geſichtspunkte zu faſſen, daß in Wagner eine ganze jahrhundertelange künſtleriſche Entwicklungsreihe gipfelt, daß er einer der großen Vollender und Erfüller iſt, welcher alles, was gewaltige Vorgänger auf den Gebieten der Muſik, der Poeſie wie der ſzeniſchen Kunſt an künſtleriſchen Mitteln erſonnen, für ſein eigenes Kunſtwerk organiſch zu verwerten und zuſammenzufaſſen vermochte. Aber dennoch müſſen wir gerade in der Vergleichung mit ſeinen ſämtlichen Vorgängern alsbald erkennen, daß, was er ſelbſt hinzugebracht, das Letzte, Beſte und Größeſte, die eigentliche Seele ſeiner Kunſt und ſomit auch das Geheimnis ſeiner Wirkungen geweſen iſt, die wir alſo doch vor allem in der unerhörten Größe des Mannes ſelbſt vorgebildet ſehen müſſen. Ein Blick auf deſſen Leben ſchon lehrt, daß wir es in ihm mit einer geiſtigen Naturkraft zu tun haben, die eine völlig neue Epoche der Kunſt heraufzuführen und allein, in einſamer Größe, auszufüllen und zu vertreten vermochte. Dies Leben birgt reichlich ſoviel an Taten wie an Werken und reichlicheres noch an Leiden als an Taten; und dies darum, weil das eine große Ziel, das Wagner von Jugend an in heller Glorie und untrüglicher Sicherheit vor Augen ſtand: Hebung der Kunſt in ihren größten Erſcheinungen auf eine beherrſchende Höhe im Geiſtesleben, ihm, mit dem bergeverſetzenden Glauben, zugleich eine ſolche unbändige Energie, ein ſo ſchonungsloſes Beſeitigen alles Hinderlichen und Bekämpfen alles Feindſeligen eingab, wie man es bis dahin meiſt nur an Männern des Staatslebens oder der Waffen gekannt hatte. Trieb ihn der Anſturm gegen das Beſtehende im Bühnenleben wie in der Geſellſchaft, das er für die Verwirklichung ſeiner künſtleriſchen Ideale ſo tief unzulänglich erkennen mußte, zeitweilig ſelbſt auf die Bahn der Revolution, ſo fand er doch, auf Jahre

hinaus von der Heimat verbannt, in der qualenreichen Öde des Exils schnell die einzig heilsame Möglichkeit reformatorischen Schaffens wieder. Schon Zürich, sein künstlerisches Elba, sah die ersten literarischen wie praktischen Pläne einer Theaterreform; in ganz anderem Maßstabe knüpft sich sodann in späteren Jahren diese Idee der Reihe nach an die Namen Paris, Wien, München, bis endlich, nachdem an allen diesen Stätten das Ungemeine am Herkömmlichen, der kühne Flug des Idealismus an den praktischen Notwendigkeiten des Tageslebens seine bannende Schranke gefunden, der höchsten künstlerischen Not die Schöpfertat gelang, dem Kunstwerke, für das der Meister hundertmal sein Leben eingesetzt, für das er irrend durch die Lande gezogen war, für das er die Mühen des Schriftstellers, des Wanderredners, des Impresarios auf sich genommen, in Bayreuth eine würdige Atmosphäre zu erringen.

Was dem Leben Wagners ein so überaus einheitliches Gepräge gibt, was seinem Gesamtschaffen den Sieg auch über scheinbar unübersteigliche Hindernisse von Haus aus gesichert hat, das ist die tiefe Übereinstimmung zwischen seinen künstlerischen Zielen und seinen künstlerischen Mitteln, überhaupt jene vollkommene Zweckmäßigkeit seiner Veranlagung, die kein kleinstes Teilchen dieses ungeheuren Genies überflüssig oder verloren, sondern sie alle nach dem einen großen Ziele konvergierend erscheinen läßt. So hat es all sein Leben lang nie das mindeste Zagen oder Schwanken bei ihm gegeben, alles ist eins, folgerichtig, zum Ganzen strebend; seine erste Reformschrift schon birgt gleichsam Bayreuth im Keime, seine Dresdener Festfeier für C. M. von Weber, bei welcher er als Dichter, als Musiker, als Redner, als Gesamtleiter, die Seele von allem und jedem war, erinnert von ferne schon an den Festspielordner von 1876 und 1882, ja selbst die künstlerischen Werke zeigen, vom Fliegenden Holländer bis zum Parzival, einen Geist, einen Stil, ohne die leiseste Spur einer Abirrung von der festgeschlossenen Bahn, die ihm sein Genius, nach unausbleiblichem kurzen Tasten und Experimentieren in der Jugendzeit, gebieterisch angewiesen hatte. Ein anderes ist es um das künstlerische Können, das fast von Werk zu Werk in immer neuen Steigerungen sich bewegt und seine Unerschöpflichkeit namentlich auch darin bekundet, wie Wagner seine verschiedenen Werke nach Form und Färbung so gänzlich, fast wie verschiedene Welten, auseinanderzuhalten verstanden hat.

Was ist es nun aber, was aus ihnen allen so tiefsinnig, so machtvoll, so allbezwingend zur Menschheit gesprochen hat, daß kein Alter, kein Lebenskreis, keine Nationalität ihren Wirkungen Schranken zu ziehen vermochte? Wir können nur antworten: die Musik. Freilich eben — Wagners Musik, eine ganz neue Art von Musik, wenn auch äußerlich in den Formen der alten erklingend. Darin liegt die entscheidendste Wandlung, die Wagner in die Welt der Kunst gebracht hat, daß seine Musik die Unterschiede der Empfänglichkeit und Veranlagung für eine Sonderkunst (die Kunst der Töne) aufgehoben oder doch hinfällig gemacht, daß er die höchsten Offenbarungen der Musik allen ohne Ausnahme erschlossen hat. Dem Wagnerischen Kunstwerke gegenüber mußte die Zurückhaltung weichen, die nur zu vielen gegenüber den Schöpfungen der reinen Tonkunst zuvor auferlegt blieb: seine Musik drang in alle Herzen, und so erst konnte sie sich die Welt erobern. Die wunderbare Innigkeit von Wagners Melodik, die magische Tiefe seiner Harmonien, die wuchtige Plastizität und erhabene Einfachheit seiner Themen, die seelenvolle Sprache seiner Instrumente — das alles hätte schon ganz für sich auch zu denjenigen unter den bisher der Musik Fernerstehenden sprechen müssen, denen anderes, wie seine riesenhafte motivische Arbeit, die Ausdrucksfähigkeit seines Orchesters, seine Kunst des durch ihn überhaupt erst geschaffenen Sprechgesanges, sich noch weniger erschließen konnte. Doppelt sicher und doppelt tief aber mußte jenes alles wirken, wenn nun hier zum ersten Male die Musik als Deuterin und Verwirklicherin einer höchsten dichterischen Absicht, als die eigentlich tönende Seele einer allem Volke verständlichen mythischen Tragödie erklang, deren übrige künstlerische Mittel hellstes Licht auf alles das zurückwarfen, was etwa die Musik dem mit ihrer Sprache nicht voll Vertrauten noch hätte im Dunkeln lassen können. Wagners Poesie, einst so unbegreiflich verkannt, strahlt jetzt ebenfalls längst in verdientem Glanze. Der überwältigenden Macht seiner Tragik haben sich alle Herzen unterworfen, und auch darin hat sich sein untrüglicher Seherblick bewährt, daß jene volltönende, zugleich schlicht innige und feierlich erhabene Sprache, die er in den Denkmälern unserer volksmäßigen

und sagenhaften Überlieferung vorfand und aus ihnen neu belebte, samt Stabreim und allen alten Formen, auch der heutigen Generation, wenn auch nicht mehr wie unseren Ahnen im Munde, doch um so sicherer noch im Gefühl liegen müsse. Und welch ein Bildner endlich ist Wagner gewesen! Wie hat er zumal alle Höhenmomente seiner Tragödien in eine Anzahl Bilder zu bannen gewußt, die selbst dann schon für immer, gleich Verkörperungen der tragischen Vorgänge, in den Sinnen und Seelen der Hörer und Zuschauer haften müßten, wenn auch nicht abermals die Musik, die Alldeuterin, ihnen ihre tönenden Farben liehe!

Fast bedeutsamer noch als die in der Steigerung des gesprochenen zum gesungenen Drama vollzogene Umwälzung ist — zum mindesten für den Deutschen — die Gewinnung heimischer Stoffe für dessen poetische Grundlage; Wagner ist unser nationalster Künstler. Bei allen großen geistigen Bewegungen der früheren Jahrhunderte war das germanische Leben mehr oder minder unbeachtet beiseite geblieben. Die italienische Renaissance des 16. Jahrhunderts hatte vor allem das alte Rom, die deutsche des 18. Jahrhunderts das alte Griechenland neu erweckt. Unsere großen Klassiker sonnten sich am liebsten in Hellas, dessen Kunstideal damals allmächtig schien und selbst Wagner, in der Gestalt der griechischen Tragödie, aufs tiefste vorbildlich beeinflußt hat. Ein einziger unter ihnen hat sich erinnert, daß wir auch selbst einmal jung gewesen, und daß diese Jugend, in unserem Altertume, gleichsam noch lebendig sei, oder doch wieder lebendig gemacht werden könne. Aber die eigenen Versuche Klopstocks in dieser Richtung sind traurig unfruchtbar geblieben, seine Germanendramen sind Blätter bedruckten Papieres, nichts weiter. Ganz anders gelang es erst später der gelehrten Forschung, vor allem den schöpferischen Taten Jakob Grimms, die Schätze des deutschen Altertums zu erschließen und so dem engen, beschränkten Wahne, der Germanentum und Mittelalter mit Barbarei zusammenwarf, ein Ende zu machen. Mit überströmender Liebe und Begeisterung ist Wagner den Spuren jener Meister gefolgt und hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, alles, was je Großes und Herrliches von Deutschem gelebt hat, in Wort und Ton zu feiern und zu verewigen. Sein anfängliches Nichtbegriffenwerden ist reichlich so sehr aus dem ungewohnt Neuen seiner Musik, als aus dem Umstande zu erklären, daß die Heimat, in die er uns zurückführen wollte, der damaligen Generation noch verklungen und vergessen, daß man überhaupt ein großes Deutsches noch nirgends gewohnt war. So hatte Wagner seinem Volke in seinen Dramen sozusagen ganze geistige Welten neu zu schaffen. Um so größer aber war dann auch der Jubel, als man sich in diesen erst wieder daheim fand, als man in Wagners Gestalten die ewigen Typen unseres eigenen Lebens, Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute erkannte. Das Kühnste, was vielleicht je ein Dichter gewagt hat, die Wiedererweckung der alten Götter, insbesondere die Tragödie des Götterkönigs Wotan — eine Tragödie von unerhörter Fallhöhe —, mußte dennoch gerade das allermächtigste Echo wecken, weil Wagner hier auch das Übermenschliche aus urgermanischem Empfinden heraus ergreifend zu vermenschlichen wußte. Und nun erst die stolze Reihe der Helden — der Held als Kind der Natur im Sagenliebling Siegfried, der Held als weltlicher wie als christlicher Ritter im Tannhäuser, Lohengrin und Parzival, der Held als König, mit Fürsten und Mannen, im Lohengrin, ein schönstes Beispiel von Mannentreue in Kurvenal, ein herzerquickendes deutsches Kulturbild in den Meistersingern, in das es aus Walther von Stolzings Munde wie ein Abschiedsgesang des Minnesanges hineintönt: so hat Wagner aus allem, was unsere Vergangenheit in Sage und Geschichte Herrliches birgt, seinem Volke einen Ruhmeskranz geflochten. Aber er hat auch das lebende Geschlecht nicht vergessen. Die Heldentaten der deutschen Krieger von 1870 schlugen mächtig an sein Herz, und in den wuchtigen Worten des Gedichtes «An das deutsche Heer vor Paris», in den dröhnenden Klängen des Kaisermarsches hat er, wie in einem stolzen Päan, dem Hochgefühle, daß dem Deutschen sein guter Stern immer noch wieder große Zeiten heraufführen werde, Ausdruck gegeben.

Allen Dramen Wagners ist es gemeinsam, daß sie in den schlichtesten allgemein menschlichen Vorgängen die tiefsinnigsten Ideen, die Urprobleme alles Seins und Lebens verkörpern. Man könnte sagen: sie alle bewegen sich in immer neuen Spiegelungen der tragisch-heroischen Grundidee um das eine alte Mysterium: die Verstrickung des Menschen in die Erdenbande und seine Rückrettung daraus in seine

höhere Natur, seine Erlösung und Auflösung in die Ewigkeit!

Vermöge jener Schlichtheit und urwüchsigen Natürlichkeit seiner tragischen Handlung gehört Wagner einerseits dem ganzen Volke an: die heißesten Tränen fließen seinen Helden nicht selten auf den Galerien unserer Theater, wie wir ähnliche Wirkungen auch von seiner Musik rein an sich beobachten können. Andererseits aber ist er vermöge seiner tiefen Symbolik gerade mit seinen größten Schöpfungen wiederum nur als Stifter und Beseeler einer Gemeinde, als Esoteriker, zu fassen: und so konnten sich denn auch deren Wirkungen vor einem Tagespublikum, in den Möglichkeiten der stehenden Bühnen, nicht erschöpfen. Insbesondere haben die Nibelungen und Parzival allein schon aus dem so ganz Ungemeinen ihrer Idee, ihres Schauplatzes heraus eine eigene Festes- und Weihestätte sich bedingt; das letzte Wort germanischer Religion und Weisheit, die tiefgroßartige Idee eines auch über das lichte Göttergeschlecht hereinbrechenden Tages sühnender Vernichtung, wie vollends die Mysterien des christlichen Heilsgedankens, konnten nur in einem eigens für sie geschaffenen Heim sich offenbaren, die Klänge Walhalls wie der Gralsburg durften nur von Bayreuth aus der Welt erstmalig ertönen. Mit dem besonderen Kunsttempel war dort das besondere Publikum ganz von selbst gegeben. Wie jener schon in seiner ganzen architektonischen Anlage allen schlechten Theatergepflogenheiten von Hause aus entgegenwirkte und Andacht und Weihe atmete, so nahten sich ihm auch jetzt aus den fernsten Gauen alle diejenigen, die das Erlebnis eines hehren Kunstwerkes nicht als einen flüchtig verrauschenden Bestandteil unter vielen dem Alltagsleben einverleiben, sondern als ein Fest begehen, die im Äther der Kunst sich sittlich läutern und für die Kämpfe des Lebens stählen wollten. Ahnungsvoll hatte so Wagner an einem neuen Beispiele den alten Zug aus Sage und Leben der Völker wiederum bewährt, wonach das Höchste und Heiligste immer in der Ferne gesucht und erwandert sein will.

Auf die Schöpfung Bayreuths, als eines Asyles, in das mit der Zeit alle seine Werke hinüberzuretten wären, hatten inzwischen den Meister auch andere Erfahrungen gebieterisch hingewiesen. Er hatte erkennen müssen, wie wenig an den bestehenden Bühnen eine reine Wiedergabe seiner Kunstwerke nach ihrem wahren Sinne und Geiste zu erhoffen sei. Unnatur, Willkürlichkeit, Leichtfertigkeit fast überall: was man nicht begriff, wurde einfach getilgt. Die sich vordrängende Gefallsucht einzelner Darsteller zerriß die einheitliche Wirkung, um derentwillen vielmehr Wagner alles zum Ganzen fügend, selbstlos zurücktretend sich gedacht hatte. Und endlich, was das Wichtigste: die ganze Ausbildung, die ganze künstlerische Vorbereitung seiner Darsteller war auf völlig neue Fundamente zu stellen. Dem nationalen Drama, das der Meister geschaffen, mußte ein Stil künstlerischer Wiedergabe entsprechen, für den die Künstler durch völlige Umknetung erst heranzubilden waren. An die Stelle der italienischen spezifisch vokalischen (Kantilenen-) Gesangsmethode mußte eine deutsche mehr konsonantische (Deklamations-) Methode treten, vor allem aber der landläufige Opernsänger zum Singschauspieler sich steigern. Jahrzehntelang hat Wagner sich an diesen Problemen herumgemüht, unter schweren Zuckungen hat er seine Reformen einer erst kopfschüttelnd widerstrebenden, dann aber immer begeisterter ihm folgenden künstlerischen Mitwelt abgerungen. Seinen vollen Triumph erlebte der neue deutsche Stil bei den Aufführungen des «Parzival»: nachdem schon seit langem das deutsche Orchester eine nicht mehr zu überbietende Vollkommenheit bekundet hatte, trat hier nun endlich und zum ersten Male auch der deutsche Singschauspieler ebenbürtig neben den italienischen Sänger und den französischen Schauspieler, die bisherigen anerkannten Muster ihrer Gattung. Was jenen aber im Fluge über diese erhob, das war, daß ihm ganz anders gewaltige Dinge in den Mund gelegt waren, als je ein Italiener gesungen oder ein Franzose dargestellt hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so wuchtiges Konzentrieren der erlesensten künstlerischen Kräfte auf ein großes künstlerisches Beispiel auf die bestehenden Theaterverhältnisse nach allen Seiten die segensvollste Rückwirkung äußerte. Zunächst gilt dies für die Schicksale der Wagnerischen Werke selber an den stehenden Bühnen. Ein ganz anderer Geist durchweht jetzt deren Aufführungen, nachdem es längst für die ganze Schar der Orchester-, der Chor- wie der Spielleiter eine Ehrensache geworden ist, unmittelbar oder mittelbar durch Wagners

Schule zu gehen, und nachdem auch für die Darsteller die Bezeichnung eines Wagnersängers zum höchsten Ruhmestitel geworden ist. Wie von selbst ergab es sich auch, daß man so ungewöhnliche Darbietungen, die alle Kräfte in Anspruch nahmen, möglichst vor Beeinträchtigungen durch heterogene Nachbarschaft zu schützen suchte, und so als eigene Zyklen aus dem abschwächenden und erschlaffenden Repertoireverbande herauslöste. Die Wagner-Zyklen sind mehr und mehr ein Stolz und der bewußte Gipfel der Leistungen unserer besten Bühnen geworden.

Aber weit über das Gebiet der eigenen Kunst hat Wagners Reform des Bühnenwesens hinausgegriffen. Fast ohne es zu wollen, hat er mit seiner übermächtigen Hand der gesamten Bühne etwas wie einen neuen Stil aufgedrungen. Auf seine Gestalten von größter Würde und Erhabenheit und dabei von ebenso großer Einfachheit, Innerlichkeit und Natürlichkeit konnte der Darsteller auch des gesprochenen Dramas nur als auf idealste Beispiele hinblicken. So hat er selbst mittelbar im Sinne seines schönen Wortes gewirkt, daß «wenn, wie behauptet worden, das Schauspiel durch die Oper verdorben sei, es jedenfalls nur durch die Oper wieder aufgerichtet werden könne».

Es kann hier nur von ferne darauf hingedeutet werden, wie Wagner auf die verschiedensten anderen Zweige geistigen Lebens schöpferisch befruchtend eingewirkt hat: auf die bildenden Künste zum Beispiel, auf die Pflege und Heimischmachung unserer deutschen Mythologie und Sagenkunde, auf das Leben unserer Sprache; in wie vielen Deutschen er das nationale, in wie vielen Menschen aller Länder das religiöse Gefühl belebt und vertieft hat. Vieles von dem allen hat sich erst angebahnt und wird insbesondere durch die regelmäßig wiederkehrenden Festspiele, bei denen alle Teilnehmer gleichsam aus sich heraus und über sich hinaus gehoben werden, wie ein heiliges Feuer des Geistes lebendig erhalten.

Es ist oft genug betont worden, daß es kein Zufall war, wenn diese Triumphe deutscher Kunst mit dem höchsten Fluge, den die deutsche Politik unter Kaiser Wilhelm I. genommen, zeitlich zusammenfielen. Um die Weltstellung, die Bismarcks unvergleichliches, oder doch nur eben dem Wagners zu vergleichendes Genie seinem Volke errungen, wird dieses im Wandel und Wechsel der politischen Gestaltungen noch viel und heiß zu ringen haben; die künstlerische Weltherrschaft aber, die an Wagners Namen sich knüpft, erscheint ihm, soweit menschlicher Blick zu ergründen vermag, fest und für immer gesichert. Die Kulturvölker aller Rassen und Zungen sind von seiner Kunst nicht etwa nur oberflächlich berührt, sondern im Innersten erfaßt worden. In allen Ländern haben sich Wagnergemeinden voll glühender Begeisterung gebildet. Daß sich Wagner die gesamte germanische Welt im Fluge erobern mußte, war nicht wunderbar. Aber auch die romanischen Völker beugten sich willig, ja freudig der siegenden Macht des deutschen Genius. Seit dem Tage, da Lohengrin unter höchstem Jubel in Bologna einzog, seit Lamoureux' geniale Energie und Ausdauer die Werke dem enthusiastischen Verständnisse der Franzosen zugeführt, ist es nicht zuviel gesagt, wenn man Wagner als den künstlerischen Heros nicht mehr nur seines Volkes, sondern seiner ganzen Epoche bezeichnet. Sein musikalisch-dramatischer Stil hat, wie in Deutschland, so auch in den genannten Ländern die fähigsten der schaffenden Künstler in seine Bahnen gezogen; selbst der Italianissimo Verdi hat noch im Alter sich ihm eng genähert. Und was das Wunderbarste: nicht nur den auf christlichem Grunde sich aufbauenden, also gewissermaßen allen Völkern von Hause aus naheliegenden Tragödien hat man die wärmste Aufnahme bereitet; selbst das urgermanische Kerndrama des Nibelungenringes ist heute allerorten heimisch. So darf man in Wahrheit sagen: was einst Äschylos und Sophokles der griechischen, hat heute Wagner der gesamten abendländischen Welt beschert; das Verständnis für seine Bühnenwerke ist in ähnlicher Weise, wie das für die griechische Tragödie, zu einem Kennzeichen edelster Bildung und zu einem Verständigungszeichen der edelst Gebildeten zwischen den Völkern geworden. Wenn daher die Weltära, der wir unvermeidlich zuzusteuern scheinen, und in der sich die Völker immer enger einander nähern sollen, ebenso unausbleiblich im Zeichen einer Vorherrschaft germanischen Geistes stehen wird, so kommt keinem daran ein größerer Anteil zu, als dem Meister der Tragödie von Bayreuth, dem höchsten Vertreter der christlich-germanischen Kunst der Musik.

Nur ein ganz kurzes Schlußwort können wir dem großen Denker in Wagner widmen, der in vollen zehn Bänden gesammelter Schriften und Dichtungen uns darüber belehrt, auf welch eine universale Bildung er seine philosophische Weltanschauung wie seine künstlerischen Lehren begründet, in wie innigem Zusammenhange er sich allezeit mit der großen Gesamtentwicklung der Kunst und ihrer Meister gefühlt hat; der über die Wechselbeziehungen aller Kunst zu Religion und Wissenschaft, Staat und Leben immer aufs neue sinnt und uns daneben den menschlich ergreifendsten, geistig anregendsten, sachlich belehrendsten Kommentar zu seinem eigenen Schaffen und Wirken gibt. Vor allem aber ersehen wir aus diesen Schriften, welch ein unergründliches Maß von Arbeit dieser Mann dem Problem einer originalen deutschen Kultur, gipfelnd in einer großen deutschen Kunst, gewidmet hat; und so erst können wir es ganz begreifen, welches entsprechende Maß von Arbeit er seinem Volke als Vermächtnis hinterlassen hat. Das ist vielleicht das Allerbedeutsamste in Wagner: die Aufgabe, die er im immer neuen Hineinwachsen der einander folgenden Generationen in sein großes Ideal, in der stilistisch ebenbürtigen Wiedergabe seines Kunstwerkes und in dessen geistiger Verarbeitung und menschlicher Verwertung den Künstlern wie den Laien kommender Zeiten aufgewiesen und ans Herz gelegt hat. Als nächste und drängendste Form dieser Aufgabe stellt sich für alle die Monumentalisierung dessen dar, was vom Meister selbst in Bayreuth nur vorläufig hatte unter Dach gebracht werden können: der Festspiele und vor allem auch des Festspielhauses. Erst wenn es dann gelänge, seinen Herzens- und Lieblingswunsch zu erfüllen, der uns erst die ganze Tiefe und Großherzigkeit seines Wollens erschließt: diese Festspiele aus dem Joch und Bann des Goldes zu befreien, durch Schaffung eines denkbar größten Fonds einem jeden, selbst dem Ärmsten, der sich innerlich zugehörig weiß, auch äußerlich den Zutritt dazu zu erwirken. Erst dann wäre Wagners Testament ganz erfüllt, und die Kunst könnte in seinem Namen den schönsten aller Triumphe, den edelster Menschenbeglückung, feiern. Großes ist in diesem Namen Wagner schon erreicht worden; aber es ist das Vorrecht der ganz Auserlesenen, die, welche nach ihnen kommen, zu immer Größerem zu sich emporzuwinken.

Wilhelm I. als deutscher Kaiser.

Von Dietrich Schäfer.

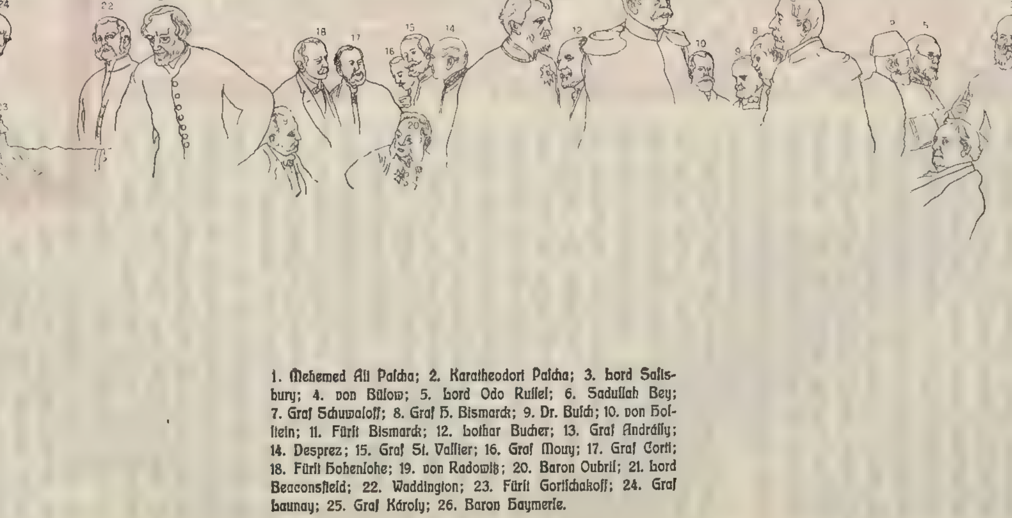
Vom 19. Januar 1871 bis zum 8. März 1888 hat Wilhelm I. des neuen deutschen Reiches als sein erster Kaiser gewaltet. Dem Geschichtskundigen möchte es schwer werden, in der Vorzeit des deutschen Volkes einen gleichlangen Zeitraum nachzuweisen, der ausgezeichnet gewesen wäre durch eine gleiche Fülle äußeren Ansehens und innerer Wohlfahrt. Wenn die alten Chronisten die Könige rühmen wollen, so preisen sie, daß sie Frieden gebracht und Gerechtigkeit geübt hätten; hätten sie über Wilhelms I. Kaisertätigkeit zu berichten, sie wüßten des Lobes kein Ende zu finden.

Durch drei rasch aufeinanderfolgende Kriege, die sich an Umfang und Erfolgen stetig steigerten, war der Grund gelegt worden für den Neubau des deutschen Reiches. Es wird schwer sein, ein auswärtiges Volk zu nennen, das diesen Hergängen mit ungeteilter Sympathie gefolgt wäre. Nur in engen Kreisen der Deutschen Österreichs und der Union jubelte man rückhaltlos den deutschen Erfolgen zu. Die Empfindungen der übrigen Neutralen durchmaßen alle Abtönungen von scheuer Bewunderung zu scheelster Mißgunst. Der alte Waffenruhm des brandenburg-preußischen Staates hatte sich nach fünfzigjähriger Friedensperiode glänzender bewährt als je und war wie über Nacht ein allgemein deutscher geworden. An Stelle der bisher schwachen und zersplitterten Mitte Europas, die so oft die Kampfpreise für die Mächtigen des Erdteils hatte hergeben müssen, war ein waffengewaltiger Staat getreten, der jedenfalls die Kraft und vielleicht auch die Lust besaß, seinerseits über die Grenzen hinauszugreifen. Man erinnerte sich des mittelalterlichen Imperiums und daß die Deutschen seine Träger gewesen waren, erinnerte sich auf Grund der schiefen Vorstellungen, die ja nicht nur in Laienkreisen über seine Natur verbreitet sind, seiner angeblichen weltbeherrschenden Tendenzen. Entpuppte sich doch in dem neuen Reiche gleich auf der Schwelle seines Bestehens eine Richtung, die bereit gewesen wäre, dem neuen Kaiser die Rolle seiner mittelalterlichen Vorgänger zuzuweisen, die dem Papste durch Romzüge gegen unbotmäßige Untertanen und Normannen ge-

ANTON VON WERNER

DER BERLINER KONGRESS, 13. JUNI BIS 13. JULI 1878

Alle Großmächte nahmen die amtliche Einladung der deutschen Reichsregierung zum Kongreß an, der den Zweck hatte, das im Frieden von Santa Stefano festgesetzte Ergebnis des russisch-türkischen Krieges mit den Interessen Europas in Einklang zu bringen, und ließen sich durch ihre auswärtigen Minister und Botschafter am deutschen Kaiserhofe vertreten. In der 20. Sitzung schloß der Kongreß, am 13. Juli 1878, mit der Unterzeichnung des Berliner Vertrages durch die Vertreter der sieben verhandelnden Mächte. Das Bild stellt dar, wie Fürst Bismarck nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages den russischen Bevollmächtigten, Grafen Schuwaloff, beglückwünscht.



1. Mehemed Ali Pascha; 2. Karatheodori Pascha; 3. Lord Salisbury; 4. von Bülow; 5. Lord Odo Russel; 6. Sadullah Bey; 7. Graf Schuwaloff; 8. Graf H. Bismarck; 9. Dr. Busch; 10. von Holstein; 11. Fürst Bismarck; 12. Lothar Bucher; 13. Graf Andrássy; 14. Desprez; 15. Graf St. Vallier; 16. Graf Mouy; 17. Graf Corti; 18. Fürst Hohenlohe; 19. von Radowitz; 20. Baron Oubril; 21. Lord Beaconsfield; 22. Waddington; 23. Fürst Gortschakoff; 24. Graf Launay; 25. Graf Károly; 26. Baron Haymerle.



holfen hatten. Kein Wunder, daß weitverbreitet in Europa die Anschauung herrschte, der ein schwedischer Landgeistlicher mitten in der Insel Gotland im Jahre 1877 dem Schreiber dieser Zeilen unmittelbar nach gemachter Bekanntschaft und ohne jede weitere Einleitung durch die Frage Ausdruck gab: «Mit wem wird Bismarck jetzt Krieg anfangen?»

Als Kaiser Friedrich das Erbe des Vaters antrat, war diese Stimmung verschwunden. Sie hat seitdem nur noch Ausdruck gefunden, wo Böswilligkeit die Feder führte und wo man geflissentlich Haß und Mißtrauen gegen Deutschland säen wollte oder zu säen hatte. Alle ruhig und besonnen Denkenden haben sich überzeugt, daß das deutsche Reich eine Friedensmacht ist. Das war das große Hauptergebnis siebzehnjähriger auswärtiger Politik unter Kaiser Wilhelm I. Sie ist zum Segen für den ganzen Erdteil geworden. Die beruhigte und in sich gefestigte Mitte ist nicht mehr Spielball und Zankapfel der Fremden. Sie ist stark genug, ihren Boden zu behaupten gegen jedermann; ihn zu erweitern, hat sie weder Trieb noch Interesse. Das haben vor allem die kleinen Staaten verstehen und würdigen gelernt, die, eingestreut zwischen die großen Mächte, in ihrem Bestande unauslöslich verknüpft sind mit dem Vorhandensein einer starken Macht in der Mitte. Sie wissen jetzt, daß das Bestehen des neuen Reiches die sicherste Gewähr ist für ihr eigenes Bestehen, und sie beurteilen dementsprechend Kaiser Wilhelms I. auswärtige Politik.

Die Beruhigung der Neutralen blieb aber nicht deren einziges Ergebnis; sie hat auch vermocht, Preußens ältesten Gegner und Rivalen zu versöhnen. Das Bündnis mit Österreich hat die Sicherheit Mitteleuropas auf eine breitere Basis gestellt. Mit Recht wurde bei seinem Abschlusse betont, daß es durch völkerrechtliche Vereinbarungen erreiche, was das Mittelalter durch Gewaltpolitik angestrebt habe, nämlich eine gewisse Ausbreitung deutschen politischen Einflusses über Nachbargebiete, deren Zusammenschluß mit den Außenländern Europas für Deutschland bedrohlich werden kann, die aber andererseits ein gewisses Interesse daran haben, zu Deutschland freundliche Beziehungen zu unterhalten. Durch den Anschluß Italiens ist diese freie Bundesgenossenschaft über das ganze Gebiet ausgedehnt worden, auf das sich mittelalterlicher deutscher Einfluß in seinen mächtigsten Zeiten erstreckte, räumlich weit umfassender als damals und zweifellos auf zuverlässigerer und dauerhafterer Grundlage.

Die gewaltige Entwicklung des Weltverkehrs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat auch dem deutschen Volke ganz neue Aufgaben gestellt. An der überseeischen Tätigkeit früherer Jahrhunderte hatte es nur bescheidenen, an der kolonisierenden überhaupt keinen selbständigen Anteil nehmen können. Das Niederwerfen aller wirtschaftlichen Schranken, wie es sich in der Begründung des Zollvereins und der Errichtung des Reiches vollzog, hatte die Erwerbskraft des fleißigen, findigen und unternehmungslustigen deutschen Volkes mächtig entwickelt. Dazu kam der fortdauernde Abfluß der Auswanderung, der seit Generationen von allen einsichtigen Patrioten schmerzlich empfunden worden war. So mehrten sich die Stimmen, die lauter und lauter nach Kolonien, nach Betätigung in der Weltpolitik verlangten. Die Regierung Kaiser Wilhelms I. ist diesem Drängen nur zögernd und vorsichtig gefolgt und wird jetzt deswegen nicht selten getadelt. Aber wenn es auch richtig ist, daß bei diesem Verhalten die überlieferten preußischen kontinentalen Vorstellungen eine Rolle spielten, so kann doch ruhige Erwägung der Verhältnisse nicht zu dem Urteil gelangen, daß ein früheres und entschiedeneres Zugreifen richtiger gewesen wäre. Die Leitung der auswärtigen Politik unter Kaiser Wilhelm hat mit Recht auch hier die großen Zusammenhänge im Auge behalten. Nach den drei innerhalb eines Zeitraumes von sieben Jahren ausgefochtenen Waffengängen, die in den Augen des Auslandes nun einmal Eroberungskriege waren und blieben, hatte es ernste Bedenken, auch alsbald über See mit starken Ansprüchen hervorzutreten. Die Haltung Englands gegenüber den 1883 beginnenden deutschen Versuchen, überseeisches Gebiet zu okkupieren, die Aufregung, die in den englischen Kolonien Platz griff, zeigen deutlich genug, was möglich gewesen wäre, wenn diese Versuche angefangen hätten zu einer Zeit, wo das Mißtrauen gegen die deutsche Politik noch allgemein war. Es ist eine alte und eine gute Überlieferung preußischer Politik, errungene Erfolge sich befestigen zu lassen, sie nicht leichten Herzens im Ringen um neue, weitgesteckte Ziele zu gefährden, auch den Nachkommen etwas

zuzutrauen. Man kann es der auswärtigen Politik Kaiser Wilhelms I. nur Dank wissen, daß sie diesen preußischen Zug ins neue Reich hinübergenommen hat. Obgleich spät, hat unsere koloniale Betätigung doch so früh eingesetzt, wie sie besonnenerweise einsetzen konnte, und früh genug, um von der Aussicht auf günstige Weiterentwicklung nicht abgeschnitten zu sein.

Nicht minder schwierig, jedenfalls weit verwickelter waren die Aufgaben, welche die innere Lage des Reiches zur Lösung stellte. In wunderbarer Einheit hatten sich Fürsten und Volk im Entscheidungskampfe gegen Frankreich zusammengefunden. Staaten, deren Lenker durch Jahrzehnte und Jahrhunderte gewohnt gewesen waren, eifersüchtig über ihre Selbständigkeit zu wachen, hatten sich opferbereit der neuen Organisation eingefügt. Es galt, diese Stimmung zu erhalten auch im Einerlei des Alltagslebens, die vollzogene Verbindung zu einer unauflöslichen zu machen. Gegenüber den deutschen Fürstenhäusern und den ins Reich übergetretenen städtischen Regierungen hat Kaiser Wilhelm diese Aufgabe in einer Weise gelöst, wie es vollkommener nicht gedacht werden kann. Das natürliche Übergewicht des leitenden Staates, der 60 Prozent der deutschen Bevölkerung auf seinem Boden nährt, ist nie und nirgends verletzend hervorgetreten. Der erste Leiter des Reiches erfreute sich bei seinen Bundesgenossen eines unerschütterlichen und schrankenlosen Vertrauens. Die Eifersucht der Fürsten, so oft die Quelle deutschen Unglücks, ist durch Kaiser Wilhelm I. aus der deutschen Geschichte verschwunden, verschwunden, obgleich die Verhältnisse ihn gezwungen hatten, mit der Mehrzahl seiner Standesgenossen die Waffen zu kreuzen.

Das deutsche Volk war durch die Reichsverfassung mit reichen politischen Rechten ausgestattet worden. Die Ordnung war für Regierung wie Regierte so neu, daß ihre dauernde Lebensfähigkeit ernsten Zweifeln unterliegen konnte. Die Gefahr war um so größer, als es eine Frage gab, in der die Regierung von den alten Traditionen schlechterdings nicht weichen konnte und um die doch bei allen Völkern die parlamentarischen Kämpfe sich zumeist gedreht haben, die jüngst noch das preußische Volk unter Wilhelms eigener Leitung hart an den Rand der inneren Auflösung gebracht hatte, die militärische und im engsten Zusammenhange damit die finanzielle. Der Machtzuwachs, den die Übertragung der preußischen Heereseinrichtungen aufs Reich mit sich brachte, hatte eine Erleichterung in der Herabsetzung der Gesamtdienstpflicht möglich erscheinen lassen. Doch haben die ungeminderte Kraft, die in Frankreich der Revanchegedanke während der ganzen Regierungszeit Kaiser Wilhelms bewahrte, die rasche Regeneration der Besiegten und die Unberechenbarkeit ihrer inneren politischen Verhältnisse, nicht zuletzt auch die Möglichkeit umfassender Gegnerkoalitionen, mit der man rechnen mußte, es notwendig gemacht, Schritt für Schritt zu der alten preußischen Wehrverfassung zurückzukehren, diese noch dicht vor dem Ableben des Kaisers im Landsturmgesetz von 1888 zu einer Vollkommenheit zu steigern, die sie früher nie erreicht hatte. Das ging nicht ab ohne heftige parlamentarische Kämpfe; aber Festigkeit und Besonnenheit der Regierung und die Macht, die der Reichsgedanke im Volke gewonnen hatte, gaben ihnen den Ausgang, auf dem die äußere Sicherheit des Reiches noch heute ruht.

Die Regierung war um so mehr berechtigt, auf ihren Forderungen, die zu stellen sie mit gutem Grunde für ihre Pflicht erklärte, zu beharren, als wirtschaftliches Gedeihen sich in einer Weise einstellte, wie Deutschland es bisher nicht gekannt hatte. Was dem Reiche für Erhaltung seiner Wehrkraft auferlegt wurde, kann, auch wenn man die Herstellung einer ansehnlichen Kriegsflotte in Rechnung zieht, nicht in Vergleich gestellt werden mit den Lasten, die Preußen in vielfach kargen und trüben Zeiten so lange getragen hat. Das Gerede von unerschwinglichen und unerträglichen Militärlasten mag als politisches Schlagwort seinen Wert haben, irgendwelche Wahrheit birgt es nicht in sich. Und noch weniger jenes von der kulturtötenden Wirkung dieser Lasten! In seinen Leistungen für Wissenschaft und Kunst, für Schule und Bildung im weitesten Sinne steht das deutsche Reich mit seinen Einzelstaaten an der Spitze aller Völker; die bewahrte Selbständigkeit der Teile greift hier glücklich fördernd ein, beruht aber ihrerseits auf dem wirtschaftlichen Gedeihen des Ganzen. Gerade dieses aber ward unter Kaiser Wilhelms Regierung mächtig gefördert, zunächst durch die Sicherheit nach außen, die auswärtige Politik und Heeresleitung gewährleisteten, dann durch eine verständige und zielbewußte Wirtschaftspolitik. Gegen die Mitte

FRANZ VON LENBACH

KAISER WILHELM I.



von Wilhelms Kaiserzeit setzt die Wendung ein, die vom nahezu durchgeführten Freihandel hinüberlenkte zum Schutze der nationalen Arbeit. Sowohl die Lage der Industrie wie die der Landwirtschaft forderten diese Umkehr. Jene hatte sich doch noch nicht fähig erwiesen, die Konkurrenz älterer Industriestaaten zu ertragen; diese drohte den überseeischen und osteuropäischen Produzenten zu erliegen, die unter ungleich günstigeren Bedingungen ihre Ware zu Markte bringen. Beide konnten den Kampf um so weniger mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen, als gerade die landwirtschaftlichen Konkurrenten den eigenen Markt für fremde Industrie durch steigende Schutzzölle mehr und mehr abschlossen. Die 1879 getroffenen Maßnahmen haben dann wiederholte Änderungen erfahren und besonders in der Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle ihre Ergänzung gefunden; ihre für die Gesamtheit segensreiche Wirkung aber ist durch die Ergebnisse bis heute glänzend erwiesen worden. Sie bedeuten zugleich für die Entwicklung des Reichsfinanzwesens einen bedeutungsvollen Fortschritt. Sie haben dem Reiche unerläßlich notwendige Geldquellen erschlossen, haben es finanziell unabhängiger gemacht von den Einzelstaaten und in Deutschland der Erkenntnis Bahn gebrochen, die alle anderen großen Nationen längst sich angeeignet hatten, daß, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nur die Bedarfs- und Luxusartikel der großen Massen eine brauchbare Grundlage für ein gesundes Zoll- und Steuersystem abgeben können.

Gerade mit diesen Fragen ist in den lebhaften, ja leidenschaftlichen Kontroversen, die sie hervorgerufen haben, vielfach die Wohlfahrt der Massen in Zusammenhang gebracht worden. Eine Richtung, die den handarbeitenden Teil unseres Volkes besonders zu vertreten behauptet, hat sich dem ersten Kaiser zu seinen Lebzeiten schroff in den Weg gestellt und ihm bei späteren Gedenkfeiern wiederholt jede Ehrung verweigert, ja sich grober Schmähungen nicht enthalten. Die Schärfung der sozialen Gegensätze ist eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die nicht auf Deutschland beschränkt ist, von der man für die Zeit Kaiser Wilhelms auch nicht sagen kann, daß sie in Deutschland schärfer hervorgetreten sei als in anderen Ländern, nicht einmal, daß sie so ausgeprägt gewesen wäre wie in Frankreich. Wenn trotzdem bei der Sozialdemokratie Kaiser Wilhelm I. einer der Bestgehaßten war und ist, so hat das zunächst und vor allem darin seinen Grund, daß in seiner Persönlichkeit das monarchische, staats- und gesellschaftserhaltende Prinzip ihr am ausgeprägtesten und kräftigsten entgegentrat. Das Sozialistengesetz, das auf die verruchten Attentate Hödels und Nobilings folgte, gab dann dem Haß eine neue Grundlage. Kaiser Wilhelm erkannte klar, daß die Monarchie, der alte preußische und der neue deutsche Staat vor eine neue Aufgabe gestellt waren, eine Aufgabe, die keiner Zeit völlig gefehlt, die aber noch nie so unausweichlich zu einem unmittelbaren Lösungsversuch gedrängt hatte. Indem er einzudämmen suchte, hat er zugleich durch die kaiserlichen Botschaften vom November 1881 und vom April 1883 die Pflicht des Staates anerkannt, zugunsten der wirtschaftlich Schwächeren schützend und fördernd einzugreifen. Auf dem Wege, der damit betreten worden ist, hat er nur noch eine kurze Strecke zurücklegen können; aber er hat ihn gewiesen, und hat ihn gewiesen im Sinne der besten Traditionen der preußischen Monarchie.

Es waren Forderungen der Neuzeit, die hier heischend und drohend vor die Stufen des Thrones traten. Dem neuen Reiche sollte es nicht erspart bleiben, auch den altüberlieferten konfessionellen Hader wieder hell aufflammen zu sehen. Man kann darüber streiten, von welcher Seite nach der Wiederaufrichtung des Reiches der erste Anlaß zum Konflikt gegeben worden ist. Darüber ist ein Streit nicht möglich, daß dem Emporkommen des preußischen Staates in Deutschland und seinem Eintritt in die führende Stellung von seiten des Katholizismus — und um so heftiger und leidenschaftlicher, je mehr die im Vatikanum zum vollen Siege gelangte Richtung emporgekommen ist — energischer Widerstand entgegengesetzt wurde, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil die Mehrheit des preußischen Volkes und sein Herrscherhaus protestantisch waren. Und die Anfeindungen sind nicht verstummt, haben auch an Schärfe und Gehässigkeit nicht verloren in der Zeit, wo das Reich begründet war, von einem Kulturkampf aber noch nicht die Rede sein konnte. Es lag nahe genug, hier einen unversöhnlichen Gegensatz zu erblicken und in der sich bildenden Zentrumspartei einen «Reichsfeind» zu sehen. Daher erklärt sich die Schärfe

der Maßregeln, die bestimmt waren, dem Staate auch gegenüber der Kirche seine volle Selbständigkeit zu wahren und für die Zukunft zu sichern. Mögen sie einzeln die Grenzen staatlichen Einwirkungsrechts überschritten haben, Kaiser Wilhelm hat noch Zeit gefunden, in die richtigen Bahnen zurückzulenken. Ihm lag jeder Versuch, in die religiösen Überzeugungen und Empfindungen seiner Untertanen störend einzugreifen, unendlich fern. Die aus konfessionellen Gründen der Errichtung des Reiches fremd oder gar feindlich gegenübergestanden hatten, lebten sich auch ein in die neue Ordnung der Dinge, und die Auffassung, daß sie grundsätzliche Gegner seien und bleiben würden, mußte verblassen. Die neuen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben, die der Lösung harrten, machten ein Zusammenwirken unerläßlich, und gemeinsames Arbeiten hat stets noch ausgleichend und annähernd gewirkt. So konnte Kaiser Wilhelm Reich und Staat dem Nachfolger in einem Stande hinterlassen, in dem die gerade für deutsche Verhältnisse so ernste Gefahr konfessionellen Kampfes eine drohende Gestalt nicht mehr zeigte.

Unendlich mannigfaltig waren die sonstigen Forderungen, welche die bunten, mit der Last der Geschichte schwerbeladenen deutschen Verhältnisse an die neue staatliche Ordnung der Dinge, die ihresgleichen ja nur in sich selber hatte und hat, bald lauter und dringender, bald leiser, doch unüberhörbar stellten. Die Angelegenheiten des Verkehrs mußten mehr und mehr einheitlicher Regelung entgegengeführt werden. Die Rechtsentwicklung war in gemeindeutsche Bahnen zu lenken. Das Bildungswesen bedurfte gewisser gemeinsamer Grundzüge. In jeder dieser Richtungen wird der Regierung Kaiser Wilhelms unendlich viel verdankt. Zwar hat es auch an erfolglosen Versuchen nicht gefehlt; nicht überall konnten die entgegenstehenden Hemmnisse beseitigt werden. An so manchem baut noch die Gegenwart und wird die Zukunft bauen. Aber wertvolle Gesamteinrichtungen sind geschaffen worden, andere weit entwickelt, wieder andere angebahnt. Hat sich auch dieses und jenes als verbesserungsbedürftig herausgestellt, so erwies sich der Bau des Hauses doch als fest und wohnlich, auch neuen Bedürfnissen vollauf gewachsen. Als der Baumeister schied, hatte sein Volk sich eingelebt in dem neuen Heim; ein halbes Menschenalter hatte genügt, während für die maximilianische Reichsverfassung und den deutschen Bund die Jahrhunderte nicht gereicht hatten. Es gibt kein fremdes Staatswesen, das — alles in allem genommen — der heutige Deutsche seiner Einrichtungen wegen beneiden könnte. An der Regierungsform wird noch gerüttelt, am Bestande des Reiches nicht mehr.

Aber war das alles das Werk Kaiser Wilhelms I.? So wird der geneigte Leser fragen und in der Aufzählung der unleugbar glänzenden Erfolge dieser Regierung den Namen des ersten Reichskanzlers vermissen. Wie ihr beiderseitiger Anteil an der Aufrichtung und ersten Entwicklung des Reiches zu sondern sei, ist besonders in den letzten Jahren oft erörtert worden, und derartige Betrachtungen werden nicht aufhören. Möchten sie stets in einem Geiste geführt werden, der die Wahrheit sucht und nichts als die Wahrheit, nicht aber Sensation und Befriedigung literarischer und anderer Eitelkeit. Zu einer völligen Scheidung des Wirkens beider Männer wird man nie gelangen; auch die psychologisierende Neigung und Begabung moderner Historiker wird dieses Ziel nicht erreichen, es sich aber auch, bei besonnenem Vorgehen, nicht stecken. Denn beide Männer gehören zueinander und sind durch den Gang der Geschichte unzertrennlich miteinander verbunden; sie sind miteinander verwachsen wie Gedanke und Tat. Unleugbar war der Kanzler der überlegene Geist, aber ebenso unleugbar hat der Kaiser in zahllosen und wichtigen Fällen läuternd, berichtigend, leitend auf des Kanzlers Denken, Wollen und Handeln eingewirkt. Bismarck ist gewachsen und geworden mit den Dingen, in steter Fühlung und Berührung mit ihnen; das hat — wie bei jedem Genie — nicht aufgehört, solange er lebte. Aber auch Kaiser Wilhelm hat dieser Wechselwirkung fast ununterbrochen unterstanden. Es war ein weiter Weg von dem Prinzen, der bei der Berufung des vereinigten Landtags das alte Preußen zu Grabe gehen sah, bis zum konstitutionellen Kaiser des deutschen Reiches. Er wurde zur guten Hälfte zurückgelegt ohne Bismarck, und wenn der König und Kaiser seine größten Erfolge diesem Manne und militärischen Ratgebern verdankt, so sind diese Erfolge doch nicht denkbar ohne ein volles Verständnis für das, was sein mußte, und ohne den klarsten Einblick in die möglichen Wege. Nie ist Kaiser Wilhelm in jene Abhängigkeit von seinen Ratgebern ge-

FRANZ VON LENBACH

FÜRST OTTO VON BISMARCK



raten, von der geschichtliche Überlieferung so unendlich oft zu berichten weiß. Die verschiedenartigsten Anschauungen und Einflüsse sind naturgemäß an ihn herangetreten; er hat sich ihren Einwirkungen weder vollständig entziehen können noch wollen, doch aber stets seine Selbständigkeit gewahrt. Von Bismarck selbst haben wir die Zeugnisse zahlreich genug, daß auch dieser Gewaltige seines Einflusses auf den Herrn nie völlig sicher war. Auch ihm gegenüber blieb der Herr Herr, und zwar nicht auf Grund selbstherrlichen Eigensinns, sondern vermöge reifer Überlegung, die sich der Gründe ihres Handelns klar bewußt war und ihnen Anerkennung zu verschaffen vermochte. Daß dann der Kaiser sich auch entschließen konnte, wohlerwogene und liebgewordene Überzeugungen aufzugeben, wenn es ihm Pflicht schien, anderm Rate zu folgen, belegt nur die sittliche Größe, die in diesem Heldenherzen wohnte. Es wird stets eine der größten und schönsten Erinnerungen der deutschen Geschichte bleiben, daß die drei Männer, die wir gewohnt sind als die Führer unserer großen Zeit zu nennen, daß Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke so zusammenarbeiten konnten, wie es geschehen ist. Unsere Vergangenheit ist reich, reicher als die anderer Nationen an Gestalten, die in voller Selbständigkeit, mit ausgeprägter und nicht selten schroff zur Geltung kommender Eigenart nebeneinander stehen und gleichem Ziel nicht ohne Reibungen und doch in gleichem Glauben und gleicher Gesinnung entgegenstreben. Die großen Epochen unserer Geschichte sind von dem Geiste solcher Männer erfüllt. Die Zeit Kaiser Wilhelms hat uns um ein neues und glänzendes Beispiel dieser Art bereichert. Die Zukunft wird mehr durchdrungen sein von dem Gefühl des Dankes, daß uns das wiederum begegnen durfte, als von dem Trieb, genau zu bestimmen, welcher Anteil jedem einzelnen an dem gemeinsam Errungenen zuzuschreiben ist. Sie wird sich vergegenwärtigen, daß menschliche Hergänge überhaupt nicht in ihre letzten Bestandteile aufgelöst werden können, und wird sich bei der Beurteilung Kaiser Wilhelms erinnern, daß groß auch der Fürst ist, der große Männer neben sich dulden, ihnen zu voller Entfaltung ihres Könnens Raum geben und doch neben ihnen seine Selbständigkeit behaupten und die Verantwortung auf sich nehmen kann.

Die Mischung von Festigkeit, Sicherheit und Anpassungsfähigkeit, verbunden mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, hat Wilhelm I. auch die gewaltigen Schritte vom preußischen König- zum deutschen Kaisertum und vom Absolutismus der Jugend- und Manneszeit zum Konstitutionalismus der späten Jahre erleichtert, ja ermöglicht. War erst einmal der entscheidende Entschluß gefaßt, so hat er die Konsequenzen unerbittlich gezogen und kein Opfer der Überzeugungen und Empfindungen gescheut. So konnte es geschehen, daß er aus dem meistgehaßten der verehrteste und bestgeliebte deutsche Fürst wurde. Das Rätsel seiner Volkstümlichkeit liegt ja in seinen Taten. Er gab den Deutschen wieder einen Staat, Einheit, Macht und Ansehen unter den Völkern, was alles so lange und so schmerzlich entbehrt worden war. Aber seine Persönlichkeit hat die Liebe gesteigert. Seine männliche, heldenhafte Art, sein ernst-strenges, doch aber huldvolles und aus innerstem Herzen wohlwollendes Wesen haben zu der Hochachtung und Verehrung auch die Neigung und Hingebung des Volkes gewonnen. So konnte er die Monarchie, deren Wertschätzung im deutschen Volke anfing sich auf enge Kreise zurückzuziehen, wieder zu Ansehen und Einfluß bringen und ihr Anhänglichkeit in einem Umfange sichern, wie es in der Zeit von den vierziger bis zu den sechziger Jahren kaum für möglich gehalten worden ist. In diesem Schatz hinterließ er seinen Nachfolgern ein «reiches Erbe». Was das für den Bestand des Reiches und für die Wohlfahrt unseres Volkes sagen will, läßt sich in vollem Umfange schwer ausdenken.

Das deutsche Volk hat die großen Gestalten seiner Vergangenheit in Geschichte und Sage, in wissenschaftlicher Erkenntnis und dichterischer Verklärung treu bewahrt. Soweit es seinem natürlichen Empfinden folgte, hat es in dieser Erinnerung zwei Eigenschaften stets vor allen anderen hoch geschätzt, Treue und Mannesmut. Sie waren in seltener Stärke und Reinheit vertreten im Begründer unseres neuen Reiches. Das Gedächtnis unseres Volkes wird diesen Lenker in Krieg und Frieden hüten und bewahren als einen seiner kostbarsten Schätze. Kaiser Wilhelm I. gab ihm wieder einen Staat; er verkörperte seine höchsten Ideale für sein Gesamt- wie für sein Einzelleben. Damit hat der Sterbliche genug getan für die Ewigkeit.

Kaiser Friedrich III.

Von Julius von Verdy du Vernois.

Am 18. Oktober 1831 erblickte Prinz Friedrich Wilhelm zu Berlin das Licht der Welt. Es erscheint uns heute als eine Vorbedeutung des Schicksals, daß seine Geburt auf den Erinnerungstag der Völkerschlacht von Leipzig fiel, auf jenen Tag, an dem die Grundlage zur Wiedererrichtung des deutschen Reiches gelegt und die Fesseln, unter denen seine Stämme jahrelang in tiefer Erniedrigung geschmachtet, gesprengt wurden. Denn auch dem neuen Hohenzollern-Sproß war es beschieden, in der Blüte seines Lebens auf das einschneidendste zu einer Neugestaltung des Reiches ruhmvoll beizutragen; seine höchsten Leistungen stehen in innigster Beziehung zu dem welthistorischen Ereignis, welches 28 Jahre vorher auf den blutgetränkten Feldern von Leipzig sich vollzog.

Wie bis dahin bei allen Prinzen des königlichen Hauses der Hohenzollern war auch bei ihm zunächst die militärische Erziehung vorherrschend. Mit seinem zehnten Jahre wurde er der Armee zugeführt als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß. Sein militärischer Leiter war Oberst von Unruh, ein charaktervoller Mann mit weiten Gesichtspunkten.

Indes sollte seine Ausbildung keine einseitige bleiben. Unter der Fürsorge seiner erlauchten Mutter, der Königin Augusta, deren hohe Bildung aus dem belebenden Einfluß des heimatlichen Hauses zu Weimar hervorgegangen war, erhielt auch die seinige die lebhafteste Anregung zum Eindringen auf die verschiedensten Gebiete des Wissens.

Mit besonderer Umsicht fand die Auswahl der hervorragenden Kräfte statt, welche des Prinzen Entwicklung weiter führen sollten, unter ihnen der späterhin eines Weltrufes sich erfreuende Professor Curtius. Eingeweiht durch denselben in das klassische Hellenentum, entwickelten sich die in seinen Anlagen enthaltenen Keime für den Kultus des Schönen und des Strebens nach den Idealen. Diesem Mentor zur Seite stand der Rektor Bormann im Religionsunterricht, dessen Betonen der allgemeinen Menschenliebe auf fruchtbaren Boden fiel. Allen seinen Lehrern hat der Prinz bis an sein Ende eine herzliche Zuneigung bewahrt, insbesondere dem hochgeschätzten Mathematiker Professor Schellbach. Auch eine gerechte Würdigung des Handwerkes wurde frühzeitig in ihm erweckt, indem er selbst mit Geschick Buchbinderei und Tischlerei betrieb.

Man vergegenwärtige sich diese Atmosphäre, in welcher der Prinz seine Jugendjahre verlebte. Auf der einen Seite das wunderbare Vorbild seines erhabenen Vaters, ein Ideal höchster Pflichterfüllung und strengster Rechtlichkeit, konzentriert in seiner Tätigkeit als Soldat, auf der andern die durchgeistigte Erscheinung seiner Mutter mit nicht minder ausgeprägtem Pflichtgefühl, in ihrer verständnisvollen Hingabe für Kunst und Wissenschaften. Dann wird man die Grundlage mannigfacher Anschauungen erkennen, die in dem späteren Lebensgange des Prinzen hervortraten.

So war in frühester Jugend bei ihm das Pflichtgefühl zur zweiten Natur geworden, ebenso die Erkenntnis erwacht, daß der Ausbildung ein weites Feld vorlag, das zu beackern des größten Eifers bedurfte. In dieser Erkenntnis suchte er auf denjenigen Gebieten, auf denen ihm die Natur besondere Gaben vorenthalten hatte, durch gewissenhafte Arbeit weiter zu gelangen.

Ebenso wie für seine geistige Entwicklung wurde für die körperliche gesorgt. Turnen, weite Ausflüge zu Fuß, besonders das von ihm so beliebte Schwimmen trugen dazu bei, seine Kräfte zu stählen, so daß er, wie es bei seinem unvergeßlichen Herrn und Vater der Fall war, sich nicht nur den größten Anstrengungen der Repräsentation gewachsen erwies, sondern auch in dem aufreibenden Getriebe der Feldzüge nie versagte.

Ein anderer Gesichtskreis eröffnete sich für ihn als Augenzeuge jener revolutionären Ereignisse vom 18. März 1848 und ihrer Folgen. Tief ergriffen von dem augenblicklichen Erbleichen der königlichen Macht und dem Hervortreten der demagogischen Einflüsse, vor denen selbst sein geliebter Vater sich in das Ausland begeben mußte, zeigte er in seinen Anschauungen in dieser Zeit, nach übereinstimmenden Äußerungen seiner Umgebung, eine größere Reife und Energie, als man bei seinen jungen Jahren und seinem weichen Charakter ihm zugetraut hatte. Manche Erwägungen traten an ihn heran, welche seine politischen Anschauungen beeinflußten und einzelne derselben auf andere Bahnen führten, als bisher ihm bekannt geworden waren. Vor allem bildete sich in der

weiteren Entwicklung jener stürmischen Jahre in ihm allmählich die Überzeugung von der Notwendigkeit eines konstitutionellen Regiments aus. In diesem erblickte er keineswegs eine Schwächung des monarchischen Prinzips, sondern hoffte vielmehr durch die Durchführung desselben in Preußen den Halt für einen Anschluß der übrigen deutschen Stämme zu finden.

Er selbst wußte es damals nur zu gut, daß er sich noch in der Anfangsperiode des Lernens befand; er sprach dies auch aus, als bei seiner Mündigkeitserklärung am 18. Oktober 1849 der Magistrat Potsdams ihn beglückwünschte: «Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich werde mich zu meinem hohen Berufe mit Ernst und Liebe vorbereiten und mich bestreben, einst die Hoffnungen zu erfüllen, welche mir dann als Pflicht von Gott auferlegt werden.»

Nachdem er im Mai 1848 seiner dienstlichen Ausbildung durch Eintritt in die Leibkompagnie der Praxis näher getreten war, sollte zunächst seine geistige Ausbildung auch auf anderen Gebieten weiter gefördert werden. So bezog er bereits im November 1849 die Bonner Universität, wo er seine Studien bis Ostern 1852 mit mehrfachen kleinen Unterbrechungen durchführte. Hier eröffneten sich ihm unter der Leitung der hervorragendsten Lehrer weite Gebiete, wenngleich es ihm nicht leicht wurde, ihnen auf den Wegen, die sich erschlossen, zu folgen. Aber seinem unermüdlichen Eifer gelang es, Schritt für Schritt sich durchzuarbeiten und die Fortschritte, welche er in seinen Kenntnissen und Anschauungen gewann, traten in überraschender Weise hervor. Seine Lieblingswissenschaft war die Geschichte, und alle die Empfindungen, die sich in seinem Inneren schon fühlbar gemacht hatten für Deutschlands Beruf und für seine Einigung, gewannen hier eine festere Gestalt; Hauptaufgabe aber blieb das Studium des Rechtes in seinen verschiedenartigen Zweigen. Zu seinen Lehrern gehörten: Ernst Moritz Arndt, Löbell, Dahlmann und Mendelssohn.

Bei dem Ernste der Arbeit fehlte es aber nicht an geselliger Erfrischung, die der Prinz in harmloser Fröhlichkeit auch in vollen Zügen zu genießen verstand, im Kreise anregender Persönlichkeiten wie seiner Studiengenossen, und begünstigt durch die landschaftlichen Reize des mit Sagen umflochtenen herrlichen Rheinstromes. An weiteren Ausflügen, die unternommen wurden, seien Reisen in die Schweiz, nach Oberitalien und dem südlichen Frankreich erwähnt, dann eine Reise nach England wie nach Warschau zum Beiwohnen der großen Manöver in Polen. So verbanden sich mit den Ergebnissen ernster Studien auf der Universität auch anderweitig belebende und belehrende Eindrücke.

Die Zeit, in welcher der Prinz in Bonn verweilte, blieb ihm stets eine der herrlichsten Erinnerungen, im edelsten Sinne hatte seine Jugend sich dort ausleben können. Nunmehr galt es, sich in seinem augenblicklichen Berufe als ausübende Kraft zu stählen und zu bewähren. Und in vollem Umfange widmete er sich daher seinen militärischen Aufgaben.

Zunächst als Kompagniechef tätig, fand er in dieser so schwierigen Stellung die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten, wie ihm auch die schwärmerische Anhänglichkeit seiner Untergebenen zufiel. Allmählich in der militärischen Hierarchie aufsteigend, erhielt er Ende 1856 das ebenso schöne wie verantwortliche Kommando eines Regiments, und zwar auf seinen Wunsch das des 11. Infanterieregiments zu Breslau; im Jahre darauf kehrte er nach Berlin zurück, woselbst er die 1. Garde-Infanteriebrigade übernahm; später erlangte er auch die höchsten Kommandostellen.

In der ersten Periode seiner militärischen Tätigkeit wurde ihm reiche Gelegenheit gegeben, praktisch wie theoretisch sich weiter zu entwickeln: Dienstleistung bei anderen Waffen, Beteiligung an Generalstabsreisen wechselten in belehrender Weise ab. Nicht zum mindesten trugen zu seiner Entwicklung die ihm beigegebenen militärischen Begleiter bei. Lange Jahre hindurch war dies der treffliche Oberst Fischer gewesen, später trat kein Geringerer als der geniale Moltke an seine Stelle.

Doch während dieser militärischen Ausbildung wurde die Erziehung zum Staatsmann nicht aus den Augen gelassen. In verschiedenen Ministerien gewann er Einblick, bei den Regierungen von Potsdam und zu Breslau finden wir ihn als tätigen Mitarbeiter. Weiterhin dehnte er seine Kenntnis kulturhistorischer Entwicklung in einer siebenmonatlichen Reise nach Italien 1853—54 aus, in Begleitung hervorragender Künstler.

Inzwischen nahte der Zeitpunkt, in dem daran gedacht werden mußte, daß der Prinz sich ein eigenes Familienheim gründete. In voller Übereinstimmung mit den Wünschen seiner Eltern,

deren Neigungen aus verschiedenen Ursachen sich in damaliger Zeit England zugewandt hatten, bewarb er sich um die Hand der Prinzessin Victoria, der anmutigen Tochter der Königin von Großbritannien und Irland. Doch mußte bei dem jugendlichen Alter der (am 21. November 1840 geborenen) Braut die öffentliche Kundgabe der Verlobung noch etwas hinausgeschoben werden; sie erfolgte erst am 16. Mai 1857. Die Hochzeit selbst, bei der Moltke der Begleiter des Kronprinzen war, fand am 25. Januar 1858 statt.

Die Ehe gestaltete sich zu einer so überaus glücklichen, wie sie nur die innigste Liebe aufzuweisen vermag. Unbegrenzt war der Austausch aller Anschauungen, welche die Gatten erfüllte, ein herzliches Ineinanderleben entstand vom ersten Augenblick an, gemeinschaftlich genossen sie alles Glück und gemeinschaftlich trugen sie, sich gegenseitig stützend, alles Leid, das auch ihnen nicht erspart blieb. Sieben Kinder entsproßten diesem glücklichen Bunde, doch raubte ihnen der Tod bereits im jugendlichen Alter die beiden Prinzen Sigismund und Waldemar. In die sorgenvolle Liebe der Eltern teilten sich die übriggebliebenen, des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät, Prinz Heinrich und die Prinzessinen Charlotte, Sophie und Margarethe.

Noch während der Bräutigamszeit fiel dem Prinzen die erste offizielle Vertretung zu bei der Krönung des Zaren Alexander II. Verschiedene Reisen, der militärische Dienst, wie Anteilnahme an der Beschäftigung der Verwaltung füllten auch fernerhin seine Zeit aus. Im wesentlichen aber änderte sich für ihn nichts, als nach dem Ableben König Friedrich Wilhelms IV. sein erlauchter Vater den Thron 1861 bestieg und er nun die Stelle eines Kronprinzen von Preußen einnahm.

Große Freude bereiteten ihm wie der Gattin die Überweisung des Rittergutes Bornstedt als ein väterliches Geschenk. Ein ideales Landleben entwickelte sich dort, welches beide im höchsten Grade beglückte. Aber stürmische Wolken zogen am Horizont herauf und trübten das reine Familienglück.

In weiser Erkenntnis hatte König Wilhelm die Reorganisation des Heeres geplant; sie wurde der Ausgangspunkt eines tiefgehenden Konfliktes zwischen Regierung und Parlament, der erst nach dem siegreichen Feldzuge von 1866 seine Lösung fand. Der Kronprinz stand in bezug auf die Zweckmäßigkeit der Reorganisation zu seinem Vater, doch erfüllte ihn der eingeschlagene Weg für die Zukunft seiner Familie mit Besorgnis. So geriet er in einen erklärlichen Gegensatz zu den Absichten des Königs, wie seiner Ratgeber, vor allem mit Bismarck, dem neuen Ministerpräsidenten. Während die liberalen Parteien auf ihn große Hoffnungen setzten, entfremdeten sich ihm die konservativen Elemente und versetzte ihn der ganze Konflikt in eine isolierte Lage.

Erst der Krieg mit Dänemark 1864 änderte für ihn die Sachlage. Die Befreiung der Herzogtümer war eine deutsche Sache, die ihm warm am Herzen lag, wenngleich die Partei des Herzogs von Augustenburg in ihm ihren Vertrauensmann erblickte. Es gelang dem Kronprinzen, die Erlaubnis zur Beteiligung an dem Kriege zu erhalten. Und hier war es nun, wo er bei dem alten Feldmarschall Wrangel einen so segensreichen Einfluß ausübte, daß die eingeweihten Kreise über die dabei hervorgetretene Energie erstaunten. Besonders zeigte sich dies, als er Wrangels Verbot zum Überschreiten der jütischen Grenze auf eigene Verantwortung rückgängig machte. Eine größere Rolle aber war ihm beschieden, als die Lösung des dänischen Konfliktes schließlich zum Kampfe mit Österreich führte.

In der Periode der politischen Unterhandlungen und der beiderseitig sich steigernden Rüstungen trug sich der Kronprinz mit der Hoffnung, daß der Krieg noch zu vermeiden sein würde. Seine innigsten Wünsche gingen von jeher auf eine kräftigere Einigung der deutschen Stämme hinaus, aber wohl hatte er erkannt, daß hierzu eine andere Grundlage gehörte, als sie die damalige Bundesverfassung bot, bei der Preußen nie darauf rechnen konnte, die gebührende Stellung zu erlangen, welche seiner historischen Entwicklung entsprach. Auch auf anderweitige Gefahren, die dem inneren Zusammenhalt der Bundesstaaten drohten, hatte den Prinzen seine Beteiligung am Kriege gegen Dänemark hingewiesen, das Auseinandergehen der Ansichten in politischer Beziehung hatte schon damals nahe daran gestreift, daß es zu ernsteren Zerwürfnissen käme, als die waren, welche sich in den Reden und Noten zu Frankfurt a. M. abspielten. Wohl hatte der Prinz erkannt, daß es auf die Dauer nicht so bleiben könne, aber seiner friedliebenden Natur lag es näher, das Erforderliche durch eine Einigung zu

erreichen, als die Entscheidung dem Schwerte anzuvertrauen.

So kann es nicht verwundern, wenn er den Ausbruch des Krieges als ein nationales Verhängnis betrachtete, und zwar nicht allein in der Gefahr, welche bei einem unglücklichen Ausgange seinem engeren Vaterlande drohte, sondern vor allem in der Besorgnis, daß durch den inneren Kampf Deutschlands Ansehen noch mehr geschwächt und noch tiefer sinken würde, und der begehrliche Nachbar im Westen sich dies zunutze machen könnte.

Als aber die Dinge zur Entscheidung drängten, da trat auch für ihn jedes andere Gefühl in den Hintergrund. Blieb auch das tiefe Bedauern, daß es zu einem Kampfe der deutschen Stämme nunmehr kommen mußte, noch erhalten, so herrschte von jetzt an nur ein Gedanke in dem gesamten Fühlen und Handeln des edlen Hohenzollernsprossen vor; es war der: den Kampf für die preußischen Fahnen zum Siege zu führen. Nicht allein aber war es die Gefahr, die augenblicklich dem engeren Vaterlande drohte, welche jetzt den Kronprinzen zur Eröffnung der Feindseligkeiten antrieb, sondern unerschütterlich strebte er von da an auf dem Wege der Taten dem Endziele entgegen: eine Einheit der deutschen Stämme herbeizuführen, welche für alle Zeiten derartige Zustände, wie die vorliegenden, ausschloß und deren geeinte Kraft zur vollen Geltung gelangen zu lassen. Tief in seinem Herzen hatte sich der historische Verlauf der Entwicklung des deutschen Volkes eingegraben mit all dem Glanze vergangener Jahrhunderte, aber auch mit all dem Elend und der Schmach, welche Zersplitterung und Uneinigkeit im Gefolge gehabt hatten. Was an ihm lag, sollte geschehen, auf daß sich jene unglücklichen Erscheinungen nie mehr wiederholten, sondern sich eine neue Grundlage bildete, auf welcher das Reich zum alten Glanze sich wieder zu erheben vermochte.

Jetzt erschien zunächst das schöne Schlesien einer Invasion ausgesetzt. Für seine Sicherheit wurden anfangs das schlesische und posensche Armeekorps bestimmt, und da sie einer gemeinschaftlichen Führung bedurften, das Oberkommando dem Kronprinzen übertragen. Als Generalstabschef erhielt er den General von Blumenthal zugeteilt, der sich in derselben Stellung beim Prinzen Friedrich Karl während des Feldzuges gegen Dänemark hervorragend bewährt hatte.

Der Kronprinz war glücklich, daß ihm die Gnade seines königlichen Vaters gerade dieses Kommando übertrug; ihm erschien die Aufgabe, den heimatlichen Boden zu schützen, in so hellem Lichte, daß er sich zurzeit nichts Schöneres zu wünschen vermochte. Von jenen Tagen an fühlte er sich mit der Provinz Schlesien gleichsam verwachsen, da seine ersten Feldherrnsorgen ihr gegolten hatten.

Als die Möglichkeit eines Einfalles der Österreicher in Schlesien immer mehr hervortrat, fand eine Verstärkung seiner Armee durch das 1. und Gardekorps statt. Wie ernst es der Kronprinz mit der Verteidigung der Provinz nahm, geht daraus hervor, daß er sich an der Spitze dieser Streitmacht stark genug fühlte, dem beträchtlich überlegenen Feinde entgegenzutreten. Und um diesen nicht zu weit in die Provinz eindringen zu lassen, erbat und erhielt er die Erlaubnis, bis Neiße vorzugehen.

Kaum jedoch hier angelangt, fiel die Fessel, welche bisher ein Einrücken in Böhmen verhindert hatte, durch das Ergebnis der Abstimmung in Frankfurt auf den österreichischen Antrag einer Mobilmachung von Bundeskorps, der gegen Preußen gerichtet war. Der Befehl wurde an die drei zum Einrücken bestimmten Armeen gegeben, doch gestaltete sich die Aufgabe der kronprinzlichen Armee zu einer höchst schwierigen, da sie das Gebirge in getrennten Kolonnen durchschreiten mußte und sich erst jenseits desselben im Elbtale unter heftigen Kämpfen mit den Österreichern, die sich inzwischen von Mähren dorthin gewandt hatten, wieder vereinigen konnte. Gemeinschaftlich mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Elbarmee wurde dann der glänzende Sieg bei Königgrätz am 3. Juli unter des Königs Befehl errungen.

In dieser kurzen Kampfperiode, in welche außer der Entscheidungsschlacht die von der schlesischen Armee gelieferten Treffen von Nachod, Trautenau, Skalitz, Soor, Schweinschädel und Königinhof fallen, erwuchs die Feldherrngabe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu ihrer vollen Größe.

Nicht vermochte die Schwierigkeit, das Gebirge im Angesicht des Feindes vereinzelt zu überschreiten, auch nur einen Augenblick den Gedanken von der energischen Durchführung zu beeinträchtigen. Man mußte hindurch, und «mit Gottes Hilfe werden wir hindurchkommen». Und als am Tage von Soor durch die

vorangegangene Niederlage des 1. Korps bei Trautenau die Verhältnisse sich höchst gefährlich gestaltet hatten, da rekapitulierte der Kronprinz mit eiserner Ruhe die Gesamtlage, entwickelte seine Ansichten und fragte seinen Stab, ob noch irgendeine Maßregel vorgeschlagen werden könne, welche zum Gelingen beizutragen vermöchte. Und als dies verneint wurde, sagte er: «Dann haben wir unsere Pflicht getan, das übrige liegt in Gottes Hand!» Und hier zeigen sich gar deutlich zwei hervorragende Züge seines Charakters: das treueste Pflichtgefühl und seine Ergebung in die Fügungen des Allmächtigen. Sie waren es vor allem, die ihm diese vollendete Ruhe in den Stunden der wichtigsten Entscheidungen, wie in den Augenblicken persönlicher Gefahr aufprägten.

Sein Erkennen aber dessen, was militärisch notwendig war, tritt am deutlichsten hervor, als in der Nacht vor der Schlacht von Königgrätz Prinz Friedrich Karl die Unterstützung durch ein Korps von ihm forderte, und er unverzüglich ihm sagen ließ: «Nicht mit einem Korps, sondern mit seiner ganzen Armee würde er ihn unterstützen.» Dem Kronprinzen war es durch sein Eingreifen in den Kampf der 1. und Elbarmee beschieden, den Sieg herbeizuführen.

Als es dann in Nikolsburg darauf ankam, in Verhandlungen mit den Gegnern ein den kriegerischen Erfolgen entsprechendes Ergebnis auf dem diplomatischen Boden zu erreichen, fand sich für ihn Gelegenheit, auch auf diesem Gebiete eine erfolgreiche Tätigkeit auszuüben. Sein Bestreben war hierbei darauf gerichtet, daß der Siegespreis den von Preußen gebrachten Opfern in bezug auf die deutschen Verhältnisse entspräche. Was der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Führer einer großen Armee bereits in diesem Feldzuge leistete, steht unauslöschbar eingeschrieben in den Annalen unserer Geschichte. Weit über seine frühere Bedeutung hinausgewachsen, kehrte er ruhmbedeckt heim; im helleren Glanze erschien der siegreiche Feldherr in den Augen seiner Zeitgenossen. Die warme Zuneigung, welche man seiner ganzen Persönlichkeit schon früher zugetragen hatte, vertiefte sich, und begeisterte Verehrung umfaßte «Unseren Fritz» als Liebling des Volkes und spannte immer höher die auf ihn gesetzten Hoffnungen.

Auch nach dem Kriege war es ihm nicht beschieden, in politischer Beziehung irgendwie hervorzutreten, nur im stillen suchte er, und gelang es ihm auch, zeitweise einen vermittelnden Einfluß auszuüben, im wesentlichen blieb seine Tätigkeit repräsentativer Natur. Einen hohen Genuß gewährte ihm 1868 die Orientreise, zu welcher die Eröffnung des Suezkanals die Veranlassung bot. Der 1870 explodierende Krieg mit Frankreich brachte ihm erneuten Feldherrnruhm. An die Spitze der 3. Armee gestellt, welche außer zwei preußischen Korps die Streitkräfte Süddeutschlands in sich schloß, betrachtete er den Umstand, daß ein preußischer Prinz zum ersten Male der Führer auch ihrer Kontingente war, als eine glückliche Vorbedeutung. Er selbst war der richtigste Mann, dieses Verhältnis zu verwerten. Seine männliche Schönheit, welche sich bei dem früher schlanken, hochaufgeschossenen Jüngling im Laufe der Jahre zu einer Idealgestalt entwickelt hatte, verfehlte nicht, wo er sich zeigte, ihren Reiz auszuüben; sein ganzes Wesen in der vom Herzen kommenden Leutseligkeit bezauberte einen jeden, der mit ihm in Berührung trat. Dabei durchglühte ihn ein heiliges Feuer für den bevorstehenden Kampf, denn wohl empfand er es, daß aus ihm nur die heißersehnte Einigung Deutschlands hervorgehen konnte und daß als kostbarer Preis auch ihm die deutsche Kaiserkrone winkte. Zur Verschmelzung des überall hervortretenden Einheitsgedankens hat die Persönlichkeit des Kronprinzen in der Führerschaft der Krieger von Bayern, Württemberg und Baden wesentlich beigetragen.

Und der Gott des Krieges war mit ihm und der gerechten Sache! Der siegreichen Einleitung des Feldzuges durch das Treffen von Weißenburg folgte der Tag von Wörth, in der er als selbständiger Führer Frankreichs berühmtesten Feldherrn überwand. Dann für den beschleunigten Abmarsch nach Norden eintretend, nahm er mit seiner Armee an der Katastrophe teil, welche bei Sedan Napoleon III. ereilte, wie im weiteren Verfolg an dem Niederwerfen der Republik, welches der Fall von Paris erzwang. Bereits während der Einschließung von Frankreichs Hauptstadt ward er zur hohen Würde eines Generalfeldmarschalls ernannt.

Sein Vater ging aus dem Kriege als deutscher Kaiser, er selbst als Kronprinz des deutschen Reiches hervor.

Aber auch nach diesen ruhmvollen Erfolgen war es ihm nicht vergönnt, eine hervorragende



GEORG KOCH

LETZTE HEERSCHAU KAISER FRIEDRICHS III., 29. MAI 1888

Das Bild stellt den einzigen militärischen Vorgang dar, dem Kaiser Friedrich III. beizuwohnen vermochte: die Vorführung der 2. Gardeinfanteriebrigade durch den damaligen Kronprinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm II.) im Park des Charlottenburger Schlosses am 29. Mai 1888. Die Truppen hatten vorher eine Felddienstübung gemacht und trugen die dabei übliche Uniform. Die Musik spielte nicht beim Vorbeimarsch.

Der Kaiser sitzt im Wagen, an dem die Pferde ausgespannt wurden. Der Kommandeur des 4. Garderegiments Oberst von Wilczek beugt sich, tief ergriffen, auf die ihm dargebotene Hand des todkranken Siegers von Weißenburg und Wörth und küßt dieselbe.



1. Oberst von Schmeling; 2. Flügeladjutant von Bissing; 3. Flügeladjutant von Pfuel; 4. Oberst von Petersdorf; 5. Prinzessin Margarethe; 6. Prinzessin Sophie; 7. Generaladjutant von Winterfeld; 8. Prinzessin Viktoria; 9. Kronprinzessin Augusta Viktoria (Kaiserin Augusta Viktoria); 10. Kronprinz Wilhelm (Kaiser Wilhelm II.); 11. Kaiser Friedrich III.; 12. Oberst von Wilczek; 13. Oberstleutnant von Böcklin.


C. KOCH

politische Stellung zu gewinnen; der Kunst und Wissenschaft wurde dafür aufs neue eine erfrischende Einwirkung eingeräumt. Doch trugen seine Reisen als Armeeinspekteur ferner wesentlich dazu bei, das Verhältnis zu Süddeutschland zu stärken, wie er auch in offiziellen Reisen in fremden Ländern allgemeine Sympathien erweckte.

Nur die durch schmachvolles Attentat auf den ruhmwürdigen Träger der Krone hervorgerufene Stellvertretung im Jahre 1878 ließ den Kronprinzen in dem Besitz der höchsten Gewalt tätig sein — aber es war keine Ausübung seiner Gedanken und seines Willens damit verbunden. Mit richtigem Takt leitete er die Geschäfte des Interregnums nur im Sinne seines Vaters.

Bei dem hohen Alter desselben mußte die Stunde bald schlagen, in welcher er ihn zu ersetzen berufen wurde, hatte er selbst doch schon die Fünfziger überschritten. Da schien das Schicksal ein entsetzliches Veto gebieten zu wollen.

Im Anfange des Jahres 1887 traten die Anzeichen einer bedenklichen Halskrankheit hervor, die mit tödlichem Ausgange enden sollte. Vergeblich wurde von Italiens mildem Klima Heilung erhofft. Als am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm der Große das Zeitliche segnete, bestieg in Friedrich III., welchen Namen er annahm, ein Sterbender den Thron. Die Zeit war zu kurz bemessen, um noch fruchtbringenden Samen von der Höhe desselben ausstreuen zu können!

Mit unvergleichlichem Heldenmut, ohne ein Wort der Klage, in stiller Ergebung in die Beschlüsse des Allmächtigen sah er dem Ausgange entgegen. Wenigstens ward es ihm vergönnt, noch die Heimat zu erreichen und sich dort von der erhebenden Liebe seines Volkes umgeben zu sehen.

Nur eine kurze Frist noch war dem zweiten deutschen Kaiser vom Schicksal beschieden!

Am 15. Juni endete der Tod das so hoffnungsvoll begonnene und so qualvoll auslaufende Leben des herrlichen Fürsten. Aber unlöschbar fortbestehen wird in dankbarer Liebe die Erinnerung des deutschen Volkes an ihn, der so wesentlich zur Auferstehung des Reiches in seiner neuen Gestalt beigetragen und dessen Charakter und edles Streben ihn zu den idealen Gestalten der Menschheit emporgehoben hat — ein Held der Tat auf dem Felde der Ehre, ein Held des Duldens in namenlosem Leid!

Deutschland zur See.

Von Ernst von Halle.

Aus dem Dämmerlicht der Völkerwanderung treten die germanischen Stämme auf ihren Eroberungszügen über die abendländische Welt hin nicht nur als landdurchziehender Heerbann hervor. Wo sich ihrem Weiterschreiten das Meer entgegenstellt, wo vom Meere her Gefahren drohen, sind sie sofort bereit, Leiber und Waffen den Schiffen anzuvertrauen, auf den Fluten ihr Heil zu versuchen. Schon in Spanien schufen sich die Vandalen eine kleine Flotte, und Anfang des 5. Jahrhunderts setzten sie nach Afrika über, wo sie jene gefürchtete Seemacht begründeten, die sie zeitweilig zu Herren des ganzen westlichen Mittelmeeres machte und später Geiserich veranlaßten, sich Ῥῆξ γῆς καὶ ϑαλάσσης zu nennen. Um 450 begannen die Züge der Jüten nach Britanien und die Begründung der angelsächsischen Reiche. Im 6. Jahrhundert finden wir auch die Ost- und Westgoten mit wechselndem Glück auf der See im Kampf gegen Byzanz, bis dies dem weiteren Vordringen und der Herrschaft der germanischen Stämme endgültig Einhalt gebietet. — In der Folgezeit lichtet sich das Dunkel im fernen Norden; seit dem 8. Jahrhundert erscheinen die kühnen Gestalten der Wikinger, der Normannen, der Dänen an den Küsten des Festlandes, während im Süden neben und vor die byzantinische, die maurische Seemacht tritt — alle bestrebt, ihre Tatenlust an den Küsten und auf der Inselwelt des mittel- und südeuropäischen Kontinents gegen das Gebiet des alten weströmischen Reiches zu betätigen.

Nur ein Kaiser, Karl der Große, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Angriffen maritimer Gegner nach allen Seiten auf der See die Spitze zu bieten. Gegen Byzantiner und Mauren, gegen Normannen und Dänen läßt er rings an den Grenzen seines Reiches Küstenschutz und Küstenwachen, vor allem aber kaiserliche Flotten schaffen, um die Fährnisse fernzuhalten. Nach dem Tode des großen Weltbeherrschers brach jedoch die Macht des Reiches wieder zusammen, und kein späterer Kaiser hat wie er von Venetien bis an die dänische Grenze die Seeherrschaft zu wahren versucht. Schon unter Ludwig dem Frommen heben die Mauren und Dänen wieder ihr Haupt, die Normannen dringen tief

ins Reich; bald sind weite Landstriche den plündernden Seeräubern preisgegeben. Einzelne Versuche, ihrer mit Flotten Herr zu werden, scheiterten; im 9. und 10. Jahrhundert blieb die Abwehr wesentlich auf Landkämpfe beschränkt, bis man gegen das Jahr 1000 im Innern so weit gestärkt war, daß die Wikinger und Normannen von Versuchen, in das Festland einzudringen, meist abstanden. — Seit Ende des 8. Jahrhunderts waren die Dänen nach Britanien gefahren und hatten dort in fast hundertjährigem Kampfe ein Reich begründet; die Normannen erstreckten inzwischen ihre Eroberungen weiter nach der französischen Küste und zogen von hier zu Lande nach Italien. Im Jahre 1061 landeten sie in Sizilien; 1066 rissen sie die Herrschaft in Britanien an sich. — Gegenüber diesen großen Unternehmungen verhielt sich das deutsche Reich passiv. Die Reichsidee erstreckte sich nicht mehr auf die Seeherrschaft, und wenn die Kaiser in Seekriege verwickelt waren, bedienten sie sich der Flotten einzelner Vasallen und Bundesgenossen an der Küste. So suchte Otto III. die Hilfe Venedigs gegen Byzanz, und fand Heinrich III. bei seinem Kampfe gegen die Lothringer und Flandern die Hilfe der seine Oberhoheit anerkennenden Dänen.

Als der erste Kreuzzug 1096 beginnt, ziehen die Deutschen meist durch Ungarn und über Konstantinopel nach dem Heiligen Lande. Mittelpunkte der Seegeschichte werden nunmehr die italienischen und südfranzösischen Städte, die seit dem 9. Jahrhundert den Seeverkehr nachdrücklich aufgenommen hatten und ihren Transport- und Handelsflotten eigenen militärischen Schutz angedeihen ließen. Die flämischen, brabantischen und holländischen Seeunternehmungen der Folgezeit tragen einen partikularistischen Charakter, und es zeugt von dem endgültigen Untergange der universalmonarchischen Reichsidee, daß zwar gewisse Privilegien im Auslande ursprünglich von den «mercatores imperii romani» sprechen oder den «Leuten des Kaisers, welche in ihren Schiffen kommen», später aber allein ein Städtebund, die deutsche Hanse mit ihren Unternehmungen und ihrer Seemacht die Interessen der deutschen Küstenbewohner tatsächlich wahrnimmt. Sie stellt sich die Aufgabe, von Nowgorod und Bergen bis nach Island und London «zu befrieden und hegen die See zum Behuf gemeinen Kaufmanns» usw. Ihre Macht beherrscht die Ostsee, und das Gebot ihrer Gesandten wird von den russischen und skandinavischen Fürsten, den englischen Großen, den niederländischen Herren und Städten gehört. Hansische Flotten entthronen skandinavische Könige und greifen in die Kämpfe der roten und der weißen Rose entscheidend ein, indem im Jahre 1471 König Eduard an Bord eines Danziger Hanseschiffes nach England zurückgeführt wird.

Vom Ende des 13. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, fast zweieinhalb Jahrhunderte, war die Hanse die Herrin der nördlichen Meere. Ihr Stern begann zu verbleichen, weil sich die Nachbarländer innerlich mehr und mehr kräftigten, und hier eine starke Zentralgewalt der äußeren Machtentfaltung einen ungleich wirksameren Rückhalt schuf, als der locker gefügte Städtebund mit seinem schwerfälligen Verwaltungsapparat und seinen sonderbündlerischen Einzelinteressen bieten konnte. Als man sich am entscheidenden Wendepunkte, bei der Verletzung der alten Privilegien in England und dem Eindringen englischer Kaufleute in Deutschland, um 1580 an Kaiser und Reich um Hilfe wandte, versagte diese rostige Maschinerie. Die Hanse mußte es sich gefallen lassen, daß sie allmählich alle äußeren Stützpunkte verlor; und keinem Gliede des deutschen Reiches, mit Ausnahme der inzwischen zu voller Unabhängigkeit gelangten Niederlande, war es vergönnt, an den großen Unternehmungen über See, die seit Ende des 15. Jahrhunderts begonnen hatten, teilzunehmen. Die alleinigen Versuche der Welser, mit königlich spanischem Privileg in Venezuela Fuß zu fassen, wurden zunichte. Jahrhundertelang ist nach dem Untergange der Hansegröße Deutschland zur See wehrlos. Neben den portugiesischen, spanischen, französischen, englischen und niederländischen, den skandinavischen, russischen und türkischen Kriegsflaggen und wie sie alle heißen mögen, weht keine deutsche Reichskriegsflagge auf dem Meere. Neben den Fahnen fast aller europäischen Nationen weht, mit einer vorübergehenden Ausnahme, keine deutsche über überseeischen Kolonien. Die Pläne Wallensteins, eine kaiserliche Flotte in der Ostsee zu schaffen, scheitern. Nur einzelne Staaten machen in den auf den dreißigjährigen Krieg folgenden zweihundert Jahren den Versuch, sich auf eigene Faust auf der Salzflut zu betätigen. In Brandenburg-Preußen vor allem

haben zwei der größten Herrscher es unternommen, die Seefahrt von Staats wegen aufzunehmen: der große Kurfürst schuf sich im 17. Jahrhundert eine kleine Flotte und erwarb Kolonialbesitzungen in Afrika; durch die «Asiatische Kompanie» suchte Friedrich der Große die Handelsinteressen der Hohenzollernmonarchie im Reiche der Mitte zur Geltung zu bringen. Gelegentlich haben die Haupterben der hanseatischen Tradition, die Hamburger, vergeblich eine Beteiligung an solchen Handelskompanien eingeleitet, nämlich zu Ende des 17. Jahrhunderts an der sogenannten schottischen Kompanie für den Handel mit Amerika. Vorher schon hatten Bayern und Hanau mit dem Gedanken überseeischer Unternehmungen geliebäugelt, der Graf von Hanau sogar von der holländisch-westindischen Kompanie 3000 Quadratmeilen zwischen dem Orinoko und Amazonenstrom unter holländischem Schutze zu Lehen genommen. Auch Österreich versuchte 1727 von den Niederlanden aus, in der «Ostender Kompanie» sich eine Grundlage überseeischer Unternehmungen heranzubilden. Am Übelwollen der großen «Seemächte» scheiterten stets alle Blütenträume, und nicht verwirklichten sich die Mahnungen Johann Joachim Bechers: «Wohlan dann dapffere Teutschen, machet, daß man in der Mapp neben neu Spanien, neu Franckreich, neu Engelland, auch ins Künfftige neu Teutschland finde, es fehlet Euch so wenig an Verstand und Resolution, solche Sachen zu thun, als anderen Nationen, ja Ihr habt alles dieses, was darzu von nöthen ist: Ihr seyd Soldaten und Bauern, wachsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen, Ihr könt auff einmal viel gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung, die Indianer zu Freunden und civilen Menschen, ja vielleicht zu Christen machen. Ihr selbsten werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter seyn, wann Ihr in einem dergestalt angenehmen Climat, für keine Nahrung so mühsam sorgen dörfft, könnet also nicht allein Euch in Indien, sondern Euren Freunden auch hierraußen in Teutschland dienen.»

Nach 1648 waren die Deutschen nicht mehr Herren ihrer eigenen Küsten, an der Rheinmündung herrschten Holland, an der Weser und Elbe zeitweilig die Schweden und Dänen, an der Ostsee gesellten sich ihnen die Polen hinzu. Fremde Flotten schalteten frei in den deutschen Meeren. Nur in der Befriedung des Mittelmeeres vermochten die Habsburgischen Kronlande maritime Erfolge zu erzielen; ruhmreiche Taten von Lepanto bis Lissa bildeten stolze Traditionen heran. Was sonst die kleinen Seestaaten und Seestädte, Brandenburg-Preußen eingeschlossen, an Seehandel aufzuweisen hatten, mußte sich an einer Entfaltung ohne heimischen Schutz, im Vertrauen auf die Interessen fremder Staaten Genüge sein lassen. «Spatzen, die im Stall den Hafer nahe den Hufen der großen Pferde aufpicken», «arme Hühnlein, auf welche man nicht tritt», nannten der Präsident Jackson, der Minister Palmerston die kleinen hanseatischen Seestädterepubliken, und gegen die bis in die deutschen Meere vordringenden Kaperschiffe der afrikanischen Raubstaaten mußte noch um das Jahr 1840 Preußen die Hilfe der westlichen Seemächte vergeblich nachsuchen.

1817 hatte Baden beim Bundestag die Schaffung einer Kriegsmarine angeregt, aber erst das Jahr 1848 brachte mit dem Streben nach deutscher Einheit, nach einem deutschen Kaiser auch den Wunsch nach großer und einheitlicher Machtentfaltung zu Wasser wuchtig in das Volksbewußtsein zurück; die Begründung der deutschen Flotte schien eine der vielversprechendsten Erfüllungen zu werden. Doch nur ein kurzes, schemenhaftes Leben war dieser Schöpfung vergönnt. Das Projekt einer deutschen Bundesflotte blieb allerdings als eine der bedeutsamsten Einheitstraditionen vor den Augen des Landes bestehen, über die letzten Schiffe selbst verfügte zum schmerzlichen Kummer aller Patrioten der Hammer des Auktionators.

Hatte Österreich fortgesetzt an der Erhaltung einer leistungsfähigen Seemacht im Mittelmeere gearbeitet, so hatte auch Preußen zu Anfang der vierziger Jahre eine eigene Kriegsflotte zu bauen begonnen und im Jahre 1842 die erste selbsterbaute Korvette zu Wasser gelassen. «Wie klein das Fahrzeug auch sey, das man jetzt in Stettin erbaut,» schrieb Friedrich List damals, «so groß wird Deutschlands Freude seyn, das kleine Ding taufen und in See stechen zu sehen. Dieser kleine Ahn einer großen Nachkommenschaft wird der Liebling der Nation werden, und seine Trümmer wird man wie das Boot Peters des Großen als Reliquie aufbewahren.» Langsam und unbeirrt durch die rasch verfliegenden achtundvierziger Projekte schritt Preußen mit der Schaffung einer leistungsfähigen Seemacht unter dem tatkräftigen Prinz-Admiral Adalbert

voran. Schon in den fünfziger Jahren konnte die preußische Marine sich an der afrikanischen Küste betätigen, und ihre erste große friedliche Expedition nach Ostasien führte zu wichtigen Vertragschlüssen mit China und Japan.

Die Ereignisse von 1864 und 1866 ermöglichten eine Erweiterung des Programmes; 1867 ging die preußische Flotte in der norddeutschen Bundesflotte auf. Neben Danzig waren nunmehr Kiel und Wilhelmshaven als Kriegshäfen getreten. Im dänischen Kriege von 1864 hatte der Kraftmangel der preußischen Flotte zum Teil durch die österreichische Mitwirkung ausgeglichen werden müssen. Der Krieg von 1870/71 brachte der norddeutschen Flotte außer kleinen und ehrenvollen Scharmützeln keine Gelegenheit zur Betätigung, weil man sich für zu schwach zum Auslaufen hielt. Unter seinen Wirkungen aber war die Übernahme der Flotte durch das Reich, die Hissung der Kaiserstandarte auf der deutschen Kriegsflotte eine der bedeutsamsten.

Mit dem Jahre 1871 beginnt für die deutschen Seeinteressen eine Epoche des ständigen Aufschwunges, indem es dem geeinten Reiche gelang, auf diesem bisher zum Schaden des deutschen Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftslebens ungenügend beackerten Gefilde Vernachlässigungen zum Teil wieder gut zu machen. Der Seehandel nahm zu, seine technischen Grundlagen, Reederei und Schiffbau, begannen sich in neuzeitlichen Formen zu entwickeln, deutsche Kapitalien und deutscher Unternehmungsgeist wanderten in größerem Umfange als je zuvor ins Ausland, Verbindungen über die Meere hin wurden hergestellt, die den Söhnen draußen in den Häfen und Handelsemporien, Plantagen und Niederlassungen der fremden Länder dartaten, daß der geographische Begriff Deutschland wieder mit einem politischen und materiellen Inhalt ausgefüllt sei. Seit dem Jahre 1884 entstanden auch die Anfänge eines größeren Deutschland über See.

Daß im Kreise der politischen Aufgaben des neuen Reiches die Flotte keine geringe Rolle zu spielen habe, wurde bald richtig erkannt. Im Jahre 1864 stellte Roon als Marine- und Kriegsminister den ersten Flottenplan auf. 1867 nahm der norddeutsche Reichstag einen neuen Gründungsplan an, der, auf zehn Jahre berechnet, im Jahre 1873 durch ein erweitertes Projekt Stoschs ersetzt wurde, da «die neuentwickelte deutsche Macht sehr viel mehr Bedürfnisse geweckt hat, als vorausgesehen wurde». Der Plan sollte bis zum Jahre 1882 zur Verwirklichung gelangen.

Inzwischen begannen jene Entwicklungstendenzen auf verschiedenen Gebieten einzusetzen, welche die Probleme des «Deutschland zur See» alsbald erheblich umgestalteten: einmal hatte der wirtschaftliche Seeverkehr nicht nur an Größe zugenommen, sondern auch seine reale Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft verändert. Deutschland, der Industriestaat, sucht im Seeverkehr nicht etwa nur die Möglichkeit zu einer höheren und freieren Entfaltung seiner Lebenshaltung, sondern bedarf der überseeischen Verbindungen zur Aufrechterhaltung seiner wirtschaftlichen Maschinerie: die Einfuhren dienen zur Versorgung seines Volkes und seiner Industrie mit Rohstoffen, die Ausfuhren und im Auslande werbenden Kapitalien zur Erzielung von Einnahmen, mit denen es seinen steigenden Bevölkerungsüberschuß im Lande unterhalten kann. Das Seewesen ist ein integrierender Teil der deutschen Volkswirtschaft geworden, und seine Entwicklung ein hochwichtiger Zweig der Heimatpolitik. Sodann ergaben sich auf kriegsmaritimem Gebiete erhebliche politische und technische Wandlungen. Die übrigen Länder hatten seit der Aufstellung des letzten Stoschschen Planes eine unvergleichliche Tätigkeit auf kriegsmaritimem Gebiete entfaltet. Neben England und Frankreich bauten Italien und Rußland und nunmehr auch die nordamerikanische Union und Japan moderne Kriegsflotten. Bei der Konstruktion dieser neuen Angriffs- und Verteidigungswaffen war man technisch auf eine neue und feste Basis gelangt. Nachdem vorübergehend vom Torpedoboot vergeblich eine vollkommene Wandlung des Seekrieges erwartet und auch die Ansicht, daß schnellfahrende, gut armierte Kreuzer von entscheidender Bedeutung werden könnten, als hinfällig erkannt war, überzeugte man sich, daß nach wie vor der Schwerpunkt der Seegewalt in einer leistungsfähigen Schlachtflotte liegen müßte — einer Schlachtflotte allerdings, deren einzelne Fahrzeuge mit den alten Linienschiffen nicht viel mehr als den Namen und den Zweck gemeinsam hatten. Das dampfgetriebene, stählerne, gepanzerte, erzstrotzende Schlachtschiff, das Meisterwerk der modernen Technik, hatte sich zu einem festen und neuartigen Typ ausgewachsen.

In Deutschland war gerade in den achtziger Jahren angesichts brennender erscheinenden

HANS BOHRDT

DAS „ERSTE DEUTSCHE LINIENSCHIFFSGESCHWADER 1903“ VOR HELGOLAND

Das Bild zeigt das «Erste deutsche Linienschiffsgeschwader», wie es im Jahre 1903 zusammengesetzt war, vor Helgoland, in Kiellinie dampfend und aus allen Waffen feuernd. Da die Schiffe vor dem Winde laufen, steigen die gewaltigen Rauchfahnen senkrecht empor und mischen sich mit dem gelblichen Pulverdampf. Es erscheinen der Reihe nach von links nach rechts abgebildet die Linienschiffe: Kaiser Wilhelm II., Kaiser Friedrich III., Kaiser Wilhelm der Große, Barbarossa, Wittelsbach, Wettin, Zähringen, Kaiser Karl der Große.



Aufgaben zeitweilig das Interesse an der kriegsmaritimen Entwicklung erheblich wieder zurückgetreten. Die öffentliche Meinung wurde sich längere Zeit des durchgreifenden Wandels in den anderen Ländern nicht bewußt, und so entstand im Ausbau der Flotte eine größere Unterbrechung. Zwar die innere Organisation rastete nicht, das Vorhandene wurde auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten, durch den Erwerb von Helgoland und den Bau des Nordostseekanals die Verteidigungskraft der deutschen Küste verstärkt.

Im Verlaufe der neunziger Jahre aber erkannten die einsichtigen Kreise des Volkes und die sich ihrer Verantwortung für die Zukunft des Reiches bewußten, maßgebenden Stellen, gegenüber dem Vorwärtsschreiten anderer Länder werde ein Fortfahren auf dem bisherigen Wege die deutsche Marine andauernd weniger zur Erfüllung ihrer Aufgaben geeignet machen. Wieder kam die Denkschrift des Prinzen Adalbert aus dem Jahre 1848 zur Geltung, «das deutsche Reich dürfe nicht eine Flotte haben, die zu klein ist zum Leben und zu groß zum Sterben». Da erwies sich denn das bisherige Zögern wenigstens insofern als ein Vorteil, als man nunmehr, gestützt auf ausgereifte Erfahrungen, wohlüberlegte technische und organisatorische Grundlagen für den Ausbau einer angemessenen, dem mächtigen Heere ebenbürtigen Seemacht festzulegen versuchte.

Eine moderne Flotte läßt sich nicht aus der Erde stampfen. Mannigfach sind die Vorerfordernisse für ihre Schaffung: erstklassige Schiffsbauwerften, leistungsfähige materialliefernde Industrien und mit allen den tausend Erfordernissen, denen ein Schlachtschiff gerecht werden soll, gründlichst vertraute Konstrukteure; für jedes einzelne Fahrzeug ein von Grund auf geschultes Personal, das sich vom letzten Kohlenzieher bis zum Kommandanten vollkommen in den Organismus des Schiffsbetriebes einordnet; Stabs- und Flaggoffiziere, die mit allen Erfordernissen der Navigation und der Kriegskunst vertraut sind, um die Fahrzeuge in einem Geschwader führen zu können. Zur Ausrüstung und Instandhaltung einer Flotte und ihrer Hilfsfahrzeuge bedurfte es somit umfangreicher Veranstaltungen an Kriegshäfen, Docks und Magazinen; zur Ausbildung der Mannschaften, der Deckoffiziere, Genie-, Sanitäts- und Seeoffiziere bis zum Geschwaderchef eines umfassenden Ausbildungswesens und Ausbildungsdienstes. Für die administrativen und militärischen Zwecke mußten Verwaltungsinstanzen, Stäbe und dergleichen geschaffen werden, und die Indienststellung erheblicher Flottenteile ständig die Möglichkeit praktischen Erprobens der Richtigkeit eingeführter Methoden bieten. — Ergaben nach diesen Richtungen hin das technische Leistungsvermögen des Schiff- und Hafenbaues, das pädagogische des sich rasch vergrößernden Ausbildungsdienstes und die organisatorischen Fähigkeiten der Zentralstellen das Maximum der möglichen Geschwindigkeit, so kam bei der außerordentlichen Kostspieligkeit der in Frage kommenden Hauptwaffe «Schlachtschiff» auch die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichshaushaltes in Frage. Vollbewußt, daß die Erreichung eines großen Zieles auch große Mittel erheischt, ließ sich der deutsche Reichstag von den klaren Grundsätzen des deutschen Flottenprogramms vom Jahre 1897—98 überzeugen und bestätigte in dessen Annahme sein Verständnis für die Notwendigkeit, den Problemen der Zukunft auch auf dem Wasser nicht aus dem Wege zu gehen.

Da trat an die Stelle bisherigen Tastens System; dem einen großen Zweck, der Schaffung eines Flottenkernes, einer starken Schlachtflotte, einer wirksamen Verteidigungswaffe zur See, ordneten sich alle Faktoren unter. Die Folgezeit hat gelehrt, daß die mit kaiserlicher Zustimmung aufgestellten Grundideen des deutschen Flottenplans richtig und fruchtbar waren. Als die Ergebnisse der folgenden Jahre bewiesen, wie «bitter not Deutschland eine starke Flotte ist», da handelte es sich nicht um ein Abweichen vom eingeschlagenen Wege, sondern nur um eine quantitative Erweiterung des Projektes und eine Beschleunigung des Tempos. Die Novelle zum Flottengesetz von 1900 beschränkte sich abermals auf das technisch und finanziell Erreichbare.

Mit 4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen, den Flaggschiffen und der nötigen Reserve, 11 großen und 28 kleinen Kreuzern nebst den nötigen Torpedobooten und Spezialschiffen soll die Schlachtflotte imstande sein, die deutschen Meere zu halten. 3 große und 10 kleine Kreuzer sollen als Anfänge einer Auslandsflotte, über welche aber Ergänzungsforderungen von vornherein in Aussicht gestellt waren, die deutschen Farben über See zeigen. Diese Seemacht ist allerdings nur in langsamem Ausbau begriffen,

und die Marine von der Verwirklichung des Flottenplanes erheblich entfernt, insofern in den Schiffslisten eine Anzahl älterer, ihrem Wesen nach nicht mehr den modernen Anforderungen gewachsener Fahrzeuge geführt werden. Es fehlen auch noch manche notwendigen Ergänzungen für eine volle Entfaltungsmöglichkeit der vorhandenen Kräfte.

Verfügte Deutschland heute schon über die in den Flottenvorlagen angestrebte Seemacht, so würde seine Stellung unter den Völkern bei der Erhaltung der Friedenspolitik in Mitteleuropa und der Wahrnehmung seiner Aufgaben eine gesichertere sein; es könnte sich der Überzeugung hingeben, daß der Schutz der deutschen Seeinteressen im weitesten Sinne, die ja die «Grundlage und der Endzweck der deutschen Bestrebungen nach Seegeltung» sind, auf festerer Grundlage beruht. Wie die Dinge liegen, ist dieses Ziel zeitlich noch nicht erreicht; durch das bisher gewählte Bautempo für die Modernisierung der bis 1906 nominell vollständig aufgestellten Flotte scheint es nunmehr weiter herausgeschoben, als das inzwischen ständig erstarkte Leistungsvermögen auf dem Gebiete der maritimen Technik und Organisation und die zunehmende wirtschaftliche und finanzielle Kraft des deutschen Volkes zu rechtfertigen vermögen. Verwirklichung einer deutschen Seemacht aber ist mit Recht als die bedeutsamste Aufgabe der Regierung Kaiser Wilhelms II. auch im Auslande bezeichnet worden.

Große Taten in die Annalen der Seegeschichte einzuzeichnen, ist der Marine des deutschen Reiches bisher noch nicht vergönnt gewesen, ihr Wirkungskreis war im allgemeinen auf Friedensaufgaben beschränkt. Einige Male hat sie durch ihr Erscheinen gefährdete Interessen und die Würde des deutschen Namens in überseeischen Ländern wahren dürfen; an einzelnen internationalen Demonstrationen ist sie beteiligt gewesen. Nur in Ausnahmefällen ist bisher einzelnen ihrer Fahrzeuge ein anderes Schicksal beschert gewesen, als die Vollendung ihres Daseinskreises im normalen Friedensdienste. Überwältigt durch die Macht von Wind, Wetter und Wogen haben deutsche Seeleute auf deutschen Kriegsschiffen mehrfach gezeigt, daß sie, treu ihrem Vaterlande und ihrem Kaiser, würdig in den Tod zu gehen verstanden. In Ostasien schien 1900 der Augenblick zum Handeln heranzunahen, doch allein die «Iltis» hat sich in einer größeren Aktion vor dem Feinde bewähren dürfen. So beschränkte sich alles Streben bisher auf die Ausbildung zur größten Leistungsfähigkeit, auf denkbar vollkommenste Betätigung des «toujours en vedette!»

Im friedlichen Wettbewerb der Völker hat die deutsche Handelsschiffahrt praktisch hervorragende Erfolge erzielt. Hamburg und Bremen sind zum Sitz der beiden großartigst organisierten, weltumspannenden Schiffahrtsgesellschaften geworden. Ihren Schiffspark zieren die größten und schnellsten Fahrzeuge der Erde, die Windhunde des Ozeans, die den Geschwindigkeitsrekord der Weltschiffahrt halten; und diese Wahrzeichen höchsten menschlichen Könnens sind Erzeugnisse deutscher Werften.

Sind die Anfänge deutscher maritimer Bestrebungen in ferner Vergangenheit zu suchen und liegt ein Höhepunkt der Entfaltung auf diesem Gebiete mehr als ein halbes Jahrtausend zurück, erst die jüngste Gegenwart bringt für das phönixgleich aus der Asche einer toten Vergangenheit neu emporgestiegene deutsche Reich die Probleme des Seewesens auf eine Stufe, auf der sie mit den innersten Zukunftsproblemen der deutschen Volkskraft untrennbar verknüpft werden. Angesichts des heutigen Standes der deutschen Bevölkerungsdichte und des deutschen Gesellschaftslebens reichen die Erträge des eigenen Gebietes nicht mehr aus. In den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts vermehrte sich die Einwohnerschaft des Reichsgebietes von 20 auf 40 Millionen, heute sind 65 erreicht, und bei gleicher Zunahme würde das Reich um 1950 von 100 Millionen bevölkert sein. Will Deutschland sie daheim erhalten, weder durch Auswanderung fremden Ländern Völkerdünger liefern, noch sich auf eine dem Grunde seines Wesens widerstrebende abenteuernde Eroberungspolitik einlassen, so muß sich der Nahrungs-, Arbeits- und Betätigungskreis seiner Söhne über die Meere hin ausdehnen, darf er nicht durch die Willkür feindseliger Absichten beschränkt werden.

Im Jahre 1847 schrieb Jakob Grimm: «Hanse ist das älteste deutsche Wort für Schar und Gesellschaft. Es muß noch einmal eine stärkere deutsche Hanse, als die alte war, sich auf dem Meere scharen.»

Dieses Ziel steht wahrlich keiner Aufgabe nach, die den früheren Generationen und ihren Herrschern gestellt wurden!

Deutschland über See.

Von Eduard von Liebert.

Dreizehn Jahre waren seit der Gründung des deutschen Reiches verflossen, als Fürst Bismarck sich entschloß und den greisen Kaiser dazu bestimmte, dem nationalen Drängen nachzugeben und über herrenlosen Gebieten Afrikas und der Südsee die deutsche Flagge zu entfalten. Die Anregung zu diesem wichtigen Schritte hatte die Schrift des Missionsinspektors Dr. Fabri «Bedarf Deutschland der Kolonien?» gegeben, die 1883 in dritter Auflage erschien. Unmittelbare Veranlassung aber gab die Landerwerbung des Bremer Kaufmanns Lüderitz an der Bucht von Angra Pequena und dessen Gesuch um Schutz seines Besitzes durch das Reich. Fürst Bismarck telegraphierte hierauf am 24. April 1884 an «Herrn Lippert, deutschen Konsul, Kapstadt. Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Oranjeflusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen. von Bismarck.»

Mit diesen lakonischen Worten führte sich das deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte ein. Es war eine Tatsache geschaffen, und wie immer in der Weltgeschichte wurde diese Tatsache respektiert.

Das zuerst Lüderitzland genannte Gebiet ward durch die Feststellung, daß die ganze Küste bis zum Kap Frio herrenlos sei und durch Besitzerklärung erworben werden könne, erheblich erweitert und erhielt den Namen Deutsch-Südwestafrika. Hamburgische Kaufleute hatten inzwischen den Schutz des Reiches für ihre Faktoreien und Landbesitz in der Biafrabai und an der Togoküste angerufen. Daraufhin erteilte der Reichskanzler dem Generalkonsul Dr. Nachtigal den Auftrag, «den Schutz der Deutschen und ihres Verkehrs in einigen Küstenstrichen im Namen des Reiches unmittelbar zu übernehmen». Die Verhandlungen wurden mit großem Geschick und ebensogroßer Entschlossenheit geführt, Kamerun und Togo zu deutschen Schutzgebieten erklärt. Und im selben Jahre erfolgte der gleiche Akt in den Gewässern der Südsee, wo ein deutsches Kreuzergeschwader die Nordostküste von Neuguinea nebst dem vorliegenden großen Archipel unter dem Namen Kaiser-Wilhelmsland und Bismarckarchipel dem Schutze des Reiches unterstellte.

Endlich geschah im Herbst 1884 noch etwas ganz Ungewöhnliches. Drei junge Deutsche, Dr. Carl Peters, Graf Joachim von Pfeil und Dr. Otto Jühlke, schifften sich nach Sansibar ein, begaben sich von dort auf das Festland und erwarben durch eine Reihe von Schutzverträgen, die sie mit den Häuptlingen in Usegua, Ukami, Usagara usw. abschlossen, Hoheitsansprüche für eine Deutschostafrikanische Gesellschaft. Fürst Bismarck erkannte jene Verträge unter dem 25. Februar 1885 an und erteilte der neuen Gesellschaft den Schutz des Reiches. Durch energische weitere Besitzergreifungen seitens des Leitenden, Carl Peters, ist aus diesen kleinen Anfängen die heutige Kolonie Deutsch-Ostafrika, doppelt so groß als das deutsche Reich, erwachsen.

Später sind zu den genannten Gebieten durch Kauf von Spanien die Karolinen und Marianen, durch Staatsvertrag mit Großbritannien und Nordamerika zwei Inseln der Samoagruppe, durch Pachtvertrag mit China die Flottenstation Kiautschou hinzugetreten. Heute gebietet das deutsche Reich über $2\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer mit 15 Millionen Seelen über See.

Zuerst erforderten die Besitzergreifung und die Einführung geordneter Verwaltung fast überall die Anwendung militärischer Gewalt. In Ostafrika mußte durch die kaiserliche Marine und den Reichskommissar von Wißmann ein großer Araberaufstand niedergeschlagen werden, den die Sklavenhändler zur Aufrechthaltung ihres unsauberen Gewerbes entfacht hatten. Später gab es noch schwere langjährige Kämpfe in Uhehe, um Tabora, am Kilimandscharo und anderwärts. In Kamerun waren einige Erhebungen der Dualla- und anderer Küstenstämme zu besiegen; sodann galt es, Expeditionen in das Grasland, Niger und Benue aufwärts bis zum Tsadsee zu führen. In Südwestafrika, dem Schmerzenskinde unter den deutschen Kolonien, wurde der kriegerische Hottentottenführer Hendrik Witboy 1895 zur Unterwerfung gezwungen; nach zwanzigjähriger deutscher Herrschaft aber haben sich gegenwärtig die gut bewaffneten Herero erhoben, und es bedarf größerer Anstrengungen und blutiger Kämpfe, um sie niederzuzwingen.

Inzwischen ist in allen Kolonien geordnete Rechtspflege und eine gut amtierende Zivil-

verwaltung durchgeführt. Die Eingeborenen haben sich daran gewöhnt und bringen den Behörden durchweg Achtung und Vertrauen entgegen. Menschenraub und Sklavenhandel sind gänzlich beseitigt, viele durch Aberglauben erzeugte Unsitten, wie Kindesmord, Gifttrinken und dergleichen, schwinden mehr und mehr, der Krieg aller gegen alle hat aufgehört, friedliche Arbeit und dauernde Beschäftigung nehmen zu. Bei dieser Einrichtung ist es nicht ohne deutsche Pedanterie und allzugroße Gründlichkeit abgegangen. In der Berliner Kolonialabteilung und in den Zentralverwaltungen der einzelnen Kolonien sind viel zu viel Beamte tätig, besonders im Abrechnungsressort; dagegen ist die Lokalverwaltung der Bezirke äußerst sparsam und sachlich geordnet.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien ist noch nicht soweit gediehen, wie es nach zwanzigjähriger treuer Arbeit zu erwarten wäre. Das unerhörte Sparsamkeitssystem des deutschen Reichstags gegenüber den notwendigsten Forderungen auf Herstellung von Verkehrsmitteln hat die Erschließung der deutschen Kolonien im Verhältnis zu den Nachbargebieten künstlich zurückgehalten. Ansiedlung deutscher Landwirte gestattete nur die einzige subtropische Kolonie, Südwestafrika. Die Wasserarmut und armselige Vegetation des Landes, die langen Kriege, endlich die Interesselosigkeit der großen Landgesellschaften haben die Besiedlung lange aufgehalten, und es wurde die bisherige Arbeit in ihrem Hauptteil — entlang der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk — durch den Hereroaufstand wieder vernichtet. In den übrigen tropischen Kolonien warf man sich auf Plantagenwirtschaft und suchte in Kamerun Kakao, in Ostafrika Kaffee und Tabak, in Neuguinea Tabak zu erzeugen. Die Kakaokultur ist recht günstig gediehen, die Plantagen in Kamerun rentieren und werden stetig vermehrt. In Ostafrika sind die beiden schönen Usambara-Gebirgsstöcke ganz mit Kaffeeplantagen bedeckt. Es wird dort die kleine aromatische Mokkabohne erzeugt, aber die Pflanzungen stehen sehr teuer zu Buch, ein böser Schädling, die Hemileia vastatrix, vernichtet häufig die Ernten, und die Kaffeepreise auf dem Weltmarkte sind den Pflanzern nicht günstig. Die Tabakkultur ist in Ostafrika nicht geglückt und jetzt auch in Neuguinea aufgegeben, da die neuen Marken gegen die auf dem Weltmarkte eingeführten nicht aufzukommen vermögen.

Eine zwanzigjährige Erfahrung hat uns nunmehr gelehrt, daß die Zukunft der tropischen Kolonien nicht allein in Plantagenunternehmungen, sondern in der Eingeborenenarbeit und in der Massenproduktion der Landeserzeugnisse selbst zu suchen ist. Es heißt den Neger zur Arbeit zu gewöhnen und ihm die Möglichkeit zu verschaffen, das Resultat seiner Arbeit gewinnbringend abzusetzen. Um ihn zur Arbeit zu bewegen, hat sich die Einführung der Hüttensteuer gut bewährt, die geringe Abgabe nötigt ihn zu einer gewissen Arbeitsleistung, und die Leichtigkeit des Gelderwerbs lockt ihn zur Fortsetzung einer nutzbringenden Tätigkeit. Er lernt Bedürfnisse kennen und sucht sie zu befriedigen. Die Erzeugnisse des afrikanischen Bodens aber sind: 1. Getreide (Mtama, Maniok, Mais, Reis), 2. Ölfrüchte (Kopra, Sesam, Erdnüsse), 3. Faserpflanzen (Agaven, Bastbanane, Ramie), 4. Kautschuk und Baumwolle. Auf die beiden letzten, für das Leben der Kulturvölker immer wichtiger und unentbehrlicher werdenden Produkte ist besondere Sorgfalt zu verwenden. In ihrer Massenerzeugung liegt die Zukunft unserer Kolonien.

Unumgängliche Bedingung aber für die Nutzbarmachung der Arbeitskraft der Eingeborenen ist der Bau von Eisenbahnen, weil es kein Transportmittel in den Tropen gibt, um die Ernteerzeugnisse zur Küste zu befördern. Solange die Mittel zum Bahnbau vom Reichstage verweigert werden, liegen die deutschen Kolonien brach und wertlos da.

Eine eigenartige Entwicklung nimmt die jüngste deutsche Erwerbung, die ostasiatische Flottenstation Kiautschou. Dort ist in wenigen Jahren großes vollendet. Eine Eisenbahn verbindet den deutschen Hafen mit dem Steinkohlengebiet Schantungs und der Provinzhauptstadt Tsinanfu. Ein Handelshafen, durch einen Molenbau gesichert und auf 9,5 Meter vertieft, gestattet das Verladen der Kohle aus den Waggons direkt auf große Seeschiffe. Eine deutsche Gouvernementsstadt erhebt sich zwischen zwei Chinesenstädten. Der Gesamtumsatz des Platzes war seit 1900|1 von 9 Millionen auf 17 Millionen Dollars in 1902|3 gestiegen. Der Schiffsverkehr hatte sich 1903 bereits auf 272 Schiffe mit 286000 Registertonnen gehoben. Alles verspricht auch fernerhin eine glückliche Entwicklung.

KARL RÖCHLING

DIE DEUTSCHEN AN DIE FRONT!
22. JUNI 1900

Nach einem Nachtmarsche auf dem Rückzuge nach Tientsin gelangten die 2000 Mann vereinigter Hilfstruppen, bestehend aus Amerikanern, Deutschen, Engländern, Franzosen, Japanern, Italienern, Russen, am Peiho (der Fluß ist am Bilde sichtbar) vor das chinesische Fort Hsiku, am 22. Juni 1900, morgens 2–3 Uhr, und waren genötigt, dies zu nehmen. Die Deutschen marschierten etwa in der Mitte. Sie mögen wohl nach allen Kämpfen und Strapazen noch die beste Truppe gewesen sein, denn Lord Seymour zog sie in diesem Moment wieder an die Spitze. Das Fort Hsiku wurde darauf von den Deutschen vom Peiho aus und von den Engländern von der Landseite aus gestürmt. Lord Seymour hatte als Ältester den Befehl über die ganze Truppe; als solcher kommandierte er: «Germans to the front!» ◘

1. Admiral Lord Seymour; 2. Kapitän zur See von Usedom;
3. Leutnant zur See von Kottwitz; 4. Korvettenkapitän Buchholz.



Kaiser Wilhelm II.

Von Wilhelm Oncken.

Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Kronprinzessin Victoria, war 24 Jahre alt (geb. 27. Jan. 1859). Außerhalb der Welt des Hofes und des Dienstes, die bisher seine einzige Welt gewesen war, hatte er noch keinerlei Rolle gespielt; der Öffentlichkeit gegenüber war er noch ein unbeschriebenes Blatt und kein Mensch ahnte, wie bald ihm die große Stunde schlagen sollte, die ihn zum König von Preußen, zum deutschen Kaiser, zum mächtigsten Monarchen der Christenheit erhob — da widerfuhr es ihm, daß ihm an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, die seltsamste aller Überraschungen begegnete. In einem französischen Pamphlet, das an der vornehmen und vornehmsten Gesellschaft von Berlin unbarmherzig Gericht geübt, las er eine Lobrede auf sich selbst, eine Würdigung, eine Verherrlichung seiner Gaben, die draußen noch niemand kannte, so warm, so überzeugend und überzeugt, daß man sofort den Eindruck hatte: ein bezahlter Byzantiner hat das nicht geschrieben; das rührt her von einem begeisterten Monarchisten, der seine Herzensfreude hat an dieser Monarchenseele von Gottes Gnaden. «Prinz Wilhelm», hieß es da, «ist erst 24 Jahre alt. Folglich ist es schwer zu sagen, was aus ihm werden wird; schon jetzt aber kann gesagt werden ohne Gefahr eines Widerspruches, daß er ein Prinz ist von Zukunft, von Geist, von Kopf und Herz. Von den Prinzen des königlichen Hauses ist er der begabteste. Dabei tapfer, unternehmend, ehrgeizig, tollkühn, aber ein Herz von Gold (tête folle mais coeur d'or); gewinnend im höchsten Maß, im Charakter von hinreißendem Schwung und in der Unterhaltung von einer Schlagfertigkeit, die fast zu dem Glauben verleiten könnte, daß er kein Deutscher sei. Die Armee betet er an und wird von ihr wieder geliebt. Obgleich blutjung, hat er verstanden, in allen Klassen der Gesellschaft sich Freunde zu machen, er hat Wissen, Belesenheit, entwirft Pläne für die Wohlfahrt seines Landes und besitzt einen hervorragenden Scharfblick für alles, was die Politik berührt. Sicherlich wird er ein ausgezeichneter Mann und sehr wahrscheinlich ein großer Souverän. Vielleicht wird Preußen in ihm seinen zweiten Friedrich wieder finden, aber ohne den Zweiflergeist des ersten; dabei hat er eine Gabe der Heiterkeit und der guten Laune, welche die kleinen Härten mildern wird, die er als echter Hohenzoller im Charakter hat. Er wird wesentlich ein persönlicher König werden, sich nicht gängeln lassen, ein gesundes gerades Urteil zeigen, raschen Entschluß, schneidiges Handeln, festen Willen. Wenn er auf den Thron kommt, wird er das Werk seines Großvaters fortsetzen, aber abschaffen wird er das Werk seines Vaters, welches es auch sei. In ihm werden die Feinde Deutschlands einen furchtbaren Gegner haben, er kann der Heinrich IV. seines Landes werden.» [Comte Paul Vasili (Pseudonym für Madame Juliette Adam). La société de Berlin. Onzième édition. Paris Nouvelle Revue 1884. S. 14—15.] Der im Jahre 1888 verstorbene Fürst Carl Anton von Hohenzollern antwortete auf die Frage nach seiner Meinung über die Charakterbilder der Société de Berlin: «Nur eines ist zutreffend und wahr, das ist das vom Prinzen Wilhelm. Ich schätze ihn hoch, so jung er auch noch ist. Er wird ein sehr bedeutender Mann werden und noch viel von sich reden machen. Ich habe ihn von Kindheit auf im Auge behalten und finde meine Ansicht bis zur Stunde immer mehr bestätigt. Preußen und Deutschland darf auf ihn hoffen; er wird einer der hervorragendsten Monarchen werden und viel Gutes wirken. Er ist ein Charakter, ein Mann von durch und durch edler Gesinnung und bedeutenden Anlagen.»

So schmeichelhaft das alles war und so richtig auch, wie wir jetzt nach einer Reihe von Jahren bestätigen können; das Bild war unvollständig, es zeigte eine Lücke, eine empfindliche Lücke. Es fehlte ihm die Hauptsache, gerade das, was diesen Hohenzoller von all seinen Vorfahren unterschied. Kein Wort war gesagt von dem Seemann, der in Wilhelm II. lebte, von dem leidenschaftlichen Seemann, der schon in dem ganz jungen Prinzen sich zu erkennen gab und der denn auch gleich in der ersten Stunde, da er sich als Kaiser fühlte, laut und öffentlich das Wort ergriff. Was noch nie bei einem Regierungswechsel in Preußen geschehen war, geschah am Morgen des 15. Juni 1888. Dem Armeebefehl, der den Regierungsantritt Wilhelms II. bekannt machte, folgte eine Ansprache an die Marine, in der es hieß: «Die Marine weiß, daß es mich nicht nur mit großer Freude erfüllt hat, ihr durch ein äußeres Band

anzugehören, sondern daß mich seit frühester Jugend in voller Übereinstimmung mit meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebendiges und warmes Interesse mit ihr verbindet. Ich habe den hohen Sinn für Ehre und treue Pflichterfüllung kennen gelernt, der in der Marine lebt. Ich weiß, daß jeder bereit ist, mit seinem Leben freudig für die Ehre der deutschen Flagge einzustehen, wo es immer sei. Und so kann ich es in dieser ernsten Stunde mit voller Zuversicht aussprechen, daß wir fest und sicher zusammenstehen werden in guten und bösen Tagen, im Sturm wie im Sonnenschein, immer eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes und immer bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben.»

Das war Kaiser Wilhelms II. erste Seemannsrede. Die zweite hielt er am 15. April 1889 im Marinekasino zu Wilhelmshaven, als er unter dem Eindruck des furchtbaren Unglücks, das der Orkan des 16. März über die vor Samoa lagernden drei Schiffe der deutschen Flotte gebracht hatte, seinen braven Seeleuten, einem wahren Herzensdrange folgend, sagte: «Möge einem jeden von Ihnen, der Kommandant ist oder es noch werden wird, das stets gegenwärtig sein: der Kommandant, der rühmlich im Kampf mit den Elementen durch Gottes Fügung sein Schiff verliert oder mit ihm untergeht, stirbt in meinen Augen gerade eben solchen Heldentod für das Vaterland, als der Kommandeur, der seinem Regiment voran im Sturm auf die feindliche Stellung, den Degen in der Faust, fällt. Nicht ertrunken sind unsere Kameraden in Samoa oder auf der «Augusta», sondern gefallen, ihre Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllend.»

Die dritte Seemannsrede hat er gehalten in der Freude über das Gelingen seiner ersten Seemannstat, durch die ein Traum seiner Jugend in Erfüllung ging, als er am 10. August 1890 die Insel Helgoland mit dem deutschen Reich vereinigte, eine Eroberung mitten im Frieden, die ohne Kampf, ohne Tränen, ohne Blut gelang. Das schöne Eiland, auf dem am 26. August 1841 Hoffmann von Fallersleben das Lied geschaffen hat: «Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt»; Helgoland, aus dessen Gewässern die erste deutsche Flotte im Jahre 1849 durch eine Drohnote Lord Palmerstons zurückgewiesen worden ist, weil ihre Flagge eine «Piratenflagge» sei.

Inzwischen hatte Kaiser Wilhelm II. sein sozialpolitisches Programm hinausgegeben in Gestalt zweier Erlasse, die ohne ministerielle Gegenzeichnung unter dem 4. Februar 1890 bekannt gemacht worden waren.

Der eine war gerichtet an den Reichskanzler Fürsten von Bismarck und bezweckte die Befragung der Regierungen von Frankreich, England und der Schweiz wegen einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zutage getreten waren. Der andere war gerichtet an den Arbeitsminister von Maybach und den Handelsminister von Berlepsch und bezeichnete unumwunden als eine Aufgabe der Staatsgewalt, «die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben». In der hochbedeutsamen Rede, mit welcher der Kaiser am 14. Februar die dem Arbeiterwohl gewidmete Tagung des Staatsrates eröffnete, fügte er die erklärenden Worte hinzu: «Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwicklungsgesetze einzuschränkenden Kinderarbeit, die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalte der Arbeiter — sind einer verbesserten Regelung fähig.»

«Arbeiterschutz» also war die Losung Kaiser Wilhelms II. Wie stand dazu Fürst Bismarck, der Gesetzgeber der «Arbeiterversicherung?»

In seiner Depesche an den Grafen Leyden in London vom 8. Februar 1890 sagte der Fürst: «Der Wettbewerb der Nationen im Welthandel und die Gemeinsamkeit der daraus entspringenden Interessen machen die Schaffung erfolgreicher Einrichtungen zum Wohl der Arbeiter eines Landes unmöglich, ohne dieses Landes Wettbewerbskraft zu beeinträchtigen. Solche Einrichtungen können nur auf gemeinsamer Grundlage aller interessierten Länder geschaffen werden.»

Den Vorbehalt dieses «nur» hat der Kaiser nicht gemacht. Darin verriet sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Kanzler, die

ANTON VON WERNER

DIE FEIERLICHE ERÖFFNUNG DES DEUTSCHEN REICHSTAGES DURCH KAISER WILHELM II., 25. JUNI 1888

Im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin wurde am 25. Juni 1888 der Reichstag, der anläßlich der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. einberufen worden war, durch den Kaiser eröffnet. Der Monarch betrat, die Herrscher Bayerns und Sachsens zur Seite, den Weißen Saal, die übrigen Fürsten folgten ihm. Kaiser Wilhelm II. eröffnete den Reichstag, indem er seine Thronrede verlas. Dieselbe gab vor allem der Trauer um den Heimgang Kaiser Friedrichs Ausdruck.



1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Kaiserin Auguste Viktoria; 3. Kronprinz Wilhelm; 4. Prinzessin Friedrich Karl; 5. Erbprinzeß Charlotte von Meiningen; 6. Prinzeß Heinrich von Preußen; 7. Prinzregent Luitpold von Bayern; 8. König Albert von Sachsen; 9. Prinz Wilhelm von Württemberg; 10. Großherzog Friedrich von Baden; 11. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg; 12. Großherzog Ludwig von Hessen; 13. Großherzog Peter von Oldenburg; 14. Herzog von Altenburg; 15. Herzog von Anhalt; 16. Großherzog Carl Alexander von Weimar; 17. Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha; 18. Herzog von Sachsen-Meiningen; 19. Fürst von Waldeck; 20. Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig; 21. Fürst von Schaumburg-Bückeburg; 22. Fürst von Rudolstadt; 23. Bürgermeister Dr. Behn, Lübeck; 24. Bürgermeister Dr. Versmann, Hamburg; 25. Bürgermeister Buff, Bremen; 26. Prinz Heinrich von Preußen; 27. Prinz Friedrich Leopold von Preußen; 28. Erbgroßherzog von Hessen; 29. Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen; 30. Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen; 31. Prinz Friedrich von Hohenzollern; 32. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg; 33. Erbprinz von Reuß; 34. Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein; 35. Feldmarschall Graf Blumenthal; 36. Feldmarschall Graf v. Moltke; 37. General a. D. v. Meerscheidt-Hüllessem; 38. Fürst Bismarck; 39. General v. Strubberg; 40. Fürst Otto von Stolberg-Wernigerode; 41. Fürst Heinrich von Reuß; 42. Alt- und Rheingraf von Salm-Reifferscheidt-Dyck; 43. Fürst Putbus; 44. Fürst von Hatzfeld-Trachenberg; 45. General v. Stiehle; 46. bayer. Staatsminister Freih. Dr. v. Lutz; 47 Vizepräsident des preuß. Staatsministeriums Staatsminister von Bötticher; 48. preuß. Minister v. Maybach; 49. sächs. Minister des Innern Freih. v. Nostitz-Wallwitz; 50. bayer. Bundesratsbevollmächtigter Graf v. Lerchenfeld; 51. preuß. Justizminister Dr. v. Friedberg; 52. bad. Bundesratsbevollmächtigter Freih. Marschall v. Bieberstein; 53. Staatssekretär des Reichspostamts Dr. v. Stephan; 54. preuß. Kriegsminister General d. Inf. Bronsart v. Schellendorf; 55. sächs. Bundesratsbevollmächtigter Graf v. Hohenthal-Bergen; 56. Staatssekretär des Reichsmarineamts General d. Inf. v. Caprivi; 57. Staatssekretär des Reichsjustizamts Staatsminister Dr. v. Schelling; 58. hanseatischer Ministerresident Dr. Krüger; 59. mecklenburg. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Prollius; 60. oldenburg. Bundesratsbevollmächtigter Geh. Rat Selkmann; 61. preuß. Landwirtschaftsminister Freih. Dr. v. Lucius; 62. preuß. Finanzminister v. Scholz; 63. braunschweig. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Cramm-Burgsdorff; 64. hess. Bundesratsbevollmächtigter Dr. Neidhardt; 65. Sachs.-coburg. Bundesratsbevollmächtigter Staatsminister v. Bonin; 66. Staatssekretär des Auswärtigen Graf v. Bismarck-Schönhausen; 67. preuß. Kultusminister Dr. v. Goßler; 68. großherzogl. Sachs.-weimar. Bundesratsbevollmächtigter Staatsrat Dr. Herwarth; 69. Reichsschatzsekretär Freih. v. Maltzahn-Gültz; 70. württemberg. Bundesratsbevollmächtigter General Graf Zeppelin; 71. Unterstaatssekretär Dr. Herrfurth; 72. Unterstaatssekretär Dr. v. Lucanus; 73. Unterstaatssekretär Meinecke; 74. Dr. Miquel, Oberbürgermeister und Reichstagsabgeordneter; 75. Fürst Hohenlohe, Statthalter von Elsaß-Lothringen; 76. v. Kleist-Retzow, Reichstagsabgeordneter; 77. v. Helldorf-Bedra, Reichstagsabgeordneter; 78. v. Levetzow, Reichstagsabgeordneter; 79. Freih. v. Huene, Reichstagsabgeordneter; 80. Dr. Windhorst, Reichstagsabgeordneter; 81. Dr. v. Bennigsen, Reichstagsabgeordneter; 82. Herzog v. Ratibor, Reichstagsabgeordneter; 83. Dr. Buhl, 1. Vizepräsident des Reichstages; 84. v. Wedell-Piesdorf, Präsident des Reichstages; 85. Freih. v. Unruhe-Bomst, 2. Vizepräsident des Reichstages; 86. Graf v. Kleist-Schmenzin, Schriftführer des Reichstages; 87. Dr. Bürklin, Schriftführer des Reichstages; 88. Fürst Radolin, Oberhofmarschall; 89. Graf zu Eulenburg, Oberzeremonienmeister; 90. Freih. v. Liebenau, Oberhofmarschall; 91. Major v. Kessel, Flügeladjutant des Kaisers; 92. Prof. Dr. Hans Delbrück, Reichstagsabgeordneter; 93. Weber (Ober-Bayern), Reichstagsabgeordneter; 94. Holtzmann, Reichstagsabgeordneter; 95. Fieser, bad. 1. Staatsanwalt; 96. Oechelhäuser, Geh. Kommerzienrat; 97. Siegle, Geh. Kommerzienrat; 98. v. Benda, Rittergutsbesitzer; 99. Dr. Hammacher, Reichstagsabgeordneter; 100. Niethammer, Kommerzienrat, Reichstagsabgeordneter; 101. Feustel, Bankier, Reichstagsabgeordneter; 102. Rickert, Reichstagsabgeordneter; 103. Hobrecht, Staatsminister a. D., Reichstagsabgeordneter; 104. Dr. v. Forckenbeck, Oberbürgermeister, Reichstagsabgeordneter; 105. Graf Behr-Behrenhoff, Reichstagsabgeordneter; 106. Dr. Bamberger, Reichstagsabgeordneter; 107. Prof. Dr. Hänel, Reichstagsabgeordneter; 108. Prof. Dr. v. Marquardsen, Reichstagsabgeordneter; 109. Prof. Dr. Enneccerus, Reichstagsabgeordneter; 110. v. Kardorff, Landrat, Reichstagsabgeordneter; 111. v. Wedell-Malchow, Reichstagsabgeordneter; 112. Freih. v. Ellrichshausen, Oberst a. D., Reichstagsabgeordneter; 113. Hofrat Ackermann, Reichstagsabgeordneter; 114. Freih. von und zu Franckenstein, Reichstagsabgeordneter; 115. Dr. Freih. Heeremann v. Zuydwyck, Reichstagsabgeordneter; 116. v. Colmar, Regierungspräsident, Reichstagsabgeordneter; 117. Freih. v. Ow, Reichstagsabgeordneter; 118. Freih. v. Manteuffel, Reichstagsabgeordneter; 119. Prof. Dr. Virchow, Reichstagsabgeordneter.



den Bruch zwischen beiden im Schoße trug. Der Kaiser legte den allergrößten Wert darauf, daß die eben eröffnete internationale Verständigung gelang, daß Deutschland nicht allein blieb mit dem höchstgewagten Beispiel, das es gab, aber zum Innehalten, zur Umkehr gar ließ er sich dadurch nicht zwingen, daß andere Regierungen weniger Mut besaßen als er selbst. Am 20. März 1890 las man in der Zeitung die zwei Handschreiben von diesem Tage, durch welche der Kaiser das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck vom 18. März bewilligte, unter Verleihung der Würde eines Herzogs von Lauenburg und unter Ernennung zum Generaloberſten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls.

Die Thronrede, mit welcher der Kaiser am 6. Mai 1890 den aus den Wahlen des 20. Februar hervorgegangenen Reichstag eröffnete, ergab sogleich, wie sehr ihm die Frage des Arbeiterschutzes Herzens- und Gewissenssache war. Das Studium der Arbeiterausstände des verflossenen Jahres hatte ihn veranlaßt, die Frage prüfen zu lassen, «ob unsere Gesetzgebung den innerhalb der staatlichen Ordnung berechtigten und erfüllbaren Wünschen der arbeitenden Bevölkerung in ausreichendem Maße Rechnung trägt». Das Ergebnis war ein ganzes Programm von Reformvorlagen über Sonntagsruhe, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Erlaß von Arbeitsordnungen, Vorschriften über Arbeitsbücher, bessere Regelung gewerblicher Schiedsgerichte und ihre Gestaltung zu Einigungsämtern. «In der gerechten Fürsorge für den Arbeiter liegt die wirksamste Stärkung der Kräfte, welche wie Ich und Meine Hohen Verbündeten berufen und willens sind, jedem Versuche, an der Rechtsordnung gewaltsam zu rütteln, mit unbeugsamer Entschlossenheit entgegenzutreten.»

Am 13. November 1890 legte der Ministerpräsident Reichskanzler von Caprivi als ersten unter fünf Gesetzentwürfen den über ein neues Einkommensteuergesetz dem Abgeordnetenhause vor und am 20. November ergriff der neu ernannte Finanzminister Dr. Johannes **Miquel** das Wort zu einer Rede, durch die er die Reform der Finanzen Preußens sozusagen diktierte. Er erzählte die Leidensgeschichte der Steuererklärung, der «Deklaration» in Preußen, wie er sie vorher ohne Zweifel Sr. Majestät dem Kaiser erzählt hatte und damit war zur Überzeugung der Hörer alles gesagt. Dem vereinigten Landtag von 1847 hatte der damalige Finanzminister von Duesberg eine Einkommensteuer vorgelegt, die auf der Pflicht der «Selbststeuererklärung» ruhte, weil er diese als das unerläßliche Mittel betrachtete, um zu einer gerechten Veranlagung der Steuer zu gelangen. Der Berichterstatter Ludolf Camphausen fand in der Einführung dieser Deklaration einen Akt bürgerlichen Mutes und eine Erziehung zur bürgerlichen Pflicht. Von Beckerath erinnerte die Versammlung daran, daß alles Einkommen doch unter dem Schutz und der Sicherheit, die der Staat gewährt habe, gewonnen werde und daß daher namentlich auch die, die ein hohes Einkommen haben, dem Staat gegenüber doppelte Pflichten eingehen müssen. Aber die Zeit war noch nicht reif, die Idee zu neu, der vereinigte Landtag verwarf in namentlicher Abstimmung gegen eine große Minderheit die ganze Steuer. Nur durch Verzicht auf den Steuererklärungszwang, dem die Erste Kammer auch 1849 den heftigsten Widerstand entgegengesetzt, konnte die Regierung 1851 die allgemeine Einkommensteuer selber retten. Damals stand Preußen mit seiner allgemeinen Einkommensteuer in Deutschland obenan, seitdem war es durch die große Mehrheit der deutschen Staaten mit der Selbsteinschätzungspflicht überholt worden; in dem Fehlen dieser letzteren lag der entscheidende Grund des mangelhaften Ergebnisses der Veranlagung; wenn diesem Mangel abgeholfen wurde, so war die Steuerreform gelungen und so geschah es. Gleich die erstmalige Anwendung des Gesetzes im Jahre 1901 ergab ein Mehr von 45284000 M. und nun erst konnte die seit 1883 bestehende Steuerfreiheit aller kleinen Einkommen bis 900 M. zu einer organischen Einrichtung werden — eine Entlastungsmaßregel, welche mehr als 20 Millionen Köpfen der Bevölkerung zugute kam. Als eine sehr erhebliche Entlastung der breiten Massen der Bevölkerung wurde auch die — wenn auch vorerst nur versuchsweise — Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893 empfunden, während die Bekanntmachung der Handelsverträge, die in den Jahren 1892—94 in Kraft traten, eine fast märchenhafte Entwicklung des deutschen Handels und Gewerbfleißes erzeugte.

Am Nachmittag des 7. Dez. 1891 ließ der Reichskanzler von Caprivi drei vom 6. Dezember 1891 ausgefertigte **Handels- und Zollverträge** mit Österreich-Ungarn, Italien und

Belgien dem Reichstag zugehen, denen sich am 10. Dezember ein vierter Vertrag mit der Schweiz anschloß. Der November 1893 brachte die Handelsverträge mit Spanien, Rumänien, Serbien und am 5. Februar 1894 ward der Handelsvertrag mit Rußland veröffentlicht, nachdem letzteres gegen diesen seinen ersten Handelsvertrag mit Deutschland sich in einem beispiellos heftigen Zollkrieg zur Wehr gesetzt. Um was handelte es sich für Deutschland bei diesen Verträgen? Um den Weltmarkt, den sich die deutsche Industrie durch den Wert und zugleich die Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse erkämpft hatte und der anders als durch solche Verträge nicht behauptet werden konnte. Den Gegenwert für diese Verträge zahlte die Landwirtschaft durch Verminderung des Getreidezolles von 5 auf $3^1/_2$ M. Kaum aber waren die ersten Handelsverträge geschlossen, als infolge einer gesegneten Ernte ein Preissturz von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer einsetzte, der in den Jahren 1891, 1892, 1893, 1894 ein geradezu entsetzliches Bild zeigte. Nach den Angaben der Zeitschrift des königl. preußischen Statistischen Bureaus ergaben sich folgende Ziffern: In den 4 Jahren 1891–1894 fielen die Preise für Weizen von 218 auf 135 M., die für Roggen von 204 auf 118 M., die für Gerste von 164 auf 132 M., die für Hafer von 161 auf 139 M. Während bei solchen Preisen die Erzeugungskosten noch immer im Steigen begriffen waren, konnte die Landwirtschaft nicht mehr bestehen und die an Verzweiflung grenzende Erbitterung, die in dem neugegründeten «Bund der Landwirte» zum Ausdruck kam, war nur zu begreiflich. Aber die Industrie wenigstens bot ein Schauspiel von Blüte dar, dem sich nichts vergleichen ließ.

Bevor Deutschland sich selber Rechenschaft geben konnte von dem Wandel, welcher in seiner Weltstellung eintrat als es in Handel und Industrie zur Weltmacht wurde, hatte in der englischen und französischen Presse ein lauter Notschrei den Streit um die Handelsverträge übertäubt. In vier Auflagen hintereinander erschien in London im Jahre 1896 eine Schrift unter dem Titel «Made in Germany» von Edwin Williams, die gleich in dem ersten Kapitel die «sinkende Herrlichkeit» Englands mit den Worten beleuchtete: «Die Herrschaft Englands über den Welthandel war lange Zeit ein Sprichwort von unbezweifelter Gültigkeit, jetzt ist sie auf dem Wege zum Märchen zu werden.» Mit einer erdrückenden Fülle von Tatsachen wurde dann nachgewiesen, daß, was England verloren habe, in die Hände Deutschlands übergegangen sei. Noch in demselben Jahre erschien unter dem Titel «Le danger allemand» aus der Feder von Maurice Schwob, dem Herausgeber des «Phare de la Loire», ein Buch, in dessen Vorrede es hieß: «Täuschen wir uns nicht, ohne Geräusch hat sich Deutschland eine Handels- und Industriearmee geschaffen, ebenso furchtbar wie seine Kriegsarmee von 1870. Es ist dieselbe weise Organisation, dieselbe Sorgfalt im Detail, dieselbe Vollkommenheit des Werkgerätes, derselbe Rahmen ausgebreiteter Spionage, nur diesmal ausgestreckt über die ganze Welt, denn um die Eroberung der ganzen Welt handelt es sich heute.» Und was zwei Journalisten begonnen, das wurde vollendet durch einen Mann der Wissenschaft, Professor Georges Blondel in Paris, der im Jahre 1898 seine inhaltreiche Schrift «L'essor industriel et commercial du peuple allemand» in erster und im Jahre 1900 in dritter Auflage in mehr als verdoppeltem Umfang erscheinen ließ.

Im Herbst 1900 machte der bekannte Marinepolitiker Edouard Lockroy eine Reise nach den Häfen und Werften der deutschen Marine und beschrieb sie in einer Reihenfolge von Briefen, die zuerst im «Temps» und dann unter dem Titel «Du Weser à la Vistule. Lettres sur la marine allemande» (Paris-Nancy 1901) als Buch erschienen. Der zweite seiner Briefe beginnt mit den Worten: «Wenn man spricht von der Marine, muß man vom Kaiser sprechen, nicht nur, weil er ihr Befehlshaber ist, sondern auch weil er will, daß sie die mächtigste von Europa sei. Ihm zum großen Teil dankt man die erreichten Fortschritte. Er verfolgt die Ausführung seines Planes mit einer Zähigkeit, die nichts ermüdet. Die Geschichte seiner Kämpfe mit der Mehrheit des Reichstags ist berühmt. Der Sieg wird sicherlich ihm verbleiben. – Seine Tätigkeit, die groß ist, hält Deutschland beständig in Atem. Oft verblüfft er es, immer zwingt er es, ihm zu folgen. Eine hochgestellte Persönlichkeit sagte mir eines Tages: «In seinem Erbe hat der Kaiser den Stock des großen Friedrich gefunden. Er gebraucht ihn, um das Land in Marsch zu setzen.» Dieser Einfall ist nicht ohne Wahrheit. In der Weise, wie er die Flotte «auferlegt», liegt eine Art moralischer Gewalt.

ADALBERT RITTER VON KOSSAK

KAISER WILHELM II. AN DER TÊTE DER LEIBHUSARENBRIGADE

Kaiser Wilhelm II., der von außerordentlicher Fürsorge für die Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit der Armee erfüllt ist, liebt es, oft bei den großen militärischen Übungen die Führung der Aktionen zu übernehmen. Das Bild stellt den Monarchen an der Spitze der Leibhusarenbrigade dar. ▣





1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Oberst von Böhm; 3. Flügeladjutant von Scholl; 4. Flügeladjutant Graf Schönburg; 5. von Mackensen, Generaladjutant und Kommandeur der Leibhusarenbrigade.


KOSSAK

Sein Wille lastet wie ein Joch auf den Ministern, auf den Mitgliedern des Parlaments, auf seinen Untertanen. Weder den einen noch den anderen läßt er Ruhe. Bald schreibt er lange Denkschriften, um die Dringlichkeit einer ernsthaften Seeverteidigung nachzuweisen; bald zeichnet er selbst den Schattenriß aller europäischen Kriegsschiffe, damit jedermann sich mit der Notwendigkeit durchdringe, der Schwäche der kaiserlichen Geschwader abzuhelfen. Den Torpedoflottillen erteilt er Befehl, die großen Ströme aufwärts zu fahren und vor den Häfen des Binnenlandes Anker auszuwerfen: so gedenkt er Neugier und Aufmerksamkeit auf das Seewesen hinzulenken. Von Stadt zu Stadt läßt er kleine Modelle von Panzern und Kreuzern fahren. Ein militärischer Vortragsredner begleitet dies wandernde Marinemuseum. Vor einem immer zahlreichen, durch die Neuheit des Schauspiels angezogenen Publikum legt man die Zusammensetzung der modernen Maschinen auseinander, die Unterschiede der Typs und ihrer Rollen im Gefecht; man spricht von möglichen Kriegen, von Gefahren, die das Vaterland bedrohen, der Unentbehrlichkeit einer mächtigen Flotte für das moderne Deutschland. Nach und nach wirken diese verschiedenen Mittel der Propaganda mächtig auf die öffentliche Meinung ein; ein «Flottenverein» bildet sich, der jetzt mehr als 600 000 Mitglieder zählt. Das ganze Land erhitzt sich für die Zukunft der Marine. Das Fieber des Kaisers teilt sich dem Reiche mit.» (S. 20—22.)

So waren es denn echte Freuden- und Siegestage, die Kaiser Wilhelm II. erlebte, als er im Laufe eines Jahres zwischen dem 30. Juni 1891 und dem 27. Juni 1892 vier große Panzerschiffe hintereinander («Kurfürst Friedrich Wilhelm», «Brandenburg», «Weißenburg», «Heimdall») ihrem Element übergab, alle vier nicht mehr wie früher in England gebaut und in England mit deutschem Gelde angekauft, sondern vom Kiel bis zur Mastspitze auf deutschen Konstruktionsbureaus und deutschen Werften von deutschen Ingenieuren und Arbeitern errichtet: jeder einzelne Stapellauf nicht bloß eine Verstärkung deutscher Seemacht, sondern zugleich ein Sieg deutscher Ingenieurwissenschaft und Schiffsbaukunst. Ein wahres Völkerfest aber feierte Kaiser Wilhelm inmitten des Ostseearmes, den man den «Kieler Hafen» nennt, als er am 21. Juni 1895 den nach 7 Jahren der Arbeit fertiggewordenen Nordostseekanal eröffnete und ihm den Namen «Kaiser Wilhelm-Kanal» feierlich verlieh. Diese neue Wasserstraße, in der der Traum von Jahrhunderten in Erfüllung ging, war die Morgengabe, mit der die jüngste der Seemächte sich einführte bei der seefahrenden Welt, die vom Kaiser geladen, vollzählig zu dem Fest erschienen war, mit Einschluß der beiden Seevölker, die nicht ohne herbe Empfindungen kommen konnten — der Dänen und der Franzosen.

Der großen Flottenschau vom Juni 1895 ließ der Kaiser im Februar 1897 die selbstgezeichneten Flottentafeln folgen, die in der großen Kuppelhalle des deutschen Reichstags zu Berlin aufgehängt wurden, zur Belehrung und Beherzigung für die Reichsboten, die hier während der Tagung täglich vorüber mußten. Die fünfte und sprechendste dieser Flottentabellen folgte im April 1897 und war überschrieben: «Einst und jetzt 1886—1896.» Die eigenhändig hinzugefügten Zeilen des Kaisers lauteten: «Im Jahre 1886 hatte das deutsche Reich 27 Schiffe mit 343 Geschützen zur Verfügung. Auf 3 Flaggschiffen fuhren 3 Admirale an der Spitze von 3 Divisionen, um teils in Amerika, teils in Afrika bei Sansibar, teils bei Kamerun den Erwerb von deutschen Kolonien zu unterstützen oder Respekt vor der deutschen Flotte zu erzwingen. Im Jahre 1896 hatte das deutsche Reich 14 Schiffe mit 168 Geschützen zur Verfügung. Ein Flaggschiff war nicht mehr vorhanden und mußte deshalb aus der Schlachtflotte das Panzerschiff «Kaiser» herausgenommen werden. Auf demselben fährt ein Admiral an der Spitze der einzigen Division, die noch formiert werden kann, in Ostasien zum Schutze des deutschen Handels.» (Wippermann, Deutscher Geschichtskalender 1897, I, S. 360—362.)

Dieser Division war es vorbehalten, im Jahre darauf den Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik zu vollziehen.

Es war am 1. November 1897, als in Jenschofu in der Provinz Schantung (Geburtsstadt des Confucius und Mittelpunkt des Confuciusdienstes, die «heilige Stadt», das Mekka Chinas) einige deutsche Missionare katholischen Bekenntnisses zusammenkamen, um das Allerheiligenfest miteinander zu begehen. Ein bewaffneter Chinesenhaufe unter Führung des Statthalters Lipinheng überfiel sie, und zwei von ihnen, Nies und Henle, wurden schmählich ermordet.

Durch den Draht wurde der deutsche Gesandte in China, Freiherr von Heyking angefragt, welcher Punkt an der chinesischen Küste geeignet sei, als Genugtuung für den Mordfrevel besetzt und als Stützpunkt für Handel und Schiffahrt Deutschlands festgehalten zu werden. Heyking empfahl einen kleinen Hafen im Süden Chinas, in der Nähe von Amoy. Aber der Bischof Anzer, Chef der chinesischen Mission, der sich zufällig in Berlin aufhielt und gleichfalls vom auswärtigen Amt befragt wurde, riet von Amoy ab, weil es im Süden Chinas dem Interessengebiet Englands (Hongkong) und dem Frankreichs (Tongking) zu nahe läge, während der Mordüberfall im Norden geschehen sei und auf den Fanatismus im Norden Eindruck gemacht werden müsse. In demselben Sinne sprach er sich am nächsten Tage beim Kaiser selber aus und empfahl diesem Klautschou wegen seines ausgezeichneten Hafens und seiner höchst ausbeutungsfähigen Kohlenlager. Diese Erwägungen schlugen beim Kaiser durch, der sofort an den Vize-Admiral von Diederichs, den Chef der im Hafen von Schanghai liegenden Kreuzerdivision den Befehl erließ, in der Bucht von Klautschou die Besitzergreifung vorzunehmen, die denn auch am Sonntag den 14. November ausgeführt und auf Grund einer Vorverständigung vom 5. Januar am 6. März 1898 durch einen Vertrag in Frieden und Freundschaft festgelegt ward.

> Kaiser Wilhelm II., welcher den Aufsatz vor der Drucklegung gelesen hat, bemerkt zu den vorstehenden Ausführungen desselben eigenhändig: «Nicht richtig! Ich habe Klautschou gewählt, nachdem ich die Samsah-Bucht und Weihaiweih hatte rekognoszieren lassen und mir beide als völlig ungeeignet gemeldet waren. Ich nahm nun das Werk von Frhr. von Richthofen mit der Karte von China vor und nach Durchlesung seines Aufsatzes über Schantung habe ich mich für den Hafen von Klautschou entschieden, da Richthofens Urteil so ungemein günstig für das Hinterland lautete. Anzer hat bei der Entscheidung nichts zu tun gehabt.»

Inzwischen war am 6. Dezember 1897 die Negerrepublik Haiti für die Vergewaltigung eines deutschen Reichsangehörigen, Emil Lüders, durch die beiden Schulschiffe «Stein» und «Charlotte» empfindlich gezüchtigt worden. Am 15. Dezember ward der Konteradmiral Prinz Heinrich von Preußen mit den beiden Kreuzern «Deutschland» und «Gefion» nach Ostasien nachgesendet und vom Kaiser in Kiel verabschiedet mit einer Rede, in der die bedeutsamen Worte vorkamen: «Reichsgewalt bedeutet Seegewalt und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig, so daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann» (Wippermann, Deutscher Geschichtskalender 1898, I, 251). Am 30. April 1898 ward der «Deutsche Flottenverein» zu Berlin gegründet, der alsbald den Gedanken «Verdoppelung der deutschen Schlachtflotte» in die Massen warf und nach einer beispiellos lebhaften Agitation kam am 14. Juni 1900 das jetzt geltende Flottengesetz zum Abschluß (mit Abänderungen vom 6. April 1908).

Der neuen Seemacht Deutschlands fehlte jetzt nur noch eines: eine öffentliche Reifeprüfung, eine Blut- und Feuertaufe vor aller Welt, entschlossen angetreten und schneidig vollendet ohne einen einzigen jener Zwischenfälle, in welchen das scharfe Auge des Fachmanns Fehler der Organisation entdeckt, welche im Frieden nicht sichtbar werden. Diese Reifeprüfung der deutschen Flotte war der Chinakrieg des Jahres 1900, der sich abspielte zur selben Sommerzeit, da auf der Weltausstellung zu Paris die deutsche Industrie im unblutigen Kampf um den Weltmarkt ihren ersten großen Sieg davontrug. Unser Panzergeschwader war auf einer Übungsreise begriffen, als es vom Kaiser zurückberufen und nach China befehligt ward. Auf der Seefahrt dahin legte es 13 000 Seemeilen, bei 12 Knoten in der Stunde, zurück, eine für solche Schiffskolosse ganz bedeutende Leistung, und traf in China in einer Verfassung ein, die auf eine ganz erstaunliche Bereitschaft und Schlagfertigkeit schließen ließ.

Vom Augenblick der Ankunft des deutschen Panzergeschwaders an trat Deutschland als die führende Macht des Boxerkrieges hervor. Der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler wurde der Sprecher der Gesandtschaften in Peking: freiwillig, ohne Befehl seines Monarchen, ohne Beschluß seiner Mitgesandten, ja sogar gegen deren Rat trat er am Morgen des 20. Juni, ohne Waffen und ohne bewaffnete Begleitung, gefolgt nur von seinem gleich heldenmütigen Dolmetscher Dr. Cordes, den Gang zum Ministerrat an, um die Zurücknahme des Ultimatums der chinesischen Regierung durchzusetzen, ein letzter Versuch, den er im Namen der Menschlichkeit für seine Ehren-

WILLIAM PAPE

„EIN REICH. EIN VOLK. EIN GOTT.“
25 JÄHRIGE JUBELFEIER DER NEU-
BEGRÜNDUNG DES DEUTSCHEN
REICHES, 18. JANUAR 1896

Die Feier des 25jährigen Erinnerungstages der Neubegründung des deutschen Reiches findet unter Entfaltung großer Pracht im Weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin statt. Kaiser Wilhelm II. erscheint in Garde du Corps-Uniform, das Haupt mit dem Adlerhelm bedeckt, vom roten Samtmantel umwallt. Nach Beendigung seiner dem Gedächtnisse des großen Tages gewidmeten Thronrede ergreift der Kaiser begeistert die Fahne des ersten Garderegiments zu Fuß, senkt sie vor der Versammlung und spricht mit erhobener Stimme:

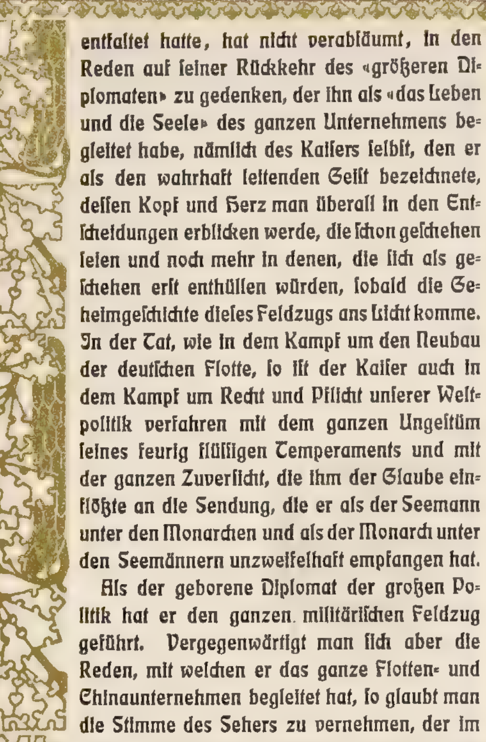
«Angesichts dieses ehrwürdigen Feldzeichens, welches eine fast zweihundertjährige ruhmbedeckte Geschichte bezeugt, erneuere Ich das Gelübde: Für des Volkes und des Reiches Ehre einzustehen, sowohl nach innen als nach außen, Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott.» ◘

1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst; 3. Staatsminister Dr. Bosse; 4. Staatsminister Thielen; 5. Staatsminister Freih. von Hammerstein; 6. Staatsminister Freih. von der Recke von der Horst; 7. Staatsminister Dr. von Miquel; 8. Staatsminister Freih. von Berlepsch; 9. Staatsminister Dr. von Delbrück; 10. Staatsminister Dr. von Bötticher; 11. Dr. Freih. von Mittnacht, Staatsminister; 12. Dr. Neidhardt, Gesandter, Wirkl. Geh. Rat; 13. Dr. von Lucanus, Chef d. Zivilkab., Wirkl. Geh. Rat; 14. Freih. von Crailsheim, Staatsminister; 15. Dr. von Heerwart, Wirkl. Geh. Rat; 16. von Brauer, Staatsminister; 17. von Metzsch, Staatsminister; 18. Freih. von Cramm-Burgsdorf, Gesandter, Wirkl. Geh. Rat; 19. Freih. von Marschall, Staatsminister; 20. Hollmann, Staatsminister; 21. Freih. von Senden-Bibran, Konteradmiral; 22. Dr. Pauli, Bürgermeister von Bremen; 23. von Oertzen, Gesandter; 24. Schönstedt, Staatsminister; 25. Graf von Posadowsky-Wehner, Staatsminister; 26. Selkmann, Wirkl. Geh. Rat; 27. Dr. von Stephan, Staatsminister; 28. Graf von Lerchenfeld-Koefring, Gesandter; 29. General d. Kav. Graf von Schlieffen, Chef d. Generalst. d. Armee; 30. Oberst von Moltke, Flügeladj.; 31. Minister d. kgl. Hauses von Wedel; 32. General d. Inf. von Werder, Generaladj.; 33. Oberstltn. von Mitzlaff, Kommandeur d. Reg. Garde du Corps; 34. Leibpage des Kaisers; 35. Oberstschenk Fürst Hatzfeld-Trachenberg; 36. Garde du Corps-Posten; 37. Generalltn. Graf von Wedel, Generaladj.; 38. General d. Kav. Graf Wartensleben; 39. Oberst von Kessel, Kommandeur d. 1. Gardereg. zu Fuß; 40. Generalltn. von Plessen, Generaladj.; 41. General d. Art. Fürst A. Radziwill, Generaladj.; 42. Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein; 43. Prinz Aribert von Anhalt; 44. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin; 45. Prinz Maximilian von Baden; 46. Prinz Albrecht von Preußen; 47. Prinz Friedrich Leopold von Preußen; 48. Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld; 49. Prinz Friedrich Heinrich von Preußen; 50. Prinz Joachim Albrecht von Preußen; 51. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg; 52. General d. Kav. Graf Lehndorff, Generaladj.; 53. Generaloberst Graf Waldersee; 54. Oberstkämmerer Erbprinz zu Hohenlohe-Oehringen; 55. Oberstjägermeister Fürst von Pleß; 56. General d. Kav. von Alvensleben; 57. General d. Inf. von Winterfeld, kommand. General d. Gardekorps; 58. General d. Inf. von Hahnke, Chef d. Militärkab.; 59. Oberstltn. Mackensen, Flügeladj.; 60. Graf Sponeck, Kommandant d. 2. Leibhusarenreg.; 61. Freih. von Buol-Berenberg, Präs. d. Reichst.; 62. Schmidt, 1. Vizepräs. d. Reichst.; 63. Spahn, Oberlandesgerichtsrat, 2. Vizepräs. d. Reichst.; 64. Dr. von Bennigsen, Oberpräs.; 65. Graf Limburg-Stirum, Wirkl. Geh. Rat; 66. Freih. Lucius von Ballhausen, Staatsminister; 67. H. H. Meier, Konsul; 68. von Dietze, Amtsrat; 69. Prof. Adolf von Menzel; 70. Dr. Lieber; 71. Prinz Heinrich von Schönaich-Carolath; 72. Dr. Clemm; 73. Graf von Hompesch, Kammerherr; 74. Dr. von Levetzow, Wirkl. Geh. Rat; 75. Freih. von Gültlingen, Kammerherr, Landgerichtsdir.; 76. Freih. von Heeremann von Zuydwyck, Regierungsrat a. D.; 77. Freih. von Manteuffel; 78. von Kardorff, Landrat a. D.; 79. Graf Dönhoff-Friedrichstein, Kammerherr; 80. Freih. von Stumm-Halberg; 81. Ackermann, Geh. Hofrat; 82. Graf von Holstein-Neverstorff; 83. Dr. von Frege-Weltzien, Rittergutsbes.; 84. Prinz von Arenberg; 85. Dr. Hammacher, Bergwerksbes.; 86. Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Legationsrat; 87. Graf Oriola; 88. Dr. Langerhans, Stadtverordn.-Vorst.; 89. Dr. Lingens, Geh. Kämmerer; 90. Dr. Hitze, Prof.; 91. Dr. Bachem; 92. Graf Schlieffen-Schlieffenberg, Landrat; 93. Graf zu Inn- und Knyphausen, Kammerherr; 94. Freih. von Saurma-Jeltsch-Sterzendorf, Kammerherr; 95. von Benda-Rudow; 96. Dr. Enneccerus, Prof., Geh. Justizrat; 97. Dr. Rintelen, Geh. Oberjustizrat; 98. von Köller-Cantreck, Wirkl. Geh. Rat, Präs. d. H. d. Abg.; 99. Liebermann von Sonnenberg; 100. Dr. Hermes; 101. Graf von Kanitz-Podangen, Kammerherr; 102. Dr. von Cuny, Prof., Geh. Justizrat; 103. Rickert, Landesdir. a. D.; 104. von Dziembowski, Landrat a. D.; 105. Dieden, Alterspräs. d. Reichst.; 106. Graf von Roon, Generalltn. z. D.; 107. Hausmarschall Freih. von Lyncker; 108. Obergewandkämmerer Graf F. von Perponcher; 109. Fürst zu Fürstenberg; 110. Hofmarschall Freih. von und zu Egloffstein; 111. Oberjägermeister Freih. von Heintze; 112. Hofprediger Dr. Rogge; 113. Oberhof- und Hausmarschall Graf zu Eulenburg; 114. Generalintendant Graf von Hochberg; 115. Oberstallmeister Graf von Wedel; 116. Graf B. zu Eulenburg, Staatsminister; 117. von Puttkamer, Staatsminister; 118. Staats- und Kriegsminister Bronsart von Schellendorf; 119. Oberst von Liebermann, Kommandant d. Grenadierreg. Nr. 7; 120. Oberst von Eichhorn, Kommandant des Grenadierreg. Nr. 8; 121. Generaloberst Freih. von Loë, Generaladj.; 122. Generalltn. von Klitzing, Kommandeur d. 1. Gardeinfanteriedivision.

Auf dem Balkon Kaiserin Auguste Viktoria, Kaiserin Friedrich, sowie der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich und Prinz Adalbert.



pflicht hielt und mit dem Leben bezahlte. In den Kämpfen um Taku, Tientsin und Peking haben die Kapitäne zur See Lans, Pohl, Usedom und Graf Soden sich geschlagen wie die Löwen. Der Aufruf des Sir Edward Seymour: «The germans to the front» hat den furor teutonicus unsterblich gemacht, mit dem die Deutschen sich in die Feinde stürzten, um es endlich, endlich den Helden des Landheeres von 1870—71 gleich zu tun. Große Waffentaten waren nicht mehr zu vollbringen, da der Feldmarschall Graf Waldersee als «Weltmarschall» im Chinakriege erschien. Seine große Aufgabe war die «Erhaltung des Einvernehmens der Mächte», wie Graf Bülow in seinem Rundschreiben vom 11. Juli es genannt hat. Übte er einen «Oberbefehl» oder nur eine «Oberleitung» aus? Diese Frage ward gar nicht aufgeworfen. Durch eine meisterliche Diplomatie der Tat wurde alles erreicht, was durch einen Streit um Worte nur gefährdet worden wäre. Die Bürgschaft aber alles Gelingens war das unbedingte Vertrauen, welches die Lauterkeit der deutschen Politik genoß, als sie mit unerschütterlicher Treue festhielt an dem Programm, zu dem auch England durch die Abkunft vom 16. Oktober sich verpflichtete, dem Programm: «Offene Tür und freier Handel für alle Völker». Graf Waldersee aber, der im Waffenrock alle Gaben eines großen Diplomaten



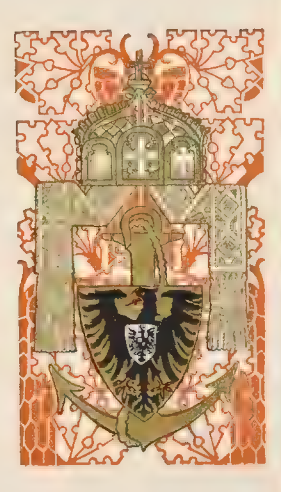
entfaltet hatte, hat nicht verabsäumt, in den Reden auf seiner Rückkehr des «größeren Diplomaten» zu gedenken, der ihn als «das Leben und die Seele» des ganzen Unternehmens begleitet habe, nämlich des Kaisers selbst, den er als den wahrhaft leitenden Geist bezeichnete, dessen Kopf und Herz man überall in den Entscheidungen erblicken werde, die schon geschehen seien und noch mehr in denen, die sich als geschehen erst enthüllen würden, sobald die Geheimgeschichte dieses Feldzugs ans Licht komme. In der Tat, wie in dem Kampf um den Neubau der deutschen Flotte, so ist der Kaiser auch in dem Kampf um Recht und Pflicht unserer Weltpolitik verfahren mit dem ganzen Ungestüm seines feurig flüssigen Temperaments und mit der ganzen Zuversicht, die ihm der Glaube einflößte an die Sendung, die er als der Seemann unter den Monarchen und als der Monarch unter den Seemännern unzweifelhaft empfangen hat.

Als der geborene Diplomat der großen Politik hat er den ganzen militärischen Feldzug geführt. Vergegenwärtigt man sich aber die Reden, mit welchen er das ganze Flotten- und Chinaunternehmen begleitet hat, so glaubt man die Stimme des Sehers zu vernehmen, der im Jahre 1843 in dem deutschen Flottenlied von Georg Herwegh das Wort ergriffen und durch ihn dem Kaiser der Zukunft zugerufen hat:



Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen
Blick' in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß' deine Töchter spinnen,
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgebärde;
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde:
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus! — — — —





Das Meer wird uns vom Herzen spülen
Den letzten Rost der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unsre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen;
Das Meer, das Meer macht frei! — —

Wie dich die Lande anerkennen
Soll auch das Meer dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen?
Ergreif ihn, er ist dein.

Ergreif' ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer;
O sprich, wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck? — —

Es wird geschehn! Sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorcht bis zum Sunde;
Wenn keine Krämerwage mehr wie Pfunde
Europas Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt,
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute:
Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vlies der Welt.






PREUSSEN
BAYERN
SACHSEN
WÜRTTEMBERG
BADEN
HESSEN
MECKLENBG·SCHWERIN
MECKLENBG·STRELITZ
OLDENBURG
BRAUNSCHWEIG
SACHSEN MEININGEN



SACHSEN-KOBURG-GOTHA
ANHALT
SCHWARZBG:SOND.
SCHWARZBG:RUD.
WALDECK
REUSS ä.L.
REUSS j.L.
SCHAUMBURG-L.
LIPPE
LÜBECK
BREMEN
HAMBURG
ELSASS-L.

